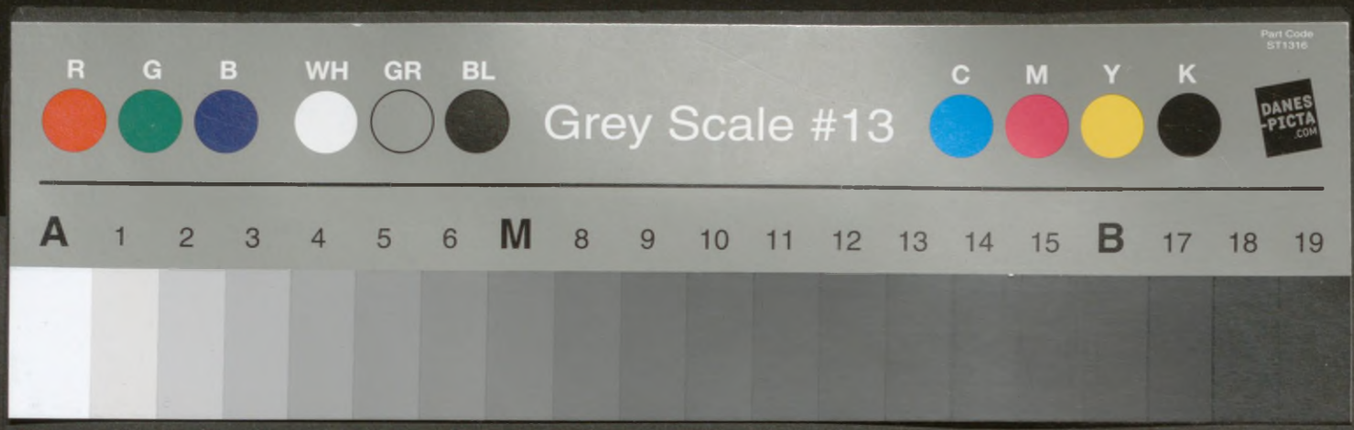


Heinrich von Treitschke
Aufsätze Reden und Briefe



Heinrich von Treitschke

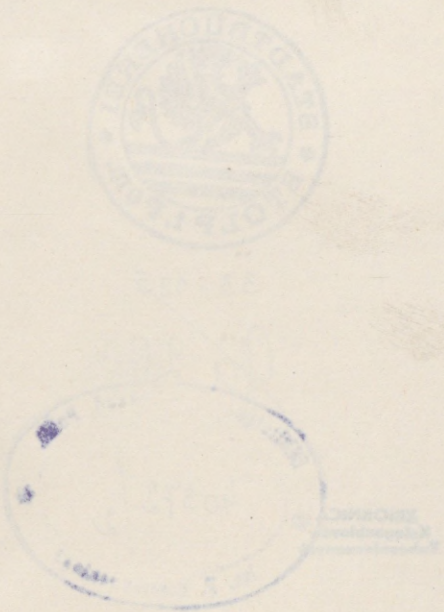
Aufsätze Reden und Briefe

Treitschke / Aufsätze, Reden und Briefe

Heinrich von Treitschke

Aufsätze, Reden und Briefe

Herausgegeben
von
Dr. Karl Martin Schiller



1929

Im F. W. Hendel Verlag zu Meersburg

940



33 : 125

Qa 20

40372/2

ZBIORNICA
Księgozbiorów
Zabezpieczonych

Erster Band

Gestalten und Charaktere

Heinrich von Kleist

Leipzig 1858

Wer unter den Hellenen nicht verstand, eine feste Stelle zu gewinnen in der gegebenen Ordnung des Staates und der Sitte, der ging zugrunde, verachtet und vergessen. Der strenge Bürgergeist der Alten verdammte den Einzelwillen, der sich erdreistete, etwas zu gelten neben dem Willen des Ganzen; ihr auf das Große gerichteter Sinn blickte gelassen hinweg über die geheimsten Schmerzen der ringenden Menschenseele; ihre Schamhaftigkeit scheute sich, den Schleier zu heben, der diese Abgründe des Herzens verhüllt. Erst die moderne Welt zeigt ein liebevoll mitleidiges Verständnis für die Fülle des Elends, die in dem Worte liegt: ein verfehltes Leben! Und sie hat guten Grund zu solchem Mitleid. Sie läßt den einzelnen aufwachsen in fast schrankenloser Ungebundenheit: mag er nachher selber zusehen, wie dies junge trotzige Ich nach hartem Kampfe sich einfüge in die handelnde Gemeinschaft der Menschen. Nicht in den brausenden Jünglingsjahren, deren glückselige Torheit allein den philisterhaften Sittenprediger erschreckt — erst später, um die Mitte der zwanziger Jahre, wenn die Zeit des Schaffens anhebt, pflegen dem modernen Menschen die schwersten, die gefährlichsten Stunden zu kommen. Welcher Mann von halbwegs reicher Erfahrung hätte nicht an dieser Markscheide des Lebens einen geliebten Genossen seiner Jugend zugrunde gehen sehen und schmerzvoll mit Heinrich von Kleist gerufen:

Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.

Die fette Mittelmäßigkeit schwimmt behaglich obenauf, doch manche der Besten sinken unter, weil ihr reicher Geist sich nicht fügen will dem Gebote des Lebens: du sollst einen Teil deiner Gaben ruhen, verkümmern lassen — einem Gebote, dessen Härte der Gedankenlose gar nicht fühlt. Wie viele flattern dahin ihr Leben lang wie mit gelähmter Schwinge, weil ein Mißgriff, ein Körpergebrechen, ein alberner Zufall sie ausschließt von

dem Wirkungskreise, in dem sie ihr Höchstes, ihr Eigenstes leisten konnten. Unter allen, die nicht wurden, was sie wollten, leidet niemand so furchtbar wie der hochstrebende Geist, der sich durch sein ganzes Sein, durch eine unwiderstehliche innere Stimme in einen bestimmten Beruf — und nur in diesen — getrieben fühlt und schließlich doch entdeckt, daß seine Kraft nicht ausreicht. Solche Grausamkeit der Natur trifft am härtesten die reizbare Seele des Künstlers; denn er vermag weniger als irgendein anderer Arbeiter die Mängel der Begabung durch die Kraft des Willens zu ersetzen, und die Kunst kennt keine Mittelstraße, sie kennt nur vollendete und verfehlte Werke. — In Vischers Ästhetik, einem der besten und bestbestohlenen Werke unserer Literatur, wird sehr richtig neben dem Genius, der sich selber die Regel ist, und dem Talente, das auf geebneter Bahn frisch und kräftig vorwärts schreitet, noch eine dritte Form der künstlerischen Anlage unterschieden: das partielle Genie — die Begabung jener tief unglücklichen Geister, welche dann und wann in seligen Augenblicken mit der Kraft des Genius das Klassische, das Ewige schaffen, um alsbald ermattet zurückzusinken und sich zu verzehren in heißer Sehnsucht nach dem Ideale. Solche Naturen gleichen einem herrlichen, großgedachten Gemälde, das irgendwo an auffälliger Stelle durch eine Lücke, eine widrige Verzeichnung verunstaltet wird, sie besitzen alles, was den unsterblichen Meister bildet, bis auf jenen kleinen Punkt über dem i, der den Buchstaben fertig macht. Die deutsche Dichtung, die nicht emporwuchs aus einer reifen Volksgesittung, sondern ihr voranging, zählt eben deshalb solcher unfertiger, unglücklicher Genies nur allzu viele, und unter ihnen ragt Heinrich von Kleist als der Gewaltigste, der Wahrhaftigste hoch empor. „Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keines" — so bezeichnet er den Fluch seines Lebens, und nur er selber darf also reden, denn die Halbheit, die Armut seiner Gaben genügt vollauf, um eine Handvoll tüchtiger Künstler mit überschwenglichem Reichtum zu segnen.

Wir Deutschen rühmen uns, daß von den Helden unseres Geistes nicht so unbedingt wie von den meisten Dichtern anderer Völker gesagt werden darf: des Künstlers Leben sind seine Werke. Es ist ein echt deutscher Spruch, den Schiller einmal hinwirft: „Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht größer war als seine Werke." Selbst vor Goethes Faust überkommt uns die stolze Ahnung, daß der Dichter noch immer eine Fülle überschüssiger Kraft zurückbehalten hat in seiner reichen Seele. Darum lassen wir uns die Freude nicht nehmen, den größeren Mann zu suchen hinter den großen Werken, und auch wer die Vorliebe der Gegenwart für die Briefe und Papierschnitzel unserer Dichter nicht teilt, darf das berechtigte Gefühl nicht verkennen, das diesem Übermaß zugrunde liegt. Die düstere Gestalt Heinrich Kleists verbietet uns solchen Genuß. Während seine Werke oft den Tadel, immer das Lob entwaffnen, einige

darunter bis zu den Höhen menschlichen Schaffens hinaufreichen, ist sein Leben doch nur eine entsetzliche Krankheitsgeschichte. Zweifel und Kämpfe, wie sie niemals grausamer ein Menschenherz gepeinigt, Siechtum des Leibes und der Seele, der ungerechte Kaltsinn der Zeitgenossen, der Zusammenbruch des Vaterlandes und die gemeine Not um das liebe Brot — das alles vereinigt sich zu einem erschütternden Bilde; dem Betrachter bleibt zuletzt nur ein Gefühl grenzenlosen Mitleids und der wehmütige Hinblick auf die von dem Unglücklichen so oft angerufene „Gebrechlichkeit der Welt". — Die Biographie steht darum dem reinen Kunstwerke so nahe, weil in dem Dasein jedes bedeutenden und gesunden Mannes die Geschichte seiner Zeit wie in einem Mikrokosmos erscheint. Kleists Leben aber, wie mächtig auch die Stürme des Jahrhunderts diesen tiefen Geist erschütterten, ist die Geschichte höchstpersönlicher Leiden, ein psychologisches Problem.

Wir kennen nicht die Züge seines Gesichts; denn das einzige erhaltene Porträt — ein greisenhafter Knabenkopf, den ein Gottverlassener, dicht auf der Grenze zwischen dem Maler und dem Weißbinder stehend, zusammengepinselt hat — erweckt keinen Glauben. Von den geheimen Kämpfen seiner Seele hat er selbst ein treues Bild gegeben in den Briefen an seine Schwester, die mit ihrer dämonischen Leidenschaft, ihrem verzehrenden Schmerze in unserer Literatur einzig dastehen; wohl nur Mirabeaus Jugendbriefe schildern mit gleich schreckhafter Wahrheit den Aufruhr in einem großen Menschengeiste. Aber selbst wer diese rückhaltlosen Geständnisse kennt, steht zuletzt doch traurig vor einem Unbegreiflichen, vor einer krankhaften Naturanlage, die dem Dichter selbst ein Rätsel blieb. In allen seinen Irrgängen begegnet uns kein Zug, der nicht ehrlich, hochherzig, bedeutend wäre. Er ringt nach der Erkenntnis des Wahren und des Schönen, nach den Kränzen höchsten Dichterruhms; an den platten Freuden des Lebens geht er vorüber mit einer stolzen Verachtung, die unserem genußsüchtigen Zeitalter fast unfaßbar erscheint, kaum daß dann und wann die Sehnsucht, nicht nach dem Behagen, sondern nach dem Frieden des Hauses sich in seine Klagen mischt. Für ihn wie für wenige Menschen gilt das Wort: ihn ganz verstehen heißt ihm ganz verzeihen.

Geboren am 10. Oktober 1776 zu Frankfurt an der Oder, tritt der feurige junge Mensch nach dem Brauche seines Soldatenhauses frühzeitig in die Armee. Während er teilnimmt an den rheinischen Feldzügen, erschüttern die Ideen des philosophischen Jahrhunderts sein Herz. Er sehnt sich hinaus in die Freiheit, in das unendliche Reich des Wissens, er will „die Zeit, die wir hier so unmoralisch töten, durch menschenfreundliche Taten bezahlen". In seinem zweiundzwanzigsten Jahre fordert er seinen Abschied und kehrt als überreifer Student in seine Vaterstadt zurück. Er wird der Lehrer, der geistige Mittelpunkt für einen heiteren Kreis junger Verwandten, er verschlingt die Bücher in rastloser Arbeit und meint mit seinem For-

schen bis in den Kern der Nuß einzudringen. Aber schon nach Jahresfrist treibt ihn eine verzehrende innere Unruhe hinweg von den Studien, von seiner kaum gefundenen Braut. In Berlin sodann trifft ihn wie ein Wetterstrahl die Lehre Kants, daß der Mensch nicht die Dinge kennt, nur seine Anschauung von den Dingen. In maßlosem Schmerz bricht der junge Himmelsstürmer zusammen vor dieser Erkenntnis. Die Verzweiflung an aller Wahrheit, an allen Gesetzen des sittlichen Lebens klagt fortan schauerlich in seinen Briefen: „Daß wir ein Leben bedürften, um zu lernen, wie wir leben müßten! — Und so mögen wir am Ende tun, was wir wollen, wir tun recht!" Und dazwischen immer von neuem die glühende Sehnsucht nach dem Ewigen: „Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht an Ahndungen reicher, als Gedanken fassen und Worte sagen können!"

Schon in früher Jugend quält ihn die überfeine Zartheit des Gewissens, welche wir so gern als ein Zeichen innerer Reinheit begrüßen möchten, während sie doch in den meisten Fällen nur der Vorbote ist eines verdüsterten, selbstquälerischen Alters. Mit unbarmherzigem Auge verfolgt er selbst jeden seiner Schritte, wie ein Geisteskranker belauscht er sich; selbst über seine tollsten Streiche, seine finstersten Seelenkämpfe gibt er sich und andern Rechenschaft — das alles ganz unbefangen, ganz wahrhaftig, ganz frei von jedem Streben, sich interessant zu machen. Darüber gehen ihm natürlich viele jener Augenblicke verloren, wo der Mensch, ganz mit sich einig, ohne Wahl und Frage sein Bestes schafft. Das Doppelleben, das so viele Künstler führen, wird ihm zur verzehrenden Krankheit. Nicht genug, daß seine Stimmung in jähen Sprüngen von kindlich harmloser Fröhlichkeit zu finsterem Unmut, von rasch aufloderndem Stolze in kleinmütige Verzagtheit umschlägt, daß seine Unbeständigkeit ihm den bitteren Ausruf entringt, Gleichmut sei die Tugend nur des Athleten; nicht genug, daß seine schneidende Verstandesschärfe ungesellig steht neben einer glühenden Einbildungskraft und einem weichen Gemüte: auch seine Phantasie bringt ihm keinen Trost. Der so viele mit dem reichen Spiele seiner Erfindung entzückt, ihm bleibt selbst das harmloseste Vorrecht des Künstlers versagt. Nicht einmal Luftschlösser kann er bauen, nicht einmal im Geiste sich zu seinen Lieben versetzen; es ist, als sei seine Phantasie für das tägliche Leben nicht vorhanden. Er haßt die Menschen; denn sein Herz und Nieren prüfender Scharfblick zeigt ihm ihre Kleinheit, und sein düsterer Sinn vermag nicht, mit überlegenem, freundlichem Lächeln das Recht solcher Kleinheit zu würdigen. „Vielleicht" — so schreibt er einmal seiner Braut — „hat die Natur dir jene Klarheit zu deinem Glück versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt." Fremd, beklommen steht er in den höheren Kreisen der Gesellschaft, wo das Verbergen jedes starken Gefühls für gute Sitte gilt; und doch kann er des Beifalls der Mißachteten nicht

entbehren. Die Welt beginnt die Achsel zu zucken über sein zielloses Träumen, er fühlt die spöttischen Blicke seiner Umgebung auf seinen Wangen brennen. Der Drang nach Taten erwacht und lastet auf ihm „wie eine Ehrenschuld, die jeden, der Ehrgefühl hat, unablässig mahnt"; er will schaffen, rastlos, unermüdlich: „Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich des Schicksals harten Boden öffnen." Auch seine Freunde, seine Braut, seine geliebte Schwester Ulrike drängen und fragen ihn, was er denn werden, was er leisten wolle. O ihr Erinnyen mit eurer Liebe! ruft er außer sich.

Wer hätte nicht einmal in schweren Stunden erfahren, wie qualvoll solche zudringliche Einmischung der Welt uns bedrückt, wenn eine ernste Entscheidung vor unsere Seele tritt? Und eben jetzt, da jedermann ihm von seinen wissenschaftlichen Plänen spricht, ist Heinrich Kleist schon verekelt an aller Wissenschaft, er ahnt, daß Gelehrte und Künstler Antipoden sind und — daß er selber ein Dichter sei. Auch dies müssen wir schweigend hinnehmen als ein psychologisches Rätsel, daß in einem solchen Dichtergeiste die Ahnung seines Berufes so unbegreiflich spät erwachte. Kein Liebeslied, kein rhetorischer Dithyrambus hat ihm, wie anderen glücklicheren Künstlern, die holde Schwärmerzeit des Lebens verschönt; die Erstlinge seiner Muse sind — seine schmerzbewegten Briefe an Ulrike. Wir fühlen nach, wie das Ohr des Künstlers sich erfreut an diesen verhaltenen Gedichten, an dem vollen Klange dieser leidenschaftlichen Klagen. Zuweilen tritt schon die Sehnsucht nach dem Schönen klarer hervor; er schildert die Reize der Natur in prächtigen Farben, er ruft: „Wir sollten täglich wenigstens ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Gemälde sehen, ein sanftes Lied hören oder ein herzliches Wort mit einem Freunde wechseln." — Dann stürmt er hinaus in die Ferne; jahrelang, auf unsteten Wanderfahrten durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz jagt er dem Traumbilde des Dichterruhmes nach, das flammend vor seiner Seele steht. Er will der größte der Kleiste werden — denn ein naiver Familienstolz liegt in seinem Geiste dicht neben der Schwärmerei für die Gleichheit der Menschen. Das Sprichwort der märkischen Vettern „jeder Kleist ein Dichter" soll sich glorreich erfüllen, der Lorbeer des alten Ewald Kleist soll verwelken neben dem seinen. Er berauscht sich an Goethes Werken, Schillers ideales Pathos ergreift diesen durch und durch realistischen Kopf nur wenig. Zugleich sagt ihm eine geheimnisvolle Ahnung, daß in ihm selber eine Gewalt dramatischer Leidenschaft schlummere, die Goethes harmonischer Genius so nicht kannte: „Ich will ihm den Kranz von der Stirne reißen", ruft er frevelnd. Was hat er nicht ausgestanden bei dem wohlweisen Lächeln der Philister um ihn her, die ihm seine „Verse" nicht verzeihen können; wie soll das armselige Volk erstaunen, wenn er einst heimkehrt als der erste der deutschen Dichter!

Und schon ist der Plan gefunden, der alle Wunder von Weimar mit

einem Schlage überbieten soll: das Drama Robert Guiscard. Auf diesen einen Wurf setzt er sein alles: gelingt ihm dies Gedicht, „das der Welt deine Liebe zu mir erklären soll" — dann will er sterben, so schreibt er der Schwester. In dem geheimnisvollen Ringen um dieses Werk verzehrt sich die edelste Kraft seiner Jugend. Bald schwelgt er in „der Erfindung, diesem Spiele der Seligen", bald umflattern die werdenden Gestalten des Gedichts sein Haupt wie ein verfolgendes Dämonengeschlecht, also daß er mitten in froher Gesellschaft mit halblauter Stimme zu dichten beginnt. Wieder und wieder vernichtet er das Werk, das seinen glühenden Wünschen nie genügt. Dann klagt er das Schicksal an, warum es nicht die Hälfte seiner Gaben zurückgehalten habe, um ihm dafür Selbstvertrauen und Genügsamkeit zu schenken; dann überfällt ihn die Reue um die verlorenen Stunden, die ungenossenen wie die ungenützten, und eine tiefe Verachtung des Lebens: „Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch tot ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indem er es pflegt." Und bald strahlt er wieder von kecker Siegeszuversicht und ruft gleich seinem Prinzen von Homburg: „O Cäsar Divus, die Leiter setz' ich an deinen Stern!" Sein äußeres Leben in diesen angstvollen Tagen schildert er selbst in der Klage: „An mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit." Er wandert und wandert, schließt Bekanntschaften mit bedeutenden Männern, um sie ebenso schnell zu lösen, entwirft neue Lebenspläne, um sie sogleich fallen zu lassen. Er will als ein Landmann in der Schweiz sich eine stille Hütte bauen und bricht mit seiner Braut, weil sie ihm nicht folgen will; er versucht einmal, inmitten der Pracht der Alpen, auf einer Insel in der Aar, mit einem anmutigen Schweizermädchen ein beschauliches Künstlerleben zu führen — und das alles zieht an ihm vorüber wie ein Traum, leer und nichtig neben dem einen, was ihm wirklich ist — neben dem Dichterschmerz um sein Drama. Da endlich erfolgt die Enttäuschung, deren schneidenden Jammer nur die eigenen Worte des Unglücklichen schildern können. Am 5. Oktober 1803 schreibt er der Schwester:

„Der Himmel weiß, meine theuerste Ulrike (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr ist), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchstaben eines Briefes gäbe, der so anfangen könnte: ‚Mein Gedicht ist fertig.' Aber Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, an den Versuch gesetzt, zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unsere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug sei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröstet mich, ‚wenn jeder ihrer lieben Söhne nur eben so viel thäte, so würde unserem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen'. Und so sei es denn genug. Das Schicksal, das den Völkern jeden Zuschuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich,

die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Thöricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht. Und so soll ich denn niemals zu Euch, meine theuersten Menschen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thust, so kennst Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen denke, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, sie sind, ich schwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entsetzt die Vorstellung. Ist es aber nicht unwürdig, wenn sich das Schicksal herabläßt, ein so hilfloses Ding, wie der Mensch ist, bei der Nase herumzuführen? Und sollte man es nicht fast so nennen, wenn es uns gleichsam Kuxe auf Goldminen giebt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten?" —

Gleich darauf eilt er nach Frankreich, um unter Bonapartes Fahnen in England zu landen und — dort „den schönen Tod der Schlachten zu sterben. Unser aller Verderben lauert über den Meeren. Ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab." Eine schwere Krankheit rettet ihn aus diesem Anfalle des Wahnsinns; doch die Narben aus jenen Kämpfen bleiben unvertilgbar seinem Geiste aufgeprägt. Von neuem beginnen die unsteten Wanderfahrten; über lange Abschnitte seines Lebens sind wir noch heute ohne sichere Kenntnis. In diesem reichen Geiste arbeiten dämonische Kräfte, die über die Enden des Menschlichen hinausgreifen, er schwankt zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild, zwischen dem Gott und dem Tier. Sein poetischer Genius bricht sich endlich seine Bahn durch alle diese Leiden, entfaltet sich stolz und sicher, stetig anwachsend. Dann bringt das Unglück des Vaterlandes seinem verwüsteten Leben wieder einen neuen reichen Inhalt: mit der inbrünstigen Liebe eines großen Herzens klammert der Dichter sich fest an sein versinkendes Volk, und während er die herrlichen Werke schreibt, die ihn an die Spitze unserer politischen Sänger stellen, trägt der Unbegreifliche jenen finsteren Lebensüberdruß mit sich umher, der ihn schließlich zum Selbstmord treibt.

Es hieße an jeder Freiheit des Willens verzweifeln, wollte man in einem so unseligen Leben keine Schuld finden. Aber wer ist so vermessen, nach den dürftigen Nachrichten das Maß seiner Verschuldung und das Maß seines Unglücks abzuwägen? Nur einige widrige Umstände, an denen Kleists Wille wenig ändern konnte, seien erwähnt. Durch seinen frühzeitigen Eintritt in den Soldatenstand ward sein Entwicklungsgang unterbrochen, seine ganze spätere Bildung autodidaktisch und verwirrt. Und wie

Bibliothek

unentbehrlich war nicht eine strenge Geisteszucht gerade einem so erregbaren, so leicht und vielseitig auffassenden Kopfe! Ein geborener Edelmann, war er hinabgestiegen zu einem Berufe, der jenen Tagen noch für bürgerlich galt, und vermochte doch den stetigen, folgerechten Fleiß des bürgerlichen Arbeiters sich niemals anzueignen. Noch tiefer und unheilvoller mußte auf ihn wirken, daß das Leben seinem Gemüte so wenig Freuden bot. Eine wahre, beglückende Liebe hat er nie genossen. Und wenn wir seine Richtung auf das Drama, sein für jene Zeit wunderbar lebendiges Interesse am politischen Leben bedenken, wenn wir uns fragen: Welch ein Geist mußte es sein, der in dem Käthchen von Heilbronn, in der willenlos sich hingebenden Liebe sein weibliches Ideal finden konnte? — so erkennen wir, daß, bei aller Reizbarkeit, das männliche, ja das männische Wesen der hervorstechende Charakterzug seiner Natur war, so verstehen wir auch, wie schmerzlich dieser stolze Mann den Mangel teilnehmender Liebe empfinden mußte. Seine Braut hat ihn nie beglückt, das bezeugen seine Briefe. Diese Liebesbriefe eines Dichters, die uns mit einer Flut dürrer, doktrinärer Prosa überschütten, seien allen denen empfohlen, welche nicht begreifen können, aus wie seltsamen, widerstrebenden Stoffen der Mensch gemischt ist. Jeder Brief beginnt mit einigen zärtlichen Worten, deren abstrakte Metaphern starke Zweifel an der Tiefe der Empfindung erregen; darauf folgt eine regelrechte Schulstunde; er fordert seine Braut zu Denkübungen auf, er legt ihr Fragen vor, wie: Was ist prächtig? was niederschlagend? Kurz, er liebt sie nicht, er will sie erst bilden, und auch eine reiche Phantasie kann eine solche Täuschung des Gefühls nicht mit poetischem Zauber verklären.

Ulrike Kleist hat mit rührender Hingebung ihr Vermögen, ihr Glück, ihr alles dem Bruder geopfert, doch sie war nur die Schwester, zudem mit ihrem männlichen exzentrischen Wesen dem Dichter allzu verwandt: „Es läßt sich nicht an ihrem Busen ruhn." Auch eine zweite Geliebte, die er zu Dresden in Körners Hause fand, verstand nicht in die Launen seines herrischen Geistes sich zu fügen, und er stieß sie von sich. Wer ein Ohr hat für die leisen Schwingungen des Gefühls, der errät auch aus den Werken mannhafter Dichter, ob ihr Herz verödet blieb oder ob sie einmal wahr und rein und glücklich liebten — ein feiner und tiefer Unterschied, der mehr in der Form als im Wesen der Empfindung sich kundgibt. Wenn es lichte Geister gibt, die in der Einsamkeit des schaffenden Genius erhaben sind über solcher Bedürftigkeit — Kleist zählte nicht zu ihnen. Ergreifend klingt seine Klage: „So viele junge blühende Gestalten, mit unempfundenem Zauber sollen sie an mir vorübergehn? O dieses Herz! Wenn es nur einmal noch erwarmen könnte!" Er schildert die Liebe selten unbefangen als die welterhaltende Macht, die in dem Stammeln des Kindes als die erste Regung der Menschlichkeit erscheint und den Trotz des Mannes zu der Natur zurückführt; er stellt sie gern dar als eine Krankheit des Leibes

und der Seele und verirrt sich zuweilen in die Mysterien des geschlechtlichen Lebens, die der Kunst schlechthin verschlossen sind. Er schildert gern das Nackte, und seine lebensvolle Sinnlichkeit berührt oft die zarte Grenze, welche die schöne Wärme der Leidenschaft von der fliegenden Hitze des Gelüstes trennt.

Auch der Freunde besaß er wenige. Einige ausgezeichnete Männer unter seinen Kriegskameraden, wie Rühle und Pfuel, standen seinem Dichterschaffen allzu fern; und der Verkehr mit dem anmaßenden Phantasten Adam Müller verwirrte nur sein Urteil. Erscheint es nicht fast tragikomisch, daß der derbe, grundprosaische Zschokke und der jüngere Wieland, den die Nachwelt nur als einen warmherzigen Patrioten kennt, die einzigen Poeten waren, mit denen ihn eine gewisse Gemeinschaft künstlerischer Arbeit verband? Zschokkes „Stunden der Andacht" und Penthesilea! — Was frommte ihm der Beifall des alten Wieland, der schon mit einem Fuß im Grabe stand? Der eine, zu dem er emporblickte, Goethe, konnte das Grauen vor den krankhaften Zügen dieses leidenschaftlichen Talentes nicht verwinden; und die lauten Stürmer der romantischen Schule, die mit ihren formlosen Experimenten den Markt beherrschten, verziehen ihm seine Tugenden nicht, sie verachteten den prosaischen Sinn des Mannes, der den Mut besaß, festzuhalten an der strengen Kunstform des Dramas. Den christlichen Poeten des Tages war der ernste Bekenner Kantischer Sittlichkeit unheimlich: wenn Fouqué mit ihm zusammentraf, so sprachen sie selbander — über die Kriegskunst. Von solchen Stimmungen beherrscht erwies die Leserwelt den Werken Kleists eine unbelehrbare Mißgunst; kein einziger froher Erfolg verschönte sein Leben. Als er einst einer Freundin einige seiner Verse rezitierte und jene voll Bewunderung nach dem Verfasser fragte, da schlug er sich verzweifelnd an die Stirn: „Auch Sie kennen es nicht? O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte?" Man mag einen jungen Poeten verachten, der die Kraft nicht findet, das unvermeidliche Schicksal eines Erstlingswerkes zu ertragen; doch hier erschüttert uns die gerechte Klage des verkannten Genius. Fester und fester spann er sich ein in sein einsiedlerisches Treiben: das Leid, sprach er stolz, drückt um so schwerer, wenn mehrere daran tragen. Der Fluch der Einsamkeit kam über ihn: sie nährte sein mißmutiges Grübeln, sie gewährte ihm nur zu viel Muße, die Dinge wieder und wieder zu bedenken, also daß jeder Entschluß, kaum gefaßt, ihm alsbald zum Ekel ward. Und wenn wir schaudern vor den frevelhaften Spielen der Phantasie, die in solchen Stunden sein Hirn betörten, so sollen wir doch auch unbarmherzig die Mitschuld seiner Zeit bekennen: dies Künstlervolk ließ den Sänger des Prinzen von Homburg verhungern, während Kotzebue und Zacharias Werner als große Dichter gefeiert wurden.

Es liegt am Tage, daß ein so qualvoll ringender Dichtergeist unwillkürlich Probleme von subjektiver Wahrheit wählen mußte. Kleist wußte

BIBLIOTEKA Kolegiów Zabezpieczenia

wohl, warum er die Frage aufwarf, die ihm viele begabte Dramatiker nachgesprochen haben: ob es denn nicht möglich sei, die Frauen mindestens für einige Abende vom Theaterbesuche auszuschließen. Seine edelsten Werke sind Bekenntnisse, ganz verständlich nur dem reifen Manne, dem verwandte Kämpfe die Seele erschütterten. Wer sich aber hineingefunden hat in diese subjektive Welt, den umfängt sie auch wie ein Zauberkreis. Kleist besitzt eine dramatische Energie, welche dem gemütvollen, gern in die Weite schweifenden deutschen Wesen fast unheimlich erscheint und von keinem anderen unserer Dichter erreicht wird. Ein hoher dramatischer Verstand wirft alles zur Seite, was aufhalten, was den Sinn des Hörers von dem Wesentlichen ablenken könnte. Unaufhaltsam, wie in den Effektstücken gedankenloser Bühnenpraktiker, flutet die Handlung dahin; und doch ist nichts bloß gedacht und gedichtet, alles erlebt und angeschaut. Mit wunderbarer Sicherheit weiß er jederzeit die Stimmung in uns zu erwecken, die sein Stoff verlangt; mit ein paar Worten versetzt er uns in jede fremde Welt. Vor der Wahrheit seiner Charaktere verstummt die Kritik: diese Menschen leben, und wenn der Sturm der Leidenschaft sie packt, dann verliert selbst der nüchterne Hörer die Besinnung. In Kleists reiferen Stücken sind auch die geringfügigen Nebenpersonen des Studiums der tüchtigsten Schauspieler würdig: der Knecht Gottschalk im Käthchen war eine der glänzendsten Rollen Ludwig Devrients. Freilich verführt ihn die Fertigkeit, sich selbst zu belauschen, auch in der Zeichnung seiner Charaktere oft zu virtuoser Kleinmalerei. Er wagt manchmal, jene flüchtigen Gedankenblitze darzustellen, die uns wider Willen durchzucken, die nur durch ihr augenblickliches Verschwinden erträglich werden und darum jeder Darstellung sich entziehen; dann haben wir den Eindruck, als redeten seine Menschen im Traume. In jenen Augenblicken der höchsten Wut, wo in der Wirklichkeit die Leidenschaft stumm bleibt oder nur zerrissene Reden ausstößt, verschmäht Kleist oft das schöne Vorrecht des Dichters, der mächtigen inneren Bewegung Worte zu leihen; solche Szenen machen bei ihm, weil er sich zu sehr an die Natur hält, nur den Eindruck des Richtigen, nicht der poetischen Wahrheit.

Die maßlose Leidenschaft, daran des Dichters Leben sich verblutete, dringt oftmals störend auch in seine Werke: er liebt das Schreiende, Gräßliche, verfolgt jedes Motiv gern bis zur äußersten Spitze, seine Helden jagen ihrer Sehnsucht nach so ungestüm, so unersättlich wie er selber dem Traumbilde seines Robert Guiscard. Als Kleist zu dichten begann, hatte er schon zu vieles, zu Ernstes erlebt, um zu meinen, es ließen sich die großen Widersprüche der Welt mit einer „schönen Stelle" lösen. Aber selbst diese echt künstlerische Tugend wird an ihm oft zum Fehler: er haßt nicht bloß die Phrasen, er flieht die Ideen. Als einen Mangel müssen wir es bezeichnen, daß die von Lessing verpönten langweiligen Aushilfen verlegener Dichter in seinen Dramen fast gänzlich fehlen. Das

Trauerspiel hohen Stils verlangt solche Worte der Weisheit, nur daß sie natürlich aus Handlung und Charakter sich ergeben müssen; der Hörer atmet bei ihnen auf, er ahnt den hellen Dichtergeist hinter den Schrecken des tragischen Schicksals. Nicht Mangel an Genie erschwerte ihm, den idealen Gehalt seiner Fabeln an den Tag zu bringen, wohl aber Mangel an Ruhe: seine Stoffe lasteten auf ihm noch in ganz anderer Weise, als jedes unfertige Bild den Künstler bedrückt. Er besaß andauernde Begeisterung genug, um fast nur größere Werke zu schaffen, er arbeitete langsam und kehrte mit gewissenhaftem Fleiße immer wieder zu dem Geschaffenen zurück. Er schildert jede Einzelheit mit peinlicher Genauigkeit; und doch fühlen wir aus der Mehrzahl seiner Werke die innere Rastlosigkeit des Dichters heraus, seinen Drang, des Stoffes ledig zu werden. Man lese die „Episode aus dem letzten Feldzuge", ein keckes Reiterstück, die einfachste Geschichte von der Welt. Wie ein Husar in einem von den Franzosen bedrohten Dorfe unbekümmert um die Bitten des Wirts behaglich ein paar Gläser trinkt, dann mit einem wilden Fluche davonsprengt und sich durch die Feinde durchhaut — das wird auf mehreren Seiten geschildert, keine Handbewegung des Reiters wird uns erlassen. Und trotzdem kommen wir dabei nicht einen Augenblick zur ruhigen Betrachtung, so atemlos ist die Erzählung.

Auf Kleists Schaffen paßt Wort für Wort die Klage, die Schiller einmal über die Aufgabe des Dramatikers schlechthin ausspricht: „Ich muß immer beim Objekte bleiben; jedes Nachdenken ist mir versagt, weil ich einer fremden Gewalt folge." Und fragen wir, warum Heinrich Kleist mit aller Schöpferkraft seiner Phantasie doch hinter dem Genius Schillers weit zurückbleibt, so lautet die Antwort: Schiller ist ein Klassiker, er sucht Probleme, die für alle Zeiten wahr sind, und löst sie mit der Sicherheit eines Geistes, der in den Ideen lebt; und weiter: Schiller steht seinen Werken frei gegenüber — trotz jener Selbstanklage, die ihn nicht trifft. Kleist aber wird in der Tat oft unfrei, willenlos fortgerissen von der Gewalt seines Stoffes; ja wir fühlen nicht selten, wie eine glänzende Erscheinung vor ihm aufsteigt, wie sie Macht gewinnt über seinen Geist und ihn zwingt, sie zu gestalten, auch wenn die Harmonie seines Planes darunter leiden sollte. Einzelne traumhaft schöne Bilder kehren in seinen Gedichten immer wieder, fast wie fixe Ideen, die er nicht abschütteln kann.

Trotzdem ist Kleist ein denkender Künstler. Zwar kommt ihm niemals bei, in seinen Briefen über die Gesetze seines Künstlerschaffens zu sprechen, ja in einem Aufsatz voll köstlichen zynischen Humors verhöhnt er alle Kunsttheorien und meint, „daß es, nach Anleitung unserer würdigen alten Meister, mit einer gemeinen, aber übrigens rechtschaffenen Lust an dem Spiel, deine Einbildungen auf die Leinwand zu bringen, völlig abgemacht ist". Doch in seinen Werken ist solcher Naturalismus nicht zu finden: gewissenhaft hat der Mann, dem die Schule der Bühne verschlossen

blieb, nachgedacht über die Gesetze des Dramas; sorgfältig hält er die Kunstformen auseinander. In seinen Dramen ist alles Handlung, in den Novellen alles Erzählung, also daß selbst der Dialog zumeist in indirekter Rede berichtet wird. Man vergleiche das lange Gedicht an die Königin Luise, das Graf Yorck vor kurzem in den Grenzboten mitteilte, mit dem schönen prägnanten Sonette, das offenbar aus jenem Entwurf entstanden ist, und man wird ahnen, wieviel Gedankenarbeit in diesen wenigen Zeilen liegt. Auch in der Form seiner Gedichte bewährt sich der bewußte Künstler. Die ganze Tonleiter der Empfindung steht dem Sprachgewaltigen zu Gebote, doch am glücklichsten gelingt ihm der Ausdruck der stürmischen Leidenschaft; er kennt die Laute des edlen Heldenzorns wie der tierischen Wildheit. Sein Stil ist höchst persönlich, von unverkennbarer Eigenart und eben darum echt deutsch: eine knappe, markige Sprache, auch in der Prosa allein aus dem deutschen Wortschatz geschöpft, reich an volkstümlichen anschaulichen Wendungen, und wenn es sein muß derb und grob, so wie er einst im Regimente gegen seine „Kerls" gewettert hatte. Der melodische Tonfall lyrischer Rede reizt ihn nicht; ihn kümmert's wenig, ob seine Jamben zuweilen hart, zerhackt, durch häßliche Flickwörter entstellt erscheinen; nur dramatisch, ausdrucksvoll, ein treuer Spiegel des Inhalts sollen sie sein, und sie sind es.

Mag ihn die Literaturgeschichte immerhin zu der romantischen Schule zählen — die stolze Ursprünglichkeit dieser Erscheinung wird durch einen Gattungsnamen mitnichten erschöpft. Jedes Gedicht Kleists entspricht der Mahnung, die er einst den nachahmenden Künstlern zurief: die Werke der alten Meister sollten „die rechte Lust in euch erwecken, auf eure eigene Weise gleichfalls zu sein". Er hat die Märchenpracht der Romantik mit ahnungsvoller Zartheit besungen, ja der Kantianer sehnte sich auf Augenblicke nach dem Frieden, den nur die Formenschöne des katholischen Kultus gewähren könne; aber dicht neben diesen phantastischen Träumen liegt in seinem Geiste der strenge Realismus, die Freude an dem Schlicht-Natürlichen, die Verstandesklarheit des protestantisch-norddeutschen Wesens. Der uns soeben die gaukelnden Gestalten einer Wunderwelt geschildert, führt uns im nächsten Augenblick in die Kämpfe des politischen Lebens, läßt uns in vollen Zügen die frische, scharfe Luft der Zeitgeschichte atmen. So steht der wunderliche Grübler vereinsamt wie ein Fremder in einer Zeit, deren Kämpfe und Leiden er doch tiefbewegt im Innern mitempfindet; und wir Nachlebenden wissen nicht zu sagen, ob wir ihn beklagen sollen als einen Spätling oder als einen zu früh Geborenen. Er erschien zu spät — denn dem geistigen Vermögen einer jeden Epoche ist ein festes Maß gesetzt, es war unmöglich, daß die deutsche Kunst noch bei Lebzeiten Goethes jenen neuen Stil hätte finden können, von dem Kleist träumte. Und wieder: er kam zu früh, denn erst der Bürgersinn, der realistische Zug der Gegenwart

beginnt den Kern dieses Dichtergeistes zu verstehen, erst den Dramatikern unserer Tage sind seine Werke ein Vorbild.

Nur der Torso des ersten Aufzuges läßt uns ahnen, welch ein Werk der „Robert Guiscard" zu werden bestimmt war; doch weder das Bruchstück selbst noch die Überlieferung der Normannengeschichte gibt uns einen klaren Begriff von dem Plane. Wir vermuten lediglich, wenn wir „das Volk" als Masse reden und klagen hören, daß dem Dichter eine Erneuerung des antiken Chors in ganz moderner, dramatischer Form, eine Verbindung des charakteristischen und des idealisierenden Stiles vorgeschwebt haben mag. Eine wunderbare, von Kleist selber nie wieder erreichte Pracht der Sprache hebt uns sofort auf die Höhen des Menschenlebens; hier ist sie wirklich, die gorgeous tragedy in sceptred pall, die Tragödie der Könige und Helden. Wir blicken in das wogende Gewimmel eines Völkerlagers, und wie der alte Löwe Robert Guiscard soeben majestätisch unter die klagenden Normannen tritt, da brechen die Szenen ab, die einzigen, welche Kleist nach der Vernichtung des Werkes zu erneuern gewagt hat, und traurig legen wir die Blätter aus der Hand, an denen das Herzblut eines edlen Mannes haftet.

Noch während dieser Plan auf der Seele des Dichters lastete, versuchte er sich an einem bescheideneren Werke, dem Drama „Die Familie Schroffenstein". Neben seiner großen Tragödie erschien ihm das kleinere Gedicht bald armselig, wie „eine elende Scharteke"; fast gewaltsam mußten ihn die Freunde überreden, das Drama zu vollenden. Kein Wunder, daß die Kritik mit diesem Erstlingswerke nichts anzufangen wußte; der Dichter war, da er als Neuling auf den Markt trat, längst in der Stille durch eine harte Schule dramatischer Arbeit gegangen, längst hinaus über die rhetorische Überschwenglichkeit der Jugend.

Der Bau der ersten Akte ist mit der Sicherheit eines gereiften Verstandes entworfen; die Charaktere, voll gewaltiger, wortkarger Leidenschaft, sind gezeichnet mit jener unerbittlichen Wahrheit, welche die Frauen so leicht von Kleists Werken zurückschreckt; das Ganze ein Bild finsterer blutiger Kämpfe, ohne jede Spur einer höheren Idee. Wenn Hegel recht hätte mit seinem Satze, daß ein idealistischer Anfang in der Kunst immer bedenklich sei, so müßte man dies Erstlingswerk mit dem günstigsten Auge betrachten. Und doch liegt gerade in dem Mangel jedes idealen Momentes der Grund seines Fehlschlagens.

Kleist schildert den ererbten Haß zweier verwandter Häuser, deren Kinder sich lieben und endlich durch den Frevel der Väter untergehen. In Shakespeares Romeo und Julie wird der Haß der Familien vorausgesetzt, der Schwerpunkt liegt in der Schuld der Liebenden. Bei dem deutschen Dichter erscheint das Leiden der Liebenden nur als eine Episode, als das heitere Gegenbild der finsteren Fabel, freilich als ein Bild von rührender Innigkeit und bezaubernder sinnlicher Wärme. Der Kern seiner

Aufgabe ist, zu entwickeln, wie die lang gehegte Erbitterung der beiden Geschlechter durch ein Nichts, einen leeren Verdacht zum finsteren Hasse gesteigert wird, wie der Wahnsinn des Argwohns die beiden Stammeshäupter — zwei grundverschiedene und doch in ihrem zähen, schweren Wesen nahe verwandte Naturen — übermächtig packt und sie fortreißt von Untat zu Untat. Und dies ist dem Künstler so vollständig gelungen, wirkliche und vermeinte Schuld, Schein und Wahrheit verschlingen sich so fest ineinander, daß der Hörer und schließlich auch der Dichter die Klarheit seines sittlichen Urteils verliert. Dem Dichter selbst wird „das Gefühl verwirrt" wie seinen Helden, er steht ratlos vor dieser jämmerlichen und doch so furchtbaren Kleinheit der Menschen, die in ihrem Grimm befangen nicht rechts noch links von ihrem Wahn hinwegzublicken weiß; er meint zuletzt, die durch den Aberwitz der Sterblichen verschuldete Verwicklung durch einen Aberwitz des Schicksals lösen zu dürfen. Durch einen grundhäßlichen Zufall erschlägt jeder der Väter, in der Meinung, das Kind des Feindes zu treffen, sein eigenes Kind. Vor den unschuldigen Opfern kommt endlich die Nichtigkeit des Argwohns, der all dies Unheil herbeigeführt, an den Tag, und die schuldigen Väter feiern eine weder glaubhafte noch erhebende Versöhnung. Mit sichtlicher Unlust hat der Dichter den Schluß zu diesem krankhaftesten seiner Dramen auf das Papier geworfen; es ist sein eigenes verstörtes Gemüt, das durch den Mund seines Helden verzweifelnd gen Himmel schreit:

Gott der Gerechtigkeit,
Sprich deutlich mit dem Menschen, daß er's weiß,
Auch was er soll! —

Als endlich sein Geist sich langsam erholte von dem Zusammenbruch seiner liebsten Träume, da begann er eine Neuschöpfung des Molièreschen Amphitryon. Eine Neuschöpfung, sage ich, denn bloß zu übersetzen war diesem trotzigen Dichter unmöglich; in ihm lag nichts von weiblicher Empfänglichkeit, und selbst die Aufgabe, das Werk Molières umzugestalten, hätte ihn schwerlich gereizt, wenn nicht die unharmonische Natur des Stoffes jedem neuen Bearbeiter einen weiten Spielraum eröffnete. Die berühmte Fabel, wie Zeus in der Gestalt Amphitryons dessen Weib Alkmene erkennt, bietet in der tollen Verwechslung der Personen, in der Figur des geprellten Ehemanns, diesem zweideutigen Liebling des Lustspiels aller Zeiten, überreichen Stoff zu komischen Szenen; aber, zu grausam für einen Scherz, zu lächerlich, um tiefere Empfindungen zu erregen, kann sie nie einen reinen Eindruck hervorbringen. Als ein Meister hat Molière verstanden, die bedenkliche Kehrseite der Handlung zu verdecken, mit herzerquickendem Selbstgefühl stellt er sich als ein moderner Mensch der antiken Welt gegenüber — so übermütig wie nur Shakespeare in Troilus und Cressida. Er verflacht absichtlich den nationalen Gehalt des

Stoffes, er will nichts wissen von dem religiösen Schauer, den die Erscheinung des Göttervaters in der Brust des gläubigen Hellenen erweckte. Seine Götter sind ein lebenslustiges, übermütiges Völkchen, von den Menschen nur durch ihre Macht verschieden und sehr geneigt, diese Übermacht zu mißbrauchen. Er beginnt mit einem Prologe voll köstlicher Laune: Merkur fordert die Nacht auf, einige Stunden länger über Theben zu verweilen, damit Zeus seine Freude bis auf die Hefe genießen könne; sie weigert sich, denn man müsse „das Dekorum der Göttlichkeit" wahren, doch gibt sie nach, als er ihre Neigung für galante Abenteuer, wovon sie sich allerdings nicht freisprechen läßt, ihr vorhält. Mit diesen Späßen und dem possenhaften Wortspiele Bon jour, la Nuit — adieu, Mercure, das den Prolog schließt, gelangen wir sofort zu der leichtfertigen, lustigen Stimmung, die der Dichter verlangt. Nun folgt ein buntes Durcheinander lächerlicher Szenen. Merkur in der Gestalt des Sklaven Sosias zankt sich mit dem wahren Sosias über sein Ich, zerprügelt ihn wiederholt mit göttlicher Urkraft; und zu diesen alten Witzen, wodurch schon der Amphitryon des Plautus und des Camoens ihre Hörer entzückten, tritt eine neue glückliche Erfindung hinzu: der eheliche Zwist im Hause des Fürsten wiederholt sich possenhaft im Hause des Sklaven. Die gewollte Oberflächlichkeit seiner Charakterzeichnung wird dem Dichter erleichtert durch den Genius seiner Sprache: die französische Leidenschaft tritt in viel zu rhetorischer Form auf, als daß sie uns tief ergreifen könnte. Mit leichtfertiger Grazie schlüpft er über die ernsten Auftritte dahin, so daß wir nie zum Nachdenken, nie aus dem Gelächter herauskommen.

Der tiefe Gegensatz deutschen und französischen Kunstgefühles tritt uns vor die Augen, wenn wir nunmehr den deutschen Dichter in seiner Werkstatt belauschen, wie er das fremde Gebilde zu packen und auf den Kopf zu stellen wagt. In den rein komischen Szenen reicht Kleist, trotz der ersichtlichen Bemühung, sie mit lustigen Einfällen zu bereichern, an die schalkhafte Leichtigkeit seines Vorbildes nicht heran; dafür versucht er, die ernste Seite des Dramas zu vertiefen, zu bereichern durch die Macht und Glut deutscher Leidenschaft. Als Amphitryon seinem Weibe nicht glauben will, daß er selbst sie am vergangenen Abend besucht, da ruft sie ihm nicht, wie bei Molière, seine transports de tendresse, seine soudains mouvements — und wie sonst die französischen Phrasen lauten — ins Gedächtnis: leibhaftig vielmehr tritt der Vorgang vor uns hin, wie Alkmene in der Dämmerung am Rocken saß, wie der vermeinte Gatte heimlich ins Zimmer schlich und sie auf den Nacken küßte — und so folgen wir Schritt für Schritt dem Entzücken jener seligen Nacht. Bezeichnend genug liegt bei dem romanischen Dichter der Schwerpunkt des Stücks in den Situationen, bei dem Deutschen in den Charakteren. Alkmene, bei Molière eine sehr gewöhnliche Erscheinung, ist bei Kleist

ein herrliches Weib, „so urgemäß dem göttlichen Gedanken in Form und Maß, in Sait' und Klang"; sie bleibt rein in der Umarmung des fremden Mannes, denn „alles, was sich dir nahet, ist Amphitryon". Kleist schildert nicht die noble Passion eines galanten großen Herrn, sondern den geheimnisvollen Zauber eines begeisterten Festes der Liebe. Er wagt noch mehr: der christliche Mythus von der unbefleckten Empfängnis der Maria schwebt ihm vor Augen, und er erkühnt sich, der alten Heidenfabel ihren religiösen Inhalt wiederzugeben. Sein Zeus ist der Gott, das irdische Haus muß sich geehrt, begnadigt fühlen durch den Besuch des Allmächtigen. Dergestalt haben zwar die ernsten Szenen unendlich gewonnen. Wie in den Gesprächen mit Alkmene das göttliche Wesen des Zeus durch die irdische Hülle hindurchbricht, wie er endlich mit dem Donnerkeil in der Hand aus dem Gewölke tritt und zu den in heiligem Schrecken zusammenbrechenden Sterblichen redet, das sind Auftritte voll Majestät. Aber das Wesentliche, die Einheit des Stücks, geht verloren. Diese erhabenen Bilder stehen in grellem Widerspruch zu dem possenhaften Treiben der beiden Sosias; es ist unmöglich, Mitleid zu empfinden mit dem tiefen Schmerze des Amphitryon, den wir soeben erst seinen Sklaven in höchst prosaischer Weise prügeln sahen; und mit aller Pracht der Sprache gelingt dem Dichter nicht, uns die Göttlichkeit eines Wesens glaubhaft zu machen, das so groß spricht, aber so grausam und zweideutig handelt wie dieser Zeus. Die zerrissenen, nichtssagenden Reden, womit das Volk zuletzt die Kunde von der seltsamen Gnade des Gottes aufnimmt, beweisen, daß Kleist selbst nicht daran glaubte. Recht behält die faunische Weisheit des Molièreschen Sosias: sur telles affaires toujours le meilleur est de ne rien dire.

Wie anders der fast zur selben Zeit vollendete „Zerbrochene Krug", das einzige selbständige Lustspiel des Dichters — ein Werk aus einem Gusse, rund und fertig, harmonisch bis in die letzte Zeile. Kleist hatte sich einst in der Schweiz mit Zschokke und Ludwig Wieland an einem Kupferstiche ergötzt, der einen plumpen dicken Richter darstellte inmitten hitziger Parteien, die um die Scherben eines Kruges sich streiten. Die jungen Leute wählten dies zum Thema eines literarischen Wettkampfes, und als nun der Grübler sich in das Bild vertiefte, da kam ihm ein Einfall, so einfach, daß er unserem blasierten Publikum kaum auffällt, und doch so glücklich, so echt komisch, daß wir in der armen Geschichte des deutschen Lustspiels nur wenige seinesgleichen finden: der Richter selber hat den Krug zerbrochen bei einem unsauberen Liebesabenteuer und muß, indem er verhört, sich selbst entlarven. Mit virtuoser Kühnheit macht sich Kleist die Arbeit so schwer als möglich; er hält sich genau an das Bild: das ganze Lustspiel stellt, bis auf eine einleitende Szene, nur die eine auf dem Kupferstiche wiedergegebene Situation dar, und zum Überfluß spielt die Handlung in Holland unter

breitspurigen Menschen, die mit umständlichem Phlegma jedes Nichts erörtern. Der entscheidende Hergang rollt sich nicht vor unseren Augen ab, er wird nachträglich enthüllt; die Entwicklung des Dramas ist analytisch, sie erinnert an die Komposition vieler antiker Tragödien. Doch der Dichter hat wirklich die Not zur Tugend gemacht, er weiß den Gang des Verhöres so gewandt zu entwickeln, daß wir auf das Geschehene nicht minder gespannt sind wie in anderen Lustspielen auf das Künftige. Und welch ein psychologisches Meisterstück — dieser Richter Adam, wie er sich festlügt mit frecher Stirn, wie er dann aufgescheucht wird aus allen Schlupfwinkeln seiner dummdreisten Schlauheit, wie er sich nach und nach entpuppt als ein Ungetüm von feiger Unverschämtheit, ein holländischer Falstaff. — Wieviel Kraft des Willens lag doch in Kleists Seele, wenn er seinen düsteren Sinn zwingen konnte zu der ausdauernden Heiterkeit der Komödie! Nur an einzelnen Stellen verrät der gepreßte künstliche Ton des Scherzes, daß der Dichter diese derblustigen Gestalten schuf, um sein selbst zu vergessen.

Durchaus nicht auf der Höhe seiner Dramen stehen Kleists Erzählungen. Nicht als ob ihm das erzählende Talent gefehlt hätte: seine Virtuosität in der Detailmalerei konnte sich hier vielmehr am freiesten tummeln. Aber die lose Kunstform legt seinem stürmischen Geiste die Zügel nicht an, deren er bedarf; alle krankhaften Neigungen seines Wesens, welche die ideale Strenge des Dramas mäßigte, lassen sich hier haltlos gehen. Es scheint nicht überflüssig, dies hervorzuheben: unsere besten Dichtertalente sind heute auf dem Felde der Erzählung tätig; dabei laufen wir Gefahr, den natürlichen Wert der Kunstgattungen zu vergessen. Nimmermehr hätte Kleist in dramatischer Form so ganz Verfehltes geschaffen wie die häßlichen Schauergeschichten „Der Findling" und „Das Bettelweib von Locarno", oder gar die weinerliche Legende von der heiligen Cäcilie. Nur die Manier der Erzählung, nicht das Talent verrät, daß diese verunglückten Versuche aus derselben Feder flossen, welche „Das Erdbeben in Chili" und „Die Verlobung in St. Domingo" schrieb. Das fürwahr sind echte Novellen im Stile der alten Italiener: das neue unerhörte Ereignis, das launische Spiel des Schicksals, nicht der Kampf in der Seele des Menschen gilt dem Dichter als das Wesentliche. In leidenschaftlicher Hast stürmt die Erzählung vorwärts, wunderbar glücklich stimmt die schwüle Luft der indischen Welt zu dem rasenden Wechsel der Geschicke; dem Leser wird zumute, als ob ihm selber die Glut der Tropensonne sinnbetörend auf den Scheitel brenne. Am meisten gerundet in der Form ist die Novelle „Die Marquise von O.". Aber alle Kunst des Dichters bringt uns nicht dahin, daß wir den schändlichen und — was schlimmer ist — grundhäßlichen Ausgangspunkt der Erzählung verwinden, daß wir dem Helden einen Frevel an einem bewußtlosen Weibe vergeben. Immerhin bleibt erstaunlich, wie der natürliche Adel des

Talents selbst beim Ringen mit einem widerlichen Stoffe sich nicht verleugnet. Kleists Freund Zschokke mißbrauchte dasselbe Motiv zu einer Novelle voll fauler Späße; unser Dichter schreitet über das Gemeine rasch hinweg, um sich in eine feine und ernste Seelenschilderung zu vertiefen.

Noch stärker überwiegt das psychologische Interesse in der großen Erzählung „Michael Kohlhaas". Nur der Deutsche empfindet ganz die tragische Macht dieser einfachen Geschichte: wie ein schlichter Mann, in seinem Rechte gekränkt, vergeblich den Schutz des Gesetzes anruft und dann, verzweifelnd an der Ordnung der Welt, in unbändiger Rachgier Frevel auf Frevel häuft, bis endlich der überfeine Rechtssinn des Rechtsbrechers an der Kleinheit seines Gegenstandes sich selbst die Spitze abstößt. Wir meinen den Schleier fallen zu sehen von einem Herzensgeheimnis des deutschen Mittelalters. Die Unersättlichkeit, die Wollust der Rache konnte so wahr, so überzeugend nur ein Dichter schildern, dem selber das Hirn wirbelte bei dem Gedanken an die Vernichtung des Landesfeindes, der selber soeben seinem Volke zurief:

Wenn der Kampf nur fackelgleich entlodert,
Wert der Leiche, die zu Grabe geht!

Aber während die modernen Novellisten sich zumeist in eine Seelenmalerei verlieren, welche der Aufgabe des Dichters ebensosehr widerspricht wie die breite Naturschilderung, und mit peinlicher Langsamkeit das Herz ihres Helden zerfasern und zerschneiden, bleibt Kleist unwandelbar der Erzähler. Sein Held ist immer in Bewegung, obgleich wir jeden seiner Gedanken erfahren, der Fluß der Ereignisse stockt niemals, obschon uns kein Nebenumstand erlassen wird — bis wir leider plötzlich entdecken, daß dem Dichter die Kraft versagt, die Gestalten unter seinen Händen zerfließen und die so herrlich begonnene Fabel in willkürlichen Visionen endet. Die Erzählung lehrt zugleich, wie übermütig der echte Dichter umspringen darf mit jener „historischen Treue", deren Wert von der überbildeten Gegenwart so wunderlich mißverstanden wird. Dem Bilde, das wir alle von Johann Friedrich dem Großmütigen im Herzen tragen, schlägt Kleist fast mutwillig ins Gesicht; das moderne Dresden wird mit größter Sorgfalt in das sechzehnte Jahrhundert zurückversetzt, während wir doch wissen, daß die Handlung in Dresden gar nicht spielen konnte. Und doch drängt sich uns nicht der mindeste Zweifel auf: so lebendig tritt uns alles vor Augen, und so glücklich trifft der Erzähler jenen derben biederen Ton der Rede, der uns die Weise unserer Altvordern weit eindringlicher schildert, als die sorgfältigste Zeichnung des Kostüms vermöchte. Erst von dem Augenblicke an, wo den Dichter die poetische Kraft verläßt, wo er sich in nachtwandlerische Träume verliert, werden unsere historischen Bedenken wach. Und nochmals erhebt sich die Frage:

warum Kleist nicht, nach dem Rate seines Freundes Pfuel, diesen köstlichen Stoff zu einem Drama verwendet hat? In seinen Dramen tritt „die Unart seines Geistes", das schlafwandlerische, phantastische Wesen zuweilen störend, nie zerstörend auf; hier in der Erzählung läßt er sich gehen, und das schöne Gedicht, ein Werk seiner reifsten Jahre, wird ganz und gar verwüstet.

Verfolgen wir sein dramatisches Schaffen weiter, so beobachten wir fortan ein mächtiges Aufsteigen seiner dichterischen Kraft, zunächst an der Tragödie Penthesilea. Man erzählt von Hegel, daß er einst, als Tieck den Othello vorlas, entsetzt ausrief: „Wie zerrissen mußte dieser Mensch, Shakespeare, sein, daß er den Jago so darstellen konnte" — worauf Tieck entgegnete: „Herr Professor, sind Sie des Teufels?" Die Schnurre ist, wenn nicht wahr, doch gut erfunden. Wer der Kunst nicht lebt, nur zuweilen aus der befriedeten Welt des Gedankens sich in ihren Zauberkreis hinüberstiehlt, wird sich leicht versucht fühlen, den Künstler, der ein krankes Menschenherz schildert, selber für krank zu halten. Und freilich, solange Kleists Briefe noch verborgen lagen, blieb die Penthesilea, das subjektivste seiner Werke, unverständlich wie der Traum eines Fiebernden; seit wir jene Geständnisse kennen, erscheint gerade diese wilde Dichtung als der Anfang seiner Genesung. Er faßte sich endlich das Herz, den Kämpfen seiner letzten Jahre ins Gesicht zu sehen, er wagte sie zu einem Kunstwerke zu gestalten, und sobald ein Dichter sein Leid gesteht, beginnt er schon es zu überwinden. Die Erlösung freilich, die reine dauernde Versöhnung, welche ein Goethe in solchem Geständnis seiner Qualen fand, sollte dieser Unglückliche niemals erreichen. Der ganze Schmerz und Glanz seiner Seele, so sagt er selbst, ist niedergelegt in der Penthesilea; sein eigenes Ringen und Leiden, jene wilde Jagd nach dem Ruhm, dem vollendeten Kunstwerk, und sein fürchterlicher Fall erschüttern uns in dem Schicksal dieser Königin der Amazonen, die den Schönsten, den Herrlichsten der Männer zu ihren Füßen niederzwingen will und nach kurzem Rausche des Übermuts in rasendem Toben untergeht — denn nicht dem Speer des Feindes,

dem Feind in ihrem Busen wird sie sinken!

Wie glücklich fühlt sich der Dichter, „einmal etwas recht Phantastisches zu schreiben", die einfache Großheit des Achilleus und des Diomedes inmitten der Farbenpracht einer traumhaften Wunderwelt zu schildern! Wie dürr und kahl erscheinen neben dem Duft und Glanz dieser Verse die gleichzeitigen, durchweg unglücklichen Versuche der Romantiker, das Altertum auf ihre Weise wiederzubeleben — ganz zu geschweigen jener langweiligen Penthesilea, welche Tischbein damals auf die geduldige Leinwand sündigte. An seine Heldin verschwendet der Dichter alle Schätze seines Herzens, denn er liebt sie, und oft klingt uns aus seinen Worten

die unbefangene Sinnlichkeit der Heiden entgegen. Er wagt sich an das unheimliche Geheimnis der Schönheit, das schon Vater Homer kannte, er will ein Weib schildern, so entzückend schön, daß jedes sittliche Urteil vor ihr verstummt. Ihm ist zumute wie jenen Greisen von Troja, die auf den Mauern sitzend das Verderben bejammern, das um eines Weibes willen über ihr Volk kam — und da die Unheilvolle plötzlich unter sie tritt, wagen sie doch nicht zu zürnen, so schrecklich (αἰνῶς) packt sie der Anblick der schönen Helena.

Aber selbst die Kraft unseres Dichters wird zunichte vor der Unnatur seines Stoffes. Schon vor einer antiken Amazonenstatue verweilen wir mit seltsam befremdeter Empfindung, und doch darf die bildende Kunst in diesem Falle mehr wagen als die Dichtkunst. Unser Erstaunen steigert sich zum Grauen, sobald uns das Seelenleben eines Mannweibes, dies wilde Durcheinanderwogen von Heldenstolz und Kampflust, von edler Liebe und roher Brunst in der hellen Beleuchtung eines modernen Dramas entgegentritt. Nun gar das Umschlagen der Wollust in Blutgier, dies allerscheußlichste Rätsel des Menschenherzens, an einem Weibe zu beobachten, wer könnte das ertragen? Was gilt uns die prachtvolle Schilderung der Rosenfeste von Themiskyra, wo die kriegerischen Amazonen, seligen Schauers voll, die besiegten Jünglinge bekränzt zum Altare der Aphrodite führen? Von dem Liebeswahnsinn dieser Jungfrau, die ihre Zähne in den zuckenden Leichnam des Bräutigams schlägt, wendet sich jedes natürliche Gefühl. Und sogar die schöne Form leidet zuletzt unter der Verkehrtheit der Idee, da die Raserei der Königin in läppischen Irrsinn übergeht.

Wir fühlen, wie krampfhaft das Herz noch zuckte, dem diese wilden Verse entströmten, aber auch wie erleichtert der Dichter aufatmen mußte, da er also seinen Schmerz bekannt hatte. Endlich einmal schien das Geschick dem Unglücklichen freundlich zu werden; er gründete in Dresden eine literarische Zeitschrift, den Phöbus, hoffte zuversichtlich, sich jetzt einen ehrenvollen Platz in der Künstlerwelt zu erobern, trat den geselligen Freuden wieder näher. Schon mehrmals früherhin hatte der „arme Brandenburger" seinen Wanderstab ruhen lassen auf diesem lieblichen Winkel deutscher Erde und stundenlang die Madonnenbilder der Galerie betrachtet und die dunkeln Waldgründe durchstreift, die in das lachende Elbtal münden, und droben von der Brühlschen Terrasse träumend hinabgeschaut auf die sanften Windungen des Flusses und das alles in entzückten Briefen der Schwester geschildert. Es war noch das alte Dresden, die prächtige und doch stille Stadt, die Canaletto gemalt hat, so recht ein Platz zum Träumen und zum Dichten, noch nicht der abgetretene Spaziergang blasierter Touristen. Und — so seltsam spielt der Reiz des Kontrastes in dem Künstlergemüte — gerade hier in dem Schmuckkästlein des Rokokostils erwachte dem Dichter der Sinn für die heimische Vor-

zeit; sein Geist, der so lange in die Ferne geschweift, kehrte ein in die Fülle des deutschen Lebens, um seine schönsten und reifsten Werke aus dieser reinen Quelle zu befruchten. Er fühlte sich jetzt Mannes genug, einen neuen Herzenskummer, der ihn traf, sofort als Künstler zu überwinden. All die Träume von Liebesglück, die ihm so schmerzlich zerronnen waren, rief er wach, um im Gedichte ein Weib zu schaffen, wie er es ersehnte und nie finden sollte, und alle sanften, glücklichen Erinnerungen seines Lebens versammelte er um sich, um dem geliebten Bilde eine freundliche Umgebung zu bieten. Die alte gotische Kirche stieg wieder vor ihm auf, die seinem Vaterhause gegenüberstand, mit ihrem schweren Turme und den geborstenen roten Backsteinzinnen, die der Knabe so oft ahnungsvollen Blickes betrachtet; er sah die finsteren Tore und die steilen Giebelhäuser in der alten Oderstadt; jene zarten Bilder von dem „Cherub mit gespreizter Schwinge", von dem „süß duftenden Holunder", die in seinen älteren Gedichten flüchtig wie ein Sonnenblick aus dichtem Gewölk erschienen, erwachten wieder und mahnten ihn, sie reich und farbig zu gestalten. Also schuf der seltsame Mann, der in allem von der Regel abweicht, in seinem zweiunddreißigsten Jahre das jugendlichste seiner Werke: das Käthchen von Heilbronn.

Wir fühlen ihm nach, wie er mit der naiven Freude des Entdeckers vor den wundersamen Gestalten steht, die er in der Vorzeit seines Volkes aufgefunden; ein frischer Duft weht uns an, wie der Erdgeruch aus dem umgebrochenen Acker. Seine Heldin nennt er selbst „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol, ein Wesen, das ebenso groß ist durch Hingebung wie jene durch Handeln". Noch nicht sechzig Jahre sind verflossen, seit dies Werk zuerst an der Wien vor die Lampen trat; und schon mutet es uns an wie eine Sage aus uralter Vorzeit, kaum mehr verstanden von der hellen, strengen Gegenwart. In jedem Volke begegnen uns einzelne Dichtungen, welche, ohne den Stempel klassischer Vollendung zu tragen, doch unantastbar dastehen, weil sie geweiht sind durch die Liebe eines vergangenen Geschlechts; sie fordern, daß der Nachlebende sie dankbar hinnehme wie ein Gebilde der Natur. So dies Gedicht; aus ihm reden alle jene holden traulichen Träume, die unseren Müttern die Jugend beseligten, die Herzenssehnsucht einer Zeit, die unser kälterer Verstand zugleich übersieht und um die Innigkeit ihres Gefühls beneidet. Ich kann nicht ohne Rührung der Stunden denken, da mir meine Mutter von ihren ersten Gängen zum Theater erzählte: wie glückselig hat dies unschuldige Mädchengeschlecht dem Käthchen gelauscht, wenn sie unter dem Fliederbusch ihre keusche Liebe träumt! Der Dichter aber, der so glücklich einen Schatz aus dem Gemüte seiner Zeit zutage gefördert, er war längst nicht mehr, als das Käthchen endlich auf allen Bühnen sich einbürgerte; wir meinen oft seinen Schatten zu sehen, wie er niederschaut

auf die verspäteten Erfolge und bitter lachend wie sein Prinz von Homburg die Achseln zuckt:

Nur schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll!

Selbst heute noch können wir die Kraft des einfachen Märchens erproben: in unseren Vorstadttheatern weilt ein Publikum, zu arm an Bildung und zu schwer bedrückt von den Sorgen des eigenen Lebens, um die Gewalt des tragischen Schmerzes zu ertragen, doch nach deutscher Art zu gesetzt, um allein dem Lustspiele zu huldigen. Hier ist der rechte Tummelplatz für das ernste Drama mit glücklichem Ausgange; hier hat das Femgericht noch seine Schrecken, hier findet der erbärmliche Darsteller des wackeren Gottschalk noch seine Bewunderer, die Kunigunde ihre leidenschaftlichen Feinde. Wir müßten sehr niedrig denken von dem sittlichen Berufe der Kunst, wollten wir solche Erscheinungen über die Achsel ansehen; danken wir Gott, daß das Pariser Hetärendrama noch nicht überall sein Zepter schwingt. Es ist nicht bloß der ritterliche Lärm und Pomp, was diese braven Leute so tief ergreift; noch mächtiger wirkt die Kraft der volkstümlichen Sprache, die Innigkeit des Gemüts, die aus jeder Zeile redet, die Anschaulichkeit der einfach verständlichen Motive. Selbst der Haß, sonst der deutschen Gutmütigkeit so schwer faßlich, erklärt sich hier von selbst. „Der Mensch wirft alles, was er sein nennt, in eine Pfütze, nur kein Gefühl" — das versteht auch der gemeine Mann, nicht die Worte, doch den Sinn.

Freilich muß das Drama von kundigen und rücksichtsvollen Händen vorgeführt werden, mit Pietät nicht vor den schwachen Nerven der Hörer, sondern vor der kräftigen Eigentümlichkeit des Dichters. Welche Barbarei, wenn der zartsinnige Regisseur die Szene, wo Graf Wetter vom Strahl dem Käthchen mit der Peitsche droht, verletzend findet, statt der Roheit eine Niederträchtigkeit einfügt und den Grafen das Schwert zücken läßt auf die Wehrlose! Freilich muß man die Ansprüche der absoluten Kritik daheim lassen. Ist die hingebende Liebe des Käthchens nicht schon selbst wunderbar genug? Ist es nicht bare Tautologie, das größere Wunder durch ein kleineres zu erklären? Verliert Käthchens Liebe nicht an Wert durch den zwingenden Zauber, der sie an den Ritter kettet? Und geht nicht zuletzt der ideale Gehalt des Gedichts geradezu verloren, da nicht das arme Bürgerkind durch die Macht der Liebe über den Stolz des Ritters triumphiert, sondern die Kaiserstochter dem Grafen ihre ebenbürtige Hand reicht? Solche unwiderlegliche Einwände vergessen nur das Entscheidende, daß ein Märchen, ein dramatisch behandelter epischer Stoff nicht unbedingt den Gesetzen des Dramas gehorchen kann; liegt es doch im Wesen des Märchens, die Wunder des Herzens durch die Aufhebung der Ordnung der Natur zu erklären, Lohn und Strafe in der allersinnlichsten Form erschei-

nen zu lassen. Der zarte Duft des volkstümlichen Stücks verfliegt, wenn wir mit so derber Hand daran treten. Wir beklagen nur, was der Dichter selbst aufs bitterste bereut hat, daß er dem märchenhaften Charakter des Stücks nicht treu geblieben. Rücksicht auf die Ansprüche der Bühne, denen das Käthchen doch niemals völlig genügen kann, verleitete ihn, statt der zaubergewaltigen Fee Kunigunde jenes nüchterne rationalistische Scheusal zu schaffen, das so widerwärtig erscheint hier in der heiteren Fabelwelt, wo höhere Geister noch gern mit dem farbenreichen Menschenleben verkehren. Die maßlose Heftigkeit des Dichters verführt ihn auch diesmal, jedes Motiv zu Tode zu hetzen. Er kann sich nicht genug tun in der Schilderung seiner Heldin, er jagt sie durch alle Stufen der Erniedrigung hindurch, und während er ihr eine übermenschliche Demut leiht, die der Selbstentwürdigung zuweilen nahe kommt, häuft er auf ihre Feindin Kunigunde eine ganz unmögliche Last der Schändlichkeit. Er litt noch unter dem Schmerze um seine verlorene Braut und meinte sich berechtigt, ein Weib ohne Herz mit seinem Hasse zu zeichnen.

Während Kleist so liebevoll die Gestalten der deutschen Vorwelt schilderte, war in ihm längst der heilige Schmerz erwacht um die Gegenwart des Vaterlandes. Er hatte wohl einst über seinem Dichterleide die weite Welt und Deutschland mit ihr vergessen, den Tod gesucht, wo er auch sei. Sobald er sich selber wieder angehörte, regte sich doch der preußische Offizier. Der Künstler steht der Natur näher als der Denker; löst er sich ab von seiner Heimat, so geschieht ihm wie dem starken Baume, der in fremden Boden verpflanzt die Schollen des mütterlichen Erdreichs an seinen Wurzeln mit sich nimmt. Der freie Geist des Dichters hatte das öde Einerlei des Garnisondienstes nicht ertragen, er mochte zuweilen von der Höhe seiner philosophischen Bildung mitleidig herablächeln auf die militärischen Barbaren daheim. Die stolzen kriegerischen Erinnerungen seines Vaterhauses, dem des Königs Rock als das Kleid der Ehre galt, die glänzenden Bilder des preußischen Waffenruhms, die durch die Träume seiner Kinderjahre geschritten waren, hafteten doch weit fester, als er sich selbst gestand, in seinem treuen Gemüte; und als das Verderben an seinen Staat herantrat, da erwachte der Stolz des Preußen, des Deutschen, die angelernten philanthropischen Ideen fielen zu Boden. Schon während des Feldzugs von 1805 fragt er bitter, warum der König nicht sofort, nachdem die Franzosen durch Ansbach marschiert, seine Stände zusammenberufen und durch einen kühnen Krieg die Verletzung des preußischen Gebiets gerächt habe. Immer häufiger erklingt fortan in seinen Briefen die Klage über die finstere Zeit, wo das Elend jedem in den Nacken schlägt. Auf die erste Kunde von der Schlacht von Jena schreibt er mit dem ganzen Stolze und der ganzen Verblendung eines friderizianischen Offiziers: „20 000 Mann auf dem Schlachtfeld und doch kein Sieg!“ Dann erfährt er wie ein Betäubter die volle schreckliche Wahrheit, dann über-

gibt ein Mann, der seinen Namen führt, die erste Festung Preußens schimpflich an den Feind, dann sieht der Dichter in Königsberg aus nächster Nähe den tiefen Fall des Hofes und des Staates, und endlich muß er die Faust des Unterdrückers noch an seinem Leibe empfinden. Sein scharfer Verstand hatte schon vor Jahren, da er umnachteten Sinnes durch Frankreich irrte, die prahlerische Nichtigkeit der eitlen Welteroberer unbarmherzig durchschaut; auch ihre Roheit sollte er jetzt erfahren, da er während des Feldzuges von 1807 durch ein Mißverständnis als Spion gefangen und nach Frankreich geschleppt wurde. Er saß dann durch lange finstere Wochen auf dem Schlosse Joux hoch im Jura, auf derselben Festung, wo einst Mirabeau die wildesten Stunden seiner Jugend verlebt hatte.

Nun kehrte er heim in sein geschändetes Vaterland, mit dem vollen Verständnis für die Größe der Zeit, er sah „Ungeheures, Unerhörtes nahen", eine Macht des Unheils heranfluten wider jedes Heiligtum der Menschheit. Und diese Empfindung wuchs und wuchs, sie wurde etwa seit der Vollendung des Käthchens (1808) die herrschende Macht in seinem Geiste, also daß Dahlmann den Selbstmord des Dichters kurzweg aus der Verzweiflung am Vaterlande erklärt. Wer kennt nicht eine jener einsiedlerischen Naturen, die in tiefer Stille mit der ganzen Macht ihrer unzerstreuten Leidenschaft alle Zuckungen der vaterländischen Geschicke mitempfinden? So lebte auch Kleist in seinem einsamen Zimmer ein hocherregtes historisches Leben: prächtig, eine himmelhohe Flamme, schlug dann das entfesselte Gefühl aus seiner verschlossenen Brust empor. Er brauchte nicht erst, wie die zum Vaterlande zurückkehrenden Gelehrten, die Fichte und Arndt, auf den weiten Umwegen des Gedankens die Idee des Volkstums und ihr Recht sich selber zu erklären. Er liebte Deutschland, wie dem Dichter ansteht, unwillkürlich, unmittelbar, „weil es mein Vaterland ist" — so läßt er in seinem patriotischen Katechismus einen deutschen Knaben sprechen. Die glorreiche Fahne, die er einst in seinen jungen Händen getragen, da lag sie im Staube. Ihre Ehre war die seine. Ihre Schmach zu rächen greift er zu jeder Waffe, er schreibt Pamphlete, Satiren und ohne jedes ästhetische Bedenken Gedichte. Er hätte sie nicht verstanden, die armselige Frage, die in einer späteren müden Zeit unter uns aufgeworfen ward, die Frage, ob eine Poesie des Hasses ein Recht habe zu sein. Er wußte, daß die Dichtung jedes berechtigte Gefühl der Menschenbrust schildern darf und daß in diesen Tagen der Haß die letzte und höchste Empfindung des deutschen Mannes war. Es galt das Dasein der Nation; die Begeisterung der Ideologen, die Stimme des natürlichen Gefühls und die Berechnung des Staatsmannes fielen in eines zusammen; nur eine solche Zeit konnte einen so ganz in der Anschauung, der Empfindung lebenden Geist zur politischen Dichtung führen.

Kleist ward, nach dem alten Gleim und den Poeten des Siebenjährigen Krieges, der erste unserer neueren Dichter, der seine Muse den politischen Zwecken des Augenblickes dienen ließ, der erste, dem dies Wagnis völlig glückte. Er weiß und will nur eines — den Kampf der Waffen, augenblicklich, unverzüglich. Er lacht der „Schwätzer", der Tugendbündler und Philosophen, die von einem Kampfe der Gedanken faseln, wirft ihnen Spottverse ins Gesicht ganz so ungeschlacht und ungerecht wie jene, die er einst gegen Goethe geschleudert hatte. Es leidet ihn nicht mehr im Norden, als der Krieg von 1809 beginnt, er eilt hinaus nach dem Schlachtfelde von Aspern, und da auch diesmal die Heere der Feinde siegen, faßt er in vollem Ernst den Gedanken auf, mit dem die erbitterte Jugend jener Tage spielte: er will durch die Ermordung Napoleons das Vaterland befreien und — mit einer großen Tat sein eigenes zerrüttetes Dasein beenden. So berichtet eine nicht streng beglaubigte, aber keineswegs unglaubhafte Überlieferung; allem Anschein nach hat nur ein Zufall den gräßlichen Plan vereitelt. Und derselbe dämonische Haß, dieselbe fürchterliche Wildheit tobt auch durch seine patriotischen Gedichte. Feuriger hat nie ein Sänger zu unserem Volke gesprochen als Kleist in der mächtigen Ode „Germania an ihre Kinder":

Schlagt ihn tot, das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Die Lust der Vergeltung, unzertrennlich von jeder Erhebung eines mißhandelten Volkes, hat auch in unserem Freiheitskriege mächtiger gewaltet, als wir nach den verblaßten Schilderungen der Nachlebenden gemeinhin annehmen; schrieb doch Gneisenau nach dem Tage von Leipzig frohlockend wie ein antiker Held: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen." Wollen wir Kleists furchtbare Zeilen: „Alle Triften, alle Stätten färbt mit ihren Knochen weiß" geschichtlich verstehen, so müssen wir uns der Stimmung erinnern, die im Jahre 1813 in den unteren Schichten unseres Volkes lebte: — der wilden Kriegsweise der Landwehrmänner: „Schlag ihn tot, Patriot, mit der Krücke ins Genicke"; der gefangenen Rheinbundoffiziere, denen der preußische Soldat die französischen Orden von der Brust riß; des gräßlichen lautlosen Würgens in der ersten Landwehrschlacht, bei Hagelberg, und all der rohen Auftritte, welche des Krieges Gefolge bilden.

Nur diese Glut der Leidenschaft erlaubt unserem Dichter das Unmögliche: ein Poet zu bleiben, indem er die allerbestimmteste Tendenz verfolgt. Seine Lieder halten sich ganz in der Sphäre der reinen Empfindung und streifen nie über in das Gebiet der Reflexion, der Phrase, wohin seine Nachfolger, die Sänger der Freiheitskriege, sich nicht selten verirren. Zwar, dem Manne, der seinen Hermann sagen läßt, einen Gallier, einen Deutschen könne er sich wohl als Weltherrscher denken, „doch nimmer

diesen Latier, der keine andre Volksnatur verstehen kann" — ihm wird man nicht vorwerfen, er habe die Idee des großen Kampfes nicht verstanden. Auch vermag er zuweilen sein erregtes Gefühl zu gehaltenem, maßvollem Ausdrucke zu zwingen; wie würdig und edel stellt er die sittliche Größe des gedemütigten preußischen Staates dem rohen Hochmut des Siegers gegenüber, indem er den nach Berlin heimkehrenden König also anredet:

Blick auf, o Herr, du kehrst als Sieger wieder,
Wie hoch auch jener Cäsar triumphiert!

Doch der Grundton, der vorherrschende Charakterzug seiner patriotischen Poesie bleibt nichtsdestoweniger der Haß, und darum stellt sie nur eine Seite der großen Erhebung dar, welche ein Jahr nach des Dichters Tode begann. Denn Gott sei Dank, nicht so nach Spanierart, wie dieser Dichter träumte, sollten die Deutschen in den Entscheidungskampf hineinstürmen. Von dem sittlichen Pathos und der religiösen Begeisterung der jungen Freiwilligen, von der Gutherzigkeit und dem Edelmute, die unser Volk auch in seinem wilden Hasse sich bewahrte — von diesen herzgewinnenden Tugenden, wodurch die deutschen Freiheitskriege in der gesamten modernen Geschichte einzig dastehen und allmählich selbst die Bewunderung ihrer eitlen Feinde erwecken — von alledem ist in Kleists Gedichten wenig zu spüren. Er redet die Sprache einer gequälten Zeit, die sich in wilden Träumen hinaussehnt nach dem Kampfe und nur den einen Gedanken zu denken vermag: „Zu den Waffen, zu den Waffen, was die Hände blindlings raffen." Erst mit der Erhebung, mit der Gewißheit des Sieges konnte die patriotische Leidenschaft Maß und Haltung gewinnen. Und wer darf bezweifeln, daß Kleist, hätte er den Tag der Befreiung erlebt, fähig gewesen wäre, mit einzustimmen in die reineren und freieren Klänge jener glücklichen Zeit? Wer fühlte nicht, daß der Haß des Dichters nur die Kehrseite ist einer innigen Liebe?

Derber, roher noch redet der Ingrimm in den prosaischen Schriften. Mit unbeschreiblich grausamem Spott wird das märkische Edelfräulein geschildert, das sich von einem französischen Gecken verführen läßt, der sächsische Offizier, der mit patriotischem Hochgefühl unter den Fahnen des Rheinbundes weiter dient. Dann folgen Anekdoten aus dem letzten Kriege, kleine Züge preußischen Soldatenmuts, die den Geist des Heeres beleben sollen, vorgetragen im allerderbsten Wachstubentone, mit zynischem, wildem Humor; der Erzähler weiß sich vor Entzücken kaum zu halten, wenn seine Helden noch sterbend mit „einem ungeheuren Witze" die Franzosen verhöhnen. Auch die erhabene Rhetorik Arndts, den Ton des „Geistes der Zeit" versucht der Dichter in einzelnen pathetischen Aufsätzen nachzuahmen. Ganz unbefangen wiederholt er die Bilder und Wendungen seiner Gedichte in den prosaischen Schriften. Mit vollem Rechte; denn

der Wert dieser unförmlichen Versuche liegt allein in der wilden Naturkraft einer patriotischen Leidenschaft, welche in unserer gesamten Literatur kaum ihresgleichen findet. — Was immer uns erschrecken und empören mag an diesem erregten Tun, wir freuen uns doch, den Dichter also zu sehen. Sein Auge, das so lange in unfruchtbarem Mißmut nur in sich hineingeschaut, blickt freier, offener in die Welt hinaus; die krankhaften Züge seines Wesens treten zurück vor der Hoheit einer großen Leidenschaft.

Schon vor dem Kriege von 1809 hatte Kleist in seiner „Hermannsschlacht" ein Bild des Befreiungskampfes gezeichnet, wie er ihn sich dachte. Wir überschauen mit einem Blicke das Aufsteigen unseres Volkes von der lyrischen zur dramatischen Empfindung, wenn wir dies mächtige Werk, wo selbst die „See, des Landes Rippen schlagend, Freiheit brüllt", mit Klopstocks Hermannsschlacht vergleichen. Nichts mehr von dem unbestimmten Pathos, das bisher immer den Schilderungen der germanischen Urzeit angehaftet hatte; leibhaftig, in voller sinnlicher Wahrheit tritt diese fremde Welt vor uns hin, ausgemalt bis in den kleinsten Zug und doch ohne alle gelehrte Genauigkeit. Nichts mehr von dem „Bardengebrüll" abstrakter Heroengestalten; wir sehen den Hermann der Geschichte, den staatsmännischen Barbaren, der um des Vaterlandes willen keine der argen Künste römischen Truges verschmäht. Er sucht den Tod im Freiheitskampfe, und nichts soll ihn bewegen, „das Aug' von dieser finstern Wahrheit ab buntfarb'gen Siegesbildern zuzuwenden"; nichts ist ihm hassenswürdiger, als was sein Herz erweichen, dem großen Werke entfremden könnte: „Was brauch' ich Latier, die mir Gutes tun?" Seines Landes Blüte, die Gefühle seines Weibes, die Treue des gegebenen Wortes opfert er ohne Bedenken; der geborene Herrscher, wohin er tritt, spielt er voll übermütigen Humors mit seiner Umgebung; doch an der religiösen Andacht, womit er seinen Plan betreibt, mag man erkennen, wie zartbesaitet das Gemüt dieses rauhen Helden ist. Nur e i n e m Boten vertraut er die verhängnisvolle Botschaft an Marbod, denn „wer wollte die gewalt'gen Götter also versuchen?" — und als endlich die große Stunde erscheint, als die Barden ihren erhabenen Gesang beginnen, da bricht der eiserne Mann, jedes Wortes unfähig, in tiefer Bewegung zusammen. Wie in übermütiger Laune, in bewußtem Gegensatze zu den leeren Tugendmustern der Klopstockschen Muse zieht der Dichter das Idealbild der Thusnelda in die Kleinheit des zeitgenössischen Lebens herab; er schildert sie, „wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen", als eine Geistesverwandte jenes märkischen Edelfräuleins.

Das Gelungene nimmt der Leser hin als selbstverständlich; wenige fühlen, welcher Künstlerweisheit der Dichter bedurfte, um einen so ganz unästhetischen Stoff zu gestalten. Die Römer werden durch berechneten Verrat in das Verderben gelockt; die Gefahr liegt nahe, daß unsere Teilnahme von den Unterdrückten sich zu den Unterdrückern wende. Aber

der frevelhafte Übermut dieser Fremdlinge macht jedes Mitleid mit ihrem Untergange unmöglich; und doch ist der Römerstolz zu anziehend geschildert, als daß sie uns ästhetisch beleidigen könnten. Der Grimm des Helden steckt uns an; wir glauben, wir verzeihen alles der Wahrhaftigkeit dieses Hasses, wir rufen mit ihm:

Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm,
Muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben!

Der epische Stoff gestattet nicht eine wahrhaft dramatische Verwicklung. Die ersten vier Aufzüge enthalten nur die Exposition, und der Schluß, die Teutoburger Schlacht, kann, da das Drama der epischen Massenbewegung nicht mächtig ist, dem weit ausholenden Anlaufe nicht ganz entsprechen. Auch diesen unheilbaren Mangel weiß der Dichter durch kunstvolle Steigerung mindestens zu verdecken: wir folgen dem Anschwellen der Volksbewegung mit wachsender Spannung, wir sehen die schwarzen Wasser Zoll für Zoll emporsteigen und zittern dem Augenblicke, da die Flut über den Damm hinüberschlagen muß, mit einer Angst entgegen, welche der echten dramatischen Spannung sehr nahe kommt. Darum bleibt immerhin möglich, daß das Werk noch einmal dauernd für die Bühnen gewonnen werde. Allerdings nur für die zwei oder drei Bühnen, welche noch ein erträgliches Ensemble zustande bringen; denn ewiger Vergessenheit möge er anheimfallen, der zähnefletschende, in einem Löwenfelle einherstolzierende Unhold, der sich vor einigen Jahren auf einem namhaften Theater böswillig für Hermann den Cherusker ausgab: — und wo ist der Schauspieler zweiten Ranges, der sich an die kleine Rolle des Varus wagen darf? der den geknickten Stolz des Römerfeldherrn, die Ahnung des hereinbrechenden Verderbens, das Grauen vor den Schicksalsworten der Alraune in einem Monologe von vier Versen veranschaulichen könnte?

In einigen Zügen maßloser Wildheit verrät sich wieder der Sänger der Penthesilea. Man mag die gräßliche Szene ertragen, wo der alte Germane sein geschändetes Kind ersticht: der Dichter hat mit glücklicher Ahnung erkannt, daß Verbrechen wider die Frauen bei allen edlen Völkern jederzeit ein Haupthebel großer Empörungen waren. Doch schlechthin empörend bleibt der Auftritt, wo Thusnelda ihren römischen Verehrer von der Bärin zerfleischen läßt — unerträglich schon, weil *diese* Thusnelda solcher Rache nicht wert ist. Die Tendenz des Gedichtes tritt mit solcher Unbefangenheit hervor, daß wir auf die Rheinbundskönige unter den Germanenfürsten mit Fingern weisen können; aber die Tendenz liegt in dem Stoffe selbst. Und stehen wir selber denn heute, da die alte Blutschuld der Könige von Napoleons Gnaden noch immer nicht gesühnt ist, den Leidenschaften dieser napoleonischen Zeit ganz freien Gemüts gegenüber? Darf der Deutsche gänzlich untergehen in dem Ästhetiker? Darf

er nicht auch seine patriotische Freude haben an der erhabenen poetischen Gerechtigkeit, welche dieser Hermann vollstreckt? Ich bekenne gern, daß ich niemals ohne herzliche Erquickung lesen kann, wie dem Ubierfürsten Friedrich von Württemberg der Kopf vor die Füße gelegt wird.

Wie der Dichter einst der finsteren Erscheinung der Penthesilea die rührende Gestalt des Käthchens hatte folgen lassen, so trieb ihn jetzt ein glücklicher Geist, diesem Gemälde seines patriotischen Hasses ein heiteres Bild der Heimatliebe entgegenzustellen. Er schuf das reifste seiner Werke, den Prinzen von Homburg, und knüpfte Hoffnungen daran. Aber die kalte Aufnahme des Werkes sollte ihm zeigen, wie wenig eine politisch bewegte Zeit fähig ist zu begreifen, daß eine patriotische Idee dem Künstler selten mehr sein kann als ein Motiv. Er sollte erfahren, wie wenige Leser in jeder Zeit imstande sind, das Ganze eines Kunstwerks zu fassen. Wir hofften, hieß es, einen Helden zu schauen voll Kraft und edler Gedanken, der alles besitzt, was unserem gedrückten Geschlechte fehlt; und nun bringst du uns diesen wächsernen Achilles, so schwach und menschlich wie wir selbst? Und doch ist Kleists Prinz von Homburg die idealste Verherrlichung des deutschen Soldatentums, welche unsere Dichtung besitzt. Seltsam genug schreibt das große Publikum dem „Lager Wallensteins" dies Verdienst zu. Weil Schiller uns selbst unter der ruchlosen Soldateska des Friedländers heimisch macht, weil die seltene Erscheinung seines Humors hier in glänzenden Funken sprüht, so hat man sich gewöhnt, dem nur dramatisch Gültigen absoluten Wert beizulegen. Unsre Soldaten singen das ganz dramatisch gedachte Reiterlied so harmlos, als wäre die rohe Kampfwut einer entsetzlichen Horde ein passendes Gefühl für unser Volk in Waffen. Wie bei so vielen Gedichten Schillers ist auch hier durch den langen Gebrauch der wahre Sinn verlorengegangen. Nun gar was sich heute Soldatenpoesie nennt — jene witzelnden Klatschgeschichten aus der Langeweile des Rekrutendrillens und des Parademarsches — das ist jedem rechten Soldaten ein Greuel. Hier aber redet jener schöne Idealismus des Krieges, der jedem rechten Deutschen unverwüstlich im Blute liegt. In jeder Zeile kriegerisches Feuer, überall die kecke, frische deutsche Reit- und Schlaglust und doch so gar nichts von dem polternden Säbelgerassel der Franzosen. Es ist, als ob der Dichter vor- und rückschauend ein ideales Durchschnittsbild gezogen hätte aus der Geschichte der preußischen Armee von Fehrbellin bis Königgrätz. Tapfere Krieger, geschart um einen heldenhaften Fürsten, in fester Manneszucht geschult, und doch freie Männer, deutsche Naturen, die auch unter der harten Ordnung des Gesetzes sich noch ein selbständiges Herz bewahren und dem Herrscher aufrecht die Wahrheit sagen — so war, so ist das Heer, das Deutschlands Schlachten schlug, und hier wird es uns geschildert mit einfacher Treue, mit jener anheimelnden Wärme, welche nur das Selbsterlebte dem Dichter in die Seele haucht.

Von diesem bewegten Hintergrunde nun hebt sich ab eine fein und tief gedachte dramatische Verwicklung. Jetzt endlich ist Kleist ganz Dramatiker; nachdem er sich so oft in epische Stoffe verloren, hält er sich hier streng in den Schranken seiner Kunstform. Er zeigt uns, wie der Jüngling vom Manne träumt und dann zum Manne wird — ein Problem, althergebracht in den Romanen und leicht zu lösen für den Romandichter, doch überaus schwierig für den Dramatiker. Und wieder, wie in der Penthesilea, aber milder, heiterer als dort, erzählt uns der Dichter die Geschichte seines Herzens; er leiht seinem Helden seine eigene wundersame Empfindung, diese jähe, stürmische Leidenschaft, die dann plötzlich wie in Zerstreutheit innehält, sich verliert in süße Selbstvergessenheit. Der Prinz erscheint zu Anfang als ein unreifer übermütiger Jüngling, er lebt wie einst der Dichter selbst immer in der Zukunft, nie dem Augenblicke; begehrlich schweifen seine stolzen Träume den Taten um eine Welt voraus; mit all seiner Liebenswürdigkeit ist er doch noch erfüllt von jener naiven Selbstsucht der Jugend, die den Gedanken der Pflicht, des Gesetzes nicht fassen kann. In solcher Stimmung unternimmt er in der Schlacht von Fehrbellin gegen den Befehl des Kurfürsten den kecken Angriff, der den Sieg entscheidet. Und hier weiß der Dichter mit bewunderungswürdigem Künstlerverstande selbst die dramatisch ganz unbrauchbare rührende Geschichte von dem Opfertode des Stallmeisters Froben als einen Hebel der Entwicklung zu verwenden. Der Kurfürst gilt für tot, man hat sein weißes Schlachtroß im Getümmel fallen sehen. Der Prinz fühlt sich darum als den Führer des Heeres, als den Beschützer des verwaisten Hofes, er bekennt der Prinzessin Natalie seine Liebe und steigt zum Gipfel des Übermutes empor: alle Kränze des Ruhmes und der Liebe wähnt er mit einem Griffe auf seine trunkene Stirn herabzureißen — gleich dem Dichter des Guiscard. Da erscheint der totgeglaubte Kurfürst wieder. Dem Jüngling tritt der Mann entgegen, so groß und so schlicht, so streng und so weich, eine herrliche Fürstengestalt, von der wir nur bewundernd sagen können: das ist deutsche Herrschergröße. Der vorwitzige Knabe soll jetzt den Ernst des Gesetzes empfinden, der ungehorsame General wird zum Tode verurteilt. Unbarmherzig, wie immer, wenn es gilt, einen tiefen Gedanken bis auf die Hefe auszuschöpfen, treibt nun der Dichter den aus seinen Träumen Aufgestörten hinab in die tiefste Entwürdigung. Der Prinz bettelt um sein Leben, und erst als er endlich die Gerechtigkeit des harten Spruchs erkennt, sein Haupt freiwillig dem beleidigten Gesetze zur Sühne darbietet, wird Gnade und Versöhnung dem Jüngling zuteil, den wir vor unseren Augen in fünf kurzen Akten zum Manne heranwachsen sahen.

Haben wir also die Idee des Dramas begriffen und uns befreundet mit der ungewohnten Erscheinung eines Bühnenhelden, welcher nicht fertig vor uns hintritt, sondern erst wird, dann verstehen wir auch, daß der

Dichter in dieser scheinbar höchstpersönlichen Seelengeschichte einen höheren Gedanken darstellen wollte als das Recht der militärischen Subordination: er gab ein Bild von dem Werden des Mannes, hier zum ersten Male gelang ihm eine typische Gestalt. Dann erscheint auch die seltsame Schlafwandlerszene am Eingang lediglich als ein phantastisches Beiwerk, das den Sinn des Sängers gefangenhielt wie ein schöner Traum und doch den Gang des Dramas nicht wesentlich beirrt. Nur ein Mißklang stört das herrliche Gedicht: jene verrufene Szene, die uns den Prinzen in feig unwürdiger Todesfurcht vorführt. Gewiß, die Demütigung des Helden ist unerläßlich für den Plan des Dramas, und ihre poetische Wahrheit empfindet jeder, dem jugendliche Stoiker verhaßt sind. Hundertmal lieber diese hellenische Natürlichkeit, dies naive Schaudern vor dem Tode, als jene gespreizten Eisenfresser der Nachahmer Schillers, welche zur selben Zeit auf allen Bühnen pathetisch bejammerten, daß der Mensch nur einmal den Heldentod sterben kann. Aber die ungestüme Hast unseres Dichters hat leider versäumt, die Hörer, deren tief eingewurzelte Ehrbegriffe er verletzen will, auf das Unerwartete vorzubereiten: wir sahen den Prinzen zuletzt aufgeregt, doch in männlicher Haltung, und plötzlich ohne jeden Übergang windet sich derselbe Mensch jämmerlich im Staube. So jähe Sprünge erträgt die Seele des Hörers nicht. Dazu tritt die unleugbare Versündigung gegen das historische Kostüm. Uns beirrt nicht das prosaische Bedenken, ob im Jahre des Heils 1675 ein brandenburgischer General also denken durfte? Doch wir fragen ungläubig: wie kann dieser Kurfürst, dieser Oberst Kottwitz, der hier auf der Bühne vor uns steht, dem Prinzen einen so häßlichen Verstoß gegen alle ritterliche Haltung verzeihen? In solcher Umgebung erscheint der Prinz mit seiner antiken Naivität allerdings wie eine Gestalt aus einer anderen Welt.

Jedes echte Kunstwerk ist unerschöpflich, bietet einen Ausblick in das Unendliche. In die leitende Idee des Dramas spielt noch eine zweite Gedankenreihe hinein, welche freilich aus dem hastigen Tun des Helden nicht klar hervortritt, desto klarer aus den Reden der Offiziere. Der Dichter verherrlicht das Recht des freien Heldenmuts, der rettenden Tat neben der toten Regel. Und hören wir die schönen Worte des alten Kottwitz:

> Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
> Das wirken soll in deiner Feldherrnbrust,
> Das ist der Buchstab deines Willens nicht,
> Das ist das Vaterland, das ist die Krone,
> Das bist du selber, dessen Haupt sie trägt —

wer sollte da den Sehergeist des Dichters nicht bewundern? Denn gerade so dachten drei Jahre später die Männer des ostpreußischen Landtags, als sie, ohne den Ruf des Königs abzuwarten, für ihn und für das Vaterland sich erhoben.

Noch vor wenigen Jahren wurde auf der Leipziger Bühne der Schlußvers des Dramas, der Schlachtruf der Offiziere: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs", nicht geduldet. Er lautete dort, obschon der mißhandelte Jambus sich heulend wider den Frevel verwahrte, „in Staub mit allen Feinden Germaniens!" Ich aber glaube, daß eine nahe Zukunft den „preußischen Partikularismus", welcher der königlich sächsischen Vaterlandsliebe so anstößig erschien, dem Dichter zum Ruhme anrechnen wird. Der Prinz von Homburg darf noch auf ein langes Bühnenleben zählen, denn er ist, kurz und gut, das einzige gelungene historische Drama hohen Stils, das seinen Stoff aus der neuen deutschen Geschichte schöpft — aus der Geschichte, die noch in Wahrheit die unsere ist, aus der Geschichte, die mit der derben Prosa ihrer Lebensformen uns doch traulicher zum Herzen redet als die phantastische Pracht des Mittelalters. Wir atmen die freie Luft des historischen Lebens und fühlen uns doch behaglich wie in unserem Hause: niemand unter uns, der nicht einmal seine Freude gehabt hätte an dem ehrlichen grauen Schnurrbart eines wirklichen Obersten Kottwitz. Wer ganz empfindet, wie von Grund aus das Gemüt unseres Volkes seit den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges sich verwandelt hat, der weiß diesen glücklichen Griff des Dichters auch ganz zu würdigen. Und jetzt, da endlich unter dem Segen des preußischen Heerwesens die alte stolze Waffenfreudigkeit unseres Volkes überall in Deutschland wieder erwacht ist, wird auch dies schönste Werk deutscher Soldatendichtung zu Ehren kommen, und selbst die Schwaben und Obersachsen werden dem Sänger verzeihen, daß er ein Preuße war. In dem großen Zusammenhange unserer neuen Geschichte erhält Kleists Gedicht eine noch tiefere Bedeutung. Fast anderthalb Jahrhunderte hindurch stand das Heer der Hohenzollern und sein kriegerischer Adel verständnislos und unverstanden der wieder aufblühenden Kunst und Wissenschaft der kleinen Staaten gegenüber. Wohl berührten sich einmal leise die beiden Gegensätze, als das Heldentum des Großen Königs der deutschen Dichtung einen neuen Inhalt schenkte, als der Dichter des Frühlings, Ewald Kleist, „für Friedrich kämpfend niedersank", wie seine Grabschrift sagt — und die preußischen Offiziere in Leipzig dem alten Gellert ihre Verehrung bezeigten. Doch hier zum ersten Male ward der Waffenruhm der Preußen von einem Sohne des märkischen Adels mit der vollen Pracht der deutschen Dichtung gefeiert, und dies erscheint dem Nachlebenden wie die erste Annäherung zweier Mächte der deutschen Geschichte, die beide gleich einseitig der Ergänzung bedurften.

Wie frei und glücklich schwebt des Sängers Geist über dem selbstempfundenen Leide, das er in diesem Gedichte uns darstellt! Wie sollte der Dichter nicht endlich selber die Versöhnung gefunden haben, die er so heiter an seinem Helden geschildert? Und doch stand es anders, ganz anders um den Unglücklichen; nur für kurze Stunden war ihm das heitere Spiel der Kunst ein Labsal. Er hatte weder aus seinem edlen Werke den selbstgewis-

sen Frohmut des Künstlers geschöpft, noch im Verkehr mit Dahlmann die patriotische Zuversicht gelernt, welche so fest und mannhaft aus der ruhigen Versicherung des Freundes sprach: Napoleon wird fallen, wenn wir nur ausharren! Er sah das Reich des „Höllensohnes" wie ein nimmersattes Ungetüm ein Glied nach dem andern vom Leibe unseres Vaterlandes reißen, und allenthalben, wohin er schaute — so sagt die erschütternde Klage seines „letzten Liedes" —

kommt das Verderben mit entbundnen Wogen
auf alles, was besteht, herangezogen.

Er sah vor sich ein ruhmloses, sorgenvolles Leben, ohne Liebe, ohne Hoffnung. Noch einige schlechte Novellen, einige kleine Anekdoten, um wenig Geld für ein Berliner Winkelblatt hastig auf das Papier geworfen, dann wird er matt und matter

und legt die Leier tränend aus den Händen.

Ich lasse mir nicht einreden, die Schätze dieses Geistes, der bis dahin durch Pein und Krankheit hindurch unaufhaltsam zu immer schöneren Werken aufgestiegen war, seien schon erschöpft gewesen. Was diesem Dichter fehlte, war ein gehobenes, ein großes Vaterland. Ein einziger Sonnenblick des Glücks — und wenn auch nur der Brief Dahlmanns, der den Freund gastlich nach Kiel lud, in die rechten Hände gekommen wäre! — und der Unselige konnte auch diesen Anfall des Siechtums wie so viele vordem überstehen, um in einer schöneren Zeit sein Vaterland mit edlen Gedichten zu entzücken. Es sollte nicht sein. Eben jetzt, da der Trieb der Selbstzerstörung wieder in ihm wühlt, tritt ihm eine Freundin näher, welche, krank wie er, sich nach dem Grabe sehnt, und abermals überfällt ihn der gräßliche Gedanke, den er einst der Schwester schrieb: „Das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann." — Erhaben wegwerfen! Ach, wenn auch nur ein Zug der Erhabenheit zu spüren wäre in dem jämmerlichen Ende des Dichters. Gleichmütig wie ein Mann, der abends aus einem Zimmer in das andere geht, um sich zur Ruhe zu legen, mit der ganzen schrecklichen Gelassenheit des Irrsinns gab Heinrich Kleist der Freundin und sich selbst den Tod (21. Nov. 1811).

Die Gerechtigkeit der Geschichte hat auch seine Schuld gesühnt. Grausamer strafte sie keinen als diesen Träumer, der zu früh verzweifelte an seinem Volke. Noch sproßte kaum der Rasen auf dem einsamen Grabe am Ufer des Havelsees, da brachte das Schicksal den glühenden Wünschen dessen, der dort ruhte, die überschwengliche Erfüllung. Da klirrte durch die Marken der Lärm der Waffen; da wies ein anderer, ein größerer Prinz von Homburg durch eine rettende Tat unserem Volke den Weg zum Siege; da dröhnten über das befreite Land die Donner einer anderen Hermannsschlacht, die herrlicher, menschlicher war als des Dichters Traumbild. Viel-

leicht daß einmal unter den preußischen Offizieren ein Wort des Mitleids fiel um den treuen Kameraden, der nicht warten konnte und nicht den Tod des Helden starb. Doch was fragten die Hunderttausende, die zur Freiheit erwachten, nach einem gebrochenen Herzen? Sie stürmten vorwärts, dem Siege entgegen, und brausend klang es um die alten Fahnen:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

Lessing

Leipzig 1863

Allein die Zeitgenossen winden dem Dichter den schönsten der Kränze. Gerechter vielleicht mag die Nachwelt richten, als einen Seherblick des Genius mag sie einzelnes preisen, was den Mitlebenden unverstanden vorüberschwebte; doch jene fraglose unwillkürliche Rührung der Seelen, die der Künstler als edelsten Lohn erstrebt, wird er am gewaltigsten in seiner Zeit erregen. Wie könnte heute ein Jüngling von den Leiden des jungen Werther so schmerzlich ergriffen werden wie damals, da die Werther noch auf unseren Straßen verkehrten? Und hat je eine moderne Hörerschaft den Scherzen der Narren Shakespeares ein so herzliches baucherschütterndes Gelächter entgegengebracht, wie es dem Dichter zuscholl aus den Reihen der Gründlinge seines Parterres? Immer wird heute inmitten der jubelnden Menge ein Nüchterner stehen und meinen: so, ganz so empfinden wir nicht mehr. Alle Welt weiß, wie wenigen Dichtern beschieden ward, noch in der Zukunft vom Volke geliebt, nicht bloß durchgrübelt zu werden von den Fachgelehrten. Warum aber ist bei den Deutschen die Zahl der Dichter so auffällig gering, welche den Jahrhunderten getrotzt? Denn wer außer dem Forscher liest noch, was über die Literaturbriefe, über die Werke von Lessings Mannesalter hinausliegt? Es ist wahr, weit später als anderen Völkern ist den Deutschen der Tag der Dichtung erschienen, und in dem Jahrhundert, seit jener Morgen graute, hat unser Volk erstaunlich rasch gelebt. Aber ist mit solcher Antwort das Rätsel gelöst? Warum erfreut sich der Brite noch an seinem Spenser, während Klopstock und Wieland unserem Volke nur Namen sind? Hat doch auch über den Glanz von Spensers Dichtung sein großer Nachfahr Shakespeare seinen breiten Schatten geworfen, und ungeteilte Freude kann der derbe Realismus der Gegenwart an jenen zierlichen Allegorien so wenig empfinden wie unser aufgeregtes Wesen an dem ruhigen Flusse des Epos. Offenbar, wir müssen eine andere Antwort suchen.

Ein Märchen ist es, erfunden in philisterhaften Tagen, als könne je ein vorwiegend literarisches Volk bestehen. Zuerst nach dem Ruhme seiner Fahnen schaut ein Volk aus, wenn es seiner Vergangenheit gedenkt, und

gern vergißt es die Mängel, das Veraltete eines Kunstwerks, wenn die Glorie einer großen Zeit aus der alten Dichtung redet. Nie genug werden wir die Briten um jenes vornehmste Zeichen ihrer Gesundheit und harmonischen Kraft beneiden, daß ihnen die Kunst auf dem festen Boden staatlicher Größe reifte. Liest der Engländer die Verse von der Feenkönigin, so steigt vor seinen Augen auf das Bild der großen Elisabeth, er sieht sie reiten auf dem weißen Zelter vor jenem Heer, dem die unüberwindliche Armada wich, und hinter den kriegerischen Scharen der Engel in Miltons Verlorenem Paradiese erblickt er kämpfend Cromwells gottselige Dragoner. So tritt auch dem Spanier aus den Dichtungen seiner Lope und Cervantes das Weltreich entgegen, darin die Sonne nicht unterging. Also erhalten durch die Wucht erhabener politischer Erinnerungen diese Werke einen monumentalen Charakter. Wo aber fand die deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts solch ein Fußgestell staatlicher Größe, daraus sie sich sicher emporheben konnte? Von einem gesunkenen, verachteten Reiche, von einem mißhandelten Volke gingen unsere Sänger aus, und wie ihnen im Leben keines Mediceers Güte lächelte, so auch im Tode sind sie, was sie sind, durch sich selbst allein. Als Lessing sein letztes Drama schrieb, fragte er zweifelnd, ob die Tage reiner Menschensitte so bald erscheinen würden, die dies Werk auf der Bühne ertrügen; Heil und Glück rief er dem Orte zu, der zuerst die Aufführung des Nathan schauen würde. Und — vor zwanzig Jahren ging in Konstantinopel der Nathan in neugriechischer Bearbeitung über die Bretter. Als dann vor den verwunderten Türken die edlen Worte erklangen: „Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen", und die rechtgläubigen Moslemin in lauten Beifall ausbrachen, da mochte wohl ein Deutscher stolzer den Nacken heben. Denn hier, weit über die Grenzen christlicher Gesittung hinaus, wo keiner des Dichters Namen kannte, keine volkstümliche Erinnerung des Gedichtes Zauber erhöhte — hier strahlte siegreich die Macht des deutschen Genius allein, das weltbezwingende Lächeln der Menschenliebe.

Durch sich selbst allein wirken jene Künstler auf die Nachgeborenen. Noch mehr, sie selbst erst sind die Schöpfer eines freieren öffentlichen Lebens in unserem Volke, sie standen unbewußt im Bunde mit jenen Staatsmännern, die dem deutschen Staatswesen ein menschlicheres Dasein bereitet haben. Wie sich von selbst versteht in einer Zeit, wo das häusliche Leben die beste Kraft der Deutschen erschöpfte, geschah dies Hinüberwirken Lessings auf unser öffentliches Leben vornehmlich durch seine Person, durch die souveräne Selbständigkeit seines Charakters. Erst vor wenigen Jahren ist ein gutes Bild des Knaben Lessing bekannt geworden, und mit schalkhaftem Behagen sehen wir den Mann vorgebildet in den Zügen des Kindes. Da sitzt Theophilus Lessing, sittsam, ernst, in priesterlich langem Gewande, ehrbarlich ein Lämmchen fütternd, daneben der aufgeweckte Bru-

der, „mit einem großen, großen Haufen Bücher", in der eleganten roten Tracht der Zeit; auch der Unkundige kann erraten, daß jenem bestimmt sei, zu leben als dunkler Ehrenmann und Konrektor, diesem — als Gotthold Lessing. Kraft und Wahrhaftigkeit spricht aus den derben Zügen des Knaben, und wahrlich, hart gebettet hat die Zeit den starken und wahren Mann. Sein Puls schlug bei voller Gesundheit so schnell wie der Puls anderer im Fieber, er besaß im höchsten Maße jene Lebhaftigkeit des Redens, welche die Obersachsen vor anderen Deutschen auszeichnet. Wie rasch jagen sich da Fragen, Ausrufe, schnell wiederholte abgebrochene Worte, und er fand den Mut, also zu schreiben, wie seine Landsleute dachten und sprachen. Nie hat ein Schriftsteller getreuer jenes Wort erfüllt, das seltsam genug zuerst ausgesprochen ward in einer Nation, die es nicht versteht — das Wort: le style c'est l'homme. Dramatisch bewegt wie das Leben selber strömt sie dahin, diese schmucklose, wasserklare Prosa — dem Unkundigen ein Kind der Laune, des Augenblicks, dem Tieferblickenden ein Werk vollendeter Kunst, die schwierigste aller Schreibweisen, denn unerträglich verletzend muß jeder triviale Gedanke, jede falsche Empfindung sich verraten unter dieser leichten, nichts verbergenden Hülle.

Und dieser Natürlichste der Menschen wuchs empor in einer Umgebung, wo jedes einfache menschliche Gefühl in feste, herzlose, beengende Formen gebannt war, in einem Vaterhause, wo hart abweisend der Befehl der Eltern, unterwürfig und in schnörkelhaftem Ausdruck die Antwort der Kinder erklang. Der ganze Schmerz um eine verbildete Jugend spricht aus dem Ausruf des Mannes: „Der Name Mutter ist süß, aber Frau Mutter ist wie Honig mit Zitronensaft." Als er dann in Leipzig sich herausriß aus der dürftigen Buchgelehrsamkeit der Schule und jenes Doppelwesen seiner Natur, das schon das Bild des Kindes ahnen läßt, sich entfaltete — der Gelehrte, der in jedem Buche der Wittenberger Bibliothek geblättert, der an schlechten Büchern mit Vorliebe seinen Scharfsinn übte, und der Weltmann von feinen Formen, der sich gern im Lärm des Tages tummelte, um die rasche Wallung seines Blutes zu übertäuben: — da brach jener schwere Kampf aus mit seinen Eltern, der längst schon gedroht. Man kennt jenes bittere Wort, das Lessing am Abend seines Lebens schrieb: „Ich wünsche, was ich wünsche, mit so viel vorher empfindender Freude, daß meistenteils das Glück der Mühe überhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen." Seiner Jugend vornehmlich gilt diese Klage wider das karge Glück. Auch der Geduldigste unter uns ertrüge nicht mehr die Öde des Daseins jener Tage: ein Volk ohne Vaterland, darum gezwungen, im Hause jede Freude zu suchen, und dennoch unfrei sogar im häuslichen Leben.

Sie werden freilich immer wiederkehren, am heftigsten in fruchtbaren, aufstrebenden Zeiten, jene traurigen Zerwürfnisse von Vater und Sohn,

herzergreifend traurig, weil jeder Teil im Rechte ist und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf. Aber in Lessings Leben — wie herzlich er auch von seinem Vater sprach, wie groß immer die innere Verwandtschaft der beiden Streitenden war — in Lessings Leben erscheint dieser Kampf unmäßig hart, das alte Geschlecht ungewöhnlich klein und gehässig. Denn der Hader bewegte sich nicht um politische und religiöse Fragen, die doch nur mittelbar den Frieden des Hauses berühren; eine große gesellschaftliche Umwälzung vielmehr begann sich zu vollziehen, die Ehre des väterlichen Hauses ward bloßgestellt durch die soziale Stellung des Sohnes. Bis dahin war, wer hinausstrebte aus der Erwerbstätigkeit des Bürgertums, in den Dienst des Staates oder der Kirche gegangen. Die regsamsten Kräfte des Adels und der Mittelklassen hatte das Beamtentum und jene Zunftgelehrsamkeit des Katheders verschlungen, die kaum noch den Namen der akademischen Freiheit kannte. Höchstens dem bildenden Künstler ward gestattet, seiner Kunst zu leben, im Gefolge eines Hofes ein Unterkommen zu suchen. Da wagte der Sohn des ehrenfesten Pastorenhauses, was vordem nur verdorbene Talente zu ihrem Unsegen versucht hatten, er wurde der freie Schriftsteller, der erste deutsche Literat — nicht in klarer Absicht, nein, wie die Menschen werden, wozu der Geist sie treibt, weil er nicht anders konnte, weil dieser freie Kopf den Zwang des Amtes nicht ertrug. Wie er also unserem Volke eine neue ungebundene Berufsklasse erschuf, so wandte er auch zuerst mit Bewußtsein sich an ein neues Publikum. Nimmermehr mochte er der unfreien Weise der Mehrzahl seiner Vorgänger folgen, die nur geziert für die Höfe, plump für das Volk zu schreiben wußten. Wohl dachte er groß und menschlich von den niederen Ständen, von „dem mit seinem Körper tätigen Teile des Volks, dem es nicht sowohl an Verstand als an Gelegenheit ihn zu zeigen fehlt", er wünschte ihnen als Tröstung Gedichte zum Preise der „fröhlichen Armut". Er selber indes suchte sich andere Leser. Wie er sich hinausgerettet aus dem Bannkreise der alten Stände, so sprach er auch zu einem gebildeten Publikum, das keine Stände kennt, und half also diesen Kern unseres Volkes erziehen, der in der Literatur zuerst, dann im Staate zur entscheidenden Macht emporwachsen sollte.

Zum ersten Male sahen die Deutschen das ruhelose und doch nie würdelose Leben eines abenteuernden Schriftstellers. „Lessing," sagt Goethe, „warf die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können." Wie geistvoll hier der Herzenskündiger geurteilt, das bezeugt ein erst vor kurzem wieder aufgefundenes Epigramm aus Lessings Studienzeit; Goethe hat es nie gekannt, und doch stimmt es wörtlich mit seinem Urteile überein. Achtlos, übermütig wirft der Dichter in den ersten Zeilen seine Würde hin, um sie am Ende gefaßt wieder aufzunehmen — in den Versen:

Wie lange währt's, so bin ich hin
Und einer Nachwelt untern Füßen.
Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen,
Weiß ich nur, wer ich bin.

Worte, überaus bezeichnend für Lessings rasche, ungestüme Weise des Lebens — denn er vor allen besaß jenen gemeinsamen Charakterzug aller vorwärtsstrebenden Geister, die Gleichgültigkeit gegen seine eigenen Werke, sobald sie vollendet waren — aber bezeichnender noch für die Meinung, welche unseres Volkes beste Männer von dem Werte des Nachruhms hegten. Ist den hellen Köpfen der Romanen der Nachruhm das eingestandene höchste Ziel des Schaffens, so leben die Deutschen des Glaubens: der Ruhm sei, wie die Liebe, wie jedes echteste und höchste Glück des Lebens, eine Gnade des Geschicks, die wir in Demut hinnehmen, doch nimmermehr erstreben sollen. Und noch immer hat unser Volk sich jener Männer mit der wärmsten Liebe erinnert, die am wenigsten davon redeten, daß sie ein solches Gedächtnis erhofften. Einen leisen Schatten freilich hat diese harte, kampferfüllte Jugend in Lessings Wesen zurückgelassen. Jener prosaische, nüchterne Zug, der Lessing von späteren glücklicheren Dichtern in ähnlicher Weise unterscheidet, wie Friedrich der Große einem Cäsar, einem Alexander gegenübersteht, läßt sich nicht allein aus der Naturanlage des Dichters erklären. In den Tagen, wo das Gemüt jede Härte am schmerzlichsten empfindet, hat kein Frauenauge gütig über ihm gewaltet, allein die streng abweisende Mutter, die lieblos meisternde Schwester trat ihm entgegen. Die innige Zartheit der Empfindung aber, die ein hartes Geschick dem Jüngling verkümmerte — wie vermöchte der Mann sie je aus sich heraus zu entfalten?

Also hinausgetreten aus den altgewohnten Kreisen des bürgerlichen Lebens hat er mit unverwüstlichem Mut seinen Kampf geführt wider die falschen Götzen der literarischen Welt. Die Freude am Kampfe, am Widerspruch — vergeblich hat man es leugnen wollen — blieb die herrschende Leidenschaft in ihm, der von früh auf liebte, „Rettungen" verkannter Charaktere zu schreiben, der das Bekenntnis streitlustigen Stolzes niederlegte in dem Worte: „Auf wen alle losschlagen, der hat vor mir Frieden." Wie die Schwäche und zugleich die Größe der modernen Kulturvölker gutenteils darin gelegen ist, daß sie nicht vermögen, wieder ganz jung zu werden, so offenbarte auch die unreife deutsche Dichtung jener Tage alle Mängel der Kindheit und des Greisenalters zugleich. Eine Weltliteratur mag man sie nennen, wenn das widerstandslose Aufnehmen fremdländischer Ideale und Formen zu solchem Namen berechtigt. Und doch war die in festen überlieferten Formen erstarrte Dichtung nicht einmal der korrekten Redeweise mächtig. Von beiden Schwächen hat Lessing unsere Dichtung geheilt. Man erfaßt nur eine Seite seines kritischen Wirkens,

wenn man in ihm lediglich den trotzigen Streiter wider die règles du bon goût erblickt, wenn man ihm nicht folgt in jene ersten Jahre, da er mit der peinlichen Strenge des Pädagogen die kläglichen Übersetzungsfehler armseliger Gesellen rügte.

Kein Wunder aber, daß jener Kampf mit den Regeln der französischen Ästhetik allein noch haftet in dem Gedächtnis der Nachwelt. Denn das erste dauernde seiner Werke schuf er erst, da er in den Literaturbriefen auf die zuversichtliche Behauptung: „Niemand wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe" — seinen kecken Schlachtruf erschallen ließ: „Ich bin dieser Niemand." Allerdings der Zorn des tiefempörten nationalen Stolzes redet aus dieser Polemik. Wider den Dünkel der Kritik lehnt der Kritiker sich auf und hält ihr das Recht des Künstlers entgegen, der sich selber seine Bahnen bricht. Doch schärfer noch befehdet der Deutsche die Anmaßung des fremden Volkes, das jeden anderen Volksgeist in die Enge seiner konventionellen Empfindungen zu bannen gedachte. Wer hört nicht das schadenfrohe Gelächter des nationalen Selbstgefühls aus jenen erbarmungslosen Zeilen, die der untrüglichen französischen Ästhetik beweisen, daß sie die Regeln des Aristoteles nicht verstanden, die Voltaires Dramatik enthüllen, wie sie ist — gesucht, gemacht, der Natur entfremdet, „so steif, als wäre jedes Glied an einen besonderen Klotz geschmiedet"? Mochten die einen im derben Liede den Alten Fritz preisen, der sich auf die Hosen klopft und die Franzosen laufen läßt, die anderen Beifall rufen, wenn der deutsche Kritiker Voltaires Blöße zeigt: beide feierten Siege eines wieder erwachenden Volkstums.

Wucht und Nachdruck erhielten jene kritischen Schläge erst durch Lessings Dichtertaten. Auch er hatte sich geübt in den überlieferten Formen und Empfindungen anakreontischer Dichtung, und lange Zeit lockte seinen Scharfsinn, der zu spielen liebte, das Grenzgebiet zwischen Dichtung und Prosa: Fabel und Sinnspruch. Doch zur rechten Geltung gelangte das ihm eigene schöne Gleichgewicht ordnenden Verstandes und schöpferischer Phantasie in dem Drama. Das Gleichgewicht, sage ich. Denn jene noch heute oft nachgesprochene romantische Torheit, die dem Dichter der Minna von Barnhelm die echte poetische Kraft absprechen will, ist längst im voraus widerlegt durch den Denker, den Lessing selber als den größten der Ästhetiker verehrte. Aristoteles sagt: Zum Dichten gehört ein Genius, ein kräftig und ebenmäßig geschaffener Geist (εὐφυής), der von Natur schon das Schöne und Wahre findet — oder auch ein Geist von erregbarer, enthusiastischer Phantasie (μανικός). Wenn in Lessings Seele der lichte Verstand unleugbar vorherrschte, dieser ekstatische Rausch seinem nüchternen Wesen fremd blieb, so besaß er dafür jenes Höhere: die harmonische Kraft des Genius, die nichts unternimmt, was sie nicht ganz vollbringen kann. Wie er schon als Student an der wirklichen Bühne

sich geschult, ja seine Rollen gedichtet hatte für bestimmte Schauspieler aus der Truppe der Neuberin, die uns als die Vorläuferin der modernen Schauspielkunst gilt: so kamen seine dramatischen Anschauungen zur Reife im Verkehr mit jener Hamburger Bühne, die heute als die erste Erscheinung des neuen deutschen Schauspiels bezeichnet wird. Und wie er damals schon unter den Franzosen sich die natürlichere Schule Marivaux' zum Muster wählte, so führte er die germanische Dichtung auf den geraden Weg zurück, brachte ihr die Naturwahrheit, die freie Bewegung des Shakespearischen Dramas. Aber ein Reformer — wie der maßvollen Natur des Künstlers ziemt — nicht ein Revolutionär — wie sollte er sich vermessen, auf unsere verwandelte Bühne den ungebundenen Szenenwechsel des altenglischen Schauspiels einzuführen? Der so viele falsche Götzen gestürzt, wie sollte er sich selber Shakespeare als neuen Götzen setzen — was ihm die Gedankenlosen noch heute nachsagen? In der Charakterzeichnung allerdings folgte er Shakespeares Spuren; doch der Bau seiner Dramen wich nur wenig ab von der Weise der Franzosen, die mit ihrer klaren Verstandesschärfe dem Gegner doch sehr nahestanden und in ihm einen billigen Richter fanden. Sogar die Rollen, welche das französische Schauspiel uns überliefert, hat er sorglich beibehalten, nur daß jetzt statt des Liebhabers, des edlen Vaters, der Buhlerin — die Tellheim, Odoardo, Orsina erschienen, lebendige Menschen mit dem unendlichen Recht der Persönlichkeit. Auch die dramatischen Probleme, die er sich stellt, sind die höchsten nicht; gewaltigere Kämpfe von reicherem tragischen Gehalt sind seitdem über unsere Bretter gegangen. Doch in seinem engen Kreise schaltet er mit einer dialektischen Kunst und einem Reichtum der Erfindung, die allen Zeiten bewundernswert bleiben werden. Er reißt seine Charaktere in eine leidenschaftliche dramatische Bewegung hinein, die keiner seiner Nachfolger übertroffen hat.

Wenn alle diese gemeinsamen Charakterzüge der Dramen Lessings die Bühne umgestalteten, wie hat doch jedes einzelne davon noch seinen besonderen Einfluß geübt auf unser öffentliches Leben! Schon Sara Sampson, dies erste bürgerliche Trauerspiel der Deutschen, konnte nur gedichtet werden in einem Volke, dessen Mittelstände sich erhoben, und wirkte belebend zurück auf das Selbstgefühl dieser Klasse. Welch ein Griff aber mitten hinein in das nationale Leben der Gegenwart, als Lessing sich des Stiefkindes unserer Dichter, des Lustspiels, erbarmte und in Minna von Barnhelm — mit Goethe zu reden — ein Werk schuf von spezifisch nationalem Gehalt! Hier klingt etwas wider von dem Lärm des schlesischen Winterlagers, von dem Trommelwirbel der Grenadiere des Alten Dessauers, den der Knabe schon vor den Fenstern von St. Afra gehört. Wie lange hatten unsere Dichter, wenn sie die Form suchten für den unfertigen, nach Gestaltung ringenden Gehalt ihrer Seele, sich hinweg geflüchtet aus der armen Gegenwart und die Heroen einer Vergangenheit,

die so nie gewesen ist, „auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen" lassen! Jetzt endlich wagte ein Dichter das Gemüt der Gegenwart dramatisch zu verkörpern und gab ein Werk, volkstümlich sogar in seinen Schwächen, in der Breite der komischen Szenen, und eben darum ein Werk für alle Zeiten. Denn wie das Erzbild in freier Luft im Lauf der Jahre sich verschönt, so haben manche veraltete Wendungen in diesem Lustspiele für uns Nachlebende einen neuen schalkhaften Reiz gewonnen. Als ein Gott aus der Maschine tritt in dieses Drama noch der Große König hinein, mit seinem Herrscherwort die erregten Gemüter versöhnend.

Wie anders schon der politische Sinn in Emilia Galotti! Nicht allein das Kunstwerk erquickt uns, das, nach Goethe, „gleich der heiligen Insel Delos aus der Gottsched-Weiße-Gellertschen Wasserflut emporstieg, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen". Keiner unter uns, der nicht den sittlichen Zorn wider höfische Tyrannei und Verderbnis aus diesem Drama vernommen hätte. Und doch, wer hätte vor der Katastrophe der Emilia nicht empfunden, daß der Sinn unseres Volkes seitdem herzhafter und stolzer geworden, daß auch Lessing von der Schüchternheit einer unfreien Zeit sich nicht völlig befreien konnte? Ein Knabe hat mir einst gesagt: Aber warum schlägt der Odoardo nicht lieber den Prinzen tot? — und ich fürchte nicht, daß man dies Wort belächeln werde. Lernen wir erst wieder jene Bescheidenheit Lessings, der vor einem Kunstwerke seiner Empfindung nicht traute, „wenn sie von niemandem geteilt würde", fassen wir den Mut, unbekümmert um literarhistorische Pedanten, zu bekennen, was wir fühlen, und sagen wir gerad heraus: wir verstehen diesen Mann nicht mehr, der in gerechter Sache die mißhandelte, freilich in ihrem Herzen nicht mehr schuldlose Tochter opfert, statt den frechen Dränger zu töten. Angeekelt von dem falschen Pathos der französischen Tragödie strebte Lessing vor allem die Leidenschaft in seinen Charakteren zu erregen, im schärfsten Gegensatze zu Corneille wies er die Bewunderung aus dem Drama hinweg, und wenn es ihm unfehlbar gelingt, unser Mitleid für seine Helden zu erwecken, so bemerkt er nicht immer, daß unser Mitgefühl mit einem leidenschaftlich bewegten Menschen auch ein achselzuckendes Mitleid sein kann. Aber dürfen wir ihm eine Unsicherheit des Gefühles nicht vorwerfen, die einem staatlosen Volke natürlich war, so bleibt ihm allein der Ruhm einer Kühnheit, die unsere freiere Zeit kaum mehr zu würdigen weiß. Welchen Schrecken mußte es in ängstliche Gemüter werfen, daß ein Dichter die sittliche Fäulnis der Mächtigen auf der Bühne erscheinen ließ — wenige Jahre nachdem ein adliges Haus seiner Heimat ein prunkendes Hochzeitsfest gehalten, weil seine Tochter zur Mätresse des Landesherrn erhoben war! Wenn er absichtlich vermied, seine Fabel mit dem staatlichen Leben zu verknüpfen, wenn er nur durch das persönliche Schicksal seiner Heldin die Hörer erschüttern, nur „eine bürgerliche Virginia" schaffen wollte, so hat seitdem die Geschichte seinem Drama

einen großen Hintergrund gegeben. Wer hört das Schlußwort des Prinzen, jenen Ausbruch ohnmächtiger, leichtfertiger Reue, und denkt dabei nicht an das gräßliche après nous le déluge? Wer sieht nicht hinter den Gestalten Marinellis und der Orsina die Schreckensmänner der Revolution emporsteigen?

Und was war, blicken wir zurück, mit diesem kritischen und dichterischen Wirken erreicht? Gebrochen war der Aberglaube an fremde Weisheit, den Deutschen der Mut zurückgegeben, in der Kunst sich eigene Pfade zu suchen. Selbständige Werke der Dichtung waren unserem Volke geschenkt, welche aller Glorie der französischen Dramatik vollauf die Wage hielten. Das Kunstverständnis endlich unseres Volkes ward geläutert, die Reinheit der Gattungen in der Kunst wiederhergestellt, der Vermischung von Dichtung und bildender Kunst in der beschreibenden Poesie, der Vermischung von Poesie und Prosa in dem Lehrgedichte ein Ziel gesetzt. Und noch der Lebende sollte die Früchte seines Schaffens schauen; denn nie wieder wagte unter uns ein Mann von Geist ein Lehrgedicht zu schreiben, und sah Lessing auf die jungen Stürmer und Dränger, so hörte er die Deutschen mit Stolz, ja mit Übermut wegwerfend reden von den einst vergötterten Franzosen.

Auch durch die beherrschende Vielseitigkeit seiner Bildung ist Lessing ein Bahnbrecher der gegenwärtigen Gesittung geworden. Der den theologischen Beruf entschieden von sich gewiesen, sollte der Theologie seit Luther die erste nachhaltige Umbildung bringen. Die Freiheit, die wir Luther dankten, die Begründung des Glaubens auf die Heilige Schrift, war selber eine neue Knechtschaft geworden. Lessing aber erkannte in den Schriften des Neuen Bundes den Beleg, nicht die Quelle des christlichen Glaubens und leitete also auf den Weg, den die wissenschaftliche Evangelienkritik der neuen Zeit weiter verfolgt hat. Nicht völlig neu war diese Richtung; freute sich doch selbst jener harmlose Hamburger Naturdichter Brockes, derselbe, der neun Bände lang das irdische Vergnügen in Gott besungen, im stillen an den geheimgehaltenen Streitschriften des Reimarus wider den Offenbarungsglauben. Neu aber war der Mut, herauszusprechen, was Tausende meinten, Schmach und Unglimpf zu ertragen von den „kleinen Päpsten", denen Lessing zuerst das tausendmal nachgesprochene Wort entgegenwarf: lieber einen großen Papst als diese vielen kleinen — jener Mut, der am schneidigsten aus der „ritterlichen Absage" an Goeze spricht: „Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, soviel das Zeug halten will; ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich und meinen Ungenannten angeht, recht gebe, wo Sie nicht recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren!" Aber vergleichen wir selbst die heftigsten dieser Streitschriften mit den gleichzeitigen Angriffen der Franzosen auf die Kirche, so nehmen wir mit Erstaunen wahr, daß der deutsche Denker in der Sache die Romanen an

Verwegenheit überbietet, in der Form hingegen jenes edle Maß einhält, welches, eine schöne Frucht deutscher Duldung, unsere freien Geister davor bewahrt, Freigeister zu werden in dem von Lessing gebrandmarkten Sinne.

Und läßt sich nicht aus diesem maßvollen Wesen des Denkers das Rätsel erklären: warum doch er, der hinwegschaute über alle geoffenbarten Religionen, für den alten Gedanken einer Union der christlichen Kirchen sich erwärmen konnte? Es ist ein großes Ding, die Weissagung des Genius; nicht heute, nicht morgen, nicht so erfüllt sie sich, wie der am Buchstaben haftende Deuter sie auslegt. Jene Union, belächelt als ein Unding von denen, die an der Oberfläche der Dinge verweilen — alltäglich, stündlich schreitet sie vorwärts, seit die Bildung des Protestantismus, die Ideen Lessings beginnen, das Eigentum unseres ganzen Volkes zu werden. Auf eine solche Union, die alle kirchlichen Schranken überwunden hat, auf ein solches „neues Evangelium" deutet das reifste Werk dieser theologischen Kämpfe Lessings, die Erziehung des Menschengeschlechts. Seine ersten Schriften liegen noch jenseits der Grenze dessen, was modernen Menschen lesbar scheint; mit dieser tritt er bereits mitten hinein in die neue Wissenschaft. Denn lösen wir ab, was uns befremdet, die parabolische Hülle, und wir schauen als Kern: eine Philosophie der Geschichte; wir hören die Lehre von dem Fortschreiten der Menschheit und von dem Gott, der die ganze Welt beseelt, wir finden jenen historischen Sinn der Gegenwart, der in den positiven Religionen „den Gang des menschlichen Verstandes" erkennt und seinen stolz-demütigen Ausdruck erhält in Lessings Worten: „Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unseren Irrtümern nicht?" Wohl mochte er empfinden, daß diesem kühnsten Fluge seines Geistes die Zeitgenossen nicht folgen konnten; darum bat er: Lasset mich stehen und staunen, wo ich stehe und staune.

Auch die Dichtung, welche diesen Kämpfen entsproß, ragt hinaus über das Verständnis seiner, und soll ich nicht auch sagen: — unserer Zeit. Denn wohl in tausend Herzen lebt jenes Evangelium der Duldung Nathans des Weisen. Aber vor diesem Werke am schmerzlichsten empfinden wir, daß die besten Männer unseres Volkes Helden des Geistes waren; hier gerade tut sich vor uns auf eine unselige Kluft zwischen den Gedanken unseres Volkes und seinem politischen Zustand. Erst wenn die Ideen des Nathan in unserer Gesetzgebung sich vollständig verkörpert haben, dann erst dürfen wir uns rühmen, in einer gesitteten Zeit zu leben. Wie man auch denken möge über den Inhalt von Lessings theologischem Systeme — in einem mindestens ist er schon jetzt der anerkannte Lehrer unseres ganzen Volkes: er hat die sittliche Gesinnung vorgezeichnet, daraus alle wissenschaftliche Forschung entspringen soll. Er sagte: „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit zu opfern. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren." Zum Gemeinplatze geworden sind seine Aussprüche

über das Recht der freien Forschung, und noch hat keiner die Kühnheit jenes Wortes überboten: „Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über Gott und göttliche Dinge der bürgerlichen Gesellschaft je nachteilig geworden; nicht die Spekulationen — der Unsinn, die Tyrannei, ihnen zu steuern."

Und alle diese Werke in einer durchsichtigen Form, daraus überall das leuchtende Auge des Denkers hervorblickt. Komisch beinahe, wie in seinen ersten Werken das leidenschaftlich bewegte Herz ankämpft gegen die Steifheit des überlieferten Verses. Wie anders der der ungebundenen Rede aufs nächste verwandte Jambus des Nathan und jene Prosa, die gar nicht anders kann, als die augenblickliche Stimmung des Schreibers getreulich widerspiegeln! Die augenblickliche Stimmung, sage ich, denn wenn so häufig geklagt wird über die Widersprüche in Lessings Schriften, über die Schwierigkeit, aus seinen Briefen seine Herzensmeinung herauszulesen, so kann ich in dieser Klage nur den sichersten Beweis für die Wahrhaftigkeit, die Unmittelbarkeit seiner Schreibart finden. Wie ihm zumute war, hat er geschrieben, jede Regung der Neckerei, des Widerspruchsgeistes, jeden Einfall eines halbfertigen Gedankenganges rücksichtslos herausgesprochen, jeder Übertreibung übermütig eine andere entgegengestellt. Und eben weil ihn beim Schreiben nie der Gedanke störte, als könne je die Nachwelt über seinen Schriften grübeln, eben darum ist es so leicht, den einen ganzen Menschen aus allen seinen Widersprüchen herauszufinden.

Fragen wir endlich, wie Lessing sich stellte zu dem größten Gegenstande männlicher Arbeit, zum Staate, so ließe sich wohl dawider fragen: ist es nicht genug an den politischen Taten, die ich soeben geschildert? Waren es nicht politische Taten, als er die Schranken der bestehenden Stände durchbrach, als er ein Erzieher wurde des modernen Bürgertums, als er unserem Volke ein starkes Selbstgefühl zurückgab gegenüber der Kunst der Fremden und einer Nation gedrückter Kleinbürger den unendlichen Gesichtskreis der Humanität erschloß? Gewiß, nur jene sich liberal dünkenden Pedanten, welche alles staatliche Leben allein in bestimmten Verfassungsformen enthalten glauben, werden hierauf mit einem kurzen Nein antworten. Aber auch zu einem herzhaften Ja werden sich nur wenige zwingen. Denn gelernt haben wir endlich, jeden Mann zu fragen, ob er ein Vaterland habe, ob er das Wohl und Weh des Gemeinwesens als seine Lust und sein Leid empfinde? Hier aber erscheint modernen Augen eine Lücke in Lessings Bildung. Wer stimmt ihm nicht zu, wenn er die Freunde Ramler und Gleim tadelt, daß in ihren preußischen Kriegsliedern der Patriot den Dichter überschreie? Wer entschuldigt es nicht, daß dem Mitlebenden der welthistorische Sinn des Siebenjährigen Krieges verschlossen blieb und er darin allein den großen Genius des Königs zu bewundern fand? Und doch, stellet eine Ode Ramlers oder das Lied des preußischen Grenadiers: „Auf einer Trommel saß der Held" neben

jenen geistsprühenden Brief Lessings, der in solchem Patriotismus nur „eine heroische Schwachheit" sah — und ihr werdet gestehen, daß auf diesem Gebiete Lessing jene ärmeren Geister um ihren Reichtum beneiden konnte: sie waren reicher um die große Empfindung der Vaterlandsliebe.

Selbst in Tagen, die des freien politischen Lebens entbehren, entzieht sich keiner gänzlich der Einwirkung des Staates. So läßt sich auch von Lessing manches Wort und manche Tat aufweisen zum Belege, daß er die Unfreiheit, die Kleinheit des deutschen Staatslebens empfand: wie er gleich seinem Geistesverwandten Thomasius hinausstürmte aus der Zahmheit und Enge des kursächsischen Wesens, wie er mit überlegenem Lächeln auf den Gegensatz des Sachsentums und Preußentums hinabsah, wie er das engherzige Mäzenatentum des Pfälzer Kurfürsten hochsinnig zurückwies, wie auch ihm die Klage sich entrang: wann werde Deutschland je einem Beherrscher gehorchen? Aber blicken wir von solchen vereinzelten Zügen auf jene Freiheitstragödie Henzi, die von blinden Verehrern als ein ganz modernes Werk gepriesen wird, so erkennen wir sofort, wie ganz anders als die Gegenwart Lessings Tage sich zu den Kämpfen des Staatslebens stellten. Welche Armut der Motive hier bei ihm, der uns überall sonst durch den Reichtum poetischen Details entzückt! Wie künstlich wird doch die lebendige Fülle des Parteiwesens zugespitzt zu dem kahlen abstrakten Gegensatze von Tyrannei und Freiheit! Nicht bloß die Jugend des Dichters ist schuld an solcher Armut, die Gesinnung eines Bürgertums vielmehr spiegelt sich darin wider, das die werktätige Teilnahme am Staate noch nicht kannte und darum von dem Inhalt politischer Kämpfe noch keine Anschauung besaß. Offenbar hat Lessings Denken die politischen Fragen nur berührt, an wenigen Stellen berührt. Den Publizisten von Gewerbe rief er sogar, seinem praktischen Wesen getreu, die Mahnung zu, solche Dinge zu überlassen „dem Staatsmanne und vornehmlich demjenigen, den die Natur zum Weltweisen machen wollte, weil sie ihn zum Vorbilde der Könige machte".

Trotzdem sind jene hingeworfenen politischen Gedanken Lessings keineswegs überlebt, nicht einmal erledigt. Denn wie man von der Humanität der Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts gesagt hat, sie sei herabgestiegen vom Himmel auf die Erde, so hat auch Lessing, der die alltäglichen Pflichten des Staates übersah, einige der höchsten Probleme der Staatskunst beleuchtet, die erst eine ferne Zukunft lösen wird. Die Gesittung der Gegenwart steht zugleich über und unter den Ideen der Humanität unserer Väter. Sie blickt hernieder auf ein Volk von Privatmenschen, das den Patriotismus nicht kannte, aber demütig schaut sie empor zu jenen Weisen, die, menschlichen Sinnes voll, nach der Grenze fragten, „wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört". Mit der traurigen Wirklichkeit, die Lessing umgab, mit dem Elend der Notstaaten, darin er lebte, entschuldigen wir es, daß auch ihm, wie allen deutschen Denkern seiner Zeit,

sehr schwer ward, die Notwendigkeit des Staates zu verstehen, daß auch ihn jene Frage beschäftigt hat, die ein Volk mächtiger und glücklicher Bürger nie lange betrachten mag, die Frage: ist die Abschaffung des Staates möglich oder zu wünschen? Desgleichen in die überwundene Epoche vorherrschenden Privatlebens verweisen wir seine Lehre, daß der Staat, obwohl er erst „den Ausbau der Vernunft möglich mache", doch nur ein Mittel sei für die Bildung des einzelnen Menschen. Aber weit hinaus über den Gesichtskreis der Nachwelt selber schweift er wieder, wenn er in den Freimaurergesprächen das tiefsinnige Problem durchdenkt: wie lassen sich die Übel der Beschränktheit und der Härte heben, die das Bestehen mehrerer Staaten notwendig hervorruft? Wie ist eine Verbindung möglich aller guten Menschen ohne Ansehen des Standes, des Landes und des Glaubens zum Zwecke rein menschlicher Gesittung? In diesen Worten, fürwahr, eröffnet sich die Aussicht auf einen menschlichen Verkehr der Völkergesellschaft, den erst ferne Tage schauen werden. Wie aber? Steht nicht dies Weltbürgertum ein Todfeind gegenüber dem ersten und berechtigtsten Streben der Gegenwart, dem Drange nach nationaler Staatenbildung? Ich denke, nein. So tiefsinnig, so überschwenglich reich ist das Leben der Staaten, daß niemals eine Geistesrichtung allein darin herrschen kann. Noch heute leben sie, jene Gedanken von dem Weltbürgertume, und eben jene dürfen sich heute Lessings getreueste Diener nennen, die — seinem Geist, nicht dem Klange seiner Rede folgend — am rührigsten für den nationalen Gedanken wirken. Wenn erst von den großen Kulturvölkern jedes zerrissene sich geeint, jedes geknechtete aus seinem Volksgeiste heraus seinen Staat sich gestaltet hat, wenn damit verschwunden sind die größten, die gefährlichsten Anlässe des Haders, die bisher Staat mit Staat verfeindet: dann erst wird jener gesicherte Verkehr der Menschen, jenes Weltbürgertum sich vollenden in einem tieferen, reicheren Sinne, als Lessing meinte, und allüberall wird man reden von seinem Sehergeiste. Dann auch wird die Welt den Kern der Wahrheit herausfinden aus einem Worte, das in dem schwer ringenden Menschengeschlechte niemals ganz sich verwirklichen darf — aus dem himmlisch milden: Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut wert.

Und Lessing ahnte, daß Zeiten harten, aufreibenden staatlichen Kampfes unserem Volke kommen würden. Das bezeugt sein gehaltvolles Urteil über die Geschichte. Wie sicher begreift er das der Kunst verwandte Wesen der Geschichtschreibung, wenn er die Bildung des „Gelehrten und des schönen Geistes zugleich" von dem Historiker fordert. Und sollte wirklich nur eine skeptische Laune und nicht vielmehr eine Ahnung der politischen Bedeutung historischer Wissenschaft sich aussprechen in seinem vielgescholtenen Paradoxon: im Grunde könne ein jeder nur der Geschichtschreiber seiner eigenen Zeit sein —? So scheinen ihm alle Vorteile umfassender archivalischer Forschung nichtig gegen die Vorzüge des zeitgenössischen

Geschichtschreibers, daß er seinen Menschen bis in Herz und Nieren blicken, daß er seine Leser durch die Erzählung von ihrer eigenen Schuld und Strafe im Innersten ergreifen und — vor allem — daß er eine Macht werden kann unter den Lebenden.

Soll ich noch schildern, wie wenig die Mitlebenden ihm dankten, wie schwer das Geschick bis zum Ende ihn heimsuchte? Das widrige Sprichwort, das in jenen weichlichen Tagen von Mund zu Munde ging, das Wort: „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz", hatte der Jüngling schon mit der stolzen Gegenrede abgewiesen:

Was nutzt mir's, daß ein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zwiefach elend scheine.

Einsam ist er durch das Leben geschritten, und sein alle Weichheit des Gefühls mißachtender Sinn neigte sich zu dem Grundsatze antiker Sittlichkeit, der Weiber und Sklaven von den höchsten Forderungen des Sittengesetzes ausschloß. Dann hat ihm der klare und heitere Geist seiner Eva König jene treue und tiefe Neigung erweckt, die mit ihrem verständigen, derb bürgerlichen Wesen in den Herzensgeschichten der Dichter ihresgleichen nicht findet. Ein Jahr einer glücklichen Ehe lehrte ihn größer von den Frauen zu denken; dann am Abend seines Lebens entrang sich ihm jene schreckliche Klage: „Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Es ist mir lieb, daß mir viele solche Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und ich bin ganz leicht." Wenn er aber aus dem tiefen Schmerze hinausblickte in sein Haus und in die Welt der Kunst, so hat er sicher empfunden, daß seine Saat aufging. Die Kinder seines Weibes hörte er verkehren in dem Tone schlichter offener Herzlichkeit, er sah eine segensreiche Verwandlung des häuslichen Lebens und durfte sich sagen, daß er selber ein Großes daran gewirkt. Und in der Kunst, deren Fesseln er gebrochen? Da stürmte Götz von Berlichingen über die Bretter, und die Jünglinge klagten in überströmender Empfindung um die Leiden des jungen Werther. Mochte der Maßvolle der regellosen Weise des jungen Geschlechtes zürnen und spotten über die weichen Gefühle, die seinen hellenischen Sinn nie berührt, und die Rechte der Kultur verteidigen wider Rousseaus Naturschwärmerei: — mit freudigem Verständnis hat er doch den Genius begrüßt, als Goethe jene grandiose Fabel besang, die zu ewig neuen Liedern den Sinn der Sterblichen begeistern wird, die Fabel von dem Lichtbringer Prometheus.

Um das Todesjahr Lessings ging von der Einsiedelei in Sanssouci die denkwürdige Schrift aus „Über den Zustand der deutschen Literatur". Zu ihr möchte ich alle jene führen, die noch immer das Tendenzmärchen wiederholen, dem Großen König habe das Herz gefehlt für unser Volk. Ist es nicht genug an dem einen Fluche der Deutschen, der noch heute gewaltig fortwirkt in allen Zweigen unseres Volkslebens bis hinab in die

Sprache und die traulichen Umgangsformen des Hauses — daß Luther der einen Hälfte der Nation der gepriesene Erretter, der anderen ein Greuel ist? Noch fern ist die Zeit — doch auch sie wird erscheinen —, wo alles, was deutsche Zunge redet, den deutschen Helden in Luther begrüßen wird. Schon jetzt aber ist die Stunde gekommen, den anderen Mann, der nächst Luther am gewaltigsten für die neueren Deutschen gewirkt, von den Schmähungen zu entlasten, womit blinde Parteiwut ihn bedeckt hat. Nicht die preußische Neigung des heutigen Liberalismus hat unserem Großen König den Ruhm eines nationalen Helden angedichtet; kein anderer als Goethe sprach das gute Wort: Friedrich der Große erst habe durch seine Taten unserem Volksleben jenen großen heroischen und nationalen Inhalt gegeben, den Lessing in schöne Formen bildete. Ihn, der also den Stoff geboten für die neuerstandene Dichtung — hören wir ihn reden über die Kunst der Deutschen! Klagen, bittere Klagen über die form- und zuchtlose Sprache, Klagen, daß unsere Sprache noch nicht in die Schnürbrust eines Wörterbuchs der Akademie eingezwängt sei, daß die Dramen Shakespeares, „würdig der Wilden von Kanada", und die „abscheulichen Plattheiten" des Götz von Berlichingen das rohe Volk erfreuen! Wir erstaunen über diesen unerhörten Beweis der französischen Bildung des Königs und seiner gänzlichen Unkenntnis der deutschen Dichtung; doch lesen wir weiter in derselben Schrift, so redet uns mächtig zum Herzen die deutsche Empfindung desselben Mannes, der bewegte Ausdruck des Zornes und der Scham über solche Armut der Kunst seines Volkes, das frohe Aussprechen endlich einer großen nationalen Hoffnung. Nicht an Geist gebreche es den Deutschen; schon sei der Ehrgeiz der Nation erwacht, „und vielleicht werden, die zuletzt kommen, alle Vorhergehenden übertreffen". „Ich bin wie Moses," ruft der König am Ende, „ich sehe das gelobte Land aus der Ferne, doch ich bin zu alt, um es je zu betreten."

Nun halte man neben diese Worte des Königs Lessings berufene Klage: der Charakter der Deutschen sei, keinen eigenen Charakter haben zu wollen — in wie seltsamem Irrtum verfingen sich doch die beiden! Der König erwartet den Glanz unserer Dichtung von den französischen Regeln, und siehe, er kam durch die Freiheit. Der König meint in der Ferne das gelobte Land zu sehen, und siehe, er selbst stand mitten darin. Desgleichen der Dichter, der so schmerzlich fragte nach dem Nationalcharakter der Deutschen — hätte er lesen können in der Seele jener preußischen Soldaten, die bei Roßbach die Franzosen warfen und bei Leuthen in der Winternacht das „Herr Gott, dich loben wir" sangen, gewiß, er hätte begriffen: die lebendige Staatsgesinnung, die er suchte, sehr unreif war sie, doch sie war im Werden. So standen die beiden im Nebel der Nacht: der König, der einen Lessing suchte für unsere Kunst, und der Dichter, einen Friedrich suchend für unseren Staat. Inzwischen ist es Tag geworden, die Nebel sind gefallen, und wir sehen die beiden dicht nebeneinander auf demselben

Wege: den Künstler, der unserer Dichtung die Bahn gebrochen, und den Fürsten, mit dem das moderne Staatsleben der Deutschen beginnt.

Und wäre es denn ein Zufall, daß achtzig Jahre nach Lessings Tode gerade sein Bildnis den Anstoß gab zu einem heilsamen Umschwunge unserer Bildnerkunst? Versuchen wir uns zu versenken in die Seele des Künstlers, dem jene Aufgabe ward. Sollte er Lessing bilden in der Toga — ihn, der das gespreizte Römertum der Franzosen erbarmungslos verspottete? Oder in dem beliebten Theatermantel — ihn, der im Leben jeden falschen Schein verschmähte? Da blieb kein Ausweg: kraftvoll, schlicht und wahrhaft wie er selber — oder gar nicht mußte Lessings Bild erscheinen. Und der glückliche Entschluß einmal gefaßt, hat unserem Rietschel jedes Glück des Genius gelächelt, aus jeder Not ward ihm eine Tugend. Der steife Haarbeutel ward ihm ein Anlaß, die vollendeten Linien des wallenden Haares zu zeichnen, und die Enge des kurzen Beinkleides erlaubte ihm, die gedrungene Kraft der Glieder zu zeigen. So sehen wir Lessings Bildnis vor uns — die erste Bildsäule der Deutschen, darin der entschlossene wahrhaftige Realismus der Gegenwart sich in höchster Ehrlichkeit offenbart — schmucklos und stark, gehobenen Hauptes, und diese trotzigen Lippen scheinen zu reden:

> Was braucht die Nachwelt, wen sie tritt, zu wissen,
> Weiß ich nur, wer ich bin.

Ludwig Uhland

Leipzig 1863

Ist es vorteilhaft, den Genius bewirten, — wie neidenswert ist dann das Haus, das eines edlen Sängers Lied preisend gegrüßt hat! Noch leben manche, denen Ludwig Uhlands Muse ein herzliches Wort in ihr Heimwesen gesendet, aber kein Haus in Deutschland hat sie so reich beschenkt wie das königliche Haus von Württemberg. Als die schweren Hungerjahre kaum vorübergegangen, lag eine tiefe und gerechte Trauer auf dem schwäbischen Stamme um den Tod der Königin Katharina. Ihr Volk hatte von ihr das gute Wort gehört: „Helfen ist der hohe Beruf der Frau in der menschlichen Gesellschaft", und hatte sie von Hütte zu Hütte ziehen sehen in der harten Zeit, Arbeit bringend den feiernden Händen. Vor solcher menschlichen Größe beugte sich die Muse des bürgerlichen Sängers, die sich rühmte: „Sie hat nicht Anteil an des Hofes Festen." Fast zaghaft, unwillig, auch nur den Schein der Schmeichelei auf sich zu nehmen, trat sie unter die Trauernden und legte auf den Sarg der Königin den „Kranz von Ähren" mit einem der schönsten Gedichte deutscher Sprache:

Und hat sie nicht die Lebenden erhoben,
Die Toten, die nicht hören, darf sie loben.

Ein Menschenalter ging darüber hin, und im November 1862 eilten von nah und fern Leidtragende zu der Bahre des Sängers. Wer aber im Lande Württemberg seine Empfindung nach dem Winke des Hofes zu stimmen wußte, hütete sich sorglich, dem Toten, der nicht hörte, ein letztes Zeichen menschlichen Mitgefühls zu erweisen.

Gern begönne ich diese Schilderung mit einem minder bitteren Worte — wäre nur diese häßliche Tatsache eine vereinzelte Erscheinung! Doch leider, wenn wir der zahlreichen nationalen Erinnerungsfeste der jüngsten Jahre gedenken: wie gehässig hob sich da die Gleichgültigkeit, das schlecht verhehlte Mißtrauen der Höfe ab von der warmen Teilnahme der Menge! Der politische Parteikampf wirkt bereits verwirrend und verfälschend auf jene Gefühle, die unser Volk als einen gemeinsamen Schatz hegen sollte, er läßt den einen als fremde, unheimliche Gestalten jene Männer erscheinen, zu denen die große Mehrheit des Volkes mit herzlicher

Liebe emporblickt. Nicht selten zwar haben solche Feste der Erinnerung den Ränken der Parteien, der eitlen Selbstbespiegelung als willkommener Vorwand gedient, und sehr verletzend tritt bei solchem Anlaß dem ernsten Beobachter eine traurige Schwäche unserer Gesittung entgegen: wir modernen Menschen sind allzu bereit, auf gegebenen Anstoß gleich einer Herde alle das gleiche zu tun, das gleiche zu empfinden. Dennoch ist die Gesinnung, welche heute eine Rede, eine Schrift über Uhland nach der andern hervortreibt, in ihrem Grunde echt und tüchtig. Denn eben weil die Höfe mit anderen Augen als das Bürgertum auf unsere Geschichte blicken, eben darum sollen wir laut bezeugen: nicht wir haben es vergessen, wie rein und schön der Dichter von unserem Hause, von deutschem Land und Volk gesungen und wie wacker er für uns gefochten hat.

Wie viel heiterer und menschlicher war doch die Sitte des deutschen Hauses in den Tagen der Kindheit unseres Dichters, als vordem, da Schiller sich aufbäumte wider die Unfreiheit des schwäbischen Wesens! Ein Stilleben freilich war es, schlicht und schmucklos, das in der Enge des ehrenfesten wohlhäbigen Bürgerhauses zu Tübingen sich abspann: doch keinen gesunden Trieb des Kindes verkümmerte die ständige Zucht, und diesem Knaben am wenigsten wäre es ein Segen gewesen, hätte er ankämpfen müssen gegen erdrückenden Zwang. Denn wohl die erste Empfindung, die jedem sich aufdrängt beim Rückschauen auf dies schöne Dasein, ist das Erstaunen, wie leidenschaftslos dieser reizbaren empfänglichen Künstlerseele das Leben verlief. Selbst jene tiefe männliche Liebe, die Uhlands Herz erfüllte, der er so oft im Liede Worte geliehen, die Liebe zu seiner Kunst, wie gehalten und ruhig tritt sie zutage! Jahrelang konnte er harren, schmerzlos harren, bis der Gott ihn rief und seine Dichterkraft, die man erstorben wähnte, uns mit neuen edlen Gaben beschenkte. Noch ist es nicht unnütz, diese Tatsache laut zu betonen. Denn wenigstens den Nachwehen jener Zeit der falschen Geniesucht, die auch einen Uhland unter die prosaischen Menschen verwies, begegnen wir noch heute. Immer wieder hören wir die Unterscheidung von poetischen Naturen und poetischen Talenten, und allzuoft vergißt man die triviale Wahrheit, daß schon der Name einer poetischen Natur die schöpferische Kraft bezeichnet. Wir Deutschen vornehmlich sind es uns schuldig, solche Vorurteile einer schwächlichen Epoche entschlossen abzuschütteln. Wir müßten ja, wären sie begründet, das Ungeheuerliche tun und uns selber unseren polnischen Nachbarn, die Engländer den Iren als prosaische Naturen unterordnen! Die Erscheinung freilich ist auch unter deutschen und englischen Künstlern selten, daß zu großer Kraft und Wärme der Phantasie ein gehaltenes Gleichmaß der Stimmung, nüchterner Ernst und trockene Schroffheit des Auftretens sich gesellen. Diese Verbindung des Widerstrebenden in Uhlands Bilde hat oftmals auch jene befremdet, welche bescheiden verstehen, daß in den feinsten Naturen die Charakterzüge sich am seltsamsten mischen.

Und doch verdankt der schwäbische Dichter seinem nüchternen altbürgerlichen Sinne einen guten Teil seines Ruhmes. Keine glücklichere Mitgift konnte der Sänger sich wünschen in jenen verworrenen Tagen der Romantik, die Uhlands Bildung bestimmten. Nach volkstümlichen Stoffen verlangte die junge Dichterschule; sie empfand, daß das Ideal der klassischen Dichtung unserem Volke ein fremdes sei und das Bild der Göttin mit den Rosenwangen heute nur das Herz weniger Hochgebildeter ergreifen könne. Sehr lebhaft fühlte auch Uhland den Gegensatz der antiken und der germanischen Gesittung. Ein Aufsatz aus seiner Jugend „Über das Romantische" sagt darüber: „Die Griechen, in einem schönen genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, tatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten und nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen: aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem des Himmlischen." — Glückliche Tage, da eine hochbegeisterte Dichterjugend auszog nach dem Wunderlande der germanischen Vorwelt und aus den lange verschütteten Schachten der mittelalterlichen Gesittung ungeahnte Schätze zutage förderte! Während heute Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft im Vordergrunde unseres nationalen Wirkens stehen, gab damals die Dichtung dem gesamten geistigen Leben Anstoß und Richtung.

Das vielgerühmte Weltbürgertum der Deutschen ward damals erst zur Wahrheit, seit uns das Verständnis aufging für das Gemütsleben unserer eigenen Vorzeit, seit der historische Sinn unter den Deutschen reifte. Wir lernten den Volksgeist in seinem Werden belauschen, den Glauben, die Kunst, die Sitte verschollener Tage in ihrer Notwendigkeit verstehen. Die religiöse Innigkeit der Romantik machte mit einem Schlage dem selbstgefälligen Rationalismus ein Ende, der so lange über „die Nacht des Mittelalters" vornehm gelächelt hatte. Die Hellenen der modernen Welt erbauten sich wieder an dem überschwenglichen Reichtume des Gemüts, der in den Bildwerken des Mittelalters so rührend hervorbricht aus der Gebundenheit unfertiger Formen. Das Auge der Menschen erschloß sich wieder für die feierliche Großheit der gotischen Kunst, die vordem nur von einer stillen Gemeinde hellblickender Verehrer verstanden ward. Lange hatte sich der politische Idealismus der Deutschen — wo er bestand — an den Bildern der Reformationszeit und des großen Friedrich begeistert; nur dann und wann war ein Lied von Arminius erklungen; jetzt umfaßte die Sehnsucht der Patrioten mit leidenschaftlicher Bewunderung die Heldengestalten

der Stauferkaiser. Wir wurden wieder Herren im eigenen Hause und begriffen eben darum jetzt erst die innige Verwandtschaft der Völkerfamilie des Abendlandes. Eine neue Welt voll gemütlicher Innigkeit und Sehnsucht, voll phantastischen Zaubers und malerischer Schönheit ging den Romantikern auf: „Das Dunkelklare", gesteht Uhland, „ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, im Gemälde, in der Poesie, wie bei Novalis." Auch das landschaftliche Auge des Volkes ward ein anderes. Solange Menschen leben, wird der Streit nicht enden, ob die heitere Pracht eines ionischen Tempels herrlicher sei als das ahnungsvolle Dunkel eines gotischen Domes, der zürnende Achilleus erhabener als die rächende Kriemhild. Nur in einem, in dem Verständnis der Seele der Landschaft, war die Romantik der klassischen Kunst ebenso gewiß überlegen, als ein schwellender duftiger Kranz deutscher Waldblumen tausendmal schöner ist denn jene straff gewundenen Lorbeergirlanden, welche die Bildwerke der Alten schmücken. Herzlicher, sinniger denn je ward nun von den Dichtern besungen der feierliche Ernst der Waldeinsamkeit, da die Geister des Waldes über den schweigenden Blättern weben, und der wollüstige Zauber jener Sommernächte, da der berauschende Duft der Lindenblüten dem Träumenden den Sinn verwirrt und das Mondlicht auf den bemoosten Schalen klarer Brunnen spielt, und die erhabene Pracht des Hochgebirges, wo weltbauende Mächte in den gewaltigen Formen jäh abstürzender Felsen sich offenbaren. Niemals, sicherlich auch nicht in den prosaischen ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts, waren unter den Germanen gänzlich ausgestorben jene träumerischen Gemüter, die vor solchen Szenen ursprünglicher Naturschönheit von den Schauern des Weltgeheimnisses sich durchzittern ließen; aber jetzt erst ward weithin im Volke die Freude lebendig an diesen „romantischen" Reizen der Natur. Kaum ein Städtchen heute in Deutschland, das nicht irgendwo einen lauschigen Platz dem Freunde der Natur wohlumfriedigt zu stillem Genusse böte; die romantische Dichtung hat an dieser weiten Verbreitung des Naturssinnes im Volke ein reiches Verdienst.

Vergebliche Mühe, in wenigen Worten die vielseitigen Anregungen zu schildern, die von dieser geistvollen Dichterschule ausgingen. Sie begnügte sich nicht, unserem Volke für seine Vorzeit, seine wunderreiche Sagenwelt und die Schönheit seines Landes den Sinn zu eröffnen; bald schweifte sie hinweg zu den Schätzen der Kunst aller Zeiten und aller Völker. Das Volkstümliche in der Gesittung aller Nationen begann sie zu verstehen und zu übertragen. Ihr danken wir eine unermeßliche Erweiterung unseres Gesichtskreises. Unsere harte männliche Sprache erwies sich zum Staunen der Welt zugleich als die empfänglichste, schmiegsamste, spiegelte getreulich die Schönheit jeder fremden Dichtung wider, sie nahm in ihrem Tempel gastlich die Götter aller Völker auf. Doch nach so weiten Entdeckungsfahrten war die romantische Schule unversehens zur

gelehrten, dem Volke entfremdeten Dichtung geworden in einem anderen, ärgeren Sinne, als die klassische Poesie es je gewesen. Den weiblichen Naturen der Tieck und Schlegel war es eine Freude, sich zu versenken in die Träume einer untergegangenen Welt, und bald erschien ihnen nur das Fremdartige poetisch, und aus der Lust an den glücklich bewältigten künstlichen Formen der romanischen und orientalischen Dichter erwuchs unserer Dichtung, was der Sprache und dem Gemüte der Germanen am meisten zuwider ist: das virtuose Spielen mit der Form. Mehr feine, empfängliche Kunstkenner als schöpferische Künstler, wandten sich die Häupter der Schule hinweg von der sprödesten und geistigsten Gattung der Poesie, dem Drama, das vor allem einen reichen Inhalt verlangt. Als hätte nie ein Lessing gelebt, wurden die Grenzen von Poesie und Prosa wiederum verwischt und die Überfülle der aus der Dichtung aller Völker aufgesammelten poetischen Bilder hinübergetragen in die neue Wissenschaft, die nicht mehr nach Beweisen, nur nach „Anschauungen" suchte, und in die neue Religion, die nicht mehr das Gemüt erbauen, nur den Schönheitssinn erfreuen wollte.

Vor solchen Verirrungen der Verfeinerung und Überbildung ist Uhland bewahrt worden durch seine köstliche schlichte Einfalt. Er war aufgewachsen in einer Umgebung, wie sie dem Reifen des Künstlersinnes nicht günstiger sein konnte, in einem schönen, reichen, sagenberühmten Lande, wo doch nirgends eine übermächtige Pracht der Natur den freien Sinn des Menschen erdrückt. Er ist immerdar ein Schwabe geblieben und hat der kindlichen Liebe zu seiner Heimat oftmals Worte geliehen, am rührendsten wohl in jenen Versen, die ein Tal seiner Heimat also anreden:

Und sink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leise deinen Grund
Und nimm mich auf und schließ ihn wieder
Und grüne fröhlich und gesund.

Wer je südwärts geschaut hat von Hohentübingen, wo der Blick die ganze Kette der Alb vom Hohenzollern bis zum Hohenstaufen beherrscht, dem wird dies edle Landschaftsbild aus Uhlands schönsten Liedern immer wieder entgegentreten. Weil seine Dichtung also natürlich emporwuchs aus dem mütterlichen Boden des schwäbischen Landes und Volkes, so bewahrte sie sich jene derbe Naturwahrheit, die den meisten Kunstwerken der Romantik sehr fern liegt: auch wo sie zarte, sanfte Stimmungen ausspricht, wird sie nur selten verschwommen. Vor langen Jahren schon ging unter den Schwaben die Rede: jedes Wort, das der Uhland gesprochen, ist uns gerecht gewesen. Die Stammgenossen erhoben den Dichter auf den Schild, über die Schultern gewöhnlicher Menschen empor; wer ihn verkleinert, kränkt den gesamten Stamm. Eben diese volkstümliche Tüchtigkeit gibt seinem Wesen eine harmonische Ruhe, eine geschlossene Festigkeit, die nur

wenigen Sängern der Romantik eignet. Nicht leicht konnten die Dichter einer Schule, die so ganz in der Sehnsucht nach längst entschwundenen Tagen lebte, jene olympische Ruhe, jene selige Heiterkeit der Seele erwerben, welche dem Klassiker Goethe das Recht gab, Tadlern und Lobrednern lächelnd zu sagen: „Ich habe mich nicht selbst gemacht." Wahrhaft harmonische Charaktere sind unter den Heroen der Romantik fast allein die Männer der Wissenschaft, so Savigny, die Grimms und der liebenswürdigste der Menschen, Sulpiz Boisserée; unter den Dichtern der Romantik stehen neben Uhland nur sehr wenige, deren Seele nicht getrübt ward durch einen unklaren, unfreien, friedlosen Zug.

Auch er schaute mit der inbrünstigen Sehnsucht der Menschen des Mittelalters zu dem Überirdischen empor; so recht den Herzschlag des Dichters hören wir in dem frommen Gedichte „Die verlorene Kirche":

Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Aber suchte Friedrich Schlegel in jener Vorzeit den phantastischen Reiz des Alten und Fremden, einer unfreien Gesittung, so liebte Uhland das Mittelalter, weil er in ihm die ungebändigte Kraft eines ursprünglichen, farbenreichen Volkslebens und vor allem die Herrlichkeit des vaterländischen Wesens bewunderte. So wurde jener durch seine ästhetische Neigung dem freien Leben der Gegenwart entfremdet und, obwohl er am lautesten den Ruf nach volkstümlicher Dichtung erhoben, in eine undeutsche, katholische Richtung getrieben. Uhland aber ward der vornehmste Dichter jener jüngeren, kräftigeren Richtung der Romantik, welche der ursprünglichen Absicht der Meister getreuer blieb als diese selber und in unserer Vorzeit nur das noch heute Lebendige, die deutsche Weise, bewunderte. Darum schöpfte er, gleich den Brüdern Grimm, aus der liebevollen Erforschung des deutschen Altertums Mut und Kraft zum Kampfe der deutschen Gegenwart; darum verwarf er jeden Versuch, die Formen mittelalterlicher Gesittung in unseren Tagen wieder zu erwecken, und sprach herbe Worte wider die „erzwungene Begeisterung", als es wieder lebendig ward um den alten Kran in Köln und der schönste aller Dome aus Schutt und Trümmern zu neuer Pracht emporstieg. — Nicht unsere klassischen Dichter, deren Werke ihn nur teilweise tiefer berührten: die Dichtungen des Mittelalters, die Volkslieder vornehmlich sind seine Lehrer gewesen, und mit diesen Worten ist auch sein Platz in der Geschichte unserer Dichtung bezeichnet. Es ist wahr, schon Goethes lyrische Muse hatte viele ihrer herrlichsten Klänge dem deutschen Volksliede abgelauscht. Aber für Goethes geniale Vielseitigkeit war diese Anregung nur eine unter vielen anderen, ja im Alter stellte er sich zornig dem romantischen Nachwuchs als einen „Plastiker" gegenüber; Uhland dagegen hat das Eigenste seiner Kraft an den Gedichten des Mittelalters gebildet. Sie wirkten auf den Mann kaum minder mächtig

als auf den Knaben an jenem Tage, da er zuerst das Nibelungenlied vortragen hörte und, so sagt man, in tiefer Bewegung aus dem Zimmer eilte. An dem Liede von Walther und Hildegunde fand er als Student zuerst eine Poesie, die sein innerstes Wesen ergriff. „Das hat in mich eingeschlagen", bekennt er. „Was die klassischen Dichtwerke trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastunden, was ich an der neueren Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmucke vermißte, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach!"

So ward ihm das hohe Glück, inmitten einer überbildeten, nach den fremdesten und fernsten Reizen jagenden Kunst einen festen Kreis edler Stoffe zu beherrschen, welche darum unfehlbar wirken mußten, weil ein ganzes Volk sie durch Jahrhunderte gehegt und gebildet hatte. Und noch schärfer sogar schied er sich ab von den älteren Romantikern durch seine Weise, die Form der Kunst zu handhaben. Sein feines Ohr empfand, daß eine Sprache voll Härten des musikalischen Wohlklangs der romanischen Rede nur bis zu einem gewissen Grade fähig sei. Auch er hat Sonette und Glossen gedichtet und die Assonanz statt des Reimes gewagt; aber ungleich maßvoller als die Tieck und Schlegel brauchte er diese fremden Formen, und nach uralter deutscher Weise war ihm in der Kunst der Inhalt das Bestimmende. Wäre ihm in seinem „Sängerstreite" mit Rückert statt der guten Sache: „Falschheit kränket mehr denn Tod", die schlechte Meinung: „Eh'r falsch als tot", zur Verteidigung zugeteilt worden: er hätte sicherlich nicht jene kunstvollen, feinen Wendungen gefunden, wodurch sein Gegner sich zu decken wußte; ein Scherz vielmehr hätte ihm aus der Not helfen müssen. Schon im Jahre 1812 lobte er sich die „ursprünglich deutsche Art", die Innigkeit der Empfindung, im Gegensatz zu der formen- und bilderreichen Dichtung des Südens. Der alte Spruch: „Schlicht Wort und gut Gemüt ist das echte deutsche Lied", war ihm fortan der Wahlspruch seiner Kunst. Die einfacheren Formen aber, die er dem Genius unserer Sprache gemäß fand, hat er mit vollendeter Kunst beherrscht, während Tieck mitten in der gesuchten Formkünstelei oftmals sogar die Korrektheit vermissen läßt. Und gelang es der älteren Romantik, weil nur ein ästhetisches Wohlgefallen sie zu dem deutschen Altertume führte, sehr selten, die naive Weise des Mittelalters zu treffen, so wußte Uhland, weil er mit ganzer Seele in jene Vorzeit sich versenkte, seine Mären so glücklich in treuherzig altertümlichem Tone vorzutragen, daß wir heute kaum noch begreifen, wie solche Stoffe jemals anders dargestellt werden konnten. Sein natürliches, wissenschaftlich geschultes Sprachtalent hat unserer modernen Dichtung eine Fülle schöner altertümlicher Wendungen und Wörter neu geschenkt, davon die junge Welt kaum weiß, daß sie uns einst verloren waren. Seinem strengen Formensinne war ein Greuel jenes phantastische Verzerren der Natur, jenes Spielen mit „duften-

den Farben" und „tönenden Blumen", das die Romantik liebte. Feste, starke Umrisse gab er, wo es not tat, seinen Gestalten, also daß wir aus manchen seiner Gedichte den tüchtigen Zeichner erkennen, der in der Ausübung der bildenden Kunst sein Formgefühl schulte. Mit Recht hat man ihn darum einen Klassiker unter den Romantikern geheißen.

Dieser ernste Künstlersinn offenbarte sich vornehmlich in Uhlands weiser Selbstbeschränkung, einer antiken Tugend, die uns Modernen nicht leicht fällt. Ein Künstler von Grund aus und ein denkender Künstler, wie jede Zeile seiner Gedichte zeigt, hat er vielleicht weniger als irgendeiner unserer namhaften Dichter die Neigung zur Kritik und literarischen Fehde verspürt. Auf das Können, das ganze und rechte Können ging er aus; er am wenigsten wollte das Schlagwort der romantischen Dilettanten gelten lassen, daß man ein Dichter sein könne, ohne je einen Vers geschrieben zu haben. „Größeren Gedichts Entfaltungen" hatte er einst in jugendlicher Zuversicht seinen Lesern versprochen; doch als ihn die ersten Versuche belehrten, daß ihm die dramatische Kraft versagt sei, zog er sich zurück auf die Lyrik und das lyrische Epos. Er begnügte sich, auf diesem engen Gebiete Mustergültiges zu leisten, derweil die Chorführer der Romantik nach allen höchsten Kränzen der Kunst zugleich die Hand ausstreckten, ja in Plänen ganz neuer Kunstformen sich verloren und, im Grenzenlosen schweifend, nur wenig in sich Vollendetes schufen.

Den letzten Grund aber dieses tiefgreifenden Unterschiedes zwischen Uhland und der Schlegel-Tieckschen Richtung verstehen wir erst, wenn wir erkennen: in Uhland lebte ein tief sittlicher, tatkräftiger Ernst, der die tatlose, ironische Weltanschauung der Romantik schlechthin verwarf. Solchem sittlichen Pathos hatte einst Schiller die Liebe des Volkes verdankt, obwohl er sehr selten volkstümliche Stoffe besang. Denn mit unfehlbarer Sicherheit empfindet das Volk — unter den Germanen mindestens —, ob ein Künstler mit seinen Bildern bloß geistreich spielt oder ob er sein Herzblut ausströmen läßt in seine Gedichte, und noch hat niemand durch ein feines Spiel sich des Volkes Herz erobert. In der Form allerdings hat Schillers hochpathetische Weise nicht das mindeste gemein mit dem naiven, einfachen Wesen der Uhlandschen Dichtung, das der Weise Bürgers und Goethes weit näher steht. Schillers Geist aber, sein sittlicher Ernst, seine kühne Richtung auf die Gegenwart und ihr öffentliches Leben, ward in Uhland und den Sängern der Freiheitskriege aufs neue lebendig. Darum ward Uhland durch seine romantischen Neigungen nicht gehindert, in der Wissenschaft ein nüchterner methodischer Forscher, im Leben ein Verfechter des modernen Staatsgedankens zu sein. Mit sicherem Takte wußte er Leben und Dichtung auseinanderzuhalten, und jeder mystischen Liebhaberei der romantischen Genossen stellte er seinen derben protestantischen Unglauben gegenüber. Wenn Justinus Kerner von dem „Geiste der Mitternacht" erzählte, dann lachte Uhland, dann war er selber „der Zech-

gesell, der keinem glaubt". Und wurde er ja einmal durch eine Erzählung von geheimnisvollen Naturwundern zum Liede begeistert, wie schön wußte er dann seinen Stoff aus dem trüben dumpfen Traumleben in eine freiere durchgeistigte Luft zu erheben! Als ihm berichtet ward von dem Mädchen, das im Mohnfelde schlief und, erwacht, mitten im lauten Leben weiter träumte, so ward ihm dies ein Anlaß, das Schlafwandeln des Dichters zu schildern, dem das Leben zum Bilde, das Wirkliche zum Traume wird:

O Mohn der Dichtung, wehe
Ums Haupt mir immerdar!

In unseren nüchternen Tagen vermag auch ein flacher Kopf die Schwächen der Romantik leicht zu durchschauen, und oft vergessen wir, wie tief wir in ihrer Schuld stehen. Jene geistig hoch erregten Tage durften sich, nach Immermanns wahrem Geständnis, einer Dichtigkeit des Daseins rühmen, die unserem schnell lebenden, unruhig nach außen wirkenden Geschlechte verloren ist. Noch war die Welt von Schönheit trunken, noch galt ein edles Gedicht als ein Ereignis, das tausend Herzen froh bewegte, und auch die Häupter der romantischen Schule umstrahlt noch etwas von dem Glanze der glückseligen Zeit von Weimar, „wo der bekränzte Liebling der Kamönen der innern Welt geweihte Glut ergoß". Aber eine Dichterschule kann durch eine Fülle neuer Gedanken und Anschauungen, die sie in das Volk warf, die Nation zum bleibenden Danke verpflichten und dennoch an echten Kunstwerken sehr arm sein. Stellte nun einer die Frage: Welche Kunstwerke der romantischen Epoche sind nicht bloß historisch wichtig durch die Anregung, die sie unserem Volksgeiste gaben, sondern in sich vollendet und unsterblich? — so würde ein ganz schonungsloses Urteil doch nur die Antwort finden: einige meisterhafte Übertragungen und Nachbildungen fremdländischer Dichtung und — die lyrischen Gedichte Uhlands und einiger ihm verwandter Sänger.

Als Chamisso in Paris im Jahre 1810 den dreiundzwanzigjährigen Uhland kennenlernte, schrieb er mit seiner liebenswürdigen Laune einem Freunde: „Es gibt vortreffliche Gedichte, die jeder schreibt und keiner liest; doch hier ist einer, der macht Gedichte, die keiner schreibt und jeder liest." Und langsam, aber einmütiger von Jahr zu Jahr, begann die Nation in das Lob einzustimmen, als fünf Jahre später die „Gedichte" erschienen waren. Den Weg zum Herzen seines Volkes hat der Dichter zuerst gefunden durch jene Lieder, welche der Weise des alten Volksliedes so treu, so naiv nachgebildet waren, wie es vordem nur Goethe verstanden. Er hat zuerst in weiteren Kreisen das Verständnis wieder erweckt für diese volkstümlichen Klänge, und wenn Eichendorff und Wilhelm Müller selbständig, unabhängig von Uhland ihr lyrisches Talent bildeten, so danken sie ihm doch, daß das Volk ihren Liedern froh bewegt lauschte. Schien es doch, als wäre die unselige Kluft wieder überbrückt, die heute die Ge-

bildeten und die Ungebildeten unseres Volkes scheidet, als tönte der Gesang, von namenlosen fahrenden Schülern erfunden, unmittelbar aus der Seele des Volkes heraus. Unwillkürlich fragte der Hörer, ob nicht am Schlusse des Sanges ein Vers hinweggefallen sei, das alte treuherzige:

Der uns dies neue Liedlein sang,
Gar schön hat er gesungen;
Er trinkt viel lieber den kuhlen Wein
Als Wasser aus dem Brunnen.

Der Gesang ist heute, wie zur Zeit der italienischen Renaissance die Redekunst, die geselligste der Künste. Das arme Volk liest wenig, am wenigsten Gedichte; fast allein durch den Gesang wird ihm das Tor geöffnet zu der Schatzkammer deutscher Poesie. An Kunstwert stehen Uhlands erzählende Gedichte seinen Liedern ohne Zweifel gleich; aber die Bedeutung des Mannes für die Gesittung unseres Volkes beruht vornehmlich auf den Liedern. Sie haben dem Sänger den schönsten Nachruhm gebracht, der dem lyrischen Dichter beschieden ist. Sie leben in ihrer leichten sangbaren Form im Munde von Tausenden, die seinen Namen nie gehört, sie klingen wider, wo immer Deutsche fröhlich in die Weite ziehen oder zum heiteren Gelage sich scharen. Es war eine Stunde seliger Genugtuung, als er einmal auf der Wanderung durch die Hardt in den Klostertrümmern von Limburg unerkannt rastete und seine eignen Lieder, von jugendlichen Stimmen gesungen, durch das Gewölbe schallten. Alle die hoffnungsvollen Anfänge freier, volkstümlicher Geselligkeit, welche heute das Nahen einer menschlicheren Gesittung verkünden, alle die fröhlichen Fahrten und Feste unserer Sänger und Turner und Schützen danken einen guten Teil ihres poetischen Reizes dem schwäbischen Sänger; kein Wunder, daß er selber sich an solcher Volksfreude nicht satt sehen konnte. Fast deucht uns ein Märchen, daß es einst eine Zeit gegeben, wo am Beiwachtfeuer deutscher Soldaten das Lied noch nicht erklang: „Ich hatt' einen Kameraden", daß einst deutsche Handwerksburschen über den Rhein gezogen sind, die noch nicht sangen von den „drei Burschen".

Doch sehen wir näher zu, so finden wir auch in dem einfachsten dieser Lieder einen entscheidenden Zug — eine kunstvolle Steigerung, einen schlagenden Abschluß —, der das Gedicht alsbald auf die Höhe der Kunstpoesie erhebt und mit so großer Innigkeit und Frische den durchgebildeten Verstand des Künstlers gepaart zeigt. Demselben Lehrer, dem deutschen Volksliede, hat Uhland auch die Kunst der gemütlich bewegten Erzählung abgesehen. Er vermag es, einen kleinen anekdotenhaften Zug mit so viel schalkhafter Anmut zu einer Ballade zu erweitern, wie vor ihm wieder nur Goethe. Sein Eigenstes und Schönstes schuf er in der erzählenden Dichtung dann, wenn er sich ein Herz faßte und die trotzige, reckenhafte Kraft der deutschen Heldenzeit derb und mit Laune darstellte, wie in den Rolandsliedern,

wohl seinen besten Balladen. Und wie das Volkslied nicht in die Grenzen eines Landes gebannt bleibt, sondern der Sang von Liebeslust und -leid, von Heldenzorn und Heldentod durch alle Völker wandert und in der Fremde sich umbildet, so hat auch Uhland sein deutsches Wesen nicht verleugnet, wenn er fremdländische Sagenstoffe besang. Sein Gesichtskreis umfaßte das gesamte Altertum der christlich-germanischen Völker; nur sehr selten hat ihn ein Bild der antiken Gesittung zum Liede begeistert, und gänzlich fern lag seinem deutschen Gemüte die Sagenwelt des Orientes, wie sehr sie auch den Meister der Form verlocken mochte. Sehr tief hatte er sich eingelebt in den Geist der südländischen Sänger des Mittelalters: durch das liebliche Gedicht „Ritter Paris" weht ein Hauch schalkhafter Grazie, darum ihn jeder Troubadour beneiden könnte. Fast scheint es, wenn Uhland die Mären der liederfreudigen Provence nachdichtet, als singe hier wirklich ein alter Südfranzose, als erfülle sich die wehmütige Verheißung des modernen provenzalischen Dichters: O moun pais, bello Prouvenço, toun dous parla pou pas mouri. Und doch ist dies nur ein Schein: aus Uhlands südländischen Gedichten so gut wie aus seinen angelsächsischen und nordfranzösischen Balladen weht uns heimatliche Luft entgegen, er behandelt diese fremden Stoffe mit der gemütlichen Innigkeit und in der tief bewegten Weise der Germanen, nicht mit der feierlichen Grandezza und dem rhetorischen Pathos südlicher Romanzen.

Nicht immer freilich ist ihm dies gelungen. Oft nahm er aus den romanischen Stoffen auch legendenhafte Wundergeschichten mit herüber, die den modernen Hörer kalt lassen, oder häßlich phantastische Züge: — so steht in dem schönen Zyklus „Sängerliebe" fremd und verletzend die Romanze von dem Kastellan von Couci, dessen Herz von seiner Geliebten verspeist wird. Manchmal — was uns noch mehr abstößt — schleichen sich mit den fremden Bildern auch fremde Empfindungen in seine Seele. Vor dem Bilde des „Wallers" oder der trauernden Nonne, die entsagt und betet, „bis ihre Augenlider im Tode fielen zu", steht der gesunde Sinn der modernen Deutschen befremdet still: was gilt sie uns, diese zugleich schwächliche und überschwengliche Empfindung der Vorzeit der Romanen? Ja sogar unter den Balladen, die auf deutschem Boden spielen, finden sich neben vielen ursprünglichen Schilderungen deutscher Kraft und deutscher Laune doch auch einige sentimentale Gedichte von sehnsüchtigen Mädchen und trauernden Königen, die uns kein festes Bild hinterlassen. Desgleichen, wenn wir an seinen Liedern das innige Naturgefühl und die tief bewegte Stimmung bewundern, so scheinen uns doch einzelne inhaltslos, wir wünschten, der Dichter hätte nicht bloß sein bewegtes Herz, sondern sein reiches Herz gezeigt. Solche Mängel mochte Goethe im Auge haben, wenn er in Augenblicken übler Laune sehr hart und bitter von der Uhlandschen Dichtung sprach. Doch all diesen Schwächen hat der Dichter selber die beste Verteidigung geschrieben:

Scheint euch dennoch manches kleinlich,
Nehmt's als Zeichen jener Zeit,
Die so drückend und so peinlich
Alles Leben eingeschneit.

Uns freilich, unserem derben historischen Realismus fällt es leicht zu erkennen, wann Uhland die harten barocken Züge unserer Vorzeit verwischt hat. Wir lächeln, wenn uns in Erzählungen aus dem Mittelalter, dieser treuloseſten aller Zeiten, von deutscher Treue überschwenglich geredet wird, und seit die fortschreitende Kultur das Haar unserer Mädchen gebräunt hat, fällt uns die ausschließliche Begeisterung für blondes Haar und blaue Augen so schwer, wie die übermäßige Freude an den Rosen und Gelbveigelein. Aber frage sich jeder, ob auch das Unsterbliche in Uhlands Gedichten geschaffen werden konnte von einem Dichter, der minder treuherzig für das biderbe Mittelalter schwärmte, der weniger unbefangen sich begeisterte für „Jugend, Frühling, Festpokal, Mädchen in der holden Blüte"? In unseren rauheren Tagen geht auch der Jugend diese naive Schwärmerei sehr rasch verloren, doch darum mangelt auch unseren neuen Lyrikern die Jugendfrische, die herzbewegende Innigkeit des alten Sängers. Und wie verschwindend gering ist doch die Zahl jener Gedichte, welche auch Uhland angekränkelt zeigen von der unklaren Gefühlsseligkeit seiner Zeit! Nur Heinrich Heines Gehässigkeit konnte aus dem Liede „Ade, du Schäfer mein" den Grundton der Uhlandschen Dichtung heraushören. Neben dies eine Lied — beiläufig eines seiner allerfrüheſten Jugendgedichte — stellen sich hundert andere voll mannhafter Kraft und unverwüstlicher Lebensluſt.

Gern verstummt die Kritik vor diesen Gedichten; über ihnen liegt der Zauber einer völlig abgeschlossenen Bildung. Sie sind das getreue Spiegelbild der edelsten Empfindungen einer reichen Zeit, die wir mit allen ihren Verirrungen aus unserer Geschichte nicht missen können, nicht streichen wollen: die alte Burschenschaft vornehmlich lebt nur noch in den Liedern Uhlands und seiner Genossen. Ist auch jene Gesittung in unserem Volke längst einer anderen, härteren gewichen: tot ist sie darum nicht. In allen neueren Völkern sehen wir eine seltsame Erscheinung, welche dem modernen Menschen gar sehr erschwert, sich auf seine eigenen Füße zu stellen. Gedanken und Anschauungen, die das Volk längst überwunden, kehren in dem Leben des Einzelnen wieder als Momente seiner persönlichen Entwicklung. Längst vorüber sind unserer Nation die Tage der Romantik und des jungdeutschen Weltschmerzes; aber noch heute kommt kein geistreicher Deutscher zu seinen Jahren, der nicht einmal, wehmütig wie ein Uhlandscher Bursch, dem scheidenden Freunde das Geleite gegeben und später mit Byronschem Übermute sich aufgelehnt hätte wider die Unnatur der „alternden Welt". Dem Manne ziemt, die Gedanken

seiner Jugend zu überwinden, nicht, wie man heute liebt, sie zu schelten; denn ihnen dankt er, daß er ein Mann geworden. Wir wären die Deutschen nicht mehr, die wir sind, wenn je an der lauten Tafelrunde unserer Burschen die stürmische Weise nicht mehr erklänge: „Wir sind nicht mehr beim ersten Glas." Und mir graut, wenn ich mir vorstelle, es könnte je die Zeit kommen, da der deutsche Jüngling zu verständig wäre, um in der heißen Sehnsucht herzlicher Liebe zu singen:

Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Was die klugen Leute die unbestimmt nebelhafte Weise von Uhlands Lyrik nennen, ist oftmals nichts anderes als das Wesen aller lyrischen Dichtung selber: jene hocherregte Stimmung, die den Leser geheimnisvoll ergreift und ihm einen Ausblick gewährt in das Unendliche. Oder wäre es nötig, auch nur ein Wort zu verlieren gegen jene Barbarei, die Uhland darum getadelt hat, daß seine Lieder sich der Musik so willig fügen? In dem Gedichte „Traum", das man auch oft allzu weichlich gescholten hat, liegt doch nichts anderes als der überaus glückliche Ausdruck einer Stimmung, die unserem Volke von Anbeginn im Blute liegt. Die Klage um die Vergänglichkeit irdischer Lust wird von unserer gesamten Dichtung, dem Volksliede insbesondere, in tausend Formen wiederholt und ist selten rührender ausgesprochen worden als in dieser Vision von der Abfahrt der „Wonnen und Freuden":

Sie fuhren mit frischen Winden,
Fern, ferne sah ich schwinden
Der Erde Lust und Heil.

Und wieder, wie köstlich heben sich ab von diesen weichen Tönen der Sehnsucht die Klänge neckischer Lebenslust! Nicht nur die Weise des derben Spottes weiß der Dichter anzuschlagen, auch das harmlose, sozusagen gegenstandslose Spielen der Laune hat er den „Lügenliedern" unseres Volkes abgelauscht, und aus manchem seiner Gesänge klingt uns die alte lustige Weise entgegen: „Ich will anheben und will nicht lügen: ich sah drei gebratene Tauben fliegen." —

„Niemand taugt ohne Freude!" Wie sollte Uhland nicht zu dem guten Worte sich bekennen! Kein Geringerer hat es ja gesprochen als Walther von der Vogelweide, den er als seinen liebsten Lehrer verehrte. Daß Uhland mit anderem, modernerem Sinn als die Tieck und Schlegel auf das geliebte Mittelalter zurücksah, das erkennen wir am leichtesten an dieser Vorliebe für Walther, den vielleicht freiesten Geist des deutschen Mittelalters, der mit seiner hellen bewußten Empfindung uns Neueren

näher steht als irgendeiner seiner Zeitgenossen. Und mannigfach, offenbar, war die Verwandtschaft der beiden. Ein Meister der Form in der Dichtkunst, aber „mehr gestaltend als bilderreich", hat Walther gleich seinem späteren Schüler seine Herrschaft über die Form nie mißbraucht zu leerem Spiele mit dem Wohllaut der Sprache. Die Form ward ihm geschaffen durch den Inhalt, seine prächtigen volltönenden Weisen versparte er, bis es galt, Könige zu preisen oder die auserwählten schönsten der Frauen. Uhland, der so warm und traulich die behagliche Enge des häuslichen Lebens besang, spottete doch bitterlich des Dichters, der in einer Welt des Kampfes nur „sein groß, zerrissen Herz" zu betrachten wußte. Auch hierin war ihm der alte Sänger ein Lehrer gewesen: — der politische Dichter, der „in seinem besonderen Leben das öffentliche spiegelte" und aus voller Kehle seines Landes Ruhm sang: „Deutsche Mann sind wohlerzogen, gleich den Engeln sind die Weib getan." Sehr ungleich freilich waren den beiden die Gaben des Glücks zugeteilt, und wir freuen uns der freieren Gesittung der Gegenwart, wenn wir den stolzen, seßhaften, mit seinem Könige kämpfenden Bürger unserer Tage mit dem fahrenden Ritter vergleichen, der Herberg und Gaben heischend von Burg zu Burg zieht und, als ihm endlich eines Fürsten Gnade eine kleine Hofstatt geschenkt, jubelnd in die Weite ruft: „Ich hab' ein Lehen, all' die Welt, ich hab' ein Lehen." Auch darin waren die beiden verschieden geartet, daß Walthers höchste Kraft in dem Spruche, dem Sinngedichte sich bewährte. Dem modernen Dichter dagegen ist zwar auch manches glückliche Sinngedicht gelungen, so jenes liebliche „Verspätete Hochzeitslied", das wirklich aus der Not eine Tugend zu machen weiß und die Säumnis des Sängers also entschuldigt:

Des schönsten Glückes Schimmer
Umschwebt euch eben dann,
Wenn man euch jetzt und immer
Ein Brautlied singen kann;

doch niemand wird in Uhlands Sinngedichten, denen oftmals die rechte lakonische Kraft fehlt, das Eigenste seines Talentes suchen.

Es war ein Liederfrühling kurz und reich. Ein edles Bild der Jugend war Uhlands Dichtung gewesen, und als mit den Jahren diese jugendlichen Gefühle ihm seltener das Herz schwellten, hörte er auf zu singen. Nach seinem dreißigsten Jahre sind nur wenige seiner Gedichte entstanden. Darunter allerdings einige seiner schönsten Romanzen, und auch die rührenden Naturlaute zarter inniger Empfindung entflossen noch dann und wann dem Munde des gereiften Mannes, so damals, da ihm in einem Sommer beide Eltern starben und er beim Anblick eines fallenden Blattes die wie im Winde verwehende Klage schrieb:

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Es ist müßig, ihn darum zu preisen, daß seine Formgewandtheit ihn nicht verführt hat zu Schöpfungen, die das Gepräge der Notwendigkeit nicht mehr getragen hätten. Wir müssen sagen, er konnte nicht anders als schweigen, wenn der Gott ihn nicht rief. Schon der junge Mann gesteht: „Zu jeder ästhetischen, wenn auch nicht produktiven Arbeit ist eine Stimmung erforderlich, welche die launische Stunde nach Willkür gibt oder versagt." Einmal erregt pflegte seine dichterische Kraft lange anzuhalten, es war, als ob ein Lied das andere weckte. Sein Wesen läßt sich nur mit dem französischen entier bezeichnen. Jeder Gedanke, jede Beschäftigung nahm ihn ganz und auf die Dauer dahin, selbst die politischen Arbeiten raubten ihm, einmal begonnen, die Lust zu anderem Tun.

Doch wenn seine Dichtung allmählich verstummte, um so lauter erhob der Chor seiner Nachfolger die Stimme, und da ein literarhistorisches Zeitalter jeden Künstler säuberlich in einer Schublade unterbringen muß, so mußte auch er, der dem Unwesen der literarischen Kameradschaft immer gram war, als das Haupt der „schwäbischen Dichterschule" gelten und — manche Sünden seiner Nachfahren entgelten. Wohl waren diese Sänger alle getränkt von dem warmen Naturgefühle ihrer Heimat, und mit gerechtem Stolze konnte Justinus Kerner rufen:

Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,
Da ist Schwabens Dichterschule, und ihr Meister heißt Natur.

Wie sie einst mit gesundem schwäbischen Sinne gegenüber der Phantasterei der Schlegelschen Richtung ihre protestantische Nüchternheit bewahrt, so haben sie später die reinen Formen der lyrischen Dichtung gerettet, als der Feuilletonstil des jungen Deutschlands alle Kunstformen zu verwischen drohte; sie haben deutsches Wesen und züchtige Sitte getreu behauptet, während der weltbürgerliche Radikalismus und die französischen Emanzipationslehren über uns hereinbrachen. Aber mit der unermüdlichen Fertigkeit der Meistersänger wurde jetzt der so leicht nachzuahmende, so schwer zu erreichende Balladenstil Uhlands nachgebildet. Die poetische Stimmung, jenes „Dunkelklare", geht manchen gereimten Geschichtserzählungen der Schüler verloren. Die geringe Empfänglichkeit für die Schönheit der Antike war Uhlands natürlicher plastischer Kraft ungefährlich gewesen, bei den Nachfolgern bestraft sie sich durch die unklare verschwommene Zeichnung. Schon dem Meister war das hinreißende Pathos großer Leidenschaft versagt, ihm fehlte der Trieb, das Geheimnis der Weltenleitung in schweren Seelenkämpfen zu ergründen; bei vielen der Späteren

erscheinen diese Schwächen geradezu als platte Gemütlichkeit und Gedankenarmut, wofür Frische und Natürlichkeit der Darstellung keinen Ersatz gewähren. Wie überhaupt die Kunst, mit Halbwahrheiten virtuos zu spielen, den boshaften Satiren Heinrich Heines ihren gefährlichen Reiz verleiht, so ist auch eine halbe Wahrheit sicherlich enthalten in jener Schmähschrift, welche den Spott des Übermütigen über die Geistesarmut der schwäbischen Schule ergoß. Als endlich in Schwaben jeder Fels, wo ein Ritter den andern erschlug, seinen Sänger gefunden hatte und die Düsseldorfer Maler unsere Galerien immer wieder mit sehnsüchtigen blonden Mädchen und trauernden letzten Rittern ihres Stammes bevölkerten, da entstand — wesentlich gefördert durch die Überproduktion der schwäbischen Schule — in unseren tüchtigsten Männern der weit verbreitete, beklagenswerte Widerwille gegen alle lyrische Dichtung. Bei solchem Sinne der Männer ist Uhland heute allerdings vornehmlich ein Liebling unserer Jugend, während Béranger, der oft mit ihm Verglichene, auch dem älteren Geschlechte unter seinen Landsleuten noch jetzt aus der Seele redet. Aber, ein leichtsinniges Pariser Kind, huldigt dieser gleich willig den edlen wie den unwürdigen Leidenschaften seines Volkes: des deutschen Dichters lauterer Sinn hat nur der reinen Begeisterung der Jugend Worte geliehen. —

„Augen wie ein Kind hat der Alte", hören wir oft die Jüngeren erstaunt sagen, wenn sie die verwitterten Züge eines Soldaten der Freiheitskriege erblicken. In der Tat, eine seltene Frische und jugendliche Reinheit der Empfindung, die so nicht wiedergekehrt ist, bildet den entscheidenden Charakterzug jenes Geschlechtes, und sie ist auch der schönste Reiz von Uhlands Dramen. Fremd zugleich und liebenswürdig klingt unserem kurz angebundenen Wesen der zärtliche Erguß der Freundschaft Ernsts von Schwaben an der Leiche seines Werners:

Die Lüfte wehen noch, die Sonne scheint,
Die Ströme rauschen, und der Werner stirbt! —

oder die edle Resignation Friedrichs von Österreich, der sich freut:

Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
Den Kerker kann erwählen statt des Throns.

An ähnlichen Zügen hoher lyrischer Schönheit sind die beiden Dramen reich. Sogar die Landschaft spielt mit, nach der Weise der lyrischen Dichtung; sie spiegelt wider oder hebt durch den Kontrast die Leidenschaften der dramatischen Helden. Nicht minder kommt des Dichters episches Talent zur Entfaltung in den zahlreich eingestreuten Erzählungen — kleinen Romanzen, die überall eine große Anmut und Sicherheit der Zeichnung verraten; ja die gesamte Weltanschauung des Dichters ist episch; seinen

Kaiser schildert er nach homerischer Weise und mit den Worten des mittelalterlichen Erzählers:

Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Das eigentlich dramatische Talent dagegen hat sich Uhland in edler Bescheidenheit selbst abgesprochen. Nimmermehr wird es blinden Bewunderern gelingen, diesem Bekenntnisse des Dichters sein Gewicht zu nehmen. Uhland deshalb zu den ersten Dramatikern der Deutschen zählen, weil seine Dramen „nationale" Stoffe behandeln, das heißt prosaisch am Stoffe kleben und das Wesen aller Kunst verkennen. Wie im Wettstreit der Rede der ärmere Geist, der die Hörer durch rednerischen Schwung bezaubert, unfehlbar und mit vollem Rechte den helleren Kopf besiegt, welchem die hinreißende Gewalt der Rede fehlt: ebenso und mit gleichem Rechte triumphiert auf den Brettern der bühnenkundige dramatische Handwerker über den echten Dichter, der die Kunst der dramatischen Aufregung nicht versteht. So recht das Gegenteil jenes durchgreifenden, revolutionären Eifers, der den dramatischen Helden macht, ist die zähe Kraft des treuen Beharrens, welche das Pathos der Helden Uhlands bildet. Und wieder so recht das Gegenteil jener ganz bestimmten endlichen Zwecke, welche der dramatische Held verfolgen soll, ist jene gegenstandslose sittliche Begeisterung, die einen guten Plan verwirft, weil nichts darin zu finden sei, „nichts, was begeistern könnt' ein edles Herz". Nur selten zeigt Uhlands Dialog das dramatische Platzen der Geister aufeinander; mit vorgefaßten Entschlüssen treten zumeist seine Menschen auf die Bühne, erzählen, sprechen ihre Empfindungen aus, und die Szene schließt oft ohne jedes dramatische Ergebnis. Auch widerstrebt es dem warmen Herzen des Dichters, das Böse mit dem unbefangenen Behagen des Dramatikers zu schildern. Die politischen Pläne, die er seinen Helden in die Seele legt, erscheinen als Beiwerk, nicht als ein Pathos, das den ganzen Menschen erfüllt. Auf der Bühne tritt den modernen Hörern das fremdartige Wesen der Kulturformen und der Empfindungen des Mittelalters sehr auffällig entgegen, um so auffälliger, da der Dichter manche Szenen — den Kirchenbann, den Ritterschlag — sichtlich nur deshalb mit Vorliebe behandelt hat, weil der romantische Reiz des fremden Kostüms ihn lockte, nicht weil sie dramatisch notwendig waren.

Dergestalt sind diese Dramen rasch von der Bühne verschwunden. Dem Leser wird ihre lyrische Schönheit immer teuer bleiben, und eben darum wird er mit reinerer Freude vor dem älteren der beiden Werke verweilen. Willig vergißt er den verfehlten Bau des „Ernst von Schwaben", dessen Handlung mit dem Höhepunkte beginnt, denn gar zu liebenswürdig tritt uns aus dem Bilde der beiden treuen Freunde das warme reine Herz des Dichters entgegen. Das Schauspiel „Ludwig der Bayer" ist, obwohl es Schritt für Schritt den Berichten der alten Chronisten folgt, doch weit

kunstgerechter gebaut als das Erstlingsdrama, und ohne Zweifel hat keiner der späteren Bearbeiter dieser undramatischen Fabel den schwäbischen Dichter erreicht. Aber der spröde Stoff gewährte hier Uhlands lyrischem Talente weniger Spielraum. Am reichsten entfaltet sich diese Begabung in dem Fragmente „Konradin". Keine andere Fabel unserer Geschichte kam allen Idealen dieses Dichters und dieser Zeit so willig entgegen. Noch ein anderes schönes Bruchstück hat er uns hinterlassen, das kleine Epos „Fortunat". Es ist lehrreich, zu beobachten, wie auch ein so schlichter, aller Parodorie abgeneigter Dichtergeist durch den Reiz des Kontrastes zum Gesange begeistert werden kann. Diese übermütigen, mutwilligen Verse entstanden dem ernsten, strengen Manne in Tagen schwerer Sorge um Haus und Staat. Aber seltsam, wie er, der in seinen kleinen Gedichten uns durch die gedrungene Kürze der Darstellung in Erstaunen setzt, bei größeren Entwürfen ins Weite zu gehen liebte. Schon der zweite Gesang des Fortunat ist eine Abschweifung nach Ariostischer Weise, und eben deshalb mag auch die Vollendung des anmutigen Gedichts unterblieben sein.

Der Dichtung Uhlands schaut keiner auf den Grund, der nicht Kunde hat von seinem wissenschaftlichen Wirken. Er selber sagte scharf: „Wer sich nicht mit meinen Studien befaßt hat, kann auch nicht über mich schreiben." Die lebensvolle poetische Schilderung unserer Vorwelt erwuchs ihm aus gründlicher gelehrter Kenntnis. Wohl durfte er von seinen alten Büchern rühmen: „Durch ihre Zeilen windet ein grüner Pfad sich weit." Dank den Romantikern: nicht mehr eine ermüdende Masse gleichgültiger Namen brachten die Gelehrten heim aus der Erforschung unserer Vorzeit. Die Seele unseres Volkes in der Vorwelt erschloß sich den Nachlebenden, und Uhland hat ein Großes mitgeschafft an diesem Werke deutscher Wissenschaft. Ein gutes Wort aus seinen letzten Jahren bezeichnet schlagend, wie er Sinn und Ziel seines wissenschaftlichen Schaffens verstand. „Eine Arbeit dieser stillen Art", schreibt er einem Freunde, „setzt sich freilich dem Vorwurf aus, daß sie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit sei. Ich betrachte sie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit; eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutschen Volkslebens, an dessen Gesundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erscheinungen des Tages vor Augen hat, und dessen edlern, reinern Geist geschichtlich darzustellen um so weniger unnütz sein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart sich anläßt." Der Gedanke einer Geschichte der deutschen Dichtung im Zeitalter der Staufer, einer schwäbischen Sagenkunde beschäftigte ihn lange, und wenn von diesen weitaussehenden Plänen nur einiges — dies wenige allerdings meisterhaft — ausgeführt ward, so erraten wir leicht den Grund: für den Lyriker liegt der Reiz des Schaffens im Anlegen und Erfinden. Streng methodisch wie nur sein Freund Immanuel Bekker betrieb er diese germanistischen Studien, aber auch den Dichter erkennen wir wieder in dem Ver-

fasser des schönen Buches „Walther von der Vogelweide", woraus oben einige bezeichnende Urteile mitgeteilt wurden. Seine einfach edle Prosa ist nicht weniger künstlerisch als der Wohllaut seiner Verse. Wie dem Künstler ziemt, suchte er hier aus der Person des Dichters die Dichtung zu erklären und brachte also in die Literaturgeschichte des deutschen Mittelalters einen neuen notwendigen Gesichtspunkt. Nur die geschichtliche Bedeutung und den ästhetischen Wert der Gedichte unserer Vorzeit hatte man bisher gewürdigt, noch nicht sie betrachtet als Offenbarungen reicher dichterischer Persönlichkeiten.

Nicht minder den Dichter erkennen wir, wenn er in der für die germanische Mythologie epochemachenden Abhandlung über den Mythus vom Tor nicht nur den allegorischen Sinn der alten Naturmythen enträtselt, sondern auch den Heidengott uns menschlich nahe führt und in dem Bändiger aller tobenden Elemente uns den demokratischen Gott zeigt, den gewaltigen Arbeitsmann, den geliebten Freund des Volkes, den der Bauer neckend am roten Barte zupft. Froh und heimisch fühlt sich der rüstige Mann unter dem starken Volke, das „im Donnerhalle die Nähe seines Freundes erkennt". Und fröhlich zog er auf weite Wanderfahrten, um aus Fels und See, aus dem Geiste des Ortes selber die Gestalten unserer Sagen greifbar und lebendig hervorsteigen zu sehen. An der Hand der Natur führten dann seine Beiträge zur schwäbischen Sagenkunde den Leser in die fremde Welt halbverschollener Überlieferungen ein. Wir steigen mit ihm auf die Trümmer des alten Schlosses Bodman am Bodensee, wir hören den Schall entfernter Glocken leise über den rauschenden See her klingen, und wir verstehen, wie einst hier in karolingischer Zeit den schlafenden Hirten Pipin das wonnevolle Geläute zum fernen Kloster lockte. Wir sehen den Nebel über den Wassern sich ballen, der den Schiffer beirrt und die Reben mit kaltem Reife schädigt, und wir begreifen, wie die Launen des Nebelmännleins seltsam hineinspielen in das Geschick des alten Geschlechtes der Bodman.

Uhlands erstes gelehrtes Werk war eine Abhandlung über das altfranzösische Epos gewesen, und das feine Verständnis der Volksdichtung, das die Kenner in diesem Aufsatze erfreut, bewährte sich auch in den jahrelangen Forschungen für sein letztes größeres gelehrtes Werk über das deutsche Volkslied. Der Tod hat den bedachtsamen Arbeiter in diesem Unternehmen unterbrochen. Vollendet ist nur der Vorläufer der verheißenen Abhandlung, die köstliche Sammlung deutscher Volkslieder, die in jedem guten deutschen Hause eine Stätte finden sollte, denn sie ist, was der Sammler wollte, „weder eine moralische, noch eine ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens". Wie „Des Knaben Wunderhorn", dem Uhlands Jugend so Großes verdankte, verrät auch diese Sammlung, daß schönheitskundige Dichterhände die Auswahl geleitet; aber an der Vergleichung beider Werke

ermessen wir zugleich den ungeheuren Fortschritt der germanistischen Wissenschaft von dilettantischer Unfertigkeit zu kritischer Strenge. Schwerlich ist es ein Zufall, daß der Sammler den bedeutenden wirksamen Platz am Schlusse seines Buches den Liedern des streitbaren Protestantismus angewiesen hat. Des Kranzes letzte Blätter sind: „Eine feste Burg ist unser Gott" und jenes herrliche Lied eines sächsischen Mädchens aus den Tagen des Schmalkaldischen Krieges:

Stets soll mein Angesicht sauer sehn,
Bis die Spanier untergehn —

der kräftige Ausdruck einer großen politischen Leidenschaft, die seitdem die Seele der mitteldeutschen Stämme leider nie wieder so gewaltig erschüttert hat.

In mannigfachen Formen (schon vielen ist dies aufgefallen) kehrt in Uhlands Gedichten ein Idealbild wieder — der streitbare Sänger: mag der Dichter den Normannen singend und die schweren Schwerter schleudernd vor dem Eroberer reiten lassen, mag er Äschylus und Dante preisen, weil sie für Freiheit und Vaterland gesungen und gestritten, oder Körners Schatten heraufbeschwören zu zorniger Mahnung an die Überlebenden. In friedlichem, aber nicht minder ernstem und aufregendem Kampfe hat er selber sich zu diesen Sängern und Helden gesellt. Die Zeit ist hoffentlich nahe, da wir Deutschen aufhören werden, etwas Auffälliges zu sehen in dieser Verkettung bürgerlichen und künstlerischen Ruhmes. Wie wir neuerdings in Italien der ruhmvollen Erscheinung begegnen, daß unter den namhaften Denkern und Künstlern kaum einer sich findet, der nicht sein Herzblut hingäbe für das freie und einige Italien: so beginnt unter den Deutschen eine ähnliche Wandlung sich zu vollziehen. Das Herz der Nation kehrt sich ab von jenen Künstlern, die neben dem großen politischen Kampfe der Gegenwart kalt zur Seite stehen. Seltener, schüchterner immer tönt das vordem in diesen Kreisen oft gehörte Wort, dem Künstler zieme nicht sich zu kümmern um die Abstraktionen der politischen Debatte, „weil er sich kein Bild davon machen könne". Der politische Kampf der deutschen Gegenwart ist nicht ein Streit um diese oder jene Staatseinrichtung, wie eine Doktrin, ein Klasseninteresse sie fordert. Es gilt, der Nation das Unterpfand jedes schönen Erfolges, das stolze Selbstgefühl zu retten. Was irgend krankt in unserem Volksleben, in Kunst und Wirtschaft, Glauben und Wissen, nicht eher wird es völlig gesunden, als bis die Deutschen ihren Staat gegründet. Das Geschlecht von Dichtern aber, dem die Kleist, Arndt, Uhland angehören, war das erste in Deutschland, welches diese unmittelbare sittliche Bedeutung der Staatsfragen begriff und solche Erkenntnis in Taten bewährte. Als König Ludwig von Bayern um das Jahr 1841, in der unheilvollsten Zeit seiner Regierung, mit dem Plane umging, einen deutschen Dichterverein zu gründen, und

den schwäbischen Dichter zum Beitritt auffordern ließ, da erklärte Uhland dem Minister v. Schenk in einem tapferen Briefe, was er denke über die Pflicht des Dichters gegen das Vaterland. „Bei Deutschlands politischer Zersplitterung", heißt es da, „kann auch der bestgemeinte Vorschlag zur idealen Einigung eher verletzen als ermutigen; immer nur der Stein statt des Brotes! — Wenn die deutsche Dichtkunst wahrhaft national erstarken soll, so können ihre Vertreter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränkt sein; jede Frage der Gegenwart, wenn sie das Herz bewegt, muß einer würdigen Behandlung offen stehen."

Sehr laut, fast überschwenglich ist neuerdings Uhlands politisches Wirken gepriesen worden. Der Kaltsinn gegen die Kunst, diese Krankheit der Gegenwart, offenbarte sich auch darin, daß in vielen Nekrologen der Dichter wie ein patriotischer Landtagsabgeordneter erschien, der nebenbei auch Verse geschrieben. Wohl ist es nicht leicht, diesen verschlossenen Charakter zu durchschauen, der selten in Gesprächen oder Briefen die Beweggründe seines Handelns angab. Nur diese Behauptung dürfen wir zuversichtlich aufrechterhalten: Uhlands dichterisches und gelehrtes Schaffen war nicht bloß fruchtbarer als seine politische Wirksamkeit, es wurzelte auch ungleich tiefer in seinem Gemüte. Uhland war weit weniger als Kleist oder Arndt eine politische Natur; das Unglück des Vaterlandes erfüllte den ruhigen Mann nicht mit jener heißen Leidenschaft, die jeden andern Gedanken übertäubt; gleich den ausschließlich ästhetischen Geistern des älteren Dichtergeschlechts war ihm noch möglich, während der krampfhaften Aufregung des Freiheitskrieges sich die selige Ruhe künstlerischen Wirkens zu bewahren. Nicht in die Wiege gebunden war ihm die Lust am Streite, wie einem Lessing; ihn erfüllte nur das unabweisliche Verlangen, rein und unsträflich vor seinen Augen dazustehen. Wie konnte er also zurückstehen, wenn um die höchsten sittlichen Güter unseres Volkes gestritten ward? Zudem hatte er seinen natürlichen Rechtssinn geschult in den juristischen Studien, die er ohne Freude, aber mit Ernst und Nachdruck trieb, und war früh mit den Ideen des modernen Liberalismus vertraut geworden. Seine schmucklos bürgerliche Art, „dickrindig und schier klotzig", wie Chamisso sie einmal übermütig nannte, diese keusche Wahrhaftigkeit sah mit bitterem Ekel auf die Leichtfertigkeit der Höfe, auf das vornehme Spielen mit dem Ernste des Lebens. So ward er, der seine gelehrte Arbeit und den besten Teil seiner Dichterkraft unserer Vorzeit widmete, im Leben ein Streiter für die modernen Volksrechte. Bestechend, aber verkehrt ist Heinrich Heines Versuch, aus diesem scheinbaren Widerspruche von Leben und Dichtung das frühe Verstummen von Uhlands Gesang zu erklären. Wir wissen längst, daß nicht „das katholisch-feudalistische", sondern das volkstümliche Element der mittelalterlichen Gesittung seine dichterische Neigung vorwiegend anzog; also haben seine poetischen Arbeiten seinen vaterländischen Sinn vielmehr gekräftigt. Nur einzelne kleine Schwächen seiner Poesie

lassen sich allerdings auf dies zweigeteilte Streben zurückführen. Wenn dann und wann ein Ritter, ein Mönch seiner Balladen uns mit allzu blassen Farben gemalt scheint, so erinnern wir uns: ein durchaus moderner Mensch hat dies Bild geschaffen, der bereits mit hellem Bewußtsein auf das Mittelalter als auf eine versunkene Welt zurückschaut.

Es ist nicht ganz richtig, wenn Uhland kurzweg den Dichtern der Freiheitskriege zugezählt wird. Der Heldenzorn jenes Kampfes tönt uns mit voller Gewalt nur aus den Liedern der Arndt, Körner, Schenkendorf entgegen, die mitteninne standen in dem Schlachtgetümmel. Dem Schwaben war dies schöne Los versagt; darum hören wir aus den Liedern Uhlands in dieser Zeit nur die Stimme des erregten Beobachters, nicht des Kämpfers. Besonders schön hat er die Angst der Guten geschildert, da die letzte Entscheidung sich verzögerte, bis ihm endlich sein heißer Wunsch erfüllt ward:

Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Demutsvoll stand er zur Seite und fragte sein Land:

Nach solchen Opfern heilig großen
Was gälten diese Lieder dir!

Erst nach dem Frieden, als Süddeutschland der Brennpunkt unserer staatlichen Kämpfe war, begannen die großen Tage seiner politischen Dichtung, welche nun, da der Norden ermattet schwieg, den Geist jener nordischen streitbaren Sänger getreulich bewahrte.

Der württembergische Verfassungsstreit brach aus. Schon als Arbeiter im Justizministerium hatte der junge Jurist erfahren, was die Willkürherrschaft des geistvollsten und ruchlosesten der Napoleonischen Satrapen bedeute. Jetzt, ein unabhängiger Rechtsanwalt in Stuttgart, ward er der beredte Mund des empörten Rechtsgefühls seines Stammes. Er forderte das alte Recht zurück, verwarf sowohl die neue vom König Friedrich eigenmächtig geschaffene Verfassung als die wohlmeinende Vermittlung des Nachfolgers König Wilhelm und seines alten Gönners, des Ministers Wangenheim, schrieb unermüdlich Adressen, Flugschriften und die „Vaterländischen Gedichte". Zu ihnen möchte ich alle Verächter der politischen Dichtung führen, damit sie erkennen: ein echter Dichter ist, derweil er singt, immer im Rechte. Auch wer das starre Festhalten der Altwürttemberger an dem alten Rechte politisch verwirft, muß ergriffen werden von dem so männlich-stolzen und so christlich-demütigen Gebete:

Zu unsrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen.

Und wenn irgendwo, so ist hier Uhland der deutschen Dichterweise treu geblieben und hat die Form seiner Lieder schaffen lassen durch den Inhalt. Dichter und Staatsmann hatten schier die Rollen ausgetauscht: der phantastischen, dreist experimentierenden Staatskunst Wangenheims stand der Sänger mit der nüchternen bedachtsamen Mahnung gegenüber, das Altbewährte treu zu hüten. Wirken sollten die Lieder, haften im Gedächtnisse des Volkes. Darum die einfachste Form für den einfachen Inhalt, unermüdliche Wiederholung, schmucklose, allen verständliche, dann und wann fast prosaische Worte:

Schelten euch die Überweisen,
Die um eigne Sonnen kreisen,
Haltet fester nur am Echten,
Alterprobten, Einfach-Rechten!

Die verschiedensten Beweggründe zugleich trieben den Dichter in die buntscheckigen Reihen der Opposition: die gemütliche Anhänglichkeit an das altheimische Recht so gut wie der noch ungeschulte Liberalismus, der die alte Verfassung pries, weil sie die Macht des Monarchen beschränkte, doch nicht begriff, daß sie den modernen Staat aufhob. Mächtiger als all dies wirkte in ihm der edle sittliche Zorn, der freie Männerstolz, der auch der wohlmeinenden Macht nicht gestatten wollte, das Recht zu beugen. In solchem sittlichen Zorn liegt die Idee, die Berechtigung dieser Opposition. Ihm dankte der Dichter auch seine poetische Überlegenheit, als er jetzt einen neuen heftigeren, politischen Sängerstreit mit Rückert durchfechten mußte. So hatte einst sein Lehrer Walther für den Staufer Philipp kampflustige Lieder gesungen, derweil Wolfram von Eschenbach für den Welfenkaiser Otto in die Schranken trat. Diesmal sprach Uhland zum Herzen der Hörer, während der Gegner, indem er Wangenheims Reformpläne verteidigte, nur an den Verstand des Volkes sich wenden konnte. Und nicht an der Scholle haftete der Blick des Sängers, er sah in dem Ringen seiner Heimat nur eine Schlacht des langen Krieges, der das weite Vaterland erfüllen sollte, und verwundete die Elenden, die nach geheimen Bünden spürten, mitten ins Herz mit den Versen:

Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Pest, die weit vererbte Sünde:
Die Sehnsucht, daß ein Deutschland sich begründe,
Gesetzlich frei, volkskräftig, unzersplittert.

Oftmals in diesen Händeln traf seine noch unfertige politische Bildung mit sicherem Takte das Rechte; so, wenn er wider den Plan einer württembergischen Adelskammer das gute, durch schwere Erfahrungen bestätigte Wort sprach: „Das heißt den Todeskeim in die Verfassung legen." Auch an den Fehlern der Opposition hatte er seinen Teil, an jener eigensinnigen Hart-

näckigkeit, welche die gute Stunde, die freieste Verfassung in Deutschland zu gründen, verscherzte. In späteren Jahren hat er selbst eingesehen, wie sehr ihm die Freiheit des Urteils fehlte, als er die wohldurchdachten Entwürfe der Regierung kurzab als Machwerke verdammte. Doch von allen Irrtümern dieses Mannes gilt sein eigenes Wort:

Wohl uns, wenn das getäuschte Herz
Nicht müde wird, von neuem zu erglühn:
Das Echte doch ist eben diese Glut.

Jawohl, das Feuer einer reinen Begeisterung flammt in diesen württembergischen Liedern; darum werden sie auch dann noch in unserem Volke leben, wenn das Königreich Württemberg längst aufgehört haben wird zu bestehen. Die Lieder zogen als Flugblätter durch das Land. Einzelne nichtschwäbische Zeitungen wagten sie in ihren Spalten aufzunehmen. So brachte ein norddeutsches Blatt das an den wackeren Stuttgarter Bürgermeister Klüpfel gerichtete Gedicht „Die Schlacht der Völker war geschlagen" unter der für den Geist der Presse jener Tage bezeichnenden Überschrift: „An den Repräsentanten einer angesehenen Stadt bei einer bekannten Ständeversammlung, gesungen bei einem festlichen Mahle, das dem würdigen Manne am 18. Oktober 1815 von seinen Kommittenten gegeben wurde." Diese Gedichte gründeten dem Sänger zuerst einen geehrten Namen in der Literatur, und das schwäbische Volk sah mit begreiflichem Stolze auf den Mann, der also mit Ehren die Stammesart vertrat. Alsbald nachdem er das gesetzliche Alter erreicht, 1817, ward er in die Kammer gewählt, und mit Unwillen mußte er jetzt den Umschlag der Volksmeinung wahrnehmen. Dem zähen Eigensinne folgte übereilte Nachgiebigkeit, nur das eine ward erreicht:

Daß bei dem biedren Volk in Schwaben
Das Recht besteht und der Vertrag.

Nicht durch königlichen Befehl, durch Vertrag zwischen Land und Krone kam die neue Verfassung zustande, doch fehlte viel, daß ihr Buchstabe zur Wahrheit ward. Bald befestigte sich unter König Wilhelm die gefährlichste Form des scheinkonstitutionellen Regiments, welche Deutschland vor der Revolution gesehen hat: ein aufgeklärter Despotismus, den Großmächten gegenüber liberal, nach innen tätig für das materielle Wohl, eifersüchtig gegen jede selbständige Haltung des Landtags, von gewandten klugen Männern geleitet, eifrig bestrebt, alle Talente des Landes in den Dienst der Minister zu ziehen. Ohne Freude hielt Uhland unter den Landständen aus. „Nur als Freiwilliger," sagt er selbst, „als Bürger, als einer aus dem Volke trat ich mit an." Persönliche Würde, Pflichttreue und die Gewalt seiner Feder verschafften ihm trotzdem eine Stelle unter den Führern der Opposition. Während des Kampfes um die Verfassung hatte er Staats-

ämter, die man ihm anbot, ausgeschlagen. Jetzt mußte er für seine Festigkeit büßen; erst im Jahre 1829 berief ihn die Regierung zu der Stelle, die ihm gebührte und seinen liebsten Wünschen entsprach: auf den Lehrstuhl der deutschen Literatur in Tübingen.

Dort ist fortan sein Wohnsitz geblieben, und es war ein echtdeutscher Zug, daß er an einem Stilleben sich genügen lassen konnte, welches einen Franzosen von seiner Bedeutung zur Verzweiflung gebracht hätte. Nahe an der Neckarbrücke stand sein freundliches Haus mitten im Rebgarten am Abhange des Österberges, dessen schöngeschwungene Formen der aus Italien heimkehrende Tübinger Philolog mit dem Vesuv zu vergleichen liebt. Dort sah er Jahr für Jahr jene denkwürdigen Ereignisse an sich vorübergehen, welche die Ruhe dieses akademischen Flachsenfingen unterbrechen. Immer wieder zogen der Pauperpräfekt und die Armenschüler in ihren hohen Hüten singend durch die winkligen rinnsalreichen Gassen, das Vieh ward in den Neckar zur Schwemme getrieben, die Stadtzinkenisten bliesen ihren Choral vom Turme, und — das Wichtigste von allem — die berufenen Flößer, die Jockeles, führten das Holz des Schwarzwaldes talwärts und wechselten mit den alten Erbfeinden, den Studenten, homerische Schimpfreden. Es liegt ein eigener stiller Reiz über dieser kleinstädtischen Welt, wo an jedem Hause ein uralter derber Burschenwitz oder eine gute Erinnerung an einen tüchtigen Mann haftet. Im Verkehr mit vortrefflichen Männern fühlte Uhland sich bald wieder heimisch in der Vaterstadt, und durch seine kurze akademische Wirksamkeit erweckte er in den Schwaben zuerst den Sinn für die germanistische Wissenschaft. Noch ein anderes rühmen seine Landsleute ihm nach: der angesehene Professor vernichtete durch persönliche Würde und gediegene Gelehrsamkeit jene kleinlichen Vorurteile gegen den Beruf des Dichters, die seit Schubarts und Hölderlins Tagen von dem schwäbischen Bürger gehegt wurden.

Nach wenigen Jahren rief ihn eine abermalige Wahl in die Kammer von seinem gelehrten Wirken ab. In den zwanziger Jahren hatte sich die Opposition in Württemberg vorwiegend auf örtliche Zwecke beschränkt. Ein fleißiger Arbeiter in den Kommissionen, ein karger, ungewandter Redner, aber wenn er sprach, schlagend, gedankenreich, entschieden, war damals Uhland für den von der Regierung mißhandelten Friedrich List in die Schranken getreten, hatte gewirkt für die Neuordnung der Rechtspflege, namentlich die Unabhängigkeit des Richterstandes, und für die Minderung der Militärlast. Höhere Ziele steckte sich die Opposition nach der Julirevolution. Noch immer freilich blieb unter den deutschen Liberalen die alte weltbürgerliche Neigung lebendig; diese Gesinnung hatte Uhland vordem zum Eintritt in die Philhellenenvereine bewogen, ihr verdanken wir auch eines seiner besten Gedichte, die Ballade „Die Bidassoabrücke" zum Preise des Verwegensten der Spanier, Mina. Jedoch unter den Besseren wenigstens „prägte sich jetzt — nach Uhlands Worten —

ein deutscher Liberalismus aus, der die freisinnige Idee mit der Vaterlandsehre zu verbinden trachtete". Als Süddeutschland fürchten mußte, durch die absolutistische Tendenzpolitik Österreichs in einen Krieg gegen das liberale Frankreich hineingerissen zu werden, und die nicht minder verblendete Parteiwut vieler Liberalen freudig den Augenblick ersehnte, der den Südwesten zum Verrat an Deutschland, unter die „liberale" Trikolore der Fremden führen würde — in diesen angstvollen Tagen wandte sich das Auge der Besseren über die roten Grenzpfähle hinaus den deutschen Bruderstämmen zu. Man empfand bitter den Mangel einer Volksvertretung in Österreich und Preußen und „die Unnatur der deutschen Zustände, daß die schwächeren Schultern die Träger der größeren Volksrechte sein sollen". Aber unverzagt mahnte Uhland die Freunde, „unsere ehrenvolle Bürde, das zukünftige Eigentum des gesamten Deutschlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen".

Mit dem stolzen Bewußtsein eines ernsten nationalen Berufs betrat die Opposition den Ständesaal. Der Landtag des Jahres 1833 ward einer der wichtigsten in Deutschland vor der deutschen Revolution. Nicht nur eine große Zahl von Talenten füllte das Haus: hier ward auch zum ersten Male grundsätzlich eine Lebensfrage der Politik des Deutschen Bundes erörtert. Die sittliche ebensosehr als die politische Pflicht gebot, daß einem großen politischen Lügensysteme ein Ende gemacht werde, daß die konstitutionellen Regierungen nicht mehr durch Bundesbeschlüsse im Geiste des Absolutismus sich ihres Verfassungseides entheben ließen. Darum stellte Paul Pfizer seine berühmte Motion, daß der Verfassung widersprechende Bundesbeschlüsse in Württemberg keine Geltung haben sollten. Umsonst zeigten befreundete Landsleute in der Ferne, wie Wurm, die Unausführbarkeit des Antrags. Es war und ist ein Widersinn, daß ein Bund konstitutioneller Staaten von einer absolutistischen Körperschaft geleitet wird; der Unwille darob ward unter den Liberalen so übermächtig, daß sie, die Verfechter des Einheitsgedankens, den Teil grundsätzlich über das Ganze stellten — ein denkwürdiges Symptom der Verwirrung und Verbildung deutscher Politik. Das Verlangen der Minister, die Kammer solle die Motion mit verdientem Unwillen zurückweisen, ward mit einer scharfen Adresse aus Uhlands Feder beantwortet. Hierauf erfolgte die Auflösung und eine Reihe von Ereignissen, welche in jener Zeit der politischen Unschuld ungeheures Aufsehen erregten, während die Gegenwart bereits an einen weit roheren Mißbrauch der Regierungsgewalt gewöhnt ist. Schon von dem aufgelösten „vergeblichen Landtage" hatten die Minister ihre Gegner durch gesuchte Gesetzesauslegungen auszuschließen getrachtet; Uhland war damals für die Gültigkeit der Wahl seines alten Gegners Wangenheim aufgetreten in einer Rede, die seinem Herzen Ehre macht. Jetzt wurden diese alten Künste der Regierung weiter ausgebildet. Uhland,

abermals gewählt, erhielt den Urlaub nicht und legte rasch entschlossen seine Professur nieder.

Von neuem entspann sich der Streit wider die verfassungswidrigen Bundesbeschlüsse. In diesen Debatten verkündete Uhland in schwungvoller Rede den nationalen Beruf der süddeutschen Opposition und sprach das kühne Wort: „Diese Rechte und Freiheiten werden einst von einer deutschen Nationalvertretung zur vollen und segensreichen Entfaltung gebracht werden." Was er schon während des alten Verfassungsstreites dunkel geahnt, sah er jetzt klar vor Augen: daß alle Sünden der Einzelstaaten ihre Wurzel haben in dem Mangel einer volkstümlichen einheitlichen Verfassung Deutschlands. Darum deckte er bei der Beratung des Militärbudgets schonungslos das große Übel auf, das alle Militärdebatten in den Kleinstaaten noch heute verbittert und vergiftet. Er fragte: „Hat sich die Einigung im Bunde selbst schon als eine in der Nation begründete erwiesen? Kann bei solchem Stande der Dinge Württemberg wissen, unter welcher größeren Fahne und zu welchen Zwecken seine Truppen zunächst ausziehen werden?" Nicht zufrieden mit der unfruchtbaren abwehrenden Haltung dem Bunde gegenüber, sprach er jetzt ein altes wohlberechtigtes Verlangen der Liberalen aus: er forderte, daß die Minister wegen der Instruktionen an die Bundestagsgesandten den Kammern Rede stehen sollten.

Heftiger von Jahr zu Jahr wurde die Erbitterung. In ihrem allerdings wohlbegründeten Mißtrauen gegen die Minister stimmte die Opposition einmal sogar für die Verwerfung des gesamten Budgets, ja, befangen in kleinstädtischen volkswirtschaftlichen Begriffen und voll Widerwillens gegen Preußen, erklärte sich Uhland sogar gegen den Beitritt Württembergs zum deutschen Zollvereine. Auch er litt an jener Verblendung, womit die meisten Liberalen des Südwestens in jenen Tagen behaftet waren: stolz auf sein schwäbisches „konstitutionelles Leben", das doch in Wahrheit die Willkür der Krone nicht wesentlich beschränkte, handelte er unwillkürlich als Partikularist. Aus Liebe zu Deutschland ward er mitschuldig an der unseligsten politischen Sünde des alten Liberalismus: er widerstrebte dem großartigsten und wirksamsten Versuche einer praktischen Einigung des Vaterlandes, der seit Jahrhunderten gewagt worden! Dies Verfahren ist um so befremdlicher, da Uhland selbst bald nachher die Unfruchtbarkeit der kleinen Landtage für das große Vaterland scharf erkannte: „Wir stehen an der Grenze einer lebendigen Wirksamkeit auf diesem Wege," schrieb er 1840, „der Bündel ist nicht zustande gekommen, das Beil hat kein Heft, und die Stäbe liegen zerknickt umher." Endlich, im Jahre 1839, beging die Opposition einen letzten verhängnisvollen Fehler. Wie oftmals in reichen, warmen Gemütern, liegt auch in dem tüchtigen Charakter der Schwaben ein Zug von unberechenbarem Eigensinn, von pessimistischem Trotz. Häufig in ihrer Geschichte, und immer zum Unheile des Landes, war er zutage gekommen; so während des Verfassungs-

streites, so jetzt wieder in anderer Weise, als die Uhland, Schott, Pfizer, Römer, vereinsamt unter dem gleichgültigen Volke, auf die Wiederwahl verzichteten. Dergestalt war der Landtag seiner besten Kräfte beraubt, und dem schwäbischen Staatsleben, das in seinem abgeschlossenen Sonderdasein dringender als die meisten anderen Staaten der fortwährenden Mahnung an die nationalen Pflichten bedarf — ihm fehlten fortan gerade jene liberalen Talente, welche freieren Blicks über die Landesgrenze hinausschauten.

Das zurückgezogene Leben, das der Dichter nun in Tübingen begann, fiel gerade in die Tage, da von seiner Heimat jene kühne theologische Bewegung ausging, welche durch das Auftreten von David Strauß veranlaßt war. Abermals bewährte sich der alte Romantiker als ein moderner Mensch. Den vorurteilsfreien Forscher erschreckte es nicht, daß die Grundsätze der wissenschaftlichen Kritik, die ihm selber das Verständnis der heidnischen Götterlehre erschlossen hatten, jetzt auf die christliche Mythologie angewendet wurden. Der theologische Streit lag seinem Sinne fern, doch verteidigte er die Verketzerten und ihr Recht der freien Forschung. Einen anderen modernen Gedanken dagegen, der gleichfalls in seiner Umgebung gehegt ward, hat er nie verstanden. Jenen zukunftsreichen politischen Plan, der einst als unbestimmte ferne Hoffnung vor Fichtes Seele geschwebt und dann in Friedrich Gagerns lichtem Haupte sich zu greifbarer Gestalt verdichtet hatte — den Plan des deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung verkündete Paul Pfizer, fast noch ein Jüngling, zuerst als ein politisches Programm dem Volke und eroberte sich damit einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen nationalen Bewegung. Dem Dichter, der den alten Ruhm der Hohenzollern oftmals freudig besungen hatte und den Widerwillen der Schwaben gegen Norddeutschland nicht teilte, blieb dieser Gedanke immer ein Greuel. Sein Herz war erfüllt von der gemütlichen Vorliebe seines Stammes für die österreichischen Nachbarn; ihm blieb unvergessen, wie oft er einst im Knabenspiele Partei genommen hatte für die Kaiserlichen und in das nahe Rottenburg hinübergewandert war, um das wildfremde Kriegsvolk der Magyaren und Kroaten zu schauen. Wie einst in dem württembergischen Verfassungsstreite, so wirkten auch jetzt zwei grundverschiedene politische Beweggründe in seiner Seele nach einem Ziele zusammen. Die Freude an der althistorischen Herrlichkeit des Wahlkaisertums und das Bekenntnis der Volkssouveränität — romantische und demokratische Neigungen zugleich führten ihn zu dem Ideale des Wahlreichs. Auch eine köstliche, dem deutschen Staatsmanne leider sehr notwendige Tugend brachte Uhland in die Kämpfe der Revolution hinüber — das wachsame Mißtrauen gegen den guten Willen der Höfe. Er hatte unter König Friedrich das frevelhafte Mißachten jedes Rechtes, unter seinem Nachfolger — was seinem schlichten Sinne noch tieferen Ekel erregen mußte — das unwahre Buhlen mit dem Liberalis-

mus gesehen, und nur so schmerzliche Erfahrungen konnten seinem warmen wohlwollenden Herzen diesen harten Zug einprägen.

Die Revolution brach aus, und dem greisen Dichter vor allem galt der Jubel des aus langer Gleichgültigkeit erwachenden schwäbischen Stammes. Der beispiellosen Mißregierung folgte eine beispiellose Demütigung: der Bundestag gestand, daß ihm das Vertrauen des Volkes fehle, und umgab sich mit „Männern des Vertrauens". Auch Uhland ward unter die Siebzehner gesendet, doch das Vertrauen seines Königs folgte ihm nicht nach Frankfurt; ihm ward keine Antwort, als er sich die persönliche Ansicht des Fürsten über die Aufgabe der Vertrauensmänner erbat. Als nun in dem Ausschusse Dahlmann mit dem Programme des Bundesstaates hervortrat, da schraken anfangs — ich folge hier der mündlichen Erzählung eines der Siebzehn — die meisten zurück vor der Verwegenheit des Gedankens, und Uhland stimmte eifrig gegen das preußische Erbkaisertum, „als es noch in den Windeln lag". Diese großdeutsche Gesinnung trennte ihn auch im Parlamente von Dahlmann, Grimm, Arndt und vielen anderen, die ihm durch Bildung und Begabung nahestanden. Er hielt sich zu der Linken, und wie sehr auch die demagogischen Ausschweifungen seinen maßvollen Künstlersinn anwiderten: die demokratische Richtung konnte sich einiger Tugenden rühmen, die Uhlands Herz an die Partei fesseln mußten, obwohl sie in der Demokratie der Paulskirche sich oftmals verzerrt und entstellt offenbarten. Ihn erfreute die menschliche Teilnahme der besseren Demokratie für die Armen und Leidenden und der willige Opfermut, welcher sie vor den Mittelparteien auszeichnete. Freilich, der schlichte demokratische Bürgerstolz des ehrwürdigen Mannes hatte im Grunde sehr wenig gemein mit jenen gellenden Lobpreisungen des Konventes, welche von den Bänken seiner Parteigenossen erklangen. Ich glaube nicht als ein Parteimann zu reden, wenn ich sage, Uhlands Verhalten in der Paulskirche hinterlasse den Eindruck, als sei er dort nicht an seiner Stelle gewesen. Er stand als ein „Wilder" zwischen den Parteien und blieb doch in einer moralischen Verbindung mit der Linken; schon diese seltsame Mittelstellung läßt ihn wie einen Halbfremden in der Versammlung erscheinen.

Von allen Plänen der Mittelparteien forderte der Gedanke des preußischen Kaisertums Uhlands heftigsten Widerspruch heraus. Dieser Widerspruch bewog ihn zu den beiden einzigen größeren Reden, welche von dem Schweigsamen in der Paulskirche gehalten wurden und nach meinem Ermessen das Allerbeste sind, was je für die „großdeutsche" Richtung gesprochen worden. Nicht in Verstandesgründen, sondern in gemütlichen Sympathien liegt die Stärke dieser Partei, und wie mächtig wußte Uhland diese Saite in der Brust seiner Hörer anzuschlagen, als er am 26. Oktober 1848 tiefbewegt in schwungvollen Worten das Parlament ermahnte zu sorgen, „daß die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige!" Noch kräftiger wirkte seine Rede vom 22. Januar 1849.

Die Kapuzinerspäße Beda Webers waren kaum verklungen, da hob Uhland die Debatte wieder auf die Höhe ihres Gegenstandes. Die alte Herrlichkeit des deutschen Wahlkaisertums führte er gegen die preußische Partei ins Feld: „Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten mit leuchtenden Augen, tatkräftig im Guten und Schlimmen." Als dann die berühmten Worte folgten, bei jeder Rede eines Österreichers in der Paulskirche sei ihm zumute gewesen, „als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernähme oder das Adriatische Meer rauschen hörte", da freilich war der nüchterne Verstand schnell bei der Hand, über die „Phrase" selbstgefällig zu lächeln. Wer aber den Worten in die Tiefe sah, erkannte ihren ernsten Sinn. Allerdings war es ein schrecklicher Widerspruch, in Wahrheit eine Unmöglichkeit, die in unserer Geschichte nicht wiederkehren darf, daß ein Parlament, worin Österreichs Abgeordnete stimmberechtigt tagten, über die Trennung Deutschlands von Österreich beraten konnte. Ein schönes Seherwort des Dichters beschloß die Rede, das allbekannte: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Öles gesalbt ist." Damit hatte er der deutschen Bewegung sein „In diesem Zeichen wirst du siegen" zugerufen, und uns, den Gegnern, vornehmlich geziemt es, das gute Wort in treuem Herzen zu tragen. Die Welt ist heute liberal, und nur im Bunde mit dieser unhemmbaren liberalen Bewegung des Jahrhunderts wird es uns gelingen, die Einheit Deutschlands zu gründen. Das bewährte sich damals schrecklich, als das Herrscherhaus der Hohenzollern den rückhaltlosen Bund mit dem Liberalismus verschmähte und dem Rufe der Nation sich schwach versagte. Furchtlos und treu, ein echter Schwabe, hielt Uhland auch jetzt noch aus bei seiner Partei,

So wie ein Fähndrich wund und blutig
Die Fahne rettet im Gefecht,

und sogar die Worte dieses vaterländischen Gedichts aus seiner Jugend kehrten wieder in dem Manifeste vom 25. Mai, das er im Namen des Rumpfparlaments an die Nation richtete: „Wir gedenken, wenn auch in kleiner Zahl und großer Mühsal, die Vollmacht, die wir von dem Volke empfangen, die zerfetzte Fahne, treu gewahrt in die Hände des Reichstags niederzulegen, der am 15. August zusammentreten soll."

Freilich, unklar, romantisch verschwommen wie der Wortlaut war auch der Gedankengehalt dieses Aufrufes. Dem Idealisten galt es nur, die Idee des Parlaments zu retten: er folgte der Linken nach Stuttgart, „darum, daß nicht das letzte Band der deutschen Volkseinheit reiße". Unhaltbarer immer ward die Stellung des maßvollen Mannes unter der wüsten Leidenschaft des Rumpfparlaments. Schon wurde der Klang seiner Rede von dem zornigen Lärm des Pöbels übertäubt, als er vor der Einsetzung der Reichsregentschaft, vor dem Bürgerkriege warnte und den Ver-

blendeten zurief: „Württemberg ist nicht beschaffen wie jetzt diese Versammlung; es stellt nicht wie diese nur eine der Parteiungen dar, in welche das deutsche Volk zerklüftet ist." Nur sehr wenige Gesinnungsgenossen zählte er noch in der Versammlung. Der Austritt aber aus einer unterliegenden Partei war seinem Stolze, seiner Treue unmöglich. So ist er geblieben bis zu dem jammervollen Ende des deutschen Parlaments, dem Straßenkampfe in Stuttgart.

Seine Briefe aus diesen Jahren verkünden männlichen Schmerz über den Zusammenbruch der Hoffnungen des Vaterlandes. Weniger tief mag er, der mit all seinem Sinnen in der schwäbischen Heimat wurzelte, das eine empfunden haben, was den meisten heimkehrenden Reichstagsmännern nach den großen Kämpfen des Parlaments überwältigend, demütigend auf die Seele fiel: die bettelhafte Armseligkeit der Kleinstaaterei. Seine demokratische Gesinnung blieb in aller Schroffheit aufrecht: sogar den Orden Pour le mérite wollte er nicht annehmen, den einzigen noch unentweihten in Deutschland, den selbst der strenge Republikaner Arago getragen hatte. Die letzten Jahre sind ihm in der Stille wissenschaftlicher Arbeit vergangen. Daß er aber noch lebte in dem Herzen seines Volkes, davon haben ihm alljährlich tausend Zeichen der Teilnahme von fern und nah Kunde gebracht. Sie wurden dem schlichten Manne oft lästig, dem Schwab einst sagte: „Du liebtest nicht das laute Lieben."

An dem Grabe des Dichters hat das gesamte Volk empfunden, was einst sein Walther dem süßen Liedermunde Reinmars von Hagenau in die Gruft nachrief:

Deine Seele möge wohl nun fahren,
Deine Zunge habe Dank.

Und wie sein Lied nur mit unserer Sprache selber sterben wird, so wird auch fortleben in unserem Volke das Bild des Mannes Uhland, der, menschlich irrend, doch in hohen Ehren, manchen wuchtigen Stein hinzugetragen hat zu dem Neubau des deutschen Staates. Auch im Tode — er selber hat es uns verkündet — wollte er nicht lassen von seinem Volke:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Uns aber, die ihn betrauern, bleibt die schöne Pflicht, mit streitbarem Worte und fester Tat zu sorgen, daß die Sehnsucht des Dichters sich erfülle, daß er die Stätte bereitet finde, wenn er kommt — als Schatten zu durchschweben sein freies Vaterland.

Friedrich Hebbel

Königstein 1860

In zwiefachem Sinn ist die Dichtkunst die Herzenskündigerin ihrer Zeit. Dem Dichter bleibt nicht nur das schöne Recht, herauszusagen, was die Gegenwart in ihren Tiefen bewegt; er zwingt auch die Zeitgenossen, durch die Aufnahme, welche sie seinen Werken angedeihen lassen, ihr innerstes Wesen der Nachwelt zu enthüllen. Die von Grund aus verwandelte Stellung der Gebildeten zu den Werken der Poesie zeigt klarer als irgendeine Tatsache der politischen Geschichte, daß wir wirklich binnen weniger Jahrzehnte andere Menschen geworden sind. Als nach einer langen Zeit vorherrschender literarischer Tätigkeit die ersten Keime freien politischen Lebens in Deutschland sich schüchtern aus dem Boden emporhoben, da galt es noch als ein Wagnis, der ästhetisch verbildeten Lesewelt politische Geschäftssachen in nüchterner geschäftlicher Form vorzutragen, und der alte Benzel-Sternau kleidete weislich den langweiligsten aller Stoffe, einen Bericht über die ersten bayrischen Landtage, in die phantastische Hülle eines Briefwechsels zwischen Hochwittelsbach und Reikiavik. Nur zwanzig Jahre vergingen, und jede Spur andächtigen Schönheitssinnes schien hinweggefegt von der politischen Leidenschaft. Alles jubelte, wenn die Meute gesinnungstüchtiger Zeitpoeten wider die vornehme Ruhe des Fürstenknechtes Goethe lärmte. Das Vaterland forderte, wie ein Wortführer jener Tage selbstgefällig sagt,

von der Dichterinnung
statt dem verbrauchten Leiertand
nur Mut und gute Gesinnung.

Von diesem Äußersten unästhetischer Roheit freilich, von diesem Selbstmordversuch der Poesie sind wir zurückgekommen. Der schwere Ernst der politischen Arbeit lehrte uns die verschwommenen Phrasen der Tendenzlyrik mißachten, und jener schlichte Sinn für das Wahre, welcher das köstlichste Gut der Gegenwart bildet, wandte sich mit Ekel von poetischen Gestalten, die kein eigenes Leben lebten, nur das Mundstück waren für des Dichters politische Meinungen. Doch die alte Begeisterung der Deutschen

für das Schöne ist nicht wiedererwacht; dem starken und tiefsinnigen Dichtergenius fällt in unseren Tagen ein unsäglich hartes Los.

Wir wollen nicht allzu bitter beklagen, daß die gesamte Lyrik heute lediglich von den Frauen gelesen wird, nur selten ein Mann von Geist in verschämter Stille an seinem Horaz oder an Goethes römischen Elegien sich erquickt: die Härte, der Weltsinn, die Aufregung des modernen Lebens verträgt sich wenig mit lyrischer Empfindsamkeit. Und wenn in sehr zahlreichen und sehr ehrenwerten Kreisen ein junger Mann, von dem man nur weiß, er sei ein Poet, mit verhaltenem Lachen empfangen wird, wenn man von ihm erwartet, er werde jenes Durchschnittsmaß von Verstand und Willenskraft erst erweisen, das wir bei allen anderen Sterblichen voraussetzen: so sehen wir keinen Anlaß, sentimental und verstimmt zu werden ob dieser notwendigen Folge der poetischen Überproduktion. Aber versuchet, in einem Kreise gebildeter Männer die triviale Wahrheit zu verfechten, daß die Kunst für ein Kulturvolk täglich Brot, nicht ein erfreulicher Luxus sei — und Widerspruch oder halbe Zustimmung wird euch lehren, wie arg der Formensinn verkümmert ist in diesem arbeitenden Geschlechte. Es ist nicht anders, der ungeheuren Mehrzahl unserer Männer gilt die Kunst nur als eine Erholung, gut genug, einige müde Abendstunden auszufüllen. Wir widmen, was von Idealismus in uns liegt, dem Staate, uns bedrückt eine Geschäftslast, welche die älteren Geschlechter unseres Volkes nie für möglich gehalten hätten, wir wissen den Wert der Zeit so genau zu schätzen, daß der ruhige briefliche Gedankenaustausch unter tätigen Männern fast ganz aufgehört hat und selbst unser geselliger Verkehr überall die Spuren hastiger Unruhe zeigt. Eine solche ganz nach außen gerichtete Zeit sucht in der Kunst die Ruhe, die Abspannung. Wer will bestreiten, daß Gustav Freytag seine Popularität weit weniger seinem edlen Talente verdankt als seiner liebenswürdigen Heiterkeit, welche auch dem Gedankenlosen erlaubt, vor dem unverstandenen, aber lustigen Gebaren der Gestalten des Dichters ein gewisses Behagen zu empfinden? Sehr undankbar ist in solchen Tagen das Schaffen des pathetischen Dichters. Gelingt ihm sein schweres Werk nicht vollkommen, so vereinigt sich zu seiner Verurteilung der Haß der Massen gegen jeden, der ihren dumpfen Schlummer stört, und der gesunde Sinn für Harmonie, dem eine niedrige, doch erfolgreiche Bestrebung erfreulicher scheint als ein groß angelegtes, aber unfertiges Schaffen.

Dabei lebt in diesem prosaischen Geschlechte unausrottbar doch die stille Hoffnung, daß das fröhlich aufblühende neue Leben unseres Staates auch die dramatische Kunst einer großen Zukunft entgegenführen müsse. Freilich nur eine unbestimmte Ahnung. Kein sicheres Volksgefühl zeichnet dem jungen Dramatiker gebieterisch bestimmte Wege vor; uns fehlt ein nationaler Stil, ein festes Gebiet dramatischer Stoffe, jede Sicherheit der Technik. Unermeßlich, zu beliebiger Auswahl breitet sich vor dem Auge des Poeten

die Welt der sittlichen, sozialen, politischen Probleme aus; und wenn schon diese schrankenlose Freiheit der Wahl den geistreichen Kopf leicht zu unstetem Tasten, zum Experimentieren verleitet, so wird ihm vollends die Sicherheit des Gefühls beirrt durch die Wohlweisheit der Kritik. Scheint es doch, als verfolgten manche Kunstphilosophen nur das eine Ziel, dem schaffenden Künstler sein Tun zu verleiden, ihm den frischen Mut zu brechen. Was hat diese Altklugheit nicht alles bewiesen: für das Epos sind wir zu bewußt, für die Lyrik zu nüchtern, für das Drama zu unruhig; die alte Geschichte ist für unsere Kunst zu kahl, das Mittelalter zu phantastisch, die neue Zeit steht uns zu nahe — und wie die anmaßenden und doch im Grunde gehaltlosen Schlagworte sonst lauten. Zu den Füßen dieser übereifen Ästhetik treibt eine vulgäre Kritik ihr Unwesen, deren erschreckende Roheit täglich deutlicher beweist, daß die besten Köpfe der Epoche sich der Kunst entfremdet haben. Wir wundern uns gar nicht mehr, wenn ein tief empfundenes Kunstwerk als Nr. 59 unter „Fünf Dutzend neuer Romane" abgeschlachtet wird, wenn eine Dichtung von G. Freytag oder G. Keller allen Ernstes in eine Reihe gestellt wird mit den Arbeiten der Frau Mühlbach oder ähnlichen Produkten einer volkswirtschaftlichen Tätigkeit, welche sich lediglich durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage bestimmen läßt. Wir fühlen uns nicht mehr befremdet, wenn jener beliebige Herr Schultze, der im Erdgeschoß einer politischen Zeitung seinen kritischen Sorgenstuhl aufgestellt hat, mit den Dichtern und Denkern, deren Werke er beschwatzt, auf du und du oder gar im Tone des Schulmeisters verkehrt. Wir empfinden für den Kritiker sogar eine gewisse Hochachtung, wenn er die Kenntnisse eines angehenden Obersekundaners entfaltet — eine Bildungsstufe, welche in diesen Kreisen unserer Literatur nicht allzu häufig erklommen wird. Begreiflich in der Tat, wenn ein starker Künstlergeist, angeekelt von diesem nichtsnutzigen belletristischen Treiben, auch die ehrenwerten Ausnahmen übersieht, welche in unserer Presse zuweilen noch auftauchen, und grimmig seine Straße zieht.

Doch das schwerste Hemmnis, das die Gegenwart dem dramatischen Dichter in den Weg wirft, ist die Gärung, die Unsicherheit unserer sittlichen Begriffe. Wieviel einfacher als der moderne Mensch standen unsere großen Dichter zu den Problemen des sittlichen Lebens! Welchen sittlichen und ästhetischen Schatz besaß Schiller an Kants kategorischem Imperativ — eine großartige, streng sittliche Weltanschauung, wie geschaffen für den Dramatiker, denn sie läßt dem tragischen Charakter ungeschmälert die Freiheit. Seit die neue Philosophie den Glauben an Gott und Unsterblichkeit erschüttert hat, seit die Naturforschung beginnt, den Zusammenhang von Leib und Seele schärfer zu beleuchten, steht der Dichter, wenn er zugleich ein Denker ist, den einfachsten und schwersten sittlichen Fragen minder unbefangen gegenüber; selbst die Idee der tragischen Schuld und Zurechnung, die dem Dramatiker unbedingt feststehen muß, wird ihm leicht

durch Zweifel verwirrt und getrübt. Und wo ist sie hin, die edle, mit Geist und Empfindung gesättigte Geselligkeit, die in den Tagen von Weimar freilich nur einige auserwählte Kreise unseres Volkes beglückte? Die schamlose Frechheit der Halbwelt auf der einen, die unleugbar steifen, gezwungenen Formen unserer guten Gesellschaft auf der anderen Steite — in einer solchen Umgebung erlangt der Künstler nicht leicht die harmonische Bildung der sittlichen und der sinnlichen Kräfte.

Das Edle und Große dieser durchaus von der Politik, der Volkswirtschaft, der Wissenschaft beherrschten Welt begeistert zu empfinden, ihr Leben mitzuleben und dennoch das Schöne, nichts als das Schöne zu schaffen, das ist die schwere Aufgabe des modernen Dichters. Ein Zug der Resignation, das Bewußtsein, daß nicht jede Zeit dem Künstler das Höchste zu erreichen gestattet, wird in solchen Tagen oft den Geist des Dichters ergreifen, und sicherlich viele der heutigen Poeten haben zuweilen mit eingestimmt in die Bitte, welche Friedrich Hebbel einst an seine Muse richtete:

Du magst mir jeden Kranz versagen,
Wie ihn die hohen Künstler tragen,
Nur daß, wenn ich gestorben bin,
Ein Denkmal sei, daß Kraft und Sinn
Noch nicht zu Wilden und Barbaren
Aus meiner Zeit entwichen waren.

Das ganze Wesen des Mannes liegt in diesen Zeilen: sein Stolz, sein ernster Künstlersinn und jene hoffnungslose Verstimmung, die ihn seinem Volke entfremdete. Aber wie schwer er auch irrte, den Ruhm, den er sich in jenen Zeilen erfleht, wird ihm heute kein Unbefangener mehr versagen. Er dachte groß von seiner Kunst, er lebte ihr mit rastlosem, fruchtbarem Fleiße, mit Andacht und Sammlung, treu seinem Ausspruch: „Leben heißt tief einsam sein." Oftmals berührt von den Sünden der Zeit, die er lästerte, hat er nie wissentlich ihren Launen gehuldigt; in ihm waltete jene vornehme Selbstgewißheit, welche jedes unmittelbar tendenziöse Einwirken der Poesie auf die Gegenwart verschmäht und sich des freudigen Glaubens getröstet, daß der Gehalt der Dichtung ein ewiger ist und seiner Stunde harren kann.

Ein Dithmarscher Kind, in einer engen und harten Welt aufgewachsen, bewahrte Hebbel immer einen Zug rauher reckenhafter Kraft, also daß starke nordische Naturen, wie der alte Dahlmann, ihm die Teilnahme des Landsmannes nie versagten, auch wenn sie seinen Wandlungen nicht folgen mochten. Er selber bezeichnete die altgermanische Welt und die Bibel gern als die Quellen seiner Dichtung. Doch auch andere, minder lautere Kräfte schlugen in sein Leben ein: die nervöse Sinnlichkeit des modernen Paris, die zersetzende, glaubenlose Reflexion der jungdeutschen Literatur. Verbittert durch die Entbehrungen einer freudlosen Jugend, ward der stolze

Mann launisch, anmaßend, gehässig; bis zur Grausamkeit selbstisch mißbrauchte er die Güte der Menschen, die sich ihm liebend hingaben. Erst nach langen Irrgängen, da er endlich wieder zurückgriff zu den Sagengestalten unserer Vorzeit, die ihm die Träume der Knabenjahre erfüllt hatten, gelang ihm ein Kunstwerk, das dauern wird.

Die Künstlertugend, welche an Hebbel zuerst in die Augen fällt, ist der seltene, dem Dilettanten allezeit unverständliche Sinn für die Totalität des Kunstwerks. Er verachtet das Haschen nach Einzelschönheiten, wie die kleinmeisterliche, an einzelne Auffälligkeiten sich festklammernde Kritik. Schon aus diesem einen Grunde sollte man endlich aufhören, ihn mit Grabbe zu vergleichen. Grabbe war das Kind einer sinkenden Epoche, welche die Ideale einer großen Vergangenheit in zuchtlosem Übermute zerschlug; in diesem rohen Talente war keine Entwicklung. Hebbel erscheint als der Sohn einer aufstrebenden Zeit, welche neue Ideale zu gestalten suchte. Freilich, es war ein Suchen, an dem der grübelnde Verstand oft mehr Anteil hatte als die schaffende Phantasie. Der Dichter experimentierte, er tastete umher nach einem Kunstwerk der Zukunft, in seinen ersten Werken erschien die Intention ungleich stärker als die lebendige Ausführung. Das traurige Wort, womit Hebbel einst die Frage „Man weiß doch, was ein Lustspiel heißt?" beantwortet hat: — „Dies steht so klar vor meinem Geist, daß, wenn ich's minder hell erblickte, das Werk vielleicht mir besser glückte" — dieses unselige Geständnis gibt leider den Schlüssel zu einem großen Teile seines Schaffens. Er haßt die Phrase, niemals drängt sich bei ihm der Verstand in der prosaischen Form undramatischer Betrachtungen hervor; aber bei aller realistischen Anschaulichkeit im einzelnen läßt das Ganze oft kalt, erscheint als gemacht und geklügelt. Und so findet sich bei Hebbel, der nach dem edlen Ziele strebt, alles Geistige zu verleiblichen, das Zusammenfallen von Idee und Bild ebenso selten wie bei Klopstock, von dem ein altes treffendes Wort sagt, er habe alles Leibliche des Körpers entkleidet.

Man hat Hebbel schweres Unrecht getan, wenn ihm die Wärme des Gemüts gänzlich abgesprochen ward. Selbst aus den verfehltesten seiner Gedichte bricht zuweilen, und dann ergreifend, eine starke und tiefe Empfindung hervor. Wer die Gedichte kennt, worin er Selbsterlebtes, wie das stille Glück des Hauses, besingt, der wird den herzlosen Vorwurf der Herzlosigkeit nicht wiederholen. Er dichtete nur, wenn der Geist ihn rief, ließ oft jahrelang die halbfertigen Gestalten seiner Entwürfe ruhen, bis sie von selber wieder erwachten. Trotzdem trat in den also aus künstlerischem Drange entstandenen Werken die Reflexion zuweilen so stark hervor, daß der Hörer kaum wußte, ob ein Dichter oder ein Denker zu ihm sprach. Dies verrät sich vornehmlich in der Zeichnung der Charaktere. Otto Ludwig nennt in seiner grobkörnigen Weise Hebbels dramatische Gestalten kurzab „psychologische Präparate", er meint: „Sie tun dick, sie wissen sich etwas"

in ihrer Eigenart. Ein hartes Urteil, das Hebbels ältere Werke leider nicht immer Lügen strafen. Seine Charaktere handeln so folgerecht, daß wir jedes ihrer Worte vorausberechnen können; er motiviert oft mit überraschender Feinheit, und eine große dialektische Kraft steht ihm zu Gebote, um den Irrgängen innerer Kämpfe nachzugehen. Aber über dem allzu eifrigen Bemühen, den Charakteren feste scharfe Umrisse zu geben, verlieren sie die Farbe, das Leben. Wohl zwingt die strenge Prägnanz des Dramas den Dichter, seinen Menschen offenherzige Geständnisse in den Mund zu legen, welche der phantasielose Verstand unnatürlich findet; doch die helle Selbsterkenntnis, welche Hebbel seinen Charakteren leiht, überschreitet zuweilen die Grenzen der poetischen Wahrheit, und wie selten schallt aus diesen Menschen der volle Brustton naturwüchsiger Leidenschaft heraus, den, wie alles Herrlichste in der Kunst, keine Anstrengung des Hirns erklügeln kann!

Es klingt wie ein unwillkürliches Selbstbekenntnis, wenn dieser zwischen dem Reiche des Gedankens und dem Reiche der Phantasie einherschwankende Geist einmal ausruft:

Ein Shakespeare lächelt über alle hin
Und offenbart des Erdenrätsels Sinn,
Indes ein Kant noch tiefer niedersteigt
Und auf die Wurzel aller Welten zeigt.

Der Denker verachtet den stofflichen Reiz, das Anekdotenhafte in der Kunst, er will nicht „der Auferstehungsengel der Geschichte" sein. Er fühlt, daß die moderne Bildung ein Recht hat, über die Tragik Shakespeares hinauszugehen und eine Tragödie der Idee, nach dem Vorbild des Faust, zu fordern; und so fest hält er diesen Gedanken, daß er niemals versucht, eine einfache Charaktertragödie zu schreiben. Die bunte Fülle des Menschenlebens reizt ihn nur, wenn sie ihm ein „Problem", einen Kampf der Ideen zur Lösung darbietet. Unter allen Rätseln des Menschendaseins hat ihn keines so anhaltend beschäftigt wie das Verhältnis von Mann und Weib; von der Judith bis herab zu den Nibelungen, in den mannigfachsten Formen versucht er dies große Problem künstlerisch zu gestalten, immer tiefsinnig und mit starkem Gefühle, doch zuweilen spielt auch die häßliche Überfeinerung moderner Sinnlichkeit in seine Bilder hinein.

Ganz modern ist auch seine Anschauung der Geschichte: er sieht in ihr nicht wie Shakespeare die ewig gleiche sittliche Weltordnung, die sich immer wiederherstellt, wenn die Leidenschaft des Menschen sie auf Augenblicke gestört; der Jünger der modernen Philosophen faßt sie auf als ein ewiges Werden. Er liebt den Zusammenstoß zweier Kulturwelten zu schildern: wie das Hellenentum aus der orientalischen Gebundenheit emporsteigt, das Christentum aus der jüdischen Welt, die neue Zeit aus dem Mittelalter. Ich kann jedoch nicht finden, daß der Dichter bei diesem kühnen Unter-

fangen immer glücklich ist. Die neue Welt, die aus der zerfallenden alten Ordnung sich erhebt, tritt nicht leibhaftig vor uns hin, sie wird uns lediglich angedeutet durch einen symbolischen Zug; und nur weil wir historische Schulbildung besitzen, erraten wir, was uns das Kunstwerk selber nicht sagt, daß die heiligen drei Könige, die am Schlusse von „Herodes und Mariamne" plötzlich auftreten, den Anbruch der christlichen Gesittung vorstellen sollen. Diese Neigung für symbolische Züge beherrscht den Dichter zuweilen so gänzlich, daß er in eine gleichgültige, ja absurde Fabel willkürlich eine Idee hineinlegt, welche ihr völlig fremd ist. Und da ja ausschweifende Phantastik im Innnersten verwandt ist mit den Verirrungen überfeinen Verstandes, so erinnert Hebbel mit solcher Symbolik, solchem Mystizismus oft stark an Calderon.

In der Einsamkeit brütender Betrachtung mußte die düstere Denkweise vom Leben, wozu Hebbels Natur neigte, zu erschreckender Stärke anwachsen. Der Pessimismus ist insgemein eine Sünde begabter Menschen, denn nur ein heller Kopf wird die tiefen Widersprüche des Lebens, wird die schreckliche Tatsache, daß die Ordnung des Rechts eine andere ist als die Ordnung der Sittlichkeit, in ihrer ganzen Schärfe durchschauen, nur ein tiefes Gemüt sie in ihrer vollen Schwere empfinden. Kein Wunder, daß diese, die Werke aller bedeutenden tragischen Dichter überschattende, reformatorische Strenge, welche die Welt verachtet und Lügen straft, von dem Haufen verketzert und als unsittlich gebrandmarkt wird. Aber selbst ein tiefmelancholisches Gedicht wird dem Poeten nur dann gelingen, wenn ihm, ob auch verhüllt und verborgen, tief in der Seele der Glaube lebt an den Sieg des Geistes über die Gebrechen der Welt. Noch keinem echten Dichter hat dieser Glaube gefehlt, er atmet selbst in dem schwermütigsten Gedichte, das je in den Nebeln Altenglands ersonnen ward, in Walter Raleighs „The lye". Hebbel wußte wenig von solcher Hoffnung. Wie er, der Konservative, nicht daran dachte, im Leben an der Heilung der kranken Welt mitzuwirken, so vermögen auch seine Gedichte, obwohl sie dann und wann von künftiger Versöhnung reden, von der Lebendigkeit dieses Glaubens nicht zu überzeugen. Die furchtbare Anklage, die er in einem abscheulichen Sonette gegen die menschliche Gesellschaft schleudert: „Der Mörder braucht die Faust nur hin und wieder, du hast das Amt, zu rauben und zu töten" — sie ist nicht ein wilder Ausbruch augenblicklichen Unmuts, sie blieb durch lange Jahre die Grundstimmung seiner Seele. Er erkannte mit eindringender Klarheit die Gebrechen der Welt, doch er verzweifelte an der Heilung. Ganz unerträglich wird diese Verbitterung des Gemüts, wenn Hebbel seinem eigenen Worte zum Trotz „die Kirsche vom Feigenbaum fordert" und seiner düsteren Phantasie die hellen Klänge der Komödie zu entlocken sucht.

Er gesteht, daß er mit seinen Gedichten „seiner Zeit ein künstlerisches Opfer dargebracht" habe; und gewiß, einige der Ideen, welche das moderne

Deutschland bewegten, fanden in den Werken dieses Dichters einen treuen und großartigen Ausdruck. Doch gerade die schönste und herrlichste Erscheinung unserer Tage, recht eigentlich die Signatur der neuen Zeit, das Emporwachsen unseres Volkes zum staatlichen Leben, blieb diesem verdüsterten Auge verborgen. Er sah in der Entwicklung unseres Volkes „nicht eine Lebens-, sondern eine Krankheitsgeschichte". Nun warf ihn sein Unstern unter das verkommene Deutschtum in Österreich; „wir und germanisieren!" rief er hohnlachend. Die frohe Botschaft des Jahrhunderts, die Verjüngung der antiken Sittlichkeit, welche von jedem Menschen, auch von dem Künstler, zugleich die Tugenden des Bürgers fordert — an ihm fand sie einen tauben Hörer. Selbst die Dichtungen unserer kosmopolitischen klassischen Zeit tragen die Spuren der politisch-nationalen Kämpfe der Epoche weit deutlicher auf der Stirn als Hebbels Werke die Eindrücke der Gegenwart. Und wird ja einmal die Natur der Dinge mächtiger als Hebbels Verstimmung, entschließt er sich, ein Zeitgedicht zu schreiben, so finden wir nicht, wie es bei dem Sohne der Marschen zu entschuldigen wäre, einen naturwüchsigen Ausbruch des Zornes über die Schmach seines Volkes, sondern ein griesgrämiges Epigramm über Staatsmänner, welche die Kunst verstehen, niemals zu erwachen, oder eine wegwerfende Bemerkung über moderne Staatsverfassungen — oder ein Gedicht an König Wilhelm, das im Grunde nicht gehauen und nicht gestochen ist, in schönen Versen nur die politische Ratlosigkeit des Dichters offenbart.

Bei so trostloser Anschauung des Lebens weiß er nichts von jener edlen Volkstümlichkeit, welche der Ehrgeiz großer Dichter ist. Darum hat er, der Dramatiker, Schillers Größe lange gänzlich verkannt; darum verschmähte er die hohe Schule des Dramatikers, den Wechselverkehr mit der Bühne. Auch dieser Irrtum ist eng verflochten mit einer ehrenwerten Tugend, einer wohlberechtigten Verachtung gegen die bornierten Rücksichten der Konvenienz, welche gemeinhin das Bühnenschicksal eines Dramas bestimmen. Aber nicht die Theaterzensur allein verbannt seine Werke von den Brettern, sie sind in ihrer Mehrzahl in Wahrheit nicht darstellbar. Sie behandeln nicht bloß extreme Fälle, sondern abnorme, krankhaft seltsame Konflikte, welche keinen Widerhall erwecken in den Herzen der Hörer; und wer es verschmäht, die Edelsten seiner Zeit im Innersten zu bewegen, der mag der stolzen Hoffnung entsagen, für das Theater aller Zeiten zu schreiben.

Hart, ja grausam ward diese gewollte Vereinsamung an dem Lebenden bestraft. Über den vielgelesenen Schriftsteller bildet sich die Welt zuletzt immer ein mildes, ausgleichendes Urteil. Doch die Werke dieses Sonderlings fielen zumeist nur einzelnen Kritikern in die Hände, die ihn von den Wällen ihres ästhetischen Systems herab schonungslos bekämpften. Nun geschah ihm, was gemeinhin den Einsiedlern des Gedankens widerfährt: wie um Friedrich Rohmer und Schopenhauer — Männer, die ich übri-

gens weder unter sich noch mit Hebbel vergleichen will — so scharte sich um diesen vielbekämpften Dichter eine kleine Gemeinde fanatischer Anhänger, die durch unmäßiges Lob den Hohn der Gegner erweckten. So zwischen gehässigen Tadel und blinde Bewunderung gestellt, ward das wohlbegründete Selbstgefühl des Mannes krankhaft reizbar. Auch wir halten es für trockene Philisterweisheit, wenn dem Poeten zugemutet wird, er solle nicht empfindlich sein. Wer darf Angriffe auf sein eigen Fleisch und Blut mit Kälte ertragen? Und wer könnte die alte Wahrheit, daß ein halbes Lob tiefer verletzt als ein ganzer Tadel, bitterer empfinden als der Dichter? Führt doch der Künstler das Los des verwunschenen Prinzen: im Leben soll er sich schelten und stoßen lassen wie die anderen auch, und kaum nimmt er das Saitenspiel zur Hand, so ist er ein geborener Fürst und hat immer recht und treibt mit uns, was ihm gefällt; darum mögt ihr Nachsicht üben, wenn nicht ein jeder dies gespaltene Dasein mit Haltung zu tragen weiß. Aber es ist ein anderes, seinem Ärger über die Kritik einmal durch einen derben, in Gottes Namen ungerechten Zynismus Luft zu machen — und wieder ein anderes, jahrelang die geschmacklose Rolle des verkannten Genies zu spielen, fortwährend mit „Wichten" und „Kannegießern" um sich zu werfen, jedes seiner eigenen Worte mit einer Andacht zu bewahren, die dem reichen Geiste schlecht ansteht, ja sogar nach Knabenart pathetisch zu prahlen: diese und jene Tugend hat mir noch niemand abgesprochen. Jene Liebenswürdigkeit, die, nach der Versicherung seiner Freunde, dem Menschen zuweilen eigen war, blieb dem Schriftsteller versagt. Es gibt glückliche Naturen — und viele unserer streitbarsten Männer, Lessing vornehmlich, zählen dazu — denen wir niemals grollen, auch wenn wir widersprechen; andere wieder, welche uns immer in Versuchung führen, mit ihnen zu rechten, sie mögen sagen, was sie wollen. Zu diesen letzteren zählt Hebbel, nach meinem und vieler anderer Gefühl; er hat den Mitlebenden erschwert, gerecht über ihn zu reden.

Dem Toten sollen endlich die menschlichen Schwächen vergessen werden; auch von dem Kunstwerk seines Lebens gilt das gute Dichterwort, das er einmal über das Drama aussprach: „In einem Kunstwerk muß immer die letzte Zeile die erste rezensieren." Er ist wirklich gewachsen mit seinem Volke, das er nie ganz würdigte, er befreundete sich als reifer Mann mit den einfachen Idealen, die er einst mißachtet, er lernte die Größe des edelsten unserer Dramatiker schätzen und schuf endlich jene hochpoetischen Gestalten der Nibelungen, die nicht mehr angekränkelt sind von der Blässe des Gedankens. Von diesen letzten Werken des Dichters fällt verklärend ein Lichtstrahl zurück auf die unfertigen Dichtungen seiner früheren Zeit. Kein Zweifel mehr: der friedlose Sinn, der aus Hebbels älteren Dramen spricht, ist nicht die blasierte Ironie der Romantiker, nicht die zuchtlose Frivolität, der buhlerische Weltschmerz der Jungdeutschen, er ist der tiefe und wahre Schmerz eines starken Geistes, der erst nach har-

ten Kämpfen eine Versöhnung finden konnte, welche der Glückliche, der Gedankenarme mühelos erreicht. — Der Dichter wies in seinem Eigensinne jede Kritik der Wahl seiner Stoffe zurück, weil „das einmal lebendig Gewordene sich nicht zurückverdauen" lasse. Heute, da wir sein Schaffen im ganzen überschauen, wird uns das Körnlein Wahrheit deutlich, das in diesem anmaßenden Ausspruch liegt; auch in den seltsamsten Experimenten des Poeten läßt sich eine gewisse Notwendigkeit nicht verkennen.

Wir gehen rasch hinweg über Hebbels erste Novellen, die in der Art des Humors an Jean Paul, in der Hast der Darstellung an Heinrich Kleist erinnern. Wie seltsam verkannte der Dichter sein ganz und gar nicht populäres Talent, wenn er hoffte, seine niederländische Geschichte „Schnock" werde im Bauerkittel von Fließpapier auf den Jahrmärkten feilgeboten werden; den derben Ton herzhaften Spaßes, den der Bauer verlangt, findet dieser Poet des Gedankens nicht.

In seinem ersten Drama Judith versucht Hebbel in der Seele der epischen Heldin der Bibel einen Bruch, einen Kampf hervorzurufen, er will uns an ihr das Recht des Weibes auf wahre Liebe zeigen und dergestalt den Liebling starkgeistiger Maler und Poeten dem modernen Bewußtsein verständlich machen. Freilich wird das gräßliche Weib selbst dadurch kein tragischer Charakter; denn unter den widerstreitenden Gefühlen, welche ihr Herz bewegen, der religiösen Begeisterung für ihr Volk, der durch den Anblick kläglicher Schwächlinge geschärften Ruhmbegierde, endlich der geheimen Liebe zu dem einzigen ganzen Manne, den sie kennt, tritt bald die nackte tierische Sinnlichkeit als das herrschende Motiv hervor. Noch häßlicher ist Holofernes, wohl der unwahrste aller jener souveränen Kraftmenschen, in deren Schilderung sich die Literatur jener Tage gefiel, bei aller scheinbaren Größe ein lächerlicher Prahler. Wahrhaft empfunden sind allein die glaubenseifrigen Gestalten des jüdischen Volkes. Hier war es dem Sohne strenger bibelfester Bauern leicht, aus voller Seele zu schaffen. Aber wie fremd steht die Frömmigkeit des Alten Testaments neben einem Materialismus, der an die häßlichsten Ausgeburten der poésie de sang et de boue gemahnt! Diese Zerfahrenheit der Stimmung, diese Unsicherheit der sittlichen Begriffe des Dichters raubt dem Stücke, trotz der in mächtigem Aufschwung stetig anschwellenden Handlung, die innere Einheit.

Selbst jenes verwirrenden und berauschenden Reizes, den die Judith bei der ersten Aufführung immer bewähren wird, entbehrt die Genoveva. Hebbel versteht noch nicht, den unbestimmtesten und darum bildsamsten der Verse zu gebrauchen: sein dramatischer Jambus ist korrekt und entspricht durch die Härte seiner männlichen Endungen äußerlich dem Wesen des Dramas, aber er hat weder lebendige Kraft noch melodischen Fluß. Mißachtend das durch die Natur des Stoffes Gebotene hat der Poet das wehmütig-liebliche Volksmärchen gewaltsam in eine Tragödie verwandelt, indem er den versöhnenden Schluß hinwegließ und jede Spur des Naiven

und Naturwüchsigen vertilgte. Ja, er benutzte den mythischen Stoff, um an ihm die Unwahrheit unserer sittlichen Gesetze zu zeigen. Hier freilich sind „Satzungen und Rechte, die das Lebendig-Freie schamlos knechten". Diese Menschheit ist befangen in formalistischer Sittlichkeit: nur ein Äußerliches erblickt sie in der Ehre, der Treue, dem Glauben, zu deren Schutze sie die blutbefleckten Hände hebt. Doch wir erkennen in ihr unser eigenes Gefühl nicht wieder; rein unbegreiflich erscheint in dieser gebundenen Welt die ganz moderne Empfindung des Versuchers Golo. Die Handlung ist ein gehäuftes Maß von Schrecknissen — denn bei Hebbel erscheint der Tod stets als die gräßliche Kere, nimmer als milder Genius — die Diktion bietet einen jähen Wechsel von Frost und Hitze; der letzte Eindruck ist vollkommene Ermüdung und die ratlose Frage, ob die wirre Symbolik dieser Szenen wirklich eine Tragödie der ehelichen Treue vorstellt?

Verdankte die Judith ihren Erfolg vor allem ihrer Wahlverwandtschaft mit gewissen krankhaften Verstimmungen der Zeit, und hatte die Genoveva als ein Verstandeswerk gar nur das Staunen eingeweihter Literatenkreise erregt, so fand die Maria Magdalena den verdienten Beifall aller Unbefangenen, ein wahrhaft poetisches Werk, das über seiner klaren und strengen Komposition und über der ergreifenden Wahrheit seiner Charaktere alle seine Mängel leicht vergessen läßt. Hebbel war kühn genug, aus der Not eine Tugend zu machen, die „schreckliche Gebundenheit in der Einseitigkeit" — jene Klippe, an der die meisten bürgerlichen Dramen und Dorfgeschichten scheitern — zum Mittelpunkte des tragischen Konflikts zu erheben. Die Hohlheit kleinbürgerlicher Ehrbegriffe mit ihren schrecklichen Folgen soll dargestellt werden. Zu solcher Arbeit ist Hebbels große dialektische Kraft wie geschaffen. Auch das Eingehen auf Sitten und Zustände, welche dem Poeten genau bekannt waren, ist ihm zum Heile ausgeschlagen. Nicht als meinten wir mit den Verehrern photographischer Wahrheit, der Künstler solle nur Verhältnisse schildern, die ihm durch persönliche Erfahrung vertraut geworden; wer das Zeug hat zu einem Dichter, trägt ein Bild der Menschheit im Herzen. Hebbel jedoch mußte durch einen Stoff, dessen feste Schranken ihm selbst wie den Lesern wohlbekannt sind, von seiner Unart, symbolische Züge in die Aktion zu legen, abgehalten werden. Er bewährt hier seinen Ausspruch: „Überall soll der Dichter ökonomisch sein, nur nicht in seinen Grundmotiven." Der Bau des Dramas ist musterhaft knapp und gedrungen, auch die Naturlaute der Leidenschaft erklingen tief erschütternd, das Stück würde das Muster eines bürgerlichen Trauerspiels sein, wenn nicht der Dichter durch die Unsicherheit seines sittlichen Gefühls auch dem Hörer das Gefühl verwirrte. Der Hörer nimmt Partei — nicht wie der Dichter will für die büßende Heldin, sondern für den harten alten Philister Meister Anton. Das unglückliche Mädchen hat sich im Zorn verschmähter Liebe einem ungeliebten Manne verlobt, und da ihr Gewissen sie noch immer der alten, jetzt sündhaften

Liebe zeiht, wähnt sie sich verpflichtet, dem eifersüchtigen Bräutigam durch verzweifelte Hingebung ihre Treue zu beweisen. Eine solche Tat ist denkbar — denn was wäre unmöglich für ein geängstetes Mädchengewissen? — doch sie steht sittlich tiefer als ein in der Hitze natürlicher Leidenschaft begangener Fehltritt. Der Dichter soll uns nicht einreden, das Mädchen sei durch diesen Schritt nicht innerlich befleckt worden. Der alte borstige Vater hat ganz recht, wenn er die Schande nicht auf seinem ehrlichen Bürgerhause dulden will — und über solchen unabweisbaren Verstandesbedenken geht uns die Freude an dem schönen Gedichte fast verloren.

Mit diesem Werke war ein großer Erfolg errungen, des Dichters dramatisches Talent unzweifelhaft erwiesen. Wer hätte nicht hoffen sollen, Hebbel werde mit frischem Mute, mit seiner jetzt durch schöne Reisen erweiterten Bildung fortschreiten auf so glückverheißendem Wege? Statt dessen verlor er sich jahrelang in zielloses Experimentieren, er schrieb jene unglückseligen Märchendramen „Der Diamant" und „Der Rubin", deren Symbolik zu enträtseln der Mühe nicht lohnt.

In Unteritalien lernte er eine Welt verrotteter Zustände kennen, einen tief unsittlichen Polizeistaat, einen leeren Lippenglauben, einen getretenen und verwilderten Pöbel, eine gewissenlose Geldmacht. Hier, wenn irgendwo, war seine Verachtung der schlechten Wirklichkeit am Platze, hier mußte er fühlen, daß des Künstlers Hände zu rein sind, um die Verwesung byzantinischer Verhältnisse zu berühren. Und hier gerade ließ er sich durch eine aberwitzige Anekdote anreizen zur Erfindung seiner berüchtigten Tragikomödie „Ein Trauerspiel in Sizilien", welche ein tragisches Geschick in untragischer Form darstellen, des Hörers Lachmuskeln zucken und zugleich ihn vor Grausen erstarren machen soll. Das heißt doch nur die gemeine Prosa des Alltagslebens geradeswegs in die Kunst einführen. Das tragische Geschick in untragischer Form stöhnt und ächzt auf allen Märkten; ihm die tragische Form zu finden, ist des Dichters schönes Recht. Hebbels feiner Formensinn hat ihn davor bewahrt, den unglücklichen Gedanken weiter zu verfolgen. Auch ein anderes Experiment dieser Zeit blieb liegen. In der Tragödie „Moloch" wollte der Dichter „ein Volk stammeln lassen", die Uranfänge der menschlichen Gesittung, die Entstehung der Religion darstellen — ein Versuch, der, mit ungemeiner dichterischer Kraft begonnen, schließlich doch in undramatische Symbolik verlaufen mußte. Wiederum in den zerfressenen italienischen Verhältnissen wurzelt das Schauspiel Julia — eine Schilderung moderner Blasiertheit und Verworfenheit, wie sie nur einem völlig umnachteten Auge erscheinen konnte, ein Drama ohne Abschluß, ohne jedes Interesse, gerade darum gefährlich und unsittlich, weil Hebbel die unnatürliche, kläglich-sentimentale Handlungsweise seines Helden, der sich selber eine wandelnde Leiche nennt, als eine sittliche darstellen, sittlich erhebend durch das abgeschmackte Drama wirken will.

Das waren böse Tage für Hebbel, da sein Selbstgefühl im selben Maße wuchs, wie die Teilnahme der Leser sich ihm entfremdete. Selbst die Freunde fragten verwundert, ob er denn aus dem ewigen Rom nichts anderes davongetragen habe als die feine Durchbildung der Form, welche fortan alle seine Gedichte auszeichnete. Auch das bedeutendste Drama dieser unseligen Periode ist ein Werk des kalten Verstandes. „Herodes und Mariamne" schildert das Judentum in seiner Selbstauflösung und ist zugleich eine Tragödie der ehelichen Treue; so bildet es ein Gegenstück zur Judith und zur Genoveva. Herodes kann es nicht ertragen, daß sein Weib ihn überlebe, zweimal stellt er sie, während er zu gefahrvollen Fahrten verreist, unter das Schwert des Henkers. Gegen solchen Zwang sträubt sich der Stolz der Gattin, denn „das kann man tun, erleiden kann man's nicht". Und dieser bei aller Seltsamkeit gewaltige, echt dramatische Konflikt, der schon in der Darstellung des Josephus jedes Herz bewegt, läßt bei Hebbel vollkommen kalt. So sehr ermangeln diese Menschen der Ursprünglichkeit und Freiheit, so sehr befremdet uns die moderne epigrammatische Sprache an historischen Personen, deren grundverschiedene Gesittung wir von Kindesbeinen an kennen.

Endlich, endlich nach so langem theoretischen Umhertasten öffnete sich Hebbels Gemüt wieder natürlicheren, einfacheren Gefühlen, als er die „Agnes Bernauer" schrieb und auf heimatlichem Boden Menschen schuf, so wahr und tüchtig, wie sie ihm seit der Maria Magdalena nicht mehr gelungen waren. Hier erscheint der moralische Revolutionär als politisch konservativ: die Berechtigung des Allgemeinen, des Staates, wird gezeigt gegenüber dem subjektiven Belieben der Leidenschaft. Hebbel bleibt vollkommen frei von der sentimentalen Auffassung der Liebe, deren heute der vornehme Pöbel voll ist. Leider verrät die Heldin kaum durch ein hingeworfenes Wort eine Ahnung von der Schwere ihrer Schuld, und wir empfinden ihren Tod als eine brutale Mißhandlung. Der wahrhaft innerlich ringende Held des Stückes vielmehr ist Herzog Ernst; sollte das Werk dramatisch wirken, so mußte der alte Herzog in den Mittelpunkt der Handlung treten. Dann ließ sich ein besserer Schluß finden als dieser unselige fünfte Akt, wo Hebbel, der sonst das Gräßliche liebt, einen tödlichen Gegensatz durch eine übereilte Versöhnung beendet. In einem Aufzuge die Ermordung der Agnes, den wütenden Kampf des Sohnes gegen den Vater und die Beilegung des Streites darstellen — das verletzt jene Einheit der Zeit, welche der Dramatiker auch nach Lessing noch achten soll, das bleibt unglaublich, obschon der Poet durch die sprudelnde Heftigkeit, welche er dem jungen Herzoge leiht, uns darauf vorbereitet hat. Aber wie das Land nach langer Wasserreise begrüßen wir in dem Stücke wieder eine warme natürliche Stimmung, wir freuen uns der getreuen Genossen des jungen Herzogs und der kernhaften Bürger. Lebendig tritt die gärende Zeit uns vor die Seele, wo die Tage der Hohenstaufen bereits als ein

ferner schöner Jugendtraum in der Sehnsucht der Menschen lebten und moderne Diplomatenkunst die ritterliche Vasallentreue zu verdrängen begann.

So war das Eis gebrochen, und die gesunde freudige Stimmung hielt an. Das gemütvolle Versmaß, das uns Deutschen wie ein liebes altes Märchen zum Herzen redet, das Metrum der deutschen Reimpaare, ward von Hebbel glücklich benutzt für das kleine Künstlerdrama Michelangelo. Diese geistreiche Behandlung einer sinnigen Anekdote gewährt manchen tiefen Einblick in die Geheimnisse künstlerischen Schaffens; und doch ist genug Handlung in dem Stücke, um selbst auf der Bühne Interesse zu erregen. Mögen andere rügen, daß die Schilderung der Kunstfreunde und dilettierenden Künstler sich von tendenziöser Bitterkeit nicht frei hält und sehr deutlich an des Verfassers eigene Fehden mit der Kritik erinnert; mögen sie tadeln, daß die Gestalt des Raffael, wie fast alles Holde und Milde bei Hebbel, ganz schattenhaft gehalten ist: — uns widersteht es, an einem erfreulichen und mit Unrecht vergessenen Werke zu mäkeln. Dieser Michelangelo lebt wirklich — ein hohes Lob, da die allzu verbreitete Kenntnis der Kunstgeschichte hier der freien Tätigkeit des Dichters schwer beengende Fesseln anlegte. Mancher akademisch korrekte Künstler wird an dem jugendfrischen, vielsagenden Worte „Die Ordnung, mein' ich und bleibe dabei, beginnt erst bei der Staffelei" seine eigene Hohlheit erkennen; mancher, der Hebbel mit Mißwollen betrachtet, wird aus diesen einfachen Szenen den heiligen Ernst des Schriftstellers begreifen.

Noch einmal, in der Tragödie „Gyges und sein Ring", hat Hebbel einen Schatz von Formenschönheit und Kunstverstand an einen undankbaren Stoff verschwendet. Der Dichter versteht, uns in die Atmosphäre längst entschwundener Zeiten zurückzuzaubern, „an den alten Nil, wo gelbe Menschen mit geschlitzten Augen für tote Könige ew'ge Häuser baun". Wo nicht stellenweise eine allzu moderne Bewußtheit der Sprache uns die Stimmung verdirbt, steht sie wirklich farbenprächtig vor uns, die reiche Wunderwelt des Herodot, die mit der Fülle ihrer rein menschlichen Konflikte unseren Poeten ein so dankbares Feld eröffnet. Dennoch wird dies Trauerspiel mit vollem Rechte nie auf der Bühne Fuß fassen, denn es ist ein antiquarisches Stück. Es ist ein sinniger, freilich mehr für eine Novelle als für eine Tragödie der Ehe geeigneter Gedanke, daß auch in der innigsten Vereinigung jeder Gatte ein Etwas zurückbehält, das Schonung erheischt, das er dem Gemahl nicht hingeben kann, ohne sich selbst aufzugeben; aber wie wenige Leser werden aus der seltsamen Handlung des „Gyges" diese Idee erraten! Heute, da man den Dramatiker unaufhörlich auf historische Stoffe verweist, kann nicht laut genug die einfache Wahrheit wiederholt werden, daß der Dichter seine Menschen in den Herzen seiner Zuschauer, der Kinder seiner Zeit, entstehen und wachsen lassen muß. Mag er getrost Weltverhältnisse aus den Tagen vor der Sündflut uns vor-

führen: in den Empfindungen seiner Charaktere dulden wir nichts Antiquarisches. Gerade unser Publikum mit seinen abgestumpften Gefühlen wird nur durch einfach-drastische, sofort verständliche Empfindungen erregt werden. Dieser König Kandaules, welcher „Zeugen braucht, daß er nicht ein eitler Tor ist, der sich selbst belügt, wenn er sich rühmt, das schönste Weib zu küssen", welcher darum den Fremden als Zuschauer an das eheliche Lager führt — er handelt nach unsern Begriffen mit einer brutalen Roheit, die seinen Edelmut uns völlig unglaublich macht und jedes tragische Mitleid aufhebt. Hier aber sind unsere Begriffe im Rechte, weil wir leben. Nur ein bedauerndes Achselzucken haben wir für die untadelhafte Komposition, die Melodie der Sprache und den Gedankenreichtum des Dichters, der in diesem Werke sich glänzend entfaltet. Wie nämlich Kandaules in seinem Hause die Schranken altheiliger Sitte zerstört, so wagt er auch im Staate „an den Schlaf der Welt zu rühren", obwohl er „nicht die Kraft hat, ihr Höheres zu bieten". Und in diese dumpfe gebundene Menschheit tritt der einzige, den wir ganz verstehen, der jugendliche Gyges, der Mann der freien entschlossenen Tat, der Sohn des klaren Hellenenvolkes, das die Fesseln starrer Sitte lächelnd abgestreift hat.

Wie seine Dramen, so zeigen auch Hebbels kleine Gedichte eine auffällige Ungleichheit des Wertes. Wir sehen eine ursprünglich poetische Natur vor uns, welche durch übereifrige Verstandestätigkeit sich der schönsten Früchte ihres Talents beraubt. Hebbel erstrebt eine Universalität, woran selbst ein Goethe nie gedacht hat — ein Unterfangen, wobei einem pathetischen Dichter das Ärgste widerfahren muß. Ein Mann wie er konnte in seiner Jugend ein Mädchen erschrecken durch heiße, despotische Leidenschaft; er konnte dann ein edles Weib mit jener tiefen und ernsten Mannesneigung erfassen, wovon so manches schöne Gedicht an Christine Kunde gibt; versucht er jedoch zu tändeln und leicht zu kosen, so zeigt er nur die Grazie eines seiltanzenden Elefanten. Auch für das einfache Lied fehlt ihm die Naivität. Dagegen sind mehrere der Balladen durch ihre einheitliche Stimmung sehr wirksam; nur leiden sie meist an zu großer Länge; denn der Dramatiker weiß nichts von dem Kunstgeheimnis des lyrischen Rhapsoden, durch Verstummen das Tiefste zu sagen. Die Gedichte „Dem Schmerz sein Recht" erschüttern durch den heftigen rastlosen Kampf eines aufwärts strebenden Geistes; doch zeigen auch sie, wie selbst die schönsten Gedichte der Sammlung, eine ungelöste Zutat von Reflexion. Das Epigramm ist natürlich stark vertreten: fast überall Gedanken eines gescheiten Mannes, aber auch überall eine unselige Störung, bald durch die Breite der Darstellung, bald durch die Prosa des Gedankens oder durch ein geschmackloses Bild. Selbst das verständigste der Gedichte, selbst das Epigramm, muß in der Phantasie des Künstlers empfangen werden.

Es ist doch ein frischer, erfreulicher Dichterzug in Hebbels Leben, wie er, entzückt von dem liebenswürdigen Spiele einer Künstlerin, sie rasch

entschlossen von der Bühne heimführte. Beglückt an der Seite dieser edlen Frau, in dem Frieden eines wohlgeordneten Hauses ließ er jetzt in dem kleinen Epos „Mutter und Kind" alles wieder zu frischem Leben erwachen, was vorzeiten seine Phantasie erregt: das derbtüchtige niederdeutsche Bauernleben, das reiche Hamburg und seinen furchtbaren Brand. Auch die Ideen, welche seinen Kopf vorzugsweise beschäftigt, das Verhältnis von Mann und Weib, die Fragen von der Armut und dem Sozialismus, spielen in das Gedicht hinein. In dieser kleinen Welt rein menschlicher Empfindungen hat der Dichter jene Wärme des Gefühls, jene Freude an dem Milden und Gemütlichen, jene gläubige versöhnte Stimmung wiedergefunden, die auf seinen langen spekulativen Irrfahrten fast verloren schienen.

Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
Das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
Und wem wird es versagt, wem wird es gekränkt und geschmälert? ...
Und so ist die Natur gerecht im ganzen und großen
Und verteilt nur den Tand, die Flitter, nach Lust und nach Laune.

Uns scheint, in diesen Worten über die Elternliebe liegt unendlich mehr Tiefsinn und kräftiger Mannesmut, als in den heftigsten Invektiven, welche Hebbel je gegen die Gesellschaft geschleudert. Der wesentliche Mangel des Werkes zeigt sich in der Form. Wir meinen hier nicht die übermäßige Anwendung des Trochäus, die Hebbel sich erlaubt. Denn der Hexameter ist zwar keineswegs, wie Hebbel meint, „der deutscheste Vers", sondern ein Maß, das einer ursprünglich der Quantität entbehrenden Sprache niemals ganz natürlich zu Gesichte stehen kann; doch gerade deshalb mag der deutsche Dichter bei dessen Handhabung mit großer Freiheit verfahren. Sein feines Gehör allein muß ihn warnen vor dem Schein der Dürftigkeit, der durch zahlreiche Trochäen entsteht, wie vor dem haltlosen, hüpfenden Wesen und dem zischenden Mißklang gehäufter Konsonanten, welche die Daktylen der „korrekten" Platenschen Schule in den Hexameter bringen. Wir meinen hier die Form in einem minder äußerlichen Sinne. Die ungeheure, vollkommen nur einmal erfüllte Aufgabe, in unserer aufgeregten Zeit das erhabene Gleichmaß epischer Diktion und Empfindung zu bewahren, war dem Dramatiker unlösbar. Bald staut seine Rede sich auf in abgebrochenen Sätzen, bald stürmt sie daher in langen Perioden, die ebenmäßige Wallung des Hexameters geht verloren. — Und dies einfach herzliche Gedicht ging in der Lesewelt fast spurlos vorüber. Ist es doch längst kein Geheimnis mehr, daß das Los der Gedichte heute in den Händen der jungen Damen liegt. Wirken Tragödien zu aufregend auf die Gemüter der Fräulein — nun, hier ist ein Epos aus der stillen Welt des Hauses, ganz dazu geschaffen, ein einfaches Mädchen sanft zu bewegen. Doch leider, keine Spur von Sentimentalität und augen-

verdrehender Frömmigkeit; und diese Bäuerin hat so gesunde Nerven, sie untersteht sich sogar, im Grünen zu gebären! Mon Dieu, welche Pensionsdirektrice von Pflichtgefühl darf ihren Zöglingen solche Natürlichkeiten bieten?

Unterdessen reifte langsam des Dichters größtes Werk, die Nibelungen. Wenn der gebildete Durchschnittsmensch heute schon beim Anblick des Titels einer Nibelungentragödie mit der Ruhe des Weisen zu sagen liebt: das sind alte Geschichten, der Himmel bewahre uns vor dieser tausendjährigen Hexerei — so können wir nicht bestimmt genug die Überzeugung aussprechen: nur wenige moderne Dichter haben die gewaltige Versuchung nicht empfunden, die Gestalten des Nibelungenliedes irgendwie nachzubilden. Da steht sie vor uns, eine jener grandiosen Fabeln, woran die Kunst und der Glaube von Jahrhunderten gearbeitet, das Wunderwerk eines ganzen Volkes, in ihren Grundzügen hoch erhaben über jede Anfechtung der Kritik. Und mit dem vollen Reize der Jugend tritt das altehrwürdige Werk vor unsere Augen. Seit zwei Menschenaltern erst hat sich die Liebe unseres Volkes wieder der alten Dichtung zugewendet. Seitdem sind die Gestalten des hörnernen Siegfried und der Rächerin Kriemhild einem jeden eng verwachsen mit jenen ersten Empfindungen der Kindheit, welche ewig frisch bleiben, als wären sie gestern empfunden. Und dieser Schatz gewaltigster menschlicher Leidenschaft, der unsere Maler zu immer neuen Nachschöpfungen reizt, ist uns überliefert in einer poetischen Bearbeitung, die dem feineren Kunstsinne der Gegenwart nimmermehr völlig genügen kann. Denn — zum Schrecken orthodoxer Germanisten sei gesagt, was jedes einfache Gefühl sofort empfindet — neben Stellen von hinreißender Kraft und Schönheit dehnen sich im Nibelungenliede weite Strecken von langweiliger Einförmigkeit. Auch der Inhalt bietet oftmals eine fremdartige, ja feindselige Mischung von altnordischen, deutschheidnischen und christlichen Elementen. Die ungeheure Bewegung und leidenschaftliche Wildheit des Stoffes, welchen die epische Form oft kaum bewältigen kann, fordert den Dramatiker ebenso laut zum Nachbilden auf, wie jene Keime verschlungener, eingehender Charakteristik, die sich im Epos nur halb entfalten dürfen. Gründe genug, um in unzähligen modernen Menschen den Wunsch zu erregen, daß die Heldengestalten der alten Sage auf der Bühne erscheinen möchten, wo, nach Hebbels schönem Worte,

wo sich die bleichen Dichterschatten röten
wie des Odysseus Schar von fremdem Blut.

Aber wie läßt sich diese ungeheure Fabelwelt dem Verständnis unserer Hörer erschließen? Am nächsten liegt es, durch sorgfältige psychologische Motivierung die alten Recken uns menschlich nahezuführen. Dieses Weges ist Emanuel Geibel gegangen — und der Erfolg bewies, daß auf

solche Weise die finstere Größe des alten Gedichtes gänzlich verlorengeht. Wie anders ist Hebbel verfahren! Ein ungeheures Geheimnis bleibt immerdar über den riesigen Gestalten dieser Sage, das keine Kunst unserer helleren Zeit lichten kann. Sollen unsere Hörer an einen Hagen Tronje wirklich glauben, so gilt es nicht, ihn hinabzuziehen in unsere Kleinheit und Feinheit, nein, es gilt, ihn noch reckenhafter erscheinen zu lassen und die Wunder der alten Göttersagen, die im Nibelungenliede schon halb verwischt sind, in voller Pracht zu entfalten. Von vornherein muß der Hörer empfinden, daß er die Welt des hellen, bewußten Verstandes verlassen hat, daß er unter Menschen tritt, die wahllos, zweifellos, wie die Naturgewalten, das Ungeheure tun, die der vollbrachten Untat hart und sicher in die Augen sehen und sie auf sich nehmen wie der Hagen des Liedes, der bei jedem neuen Frevel sich vordrängt und spricht: „Laß mich den Schuldigen sein".

Diese Erhöhung der Helden fast über das Maß des alten Liedes hinaus hat Hebbel mit bewundernswürdiger Kunst vollzogen. Wie vertraut sind diese Menschen mit aller Heimlichkeit des Naturlebens. Beredt wird ihre Zunge nur, wenn sie sich erzählen von den Geheimnissen des Waldes, von den Seherworten, die aus dem Nixenbrunnen ertönen, von den Wundern des nordischen Eislandes, von jenen Runen, darüber ein Held vergeblich sinnen mag bis an seinen Tod. Wo es zu handeln gilt, gehen sie ans Werk wortlos, sicher, unentwegt; dann und wann bricht aus den geschlossenen Lippen ein Ausruf jenes gräßlich wilden Humors hervor, der sich schon in dem alten Liede findet, wenn es von Volker spricht:

„Das ist ein roter Anstrich, den er am Fiedelbogen hat."

Doch während der Dichter so trotzig allen unseren konventionellen Begriffen ins Gesicht schlägt, ist er um so maßvoller und schonender verfahren, wo er unser sittliches Gefühl zu verletzen fürchten muß. Jener König Gunther, der schon in dem alten Liede eine sehr widerwärtige Rolle spielt und bei jedem Versuche eingehender psychologischer Zergliederung notwendig ekelhaft erscheinen muß, ist von Hebbel mit sicherem künstlerischen Takte in den Hintergrund geschoben worden. Jung und schwach läßt er den grimmen Hagen gewähren, der ihn und seine Brüder ganz beherrscht. Ebenso ist jener nächtliche Ringkampf auf Brunhilds Lager von Hebbel sehr schamhaft behandelt, und wer sich einmal eingelebt in die wunderbare Luft dieses Dramas, wird ohne jeden Anstoß daran vorübergehen.

Auch daß Hebbel den ganzen Inhalt des Nibelungenliedes in die dramatische Form umgegossen hat, können wir nur billigen. Denn wenn man so gern auf die attischen Dramatiker verweist, die nur einzelne Katastrophen aus der reichen Fülle der homerischen Gedichte sich auswählten, so will diese gelehrte Vergleichung hier nimmermehr passen. Wie Schuld die Schuld gebiert — dies Fortwirken des Frevels, welches in der ursprüng-

lichen Form der Sage, in dem Fluche, den Andwari über das Gold gesprochen, sogar noch schöner ausgedrückt war, bildet recht eigentlich den Kern der Tragik des Nibelungenliedes. Darum müssen wir sehen, wie Siegfrieds Mörder und ihr ganzes Geschlecht untergehen; eine Vision, welche dies nur andeutete, kann uns nicht genügen.

Wer diesen Stoff dramatisch gestaltet, muß verzichten auf die konzentrierte Schönheit des Einzeldramas, er ist gezwungen zur zyklischen Behandlung. Hebbel griff zur Dreiteilung; er läßt auf ein kurzes Vorspiel „Der hörnerne Siegfried" zwei Trauerspiele „Siegfrieds Tod" und „Kriemhilds Rache" folgen. Diese Einteilung ist eben deshalb ein großes künstlerisches Verdienst, weil der Laie meinen wird, sie verstehe sich von selbst. Sie bietet dem Dichter den Vorteil, daß er, ohne je in undramatische Breite zu verfallen, den reichen tragischen Gehalt seiner Fabel wirklich erschöpfen kann. Es gibt einige Stoffe von so unergründlicher tragischer Tiefe, daß sie unserer Seele bei jeder neuen Betrachtung immer neue und immer ergreifendere Situationen enthüllen. Wer hat das Bild von Paul Delaroche „Maria in ihrem Hause in der Nacht nach der Kreuzabnahme" gesehen, ohne im ersten Augenblick zu erstaunen über die Neuheit der Erfindung und im zweiten ihre Notwendigkeit freudig anzuerkennen? Und wenn die Bauern vom Oberammergau ihr Passionsspiel aufführen, was ist es, das diese Tausende während langer Stunden in atemloser andachtsvoller Stille fesselt, den blasierten Großstädter so gut wie die schwäbische Bäuerin, die meilenweit gewallfahrt zu der heiligen Handlung? Es ist nicht bloß die einzige Erscheinung, daß hier die künstlerische Kraft, die in den Tiefen unseres Volkes schlummert, frei und freudig aus dem Verborgenen hervortritt; es ist nicht bloß die erhabene Weihe, welche der Glaube von Millionen über den grandiosen Mythus von der Kreuzigung Christi ausgegossen hat. Noch ein anderer, rein ästhetischer Grund gibt den anspruchslosen Zeilen des alten Dorfschulmeisters eine so mächtig erschütternde Kraft. Jener eine Tag des Todes Christi ist so überschwenglich reich an tragischen Momenten, daß der Nachdichter nicht nötig hat, zu jenen Verkürzungen zu greifen, welche das Drama insgemein verlangt. Stunde für Stunde vielmehr des schmerzensreichen Tages geht in jenem Passionsspiele an uns vorüber. Also hat der Zuschauer den zweifachen Genuß der tragischen Erschütterung und zugleich der vollen ungetrübten Naturwahrheit; denn auch jener letzte Schein des Absichtlichen, der nach Goethes tiefem Worte jedem Kunstwerke anhaftet, verschwindet bei dieser glücklichen Fabel. Einen ähnlichen Moment voll unerschöpflicher Tragik bietet die Nibelungensage in dem Morgen nach Siegfrieds Ermordung, und Hebbel hat verstanden, die Gunst der Fabel auszubeuten. Kein Augenblick des Grausens wird uns erlassen von der Stunde an, da Kriemhild erwacht und der Kämmerling über den toten

Mann vor der Tür stolpert, bis zu jener schrecklichen Totenprobe, da der grimme Hagen unerschüttert ruft:

Das rote Blut! Ich hätt' es nie geglaubt,
Nun seh' ich es mit meinen eignen Augen.

In solcher Weise ist der fünfte Akt von Siegfrieds Tod das Schönste geworden, was Hebbel je geschrieben.

Wenn Hebbel in klarer und berechtigter Absicht das Maßlose, das Reckenhafte seiner Helden in den gewaltigsten Umrissen gezeichnet hat, so war sein Plan doch keineswegs, uns durch das Fremdartige dieser Erscheinungen lediglich in Erstaunen zu setzen. Nein, wir sollen empfinden, dies ist das Geschlecht der Heiden, der Gewissenlosen, das einer neuen reinen Menschheit die Stätte räumen soll. Darum hat er jene Spuren des Christentums, welche in das Nibelungenlied hineinspielen, weiter verfolgt und den Heiden Hagen in grimmiger Feindschaft der Kirche gegenübergestellt. Zuletzt, als die Heiden sich hingemordet, ergreift der Christ Dietrich von Bern das Zepter der Welt

„im Namen dessen, der am Kreuz verblich".

Dies war sicherlich der einzige Weg, um das Entsetzen dieser Fabel zu einem für das moderne Bewußtsein versöhnenden Abschlusse zu führen. Dennoch liegt hier eine Schwäche des Werkes. Die christlichen Elemente treten im Verlaufe der Handlung so wenig hervor, Dietrich selbst greift so wenig in das Spiel ein, daß sein letztes Aufsteigen fast wie ein symbolischer Zug, zum mindesten nicht als eine Notwendigkeit erscheint. Der ruhige, gewaltige Alte des Nibelungenliedes ist uns verständlicher als dieser Dietrich, der so befremdlich mitten inne steht zwischen der heidnischen und der christlichen Welt.

Gerade vor diesem schönen Drama haben wir aufs neue empfunden, wie ganz eigen unser Volk zu seiner Geschichte steht, wie vertraut und zugleich wie fremd die Jugend unseres Volkes uns erscheint. Jene jugendliche Naivität des Naturlebens, welche sich im Drama schon wegen seiner klaren bewußten Kunstform nur leise andeuten läßt und nur in der Breite des Epos zu ihrem vollen Rechte kommt — sie ist es, die noch heute das Gemüt des Deutschen zu seinen alten Mythen hinzieht. Was aber des Dramatikers eigentliche Aufgabe bildet, das Gemütsleben dieser epischen Zeit, das ist uns in solchem Maße fremd geworden, daß wir dreist behaupten können, ein Trauerspiel aus der französischen oder italienischen Gegenwart dürfe sich heute mit größerem Rechte ein deutsches Trauerspiel nennen als eine Dramatisierung der Nibelungensage.

Dem Dramatiker sind, weil seine Kunst gewaltiger als irgendeine andere den ganzen Menschen erschüttert, engere Schranken gesetzt bei der

Wahl seiner Stoffe als dem Maler oder dem erzählenden Dichter; und dieser Einsicht voll hat sicher schon mancher moderne Poet der reizenden Versuchung dieser Fabel widerstanden. So gewiß wir beim Hören von Uhlands Ballade „Jung Siegfried" uns willig in die alte Wunderwelt versenken, ebenso gewiß ruft das Drama den Verstand zum schonungslosen Mitsprechen auf. Indem Hebbel seine Recken gänzlich aus der Welt unseres Denkens und Empfindens heraushob, hat er zwar den einzigen Ton angeschlagen, der diesem Stoffe geziemt, doch er hat zugleich verzichtet auf die höchste Lust des Dramatikers, daß die Hörer fortwährend mit seinen Helden leiden und denken, sie treiben oder zurückhalten möchten. Allerdings bietet dies Drama auch mehrere Charaktere, welche uns völlig verständlich sind, namentlich den Charakter der Kriemhild, den nach unserem Gefühle schönsten des Werkes — wie ja auch Shakespeare in dieser alten Sagenzeit mehrere Stoffe von rein menschlichem, für alle Zeiten gültigem Gehalte gefunden hat. Aber daneben stehen sehr viele Züge eines halb bewußtlosen Menschenlebens, das „keinen Grund braucht" für sein Handeln, während der heutige Zuschauer sich doch fortwährend im stillen nach den Gründen fragt.

Und untersuchen wir, was Hebbel neu geschaffen hat in dem alten Stoffe, so finden wir zwar einzelne überraschend feine Motivierungen, welche das Lied gar nicht oder nur leise andeutet, wir sehen Brunhilds geheime Liebe zu Siegfried, wir erfahren, daß die Eifersucht Kriemhild bewog, ihre Schwägerin zu schelten, und daß der Neid der letzte Grund des Hasses ist, den Hagen gegen Siegfried hegt; aber wir können nicht sagen, die Helden seien uns in dem modernen Drama vertrauter geworden als in dem alten Liede. Unvermeidlich vielmehr treten in dem Drama einige moderne Züge störend hervor. Die alten Recken beurteilen sich gegenseitig mit einer bewußten Klarheit, welche zu ihrem eigenen Tun wenig stimmt; und wenn Brunhild zu Gunther spricht:

In dir und mir
Hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
Den Kampf ums Vorrecht ausgekämpft —

so offenbaren auch diese Worte ein helles Bewußtsein, das wir der Königin von Isenland nicht zutrauen. Gestehen wir also: wenn uns die Lust anwandelt, uns zu erfreuen an der Größe unserer Sagenzeit, so greifen wir lieber zu dem Nibelungenliede selber als zu dem neuen Drama. Denn in einer Erzählung vergangener Taten nehmen wir vieles arglos und willig hin, was uns in der unmittelbaren Gegenwart des Dramas verletzt; und während die Mängel des alten Liedes uns nur wie das Blei erscheinen, worein die Natur das Silber verborgen hat, machen die Mängel des modernen Werkes den Eindruck einer fremden künstlichen Zutat. Der Dichter hat das Mögliche geleistet, aber er hat gewisse Bedenken nicht überwinden

können, welche notwendig gegeben sind durch die ungeheure Kluft, die unser Empfinden von dem Seelenleben der epischen Tage trennt.

So war dem kräftigen Manne doch gelungen, das Echte seines Wesens der Mitwelt zu offenbaren, und auch sein letztes Werk gab ein Zeugnis von der Läuterung dieses Geistes. Er nahm die Fabel des Schillerschen Demetrius wieder auf; doch Schillers Drama einfach fortzusetzen kam ihm nicht bei: „Ich könnte ebensogut da zu lieben anfangen, wo ein anderer aufgehört hat." In seinen jungen Jahren wäre ihm unzweifelhaft der verzwickte Charakter eines tugendhaften Betrügers ein reizender Vorwurf gewesen; jetzt stand er anders zu den sittlichen Fragen. Sein Sinn war jetzt so ganz auf das einfach Edle gerichtet, er empfand so lebhaft die Gemeinheit, die in jedem Betrüger liegt, daß ihm sogar Schillers Idealismus nicht mehr genügte. Schiller wäre, erklärte er oft, mit seinem Betrüger nicht zu Ende gekommen. Er faßte den Demetrius als den Betrogenen, der erst ganz zuletzt, da er nicht mehr zurück kann, seine eigene Schuld erfährt, und stellte den Usurpator so rein und edel hin, daß ich fast zweifle, ob nicht das vollendete Werk an dramatischem Interesse ebensoviel verloren hätte, als der Held an Tugend gewann. Hebbels realistischer Sinn zeigt sich diesmal nur in der drastischen Schilderung des slawischen Volkslebens, die unser deutsches Gefühl fremdartig berührt. Überhaupt liegt über dem tief durchdachten Werke eine seltsame Kälte; unter den vielen, welche sich an dieser erhabenen Schicksalstragödie versucht haben, reicht keiner an Schillers feurige, schwungvolle Weise heran.

Das Gedicht abzuschließen war dem Dichter nicht vergönnt. Eben jetzt begann die Welt dem lange Verkannten zu danken, da warf ihn eine tödliche Krankheit nieder. Er hörte noch auf dem Krankenbette, seinen Nibelungen sei der große Berliner Dramenpreis zuerkannt worden. Die Antwort, die er dem Boten gab, ist wie der letzte Pinselstrich zu dem Charakterbilde des düsteren, schwer kämpfenden Mannes, der die helle Lust am Leben niemals ganz gekostet hat. Er sagte trüb: „Das ist Menschenlos. Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher."

Otto Ludwig

Leipzig 1859

Kein Satz steht dem Ästhetiker so fest wie dieser, daß die Ideale unserer Zeit nur im Drama die vollendete künstlerische Gestaltung empfangen können. Und keine Tatsache steht dem Beobachter des Kunstlebens so fest wie diese, daß nicht das Drama, sondern der Roman sich heute der höchsten Volksgunst erfreut. Man mag diesen Widerspruch beklagen, und ich beklage ihn lebhaft — aber die ästhetische Empfänglichkeit eines Volkes läßt sich nicht meistern, sie gehorcht ebensowenig wie die Gestaltungskraft der Künstler den Machtsprüchen der Theorie. Die Vorliebe der Zeitgenossen für den Roman entspringt zum Teil der Trägheit; denn das Drama mutet der Phantasie der Hörer eigene Tätigkeit zu, während der stoffliche Reiz des Romans auch den Stumpfsinn erregt. Doch zugleich sagt uns ein richtiges Gefühl, daß die eigentümlichsten Gedanken der Gegenwart bisher in dem Romane ein getreueres Abbild gefunden haben als im Drama. Die jüngste Epoche der deutschen Poesie läßt sich kurz bezeichnen als eine Zeit, welche nach dem Drama sucht, ohne es zu finden. Der lebensfähigen Dramen sind heute so wenige, daß man einigen Mutes bedarf, um ernstlich zu glauben, dies Suchen sei nicht bloß den Reminiszenzen der Weimarschen Tage, sondern einem ursprünglichen Drange der Gegenwart entsprungen. Recht als ein Vertreter dieser suchenden Zeit, als eine tragische Gestalt erscheint uns Otto Ludwig, ein Dichter, der mit allen Kräften eines starken Geistes dem Ideale des Dramas nachtrachtete und endlich doch erleben mußte, daß eine seiner Erzählungen den Zeitgenossen als das schönste seiner Werke galt.

Halb lächelnd, halb beschämt gedenken wir heute des sonderbaren Streites der angeblichen Idealisten und Realisten, welcher in den fünfziger Jahren die Spalten so vieler Blätter mit gehässigem Zanke füllte. Als die Ausläufer der Romantik sich in phantastische Experimente verloren, bald die Kunst zum Gegenstande der Kunst machten, bald schattenhafte Märchengestalten erschufen, welche jeder menschlichen Wahrheit und darum der Schönheit entbehrten: — war es nicht natürlich, daß damals frische, mit gesunder Sinnlichkeit begabte Dichter, jenes schwächlichen Treibens

müde, mit kecker Hand in die derbe Wirklichkeit des niederen Volkslebens griffen? Dieser aus der Lage der Dinge entsprossenen Richtung verdanken wir die allmähliche Rückkehr der erzählenden Dichtung zu kräftigen, lebenswahren Gestalten. Aber die Dorfgeschichte, die bei ihrem ersten Auftreten, in Immermanns Münchhausen, wie ihr gebührte, nur als eine Episode erschienen war, begann bald sich als die Herrscherin zu fühlen. Der prosaische Sinn der Zeit, froh der großen Triumphe der deutschen Arbeit, stellte dem Dichter die Zumutung, daß er das Schöne suche unter den Düften des Heus, beim Klappern des Webstuhls. Man verwechselte das Ideale und das Abstrakte, schalt über Unnatur, sooft ein Poet über die Schilderung des platt Alltäglichen hinausging. Die realistische Ästhetik bewunderte alles Ernstes den dürftigen Ruhm jenes alten Malers, dessen Trauben die Gier der Sperlinge reizten; sie lief Gefahr herabzusinken zu der Roheit des großen Haufens, dessen Kunstgenuß, nach Goethes klassischem Worte, nur darin besteht, daß er das Abbild mit dem Urbild vergleicht.

Ihr gegenüber scharte sich nach und nach eine seltsam gemischte Gesellschaft. Zarte musikalisch gestimmte Naturen, welche das lyrische Element in jenen realistischen Dichtungen mit Recht schmerzlich vermißten; sinnige Verehrer der Goetheschen Muse, die sich aus der Enge der prosaischen Lebensverhältnisse zurücksehnten nach der freieren Luft und der reinen Formschönheit der antiken Welt; vor allen aber talentlose Schriftsteller, die greisenhaften Epigonen des „jungen Deutschlands", denen die leibhaftige Wahrheit der Dorfgeschichten ihren eigenen Mangel an Gestaltungskraft klarmachte — sie alle vereinigten sich zu dem Rufe, bei dem Streben nach dem Charakteristisch-Wahren gehe die Schönheit verloren. Für das heutige Geschlecht bedarf es kaum noch der Versicherung, daß die hellen Köpfe der beiden streitenden Parteien im Grunde eines Sinnes waren. Darin liegt ja die Größe, der Tiefsinn der Poesie, daß sie, vielseitig, allumfassend, nicht wie die Skulptur den idealistischen, nicht wie die Malerei den charakteristischen Stil begünstigt, sondern beiden freien Spielraum gewährt. Jener zarte Sinn für die reine Form, welcher mit selbstvergessenem Entzücken selbst der abstrakten Schönheit der Linien zu folgen vermag, von den großartigen Umrissen eines Gebirges bis herab zu den lieblichen Wellenwindungen eines Frauenscheitels — er ist dem Dichter nicht minder unerläßlich als der kecke Mut, der seine Lust hat an den mannigfachen Verzerrungen, in denen das Menschenleben die Idee des Schönen entstellt und gebrochen zur Erscheinung bringt. Erst die Vereinigung dieser Kräfte macht den Dichter. Nur ein Mehr oder Minder, ein Vorwiegen der einen oder der andern Richtung ist an einzelnen Künstlern wie an ganzen Zeiträumen wahrzunehmen. Und wenn wir die prosaischen Lebensformen unserer Tage, ihr unstreitbar mehr auf das Wahre denn auf das Schöne gerichtetes Gefühl betrachten, so läßt sich gar nicht leug-

nen: für einen modernen deutschen Dichter, der seiner Zeit ein offenes Herz entgegenbringt, ist die Hinneigung zur charakteristischen Darstellungsweise nicht Sache der freien Wahl, sondern Ergebnis geschichtlicher Notwendigkeit. — In dem heftigen literarischen Kampfe jener Zeit fanden so einfache Wahrheiten kein Gehör; jeder Künstler ward unbarmherzig hineingezerrt in den Parteihader des Tages. Otto Ludwig selbst hat sich von den kritischen Fehden vornehm zurückgehalten, er hat zur Welt nie anders gesprochen als durch seine poetischen Taten. Trotzdem erkor ihn die buntscheckige Menge der Gegner der charakteristischen Darstellungsweise zur Zielscheibe ihrer bittersten Anfeindungen; er sollte der wahre Bannerträger sein der Poesie des Tütendrehens. Wunderlicher Irrtum! Wie wahr ist es doch, daß die Lebenden einander nicht verstehen! Heute, da jener törichte Zank längst verstummt ist, da Otto Ludwig nicht mehr unter uns weilt, sei der Versuch gestattet, ein treues Bild des edlen Mannes zu zeichnen. —

Eine harte freudlose Jugend gewährte dem Dichter nur allzuoft einen Einblick in die Nachtseiten des Menschenherzens. Er war zu Eisfeld im Jahre des deutschen Freiheitskrieges geboren und wuchs heran in jenen müden Zeiten, da noch kaum ein Lichtstrahl eines öffentlichen Interesses die Gedanken der Menschen in einer thüringischen Kleinstadt hinweglenkte von den Sorgen und Kämpfen ihres engen häuslichen Daseins. Er erlebte frühzeitigen Liebeskummer, raschen unheilvollen Schicksalswechsel im Hause der Eltern, sah unter den Verwandten wilde Auftritte entfesselter Leidenschaft in gedrückten ärmlichen Verhältnissen, und da er eine Zeitlang hinter dem Ladentische stehen mußte, trat ihm das kleine Alltagstreiben der wunderlichen Käuze, die jene Zeit des ungestörten Philistertums erzeugte, dicht unter die Augen. Das Völkchen um ihn her begann bald zu ahnen, daß eine ungewöhnliche Kraft in der Seele dieses jungen Menschen arbeitete. Ein Augenzeuge erzählte mir einst, wie Thorwaldsen einmal im lebhaften Gespräche im Zimmer auf und ab ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet und einen Tonklumpen zwischen den Fingern knetend; nach einer Weile holte er den Ton hervor, und siehe da, er hatte die edlen Umrisse eines schönen Kopfes geformt. Auch in der Phantasie des jungen Thüringers lag ein Zug von dieser unbewußten geheimnisvollen Schöpferkraft. Er lebte und webte in einer reichen Traumwelt; glänzende Gestalten tauchten auf vor seinem inneren Auge, traten ihm in den Weg, wo er ging und stand, in körperlicher Fülle, in beängstigender Nähe. Vielleicht ist kein deutscher Dichter seit Heinrich Kleist durch eine solche übermächtige Naturgewalt des Vorstellungsvermögens zugleich beglückt und gepeinigt worden. Doch der erlösende Ruf, der den harmonischen, glücklichen Genius früh auf ein bestimmtes Gebiet des Schaffens drängt, erklang diesem ringenden Geiste nicht. Seine Phantasie war ebenso unstet als vielseitig; sein Wesen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunst noch

ungeschieden durcheinander lagen und der Mensch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte. Er hört entzückende Melodien in seinem Innern klingen und beginnt zu komponieren, er zeigt ein lebhaftes Gefühl für die bildende Kunst und sieht die Erscheinungen, die ihm aufsteigen, blendend vor sich in reicher Farbenpracht, so deutlich, daß er das leiseste Zucken ihrer Mundwinkel nachzeichnen könnte; er fühlt die ersten Regungen seiner Dichterkraft und spielt in einem Liebhabertheater zugleich den Dramaturgen und den Kapellmeister.

Als er endlich meint, seinen Beruf für die Musik erkannt zu haben, und die Güte eines Gönners dem Armen das Studium der Kunst ermöglicht, da führt ihn sein Unstern in das höfliche Sachsen. Dem derben Sohne der Thüringer Berge graut vor diesen glatten Städtern, vor „der erlogenen Jugend auf diesen Leipziger Gesichtern". Er sehnt sich heim nach der alten Bastei in Eisfeld, wo er so oft mit schlichten, kernhaften Freunden geplaudert, zieht sich scheu vor den Menschen zurück. Noch in späteren Jahren, wenn er die hohen Gestalten der Bilder in der Dresdner Galerie betrachtete, erschien ihm das moderne Volk mit seiner Hast und seiner Leere oft nur wie ein Haufen „aufgepappter Nürnberger Männlein". Er erwarb jetzt, während er eifrig seiner Kunst oblag, durch harte, aufreibende Arbeit eine allgemeine Bildung, die doch immer unfertig blieb, bis er endlich — man sagt, nach dem Anhören einer Beethovenschen Symphonie — sich traurig gestehen mußte, daß die Welt der Musik nicht die seine sei. Nun erwachte seine dramatische Kraft. In seinen dreißiger Jahren geht er noch tastend die Irrgänge des Schülers, mannigfach aufgeregt bald durch die reckenhafte Größe der altnordischen Sagenwelt, bald durch die Spukgestalten der neuen Romantik. Ich verdanke der Güte der Witwe Otto Ludwigs die Kenntnis zweier Dramen aus dieser Zeit, und ich vermag lebhaft nachzuempfinden, wie bald der strenge, rastlos aufstrebende Geist des Dichters, der sich nie genug tat, von so unreifen, chaotischen Werken sich abwenden mußte. „Das Fräulein von Scudery" ist eine wenig glückliche Bearbeitung der bekannten Schauergeschichte von Callot-Hoffmann; die phantastische Willkür der Erfindung, welche der Novellist durch den leichten Fluß seiner Erzählung, durch eine gewisse diabolische Grazie zu verstecken weiß, tritt in dem Drama grell, in widerwärtiger Klarheit hervor. Minder formlos, aber auch weniger eigentümlich ist das Trauerspiel „Die Rechte des Herzens".

Es gereicht dem Scharfblick Eduard Devrients zur Ehre, daß er aus einzelnen mächtigen Klängen ursprünglicher Leidenschaft, welche in diesen unfertigen Dramen zuweilen aufbrausen, das Talent des Dichters erkannte und ihm die Schule der Dresdner Bühne eröffnete. Was wußte die Klatschsucht des ängstlichen Dresdner Philisters nicht zu erzählen von dem schweigsamen Sonderling, der zuweilen mit seiner langen Pfeife im Großen Garten erschien — eine hohe schlanke Gestalt, schöne, tiefe deutsche

Augen, ein großes bleiches Gesicht von langem Haar und Bart umschattet. Ein Ton matter und platter Gemütlichkeit war aus der Dresdner Künstlerwelt niemals ganz verschwunden seit jener Zeit, da die Abendzeitung ihre Wasserkünste spielen ließ, bis herab zu diesen neueren Tagen, da der wackere Julius Hammer verständnisinnig um sich und in sich schaute. Doch alle mannhaften und tiefen Naturen aus diesen gefühlsseligen Kreisen suchten gern das stille Haus des Thüringers auf; und wer ihm irgend näher getreten, pries bewundernd die seltene Hoheit dieses Künstlergeistes, wie besonnen und verständig er im täglichen Leben schaltete, wie treu und wahrhaftig die Stimme der Empfindung aus seinem Herzen klang, und wie geistvoll er in seinem derben Thüringer Dialekte über die höchsten Probleme der Kunst zu reden wußte, wenn man nur anzuklopfen verstand. Eine glückliche Ehe und der günstige Bühnenerfolg zweier Tragödien schienen dem Dichter endlich, da er das vierzigste Jahr schon überschritten hatte, die Bahn eines wohlgeordneten ehrenvollen Lebens zu eröffnen; da warf ihn ein grausames Siechtum danieder, betrog ihn und uns um die Früchte seines Schaffens. Unermüdlich tätig, nie verlassen von seiner Seelenstärke, hat er noch viele Jahre hindurch der Krankheit widerstanden, bis er endlich, kaum zweiundfünfzigjährig, erlag.

Es muß ein harter Kampf gewesen sein, der den Dichter des „Fräuleins von Scudery" befreite von den allzulange verfolgten romantischen Idealen. Genug, er brach mit dieser phantastischen Welt, endgültig nach seiner starken Art; er wollte fortan auf eigenen Füßen stehen, „Natur und Wahrheit geben, ja die Wirklichkeit selbst" — so schrieb er — „nicht die rohe, sondern die schöne". In der Tat erschien das Trauerspiel „Der Erbförster", das in Dresden (1852) zum ersten Male über die Bretter ging, wie eine leidenschaftliche Kriegserklärung gegen alle romantische Verschwommenheit. Es ist kaum möglich, über die ungeheuerliche Fabel dieses seltsamen Dramas ein allzu hartes Urteil zu fällen. Das Thema von Kleists Kohlhaas, das Bild des wackeren Mannes, der durch gekränktes Rechtsgefühl ins Unrecht gestürzt wird — dieser alte schöne grunddeutsche Stoff erscheint hier sonderbar verzerrt. Ein leichter, ja komischer Streit zwischen dem wackeren Förster und seinem nicht minder wackeren Herrn wird durch allerlei äußere Umstände, durch eine verwickelte dramatische Maschinerie, die den Einfluß von Lessings Emilia Galotti nur allzu deutlich erkennen läßt, emporgeschraubt zu der Höhe eines tragischen Kampfes, zuletzt greift gar der gemeine Zufall ein, und der Förster erschießt, indem er den Sohn des Feindes töten will, sein eigenes Kind.

Und doch, was war es, das damals die Hörer in gespannter Teilnahme auf den Bänken bannte? Warum regte sich kein Lächeln bei den widersinnigen Zumutungen, welche der Dichter an uns stellt? In leibhaftiger Wirklichkeit, mit überwältigender Wahrheit traten uns diese Menschen entgegen; während des Schauens zum mindesten vermochte der Zweifel nicht

sich zu regen. Ein jeder fühlte: das ist tief innerlich empfunden, das ward geschrieben mit jener Sammlung des ganzen Wesens, welche in der heutigen Kunst — bei der Masse von Bildungsstoff, die auf den Künstler eindrängt und seine Teilnahme zerstreut — eine unendlich seltene Erscheinung ist. Diese Gestalten hatten von dem Blute des Lebens getrunken, sie sagten uns nicht, was der Dichter mit ihnen wollte, sie sagten, was sie selber wollten, und sie sprachen es aus, ohne es recht zu wissen. Eine feine und tiefe Unterscheidung, die den Nagel auf den Kopf trifft und von Otto Ludwig in seinen Selbstbekenntnissen oft betont wird; der kalte Verstand begreift sie kaum, das gesunde Gefühl empfindet sie augenblicklich. Gerade die gebildeten Hörer, befangen in der Reflexion, an stete Selbstbeobachtung gewöhnt, zeigen heute wenig Sinn für die rechte Objektivität des Dramatikers; sie sind befriedigt, wenn die Gestalten auf der Bühne nur nichts sagen, was ihrem Charakter widerspricht, und hören gern jene pikanten epigrammatischen Selbstbekenntnisse, welche doch lediglich den psychologischen Scharfsinn, den analytischen Verstand des Dichters, nicht seine Gestaltungskraft zeigen. Hier aber erschien ein echter Dramatiker, der völlig hinter seinem Werke verschwand. Der unglückliche Dichter, der mit seinem schwerflüssigen Talent, seinen unablässigen grübelnden Seelenkämpfen dem fruchtbaren, glückselig heiteren Genius Albrecht Dürers gegenübersteht wie die Nacht dem Tage, zeigt doch in der naiven Wahrheit, der knorrigen Eigenart seiner Charaktere eine Verwandtschaft mit dem alten Maler.

Und warum fanden sie so wenig Anklang, jene kritischen Stimmen, welche mit der naheliegenden Behauptung auftraten, hier sei die krasse Trivialität der Schicksalstragödien wieder auferstanden? Nein, hier ist nichts von jener leichtfertigen Frivolität, die des Menschen Tun und Denken an einen rohen Zufall knüpft. Ein alttestamentarischer Ernst schreitet durch das Stück; der Dichter scheint frivol, weil seine gewissenhafte Strenge zur Härte wird. „Unschuld und Verbrechen stehn an den Enden des Menschlichen; aber den Unschuldigen und den Verbrecher trennt oft nur ein schnellerer Puls" — das ist ein Ausspruch frevelhafter Schwäche, wenn er die Sünde entschuldigen soll. Aber Otto Ludwig versteht ihn im Sinne einer Anklage; er glaubt gerecht zu handeln, wenn er „einem raschen Worte, das unser Herr wird, weil wir uns nicht die Mühe geben, sein Herr zu sein", die furchtbarsten Schrecken folgen läßt. Eine freudlose, trostlose Lebensweisheit, eine arge Verirrung, gewiß, aber die Verirrung eines tiefen und starken Geistes!

Vielleicht noch peinlicher als den grausamen Schluß empfand der Hörer die schwüle beklommene Luft, die über dem gesamten Werke liegt. Diese starken wilden Leidenschaften im engsten Raume tobend — das macht den Eindruck eines Sturmes im Glase Wasser, dabei geht die Harmonie von Form und Inhalt verloren. Die Berechtigung des dörflichen und klein-

bürgerlichen Lebens in der Tragödie bleibt schlechterdings eine sehr beschränkte. Worin besteht der poetische Reiz jener schlichten Lebenskreise? In der Einfachheit, der heimlichen Enge, dem traulichen Frieden eines der Natur noch nicht entfremdeten Daseins. Wie anders in dieser Tragödie! Von dem ästhetischen Reize des Wald- und Jägerlebens ist nicht die Rede; nur die Härte, die Unfreiheit der prosaischen Lebensverhältnisse tritt uns entgegen. Wo die Leidenschaft tobt, da erscheint sie in häßlicher Form: ausgehauen wird des Försters Sohn, und den ruchlosen Mordtaten muß sich die feige Waffe der Büchse als Mittel bieten. Fürwahr, das sind keine Äußerlichkeiten. Wenn der Dichter in der ersten Bearbeitung seinen Helden aufs Gericht gehen ließ, um für den Totschlag den Tod zu finden, wenn er später den juristischen Fehler durch einen psychologischen ersetzte und diesen starren Gläubigen durch Selbstmord enden ließ: — liegt darin nicht ein bedenklicher Fingerzeig, wie wenig diese harmlosen Lebenskreise sich für die Tragödie eignen? Die komische, die rührende Dichtkunst findet in solchen einfachen Zuständen ihr natürliches Element. Die Tragödie schreitet auf geweihtem Boden, sie verlangt den Kothurn, sie fordert eine reine, von dem Dunst und Staub des alltäglichen Lebens gesäuberte Luft, sie fordert große Verhältnisse, wenn die großen Leidenschaften, welche sie entfesselt, groß erscheinen, harmonisch wirken sollen, wenn ihr Eindruck nicht traurig statt tragisch, niederschlagend statt erschütternd sein soll. Oder wäre es ein Zufall, daß die große Familientragödie des Lear, das psychologische Drama des Tasso in der vornehmen Welt spielen? Wir sind weit entfernt, den niederen Ständen die tragische Hoffähigkeit kurzweg abzusprechen; aber es bedarf ungewöhnlichen Glückes, wenn der Dichter einer kleinbürgerlichen Tragödie die arge Klippe umschiffen will, daß die Leidenschaften in diesem engen Raume verkümmert, gebrochen erscheinen, und daß die rächenden Mächte des bürgerlichen Lebens, der Gendarm und das „Trillerhäusle", mit ihrer handgreiflichen Häßlichkeit den Kunstgenuß zerstören.

Noch mehr. Die Tragödie verlangt volle Zurechnung, individuelle Freiheit des Entschlusses der Handelnden, und auch darum sind die Höhen des Lebens ihr natürlicher Boden. Keine Spur davon in unserem Trauerspiele. Dieser Held bewegt sich in einer engen Welt fester Rechts- und Ehrbegriffe, welche nicht minder starr, aber weit minder ästhetisch sind als die Satzungen spanischer Ritterlichkeit in den Dramen Calderons. Seine Ehre glaubt er geschändet, wenn sein Gutsherr ihn wegen einer Meinungsverschiedenheit aus dem Dienste entläßt, sein Ansehen denkt er zu wahren, wenn er mit der Furcht statt der Liebe Weib und Kind an sich fesselt. Auch Kleists Kohlhaas ist ein schlichter Mann aus dem Volke; doch hier zeigt sich die Überlegenheit dieses mit Ludwig verwandten und doch ungleich größeren Geistes. Kleist läßt seinen Helden klar und einfach denken, also daß wir alle, hoch und niedrig, sofort verstehen, warum er,

in seinem Rechte gekränkt, zur Selbsthilfe greift. Dem Erbförster dagegen widerfährt zwar eine Unbill, doch kein Unrecht, er wird als ein widerspenstiger Diener von seinem Herrn entlassen. Der brave Mann empfindet nun dunkel — und wir mit ihm —, daß das formelle Recht diesmal zur unsittlichen Härte führt; in ihm regt sich die uralte, die echt menschliche und doch ewig unerfüllbare Forderung, daß die Ordnung des Rechts und die Ordnung der Sittlichkeit sich decken sollen. Aber der Dichter verschmäht, dies klare und wirksame Motiv zu benutzen; er leiht seinem Helden nicht die Beschränktheit der Leidenschaft, welche im Drama ein ewiges Recht behauptet, sondern die Beschränktheit der Unbildung, die der Hörer belächelt. Der unwissende Förster kann das sonnenklare Recht seines Dienstherrn nicht begreifen, und auf dieser Dummheit des Helden ruht am Ende der ganze tragische Konflikt! — „So sind meine Thüringer" — pflegte Ludwig zu antworten, wenn man ihm solche Bedenken einwarf; er gedachte dann aller der harten und beschränkten Naturen, die ihm droben auf dem Walde begegnet waren, er erzählte von jenem Manne in Eisfeld, der mit den Seinen dem Hungertyphus erlag, weil er es für eine Schande hielt, der Behörde seine Dürftigkeit zu bekennen. Aber sind solche Empfindungen, weil sie im Leben vorkommen, poetisch wahr? Ist der Hörer, der mit freieren menschlichen Ideen an das Werk herantritt, imstande, sie nachzuempfinden oder auch nur zu begreifen? Die enge kleine Welt, worin der Dichter aufwuchs — sonst ein Segen für den Künstler, denn sie schenkt ihm, was keine Bildung ersetzen kann, Vertrautheit mit der Natur, mit dem einfachen Ausdrucke starker Empfindungen — sie gereicht ihm zum Unsegen. Er vermag nicht, über das Reich der Erfahrung sich zu erheben, er zeichnet das Leben selbst, nicht ein künstlerisches Bild des Lebens. So hinterläßt dies Drama eines ernsten und strengen Künstlers doch einen ähnlichen Eindruck wie die Werke zuchtloser, nach willkürlichen Effekten haschender Geister: erstaunt und befremdet verweilen wir, dieser Held ist ein unverständliches Original.

Zu diesem Fehler, der aus unfreier Bildung entspringt, gesellt sich ein anderer, der seinen Grund hat in der Überfülle der Kraft. Die sinnliche Wahrheit der bis zur Zudringlichkeit deutlichen Gestalten überschreitet oft die dem Dramatiker gesetzten Schranken, also daß der Schauspieler gepeinigt oder zum Automaten herabgewürdigt wird; über ihnen schwebt nicht jener geheimnisvolle Duft, der die Phantasie des Hörers zu eigener Tätigkeit erweckt. Wie peinlich der Dichter durch seine Traumgestalten bedrückt ward, das fühlen wir bei Ludwig, wie bei Kleist, am deutlichsten an den Szenen höchster Erregung: hier finden beide selten die Beredsamkeit der Leidenschaft, sie reden die stammelnden Laute der rohen Empfindung, sie scheinen zu kalt, weil sie zu heiß sind. Das alles hat Otto Ludwig selbst späterhin eingesehen, da er sich vorwarf: „Wer den Sinn überzeugen will, lähmt die Phantasie." Endlich — da einmal auch der

begabteste Dichter seine Menschen teilweis sich zum Bilde schafft — so haben alle diese Charaktere eine schwere, verschlossene, zurückhaltende Weise, die jede Situation übermäßig gespannt und ängstigend macht und dem Hörer zur Qual wird. — Wer die Stärke dieses Talents bewunderte, der mußte wünschen, ein freundlicher Stern möge die Phantasie des Dichters hinausführen aus der engen Welt, die seine Wiege umgab, damit er das Dürftige und Häßliche des Alltagslebens vergesse — und er möge sich befreien von der Schule Eduard Devrients, welcher er zwar die Bühnenkenntnis und die Sorgfalt in der Charakterzeichnung, aber auch die einseitige Vernachlässigung der idealen Elemente des Dramas verdankte.

Und Otto Ludwig erfüllte diese Hoffnung, als einige Zeit später „Die Makkabäer" erschienen. Der Stoff konnte nicht glücklicher gewählt sein; denn der lyrische Schwung, der in der Fabel selbst liegt, half freundlich einen Mangel in Ludwigs Talent verdecken, und nicht die sinnlich reizende Pracht, welche heute so viele blasierte Poeten an die orientalischen Stoffe fesselt, sondern der tiefreligiöse Ernst der jüdischen Welt, der dem Wesen Ludwigs vollkommen entspricht, hatte den Dichter angezogen. Das Drama gemahnt oft an den glaubensfreudigen Siegesjubel, der in den Klängen von Händels Samson redet. Wie Juda Makkabäus über die Leiche seines Oheims nach dem Götzenbilde schreitet und den Greuel in den Staub wirft — „o arme Beter, ärmrer Gott!" — und wie den sterbenden Duldern zu Jerusalem aus den Augen des einziehenden Helden neue Kraft zum Leben zuströmt: diese Szenen stehen dem Besten unserer Dichtung zur Seite. Und es sind Kämpfe von ewiger Wahrheit, die der Dichter schildert: die Empörung des freien Heldenmuts gegen religiösen Fanatismus, der Kampf der Glaubenstreue mit dem Zwange weltlicher Tyrannei. Die beklemmende Düsterheit von Ludwigs Erstlingsdrama finden wir hier nicht mehr, wohl aber dieselbe Kraft und Gedrungenheit, denselben sittlichen Ernst. Dies letztere erscheint besonders erfreulich, wenn wir uns des gleichnamigen Stückes von Zacharias Werner, das sich mit Ludwigs Tragödie vielfach berührt, erinnern; denn an dieser Arbeit des Apostaten empört uns nicht sowohl das wüste Durcheinander der Szenen und der hohle Klingklang schlechter lyrischer Verse, als der gänzliche Mangel an Gewissen, die prahlerische Äußerlichkeit des religiösen Gefühls.

In der Zeichnung der Charaktere hat der Dichter hier nur wenig und in großen Zügen motiviert, und leider pflegen die Aufführungen der Makkabäer das Heinesche Witzwort, daß Schauspieler und Dichter in demselben kordialen Verhältnisse zueinander stehen wie der Henker und der arme Sünder, in besonders schlagender Weise zu bewahrheiten. Es ist ein Vorzug großer historischer Stoffe, daß sie sparsames Motivieren ermöglichen; die erhabenen allgemein-menschlichen Empfindungen der Vaterlandsliebe, des Heldenmuts, der religiösen Begeisterung hat jede nicht ganz stumpfe Phantasie schon durchempfunden, der Dichter hat nicht nötig, durch Klein-

malerei sie uns näher zu bringen. Wer sollte ihn nicht verstehen, diesen königlichen Juda, „den Mann, der seine Tugenden verhüllt, daß unsere Armut nicht vor ihm erröte", der bei der Feinde Drohen vor Lust bebt wie ein Baum im Regen? Und neben ihm „in ihrer Demut Niedrigkeit" das Röslein von Saron, eine Gestalt, die nur wenige Zeilen spricht, aber, von einer erträglich schönen und gefühlvollen Schauspielerin dargestellt, jeden Zuschauer kaum minder rühren muß als den Juda selber. Auch der vielgeschmähte Charakter der Mutter der Makkabäer scheint uns durchaus wahr und treu. „Kein Weib war weiser, keine Mutter törichter", dies Wort des Juda löst das Rätsel. Mit durchdringender Klarheit erkennt sie die Schmach ihres Volkes, sie glaubt mit einer die Grenzen des Weiblichen schon überschreitenden Leidenschaft an die Rückkehr der Juden zum alten Glanze, zum alten Gott; und in weiblicher Weise vermischen sich diese religiös-politischen Bestrebungen mit ihrem Familienstolze, ihrer blinden Mutterliebe: in jedem ihrer Söhne meint sie den Helden ihres Volkes zu schauen, und indem sie ihnen die Bahn zum Ruhme weist, zittert sie davor, sie zu verlieren. Es ist ein tiefsinniger Zug, daß diese entgegengesetzten Seiten ihres Wesens zuletzt, da sie selbst ihre Söhne zu Jehovas Ehren in den Tod treibt, miteinander in Kampf geraten.

Leider ist die Komposition sehr unfertig, auf Szenen voll Hoheit folgen oft matte, fast zwecklose Auftritte. Ludwig hat gleich Z. Werner zwei Fabeln verbunden, den Glaubenskampf des Juda und die rührende biblische Erzählung von dem Opfertode der sechs Knaben im Marterofen; aber ihm so wenig als Werner ist die Verschmelzung gelungen. Beide Stoffe sind durchaus dramatisch, es war möglich, sie mit derselben Idee zu durchdringen und in ähnlicher Weise wie die beiden Tragödien im Lear zu einer idealen Einheit zu verknüpfen. In der einsamen Größe des Juda, der sich losreißt von dem mütterlichen Boden der Gesittung seines Volkes, ruht ein tieftragischer Gehalt; der Held — das ist des Dichters eingestandene Absicht — soll zu seiner Beschämung erfahren, daß auch er nur ein Werkzeug ist in der Hand Jehovas, und daß Israel gerettet wird nicht durch den Mut des Heerführers, sondern durch die Glaubenstreue der Masse. Aber dann durfte der Glaubenseifer dieses Volkes nicht bloß durch den Mund des Fanatikers Jojakim zu uns reden; vor Augen mußten wir es sehen, wie die Juden sich mit den Waffen in der Hand erwürgen lassen, weil sie die Sabbatgesetze nicht brechen wollen; und vor allem: dann durfte in den wenigen Szenen, wo wir es schauen, das Volk nicht — in jener Shakespeareschen Weise, die für unsere Gesittung unbedingt ein Anachronismus ist — so gar niedrig und erbärmlich auftreten, denn auch die entsetzliche Starrheit des Glaubens hat das Recht einer großen Idee. Diesem elendesten der Völker gegenüber bemerken wir Judas Schuld kaum, er erscheint als ein makelloser, ein epischer Held; und wie schwer er leidet, wie tief sein stolzer Geist sich zerknirscht fühlt durch die Erkennt-

nis seiner Kleinheit, das hat der Dichter, wie plötzlich erlahmend, kaum angedeutet. — Noch unsicherer entwickelt sich die andere Fabel; sie gelangt erst in der prachtvollen Schlußszene, da die Makkabäerin um das Leben ihrer Kinder fleht, zur vollen dramatischen Wirkung. —

Wie ist eine so seltsame Ungleichheit des Schaffens zu erklären? Otto Ludwig selber gibt die Antwort in einem rückhaltlos ehrlichen Bekenntnis. Der Dichter gesteht, daß ihn in den Stunden des Empfangens zuerst eine musikalische Stimmung überkommt; sie wird ihm zur Farbe, und durchleuchtet von dieser Farbe treten ihm dann einzelne Gestalten der werdenden Dichtung vor Augen, in einer großen dramatischen Situation, die gewöhnlich nicht die Katastrophe ist. Erst nach diesen Gesichten hört er seine Menschen reden, und aus der Farbenpracht solcher Erscheinungen erwächst ihm nach und nach der Plan seines Werkes. Wer kann das lesen, ohne sofort befremdet zu rufen: Das ist das Bekenntnis eines epischen Dichters! Dem Dramatiker muß die Entwicklung seiner Charaktere, ihr stürmisches Fortschreiten durch eine Welt der Taten und der Leiden das Erste, das Wesentliche sein. Ein dramatischer Dichter, der also nur einzelne Szenen seines Gedichts in seiner Seele erlebt, wird unvermeidlich in der Komposition des Werkes und in den Szenen, die er erst nachträglich hinzugedacht hat, eine ermattete Kraft zeigen, zumal wenn ihm, wie diesem treuen Thüringer, die Gabe des Machers, der über seine Schwächen zu täuschen weiß, gänzlich versagt ist. Und doch ward Ludwig durch sein männliches, tief leidenschaftliches Wesen unwiderstehlich auf das Drama hingewiesen; von der milden, heiteren Beschaulichkeit des Epikers lag gar nichts in ihm. Durch solche verschwenderische Kargheit der Natur, die ihm einige herrliche Gaben des Dramatikers, einige Kräfte des Epikers, doch nicht die Harmonie des Genius schenkte, wird das tiefe Unglück dieses ringenden Dichtergeistes vollauf erklärt. — In der Sprache des Stückes endlich kämpfen zwei Stile: das erhabene, von großen Metaphern strotzende biblische Wort, das dem idealen Drama sich leicht einfügt, steht fremd neben der pointenreichen Redeweise des Lustspiels und des bürgerlichen Dramas.

Alle Freunde des Dichters fühlten: in dieser erhabenen Welt hatte das groß angelegte Talent des Dichters seinen natürlichen Tummelplatz gefunden. Aber Ludwig überraschte uns einige Jahre darauf durch seine Rückkehr zu dem Ausgangspunkte seiner Bildung; das Thüringer Kleinleben hatte ihm den Stoff geboten für die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde". Jene unselige Fertigkeit, uns selbst zu belügen, deren Keim auch in dem reinsten Menschen schlummert, deren Verirrungen in der Liebe dem Komiker einen so dankbaren Stoff bieten — hier ist sie als der Urgrund der Sünde aufgefaßt. Wie wir uns einspinnen in eine Welt erlogener Vorstellungen, wie uns der Wahn lieb wird und wir eine Furcht ebenso schwer aufgeben als eine Hoffnung, wie wir die Welt zu kennen

meinen, derweil wir nur uns selbst kennen, wie endlich die Schuld uns dahin führt, in den Menschen zu hassen, was wir an ihnen getan — diese Nachtseiten des Herzens hat Ludwig mit wunderbarer Divination verstanden. Hier, bei Ludwigs reifstem Werke, dürfen wir auch die Frage aufwerfen: was hat dieser Dichter gemein mit den Bestrebungen und Empfindungen seiner Zeit? Nicht als wollten wir in tendenziöser Weise das fabula docet aus den Gebilden des Künstlers ziehen — nicht als wollten wir im mindesten die Berechtigung jener, man darf sagen, zeitlosen lyrischen Dichter bezweifeln, welche, wie Eduard Mörike, eine kleine Welt einfacher Gefühle mit unverwüstlichem Humor verklären: allein gegenüber dem weit bewußteren Schaffen des Novellisten und des Dramatikers ist die Frage nach seinem Zusammenhange mit den Ideen seiner Zeit durchaus am Platze. Lange Jahre verleben unsere besten Männer im Kampfe mit falschen Götzen, mit einer verkehrten Genialität, mit sentimentalen Phrasen, die wir aus einer unklaren verschwommenen Zeit ererbt haben. Darum werden wir so mächtig berührt von der ungeschminkten Wahrhaftigkeit der Ludwigschen Gedichte; die schlichte Größe des Juda reißt uns hin, und selbst die pedantische Figur des Apollonius Nettenmair erweckt unsere Teilnahme, denn das tiefe Klarheitsbedürfnis dieses Mannes, sein Widerwille gegen jede Selbsttäuschung gemahnt uns an selbsterlebte schwere Stunden.

Wie in allen im Herzen des Künstlers empfangenen Gedichten hängen auch in dieser Erzählung Ludwigs die Fehler eng zusammen mit den Vorzügen. Er läßt uns die Stimmen hören, die sich in der Menschenbrust untereinander entschuldigen oder verklagen, doch er verirrt sich auch oft in eine Kleinmalerei, die dem lebhaften Geiste unerträglich wird. Wer wüßte nicht, wie selbst den edlen Menschen zuweilen an heiliger Stelle eine sinnlos widerwärtige Vorstellung überfällt? Welche Fülle widersprechender Bilder und Gedanken durchtobt uns in einem Augenblicke der Aufregung, und wie ganz vergeblich ist das Bemühen, jeden dieser Züge festzuhalten! Wie der Maler um seine Gestalten einen festen Rahmen zieht und dem Beschauer überläßt, diese schöne Welt der Träume noch ins Unendliche auszudehnen, so ist auch dem psychologischen Talent des Dichters eine Grenze gesetzt. Jede übertriebene Motivierung ist unschön, denn sie ermüdet; sie ist unwahr, denn ein vorübergehender Gedanke hinterläßt, in der Form der Darstellung fixiert, einen ganz anderen Eindruck als in seiner flüchtigen Erscheinung in der Wirklichkeit; noch mehr, die Überladung mit psychologischem Detail wirkt verwirrend, sie verdunkelt das Wesentliche, das Ergebnis des psychischen Prozesses.

Ludwig hat das thüringische Kleinleben vielleicht noch treuer, er hat es jedenfalls minder befangen von gebildeter Reflexion geschildert als Auerbach die Zustände seiner Heimat. Doch gerade darum tritt das Unschöne dieser Verhältnisse in der Detailschilderung der Erzählung sogar noch

auffälliger zutage als in dem knappen dramatischen Bau des Erbförsters. Für die Kunst gibt es noch heute Banausen. Die Theorie soll sich nicht anmaßen, hier eine feste Grenze zu ziehen, welche der Mut eines schönheitssinnigen Künstlers jederzeit überspringen kann. Aber im bestimmten Falle läßt sich mit Sicherheit erkennen, ob des Dichters Helden zu klein, zu alltäglich sind für seine psychologischen Probleme — so hier in einer ganz herrlichen Szene. Als das geliebte Weib in warmem, schwellendem Umfangen in Apollonius' Armen liegt, als die Versuchung in verlockender Schönheit an ihn herantritt, da faßt ihn „die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und bewege er sich, ehe er sich umgesehen, so könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein wertvolles Papier werfen". Jawohl, solche Bilder mögen in solchem Augenblicke das Hirn eines wackeren Schieferdeckermeisters durchzucken, der an Leib und Seele die Sauberkeit und Ordnung selber ist. Aber welcher Leser von freier Bildung kann ein so kleinliches Bild bei so großem Anlaß ertragen? Die Kunst hat einen anderen Maßstab als das praktische Leben. Nicht das wertvolle Gold, sondern die schöne Masse des Marmors ist dem Bildner der erwünschte Stoff; und wie der wilde Frevel des Mordes und der Liebe süße Sünden ästhetisch verzeihlicher sind als leichtere kleinliche Vergehungen, so ist das Ehrenwerte als solches noch nicht berechtigt, den Tempel des Schönen zu betreten. Ludwig selbst hat das gefühlt, indem er mit glücklichem Takt seinem Helden ein Gewerbe gab, das mit seinem kecken Wagen immerhin noch einigen ästhetischen Reiz hat.

Auch der ethische Gehalt der Erzählung leidet unter der Enge dieser kleinstädtischen Welt. Um zu schweigen von der grenzenlosen Zurückhaltung, die wie ein Alp auf allen diesen Menschen lastet und den Ton der Erzählung noch viel gedrückter macht, als der furchtbar ernste Inhalt fordert: — die dargestellten Empfindungen sind nur teilweise rein menschlicher Art, wir steigen wieder hinab in eine Welt von konventionellen Begriffen beschränkter Naturen, denen die Sittlichkeit als mechanische Ordnung, die Vorsehung als eine finster nachtragende Macht erscheint, die zu unfrei denken, um die Idee der Schuld und der Zurechnung zu fassen. Wir wollen zur Not den kleinen Widerwillen überwinden, den uns die peinliche Ordnungsliebe dieses Apollonius, sein Federchenlesen und Möbelbürsten einflößt, wir wollen den freudigen Künstlerspruch überhören, der uns dabei mahnend ins Ohr klingt, Goethes schönes und sittliches Wort: „Süß ist jede Verschwendung!" Wenn wir dem Helden nur seine entscheidenden Entschlüsse nachempfinden könnten! Als Apollonius seine Vaterstadt gerettet und so sich vor seinen eigenen unerbittlichen Augen von jedem Scheine der Schuld gereinigt hat, da verschmäht er, die Witwe seines ruchlosen Bruders, die schändlich geraubte Geliebte seines Herzens heimzuführen, ihr und sich ein sittliches Dasein zu bereiten! Er ist dem Mordstoße seines Bruders ausgewichen, der Frevler ist dabei

umgekommen, und — „hast du den Lohn der Tat, so hast du auch die Tat!" Welche Moral! Empfänden diese Menschen natürlich, so wäre die Versöhnung zwar in der Dichtung schwer zu schildern — denn so Großes wirkt im Leben nur eine Macht, welche selbst für die freieste der Künste kaum darstellbar ist, die Zeit — aber sittlich wäre sie möglich, ja notwendig. Einem unfreien Denken bleiben ethische Konflikte unlösbar. Wahrlich, nicht jener aristokratische Tick, der die Tiefen des Volkslebens nicht versteht, heißt uns so reden, sondern die Erkenntnis, daß die freie Bildung den Menschen zur Natur zurückführt! Verstimmt und unfähig, uns der trübseligen Resignation des Schlusses zu erfreuen, legen wir endlich das schöne Buch aus der Hand. —

Während blinde Bewunderer das epische Talent des Dichters priesen, gestand der strenge Mann sich unbarmherzig ein, daß seine Novelle nur aus einer Reihe dramatischer Szenen bestand. Für das Epos bleibt das Berichten der Begebenheiten immer das Wesentliche. Doch wo war hier der leichte Fluß der Erzählung, wo die behagliche Freude des Epikers an der Detailschilderung der Außenwelt? Gewiß, die Geschichte ist, wie man sagt, novellistisch „spannend", aber nur, weil uns der dramatische Konflikt der Charaktere mächtig fesselt. Gewiß, das Buch ist reich an wunderschönen landschaftlichen Schilderungen, aber nur da, wo es gilt, die Stimmung der handelnden Personen in der Natur widerzuspiegeln. Laßt einen Charakter dieses großen Psychologen zwei Zeilen reden, und der ganze Mensch steht leibhaftig vor euch. Aber laßt Ludwig die Außenwelt um ihrer selbst willen schildern, und ihr empfangt einen verworrenen, unklaren Eindruck. Am allerseltsamsten spielt das epische und das dramatische Talent des Dichters durcheinander, wenn er die äußere Erscheinung seiner Helden zeichnet: er sieht sie vor sich, hell und bestimmt wie der Epiker, aber er schildert mit peinlicher Unbeholfenheit; wir fühlen die Verlegenheit des Dramatikers, der, gezwungen zu erzählen, sich verpflichtet meint, alles zu berichten, was der Schauspieler agiert.

Jedem Unbefangenen mußte jetzt die Befürchtung aufsteigen, die psychologische Meisterschaft des Dichters werde, wenn er bei der saloppen Form der Erzählung verharre, zu virtuoser Manier ausarten, und seine strenge Wahrheitsliebe werde zum Behagen an der Prosa des Alltagslebens herabsinken, wenn er in der kümmerlichen Umgebung seiner Thüringer Heimat befangen bliebe. Leider schien das letzte Werk, das Ludwig veröffentlichte — zwei Novellen unter dem Titel „Thüringer Naturen" — die schlimmsten Besorgnisse zu rechtfertigen. Es war die Zeit, da die neue realistische Richtung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Als unsere Dichtkunst noch jugendlich unsicher nach ihren Stoffen umhertastete, da brauchte es einen Lessing, um die Marken zwischen der Poesie und den anderen Künsten zu zeichnen. Hundert Jahre darauf hätte ein Mann von feinem Schönheitssinne wohl nach einem anderen Lessing rufen können, der Poesie

und Prosa scheiden sollte. Gebildete Männer schämten sich nicht, jedes wohlgeordnete wissenschaftliche Buch über Branntweinbrennerei und Dränage ein Kunstwerk zu nennen; die ästhetische Kritik rief ungestüm nach patriotischen Stoffen, nach Schilderungen aus dem deutschen Leben, auf daß der haushälterische Leser zu dem Luxus der Kunst nur ja ein wenig patriotische Erhebung, ein wenig ethnographische Belehrung mit in den Kauf nehmen könne. Die blasierte vornehme Welt, der Hetäremovellen und der Redwitzischen Süßlichkeit satt, stürzte sich, gleichwie Mörike in jenem lustigen Gedichte über einen herzhaften Rettich die weichliche Schwäche der Mondscheinpoesie vergißt, mit roher stofflicher Lust auf die derbe Hausmannskost der Dorfgeschichte und fand den Tolpatsch originell, den Brosi pikant, das Amreile allerliebst! Es war eine Mode wie andere auch. Aus allen dunklen Winkeln deutscher Erde, aus Kassubien und aus dem Ries beschworen die ideenlosen Nachtreter Berthold Auerbachs ein Geschlecht von Tölpeln und Rüpeln herauf, und je roher, je ungeschlachter diese Bauern es trieben, desto mehr waren sie „aus dem Leben gegriffen", mit desto höherem „ethnographischen Interesse" betrachtete sie die Lesewelt.

Es schien in der Tat, als hätte auch das Talent des Thüringer Dichters sich dazu herabgewürdigt, der neuen Mode zu huldigen. Mit dem höchsten Aufwande von psychologischer und ethnographischer Treue erzählte er in seiner Novelle „Die Heiterethei" eine dürftige Geschichte aus dem Volksleben seiner Heimat — den bloß scheinbaren Konflikt zwischen zwei wackeren Liebenden, die nur durch die Zwischenträgerei der „großen Weiber" ihres Städtchens eine Weile getrennt werden. Der denkende Leser aber fragte verzweifelnd: wozu so vielen Tiefsinn an einen kümmerlichen Stoff vergeuden? Uns ist, als stände eine jener Miniaturkapellen gotischen Stils vor uns, zu klein, um erhaben, zu anspruchsvoll, um niedlich zu erscheinen. Die Heiterethei und der Holdersfritz sind wieder zwei jener stolzen reinen Menschen, denen das Aussprechen zarter Empfindungen unmöglich ist; beide Gestalten und die Schilderung ihrer sittlichen Wiedergeburt würden jeden fühlenden Leser entzücken, erschienen nicht auch sie entstellt und unschön in der maßlosen Häßlichkeit ihrer Umgebung. Die Heiterethei hat etwas von einer Heroine — und sie wird mit dem zürnenden Engel im Paradiese verglichen, da sie — den klatschenden Weibern den Kaffee ins Feuer gießt und das Volk zur Tür hinausjagt! Als der Holdersfritz das Prügeln in der Schenke verschworen hat, will er den Genossen seiner stürmischen Jugend zeigen, daß er die alte Kraft noch besitzt: ein schwerbeladener Schubkarren wird im Kot festgefahren, die Heiterethei und alle Männer versuchen ihre Kraft daran, bis endlich der Fritz die Adelsprobe besteht! Wir lesen das nicht mit jenem Lächeln durch Tränen, das der wahre Humor hervorruft, sondern mit der ratlosen Frage auf den Lippen: Ist das alles Scherz oder Ernst? Wo das Unschöne zurücktritt, da erreicht

der Dichter statt ästhetischer Erhebung doch nur moralische Erbauung; so in der Schlußszene, als der Fritz endlich den Trotz seiner Braut gebrochen hat und glücklich rufen darf: „Sie ist raus, die alt' Heiterethei!" Und diese beiden Menschen stehen noch wie ideale Gestalten unter den übrigen. Im bittersten Ernste wird uns seitenlang eine Prügelei in der Schenke beschrieben. O ihr Grazien! Auf Schritt und Tritt begegnen wir der Schwäche aller Dorfgeschichten, jener unseligen Sprache, welche weder Dialekt noch Hochdeutsch, sondern ein unästhetisches und unnatürliches Gemisch von beiden ist. Und diese „großen Weiber"! Das freie leichte Spiel des Humors ist unserem ernsten Dichter versagt, in grotesken Zerrbildern erscheinen ihm seine komischen Gestalten, gespenstisch, peinlich für ihn selbst wie für den Leser. Diese Leute reden nicht, sondern der eine „hustet", die andere „spinnt"; die „Baderin besteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt", eine andere „setzt ihr Zifferblatt auf den Kopf und nimmt ihr blaues Gehäuse um die Schultern", ein dritter „schlägt die Vorderbeine über den Kopf zusammen". Wahrlich, nur der tiefe ethische Gehalt in den inneren Kämpfen der beiden Liebenden vermag uns über so viel Unschönheit zu trösten.

Noch ärger verfehlt ist die letzte Novelle „Aus dem Regen in die Traufe". Ein zwerghafter Schneider, fortwährend geprügelt, anfangs von seiner Mutter, dann von seiner Braut — diese Mutter selbst „das alt' Fegefeuer", mit einem „polierten Nasenrücken", der, wenn sie bekümmert ist, so zu strahlen pflegt, daß man von „glänzendem Herzeleid" reden kann, endlich jene Braut, „die Schwarze", ein Scheusal an Leib und Seele, wo sie ihrer Natur freien Lauf lassen darf, immer polternd und mit ihren kolossalen Gliedmaßen alles zerschlagend — dies die Helden! Das ist zu viel des Häßlichen, das erregt physischen Ekel und erinnert an die abscheuliche Erzählung Auerbachs von den zwei keifenden und raufenden alten Hexen Huzel und Pochel, welche freilich damals die Bewunderung einer verblendeten Kritik erregte. Immerhin erscheint auch in dieser unglücklichen Novelle eine Gestalt, in der wir die edlen Züge unseres Dichters wiedererkennen, die kleine Sannel. In diesem guten Kinde ist der wunderbare Reichtum weiblicher Liebe und Hingebung zu entzückend liebenswürdiger Erscheinung verkörpert; und — ein großes Verdienst in solcher Umgebung — sie ist hübsch, gottlob, sehr hübsch! Um dieser braven Dirne willen ließ sich manche ästhetische Sünde verzeihen.

Die Fanatiker des Realismus jubelten, jetzt endlich habe der Dichter die ursprüngliche Kraft des biderben Volkslebens ganz verstanden; die Gegner beklagten mit schlecht verhehlter Schadenfreude, so werde ein großes Talent zugrunde gerichtet durch die Torheit der Mode. Wie wenig ahnten die Lobredner und die Tadler, was in diesem seltsamen Menschen vorging! Die Erzählungen, mit denen der Meister des Realismus sein letztes Wort gesprochen haben sollte, galten ihm selber nur als Beiwerke.

Er hatte sie hingeschrieben ohne jede Rücksicht auf die Mode des Tages, lediglich um sich zu beruhigen, um unter den vertrauten Gestalten seiner Heimat einmal auszuraſten; und soviel ich weiß, sind die „Thüringer Naturen", die fast wie ein Zerrbild von „Zwischen Himmel und Erde" erschienen, früher entstanden als diese schöne Erzählung. Ludwigs beste Gedanken schweiften längst auf anderen, steileren Pfaden. Wieder wie vor Jahren, da er sich losriß von der Romantik, kam ein schwerer Kampf über seinen rastlosen Geist, er begann in der Stille seines Krankenzimmers seine eigenen Werke zweifelnd zu betrachten, und wie der bedeutende Künstler immer der beste Kritiker seiner Werke ist, so fand auch Ludwig, sicherer als das Urteil Dritter vermochte, die Mängel seines Schaffens heraus: „Der Gefahr des anatomischen Studiums muß ich erliegen, ich stehe vor einem Charakter wie eine Ameise vor einem Hause." Er fühlt, daß er mit seinen Makkabäern schon auf dem rechten Wege gewesen, daß das Ideal und die natürliche Wahrheit, statt einander auszuschließen, vielmehr für den rechten Künstler eines sind, daß die Illusion sich ganz von selber einstellt, wenn der Dichter nur das Schöne schafft: „Es gilt jetzt nicht, in Opposition gegen allen Idealismus zu stehen, es gilt vielmehr, realistische Ideale darzustellen, d. h. Ideale unserer Zeit." Er sucht das Drama hohen Stils, das in einer einfachen „schlanken" Handlung, in dem Ringen und Leiden großer, nicht allzu individueller Charaktere das allgemeine Menschenschicksal darstellen, das der Natur treu bleiben und doch nicht roh naturalistisch wirken soll: „Die ruhigen Szenen durch rasches Gespräch belebt, die bewegteren künstlerisch gemäßigt. So werden beide Klippen vermieden, dort die zu geringe, hier die zu starke Illusion."

Eine bunte Welt dramatischer Gestalten drängte sich jetzt vor sein Auge; der alte Fluch geistvoller Naturen, daß sie sich übernehmen in ihren Plänen, ging an dem Kranken grausam in Erfüllung. Ein Entwurf jagte den andern; der Anfang eines Schauspiels „Die Brüder von Imola", einige herrliche Szenen aus einer Tragödie „Marino Falieri" wurden niedergeschrieben, noch auf dem Totenbette ein Drama „Tiberius Gracchus" begonnen. Auch die Heldengestalten des Siebenjährigen Krieges haben den Kranken beschäftigt; er schilderte in einem Vorspiele „Die Torgauer Heide" das friderizianische Heer mit einer derben, kernhaften Lebenswahrheit, die den wirksamsten Stellen des schönen Romans „Cabanis" von W. Alexis nichts nachgibt. Das Lieblingswerk dieser Jahre war ein Trauerspiel „Agnes Bernauerin". Ludwig fühlte mit feinem Künstlertakt, daß dieser Engel von Augsburg in der historischen Überlieferung mehr eine rührende als eine tragische Gestalt ist; er versuchte sie zu einem schuldvollen tragischen Charakter zu erheben, lieh ihr einen dreisten vorwitzigen Zug und lief freilich Gefahr, das Mitleid für die Heldin zu ertöten. Aber die alte rätselhafte Unart seiner Phantasie, die nur fragmentarisch schaffen konnte, ließ sich nicht mehr bewältigen. In wundervoller Klar-

heit erschienen ihm einzelne Szenen, und was er von solchen Bruchstücken auf das Papier warf, wirkt hinreißend, bezaubernd auf den Leser. Er meinte wohl, jetzt, da er mit Bewußtsein schaffe, entwerfe er zuerst den Plan, dann erst erschienen ihm seine Gestalten; doch die unhemmbar vorwärtsschreitende Gestaltungslust des rechten Dramatikers, welche nicht ruhen kann, bis sie ihren Helden auf die Höhen der Leidenschaft emporgetrieben und dann herniedergestürzt hat — sie erwachte dem Kranken nie. Eine Lücke, die sich niemals füllen wollte, klaffte immer zwischen den einzelnen in höchster Pracht geschauten Bildern, der Ring des Kunstwerks schloß sich nicht. Nun packt er „die Stoffe, die er bebrütet", aber und abermals an, wohl zwölfmal oder mehr wird die Bernauerin umgearbeitet — nie vollendet.

Er belauscht sich während des Schaffens, er fühlt seine Verwandtschaft mit Kleist und Hebbel, vergleicht seine Gestalten mit den ihrigen, er findet in Shakespeare den vollendeten Künstler und versucht aus dessen Werken die höchsten Gesetze der Kunst abzuleiten. Sein eigenes Selbstgefühl, seine Künstlerfreudigkeit fühlt sich erdrückt durch die Größe des Briten, sieben Jahre lang bis zu seinem Tode läßt ihn das Bild des fremden Dichters nicht los, er schreibt „Shakespearestudien" und trägt in diese Blätter, wie in ein Tagebuch, alles zusammen, was ihm Kopf und Herz bewegt: Selbstgeständnisse, ästhetische Regeln, Dramenentwürfe, Studien über Shakespearesche Charaktere, Besprechungen eigener und fremder Werke. Der Thüringer Natursohn spricht in Lob und Tadel mit einer unbefangenen Gradheit, die unserer verzärtelten rücksichtsvollen Zeit wie eine Stimme aus den cheruskischen Wäldern klingt, er berührt die feinsten und höchsten Rätsel der Kunst und des Seelenlebens, er erörtert Fragen, die nur ein reicher Künstlergeist aufwerfen kann — als z. B.: „Wie reich ein Stück Shakespeares an Handlung ist und wie wenig Szenen es doch hat und wie diese auch so viel poetische Ausmalung haben" — und gleich darauf befremdet er uns durch einen Erklärungsversuch, der eine fertige historisch-philologische Bildung verlangt, also der Intuition des Künstlers allein nicht gelingen kann — und dann folgt wieder ein Selbstbekenntnis von fast unheimlicher Klarheit. Auch in Ludwigs Seele wühlte jene krankhafte Neigung, sich selbst zu belauern, welche das Leben Heinrich Kleists verwüsten half. Aber während Kleist in der Kunst sich immer wieder zu frischer Schöpferlust ermannte und nur in seinem äußeren Leben ein unglücklicher Grübler blieb, verfloß Ludwigs Leben wohlgeordnet, in gleichmäßigem Wellenschlage, der krankhafte Trieb in ihm warf sich allein auf sein künstlerisches Schaffen. Schon ein Übermaß gelehrten Wissens lähmt oft den freien Flug des Dichtergeistes, doch noch verderblicher als die allzu schwere Bildung des Verstandes wirkt auf den Künstler jene vorzeitige Kritik, die ihm die Freude stört an seinen halbvollendeten Gestalten. Mir ward unsäglich traurig

zumute, als ich einst in einigen Heften aus Ludwigs Nachlaß blättern durfte. Welch ein ungeheurer Fleiß in diesen eng beschriebenen Bogen; nur selten einmal hat die zitternde Hand des Kranken am Rande bemerkt, er habe heute seinen Kindern zulieb zeitig Schicht gemacht. Große tiefsinnige Entwürfe, prächtige Verse, glänzender, schwungvoller als die schönsten Stellen der Makkabäer, dann wieder einzelne aufgebauschte geschraubte Bilder, und schließlich doch kein Ganzes — eine Phantasie, die uns zugleich durch ihren Reichtum und durch ihre Unfruchtbarkeit in Erstaunen setzt.

Ganz gewiß hat auch die Krankheit und die Sorge um des Lebens Notdurft den Aufschwung dieser Dichterkraft gelähmt. Man darf von Ludwig nicht reden, ohne mit ernstem Wort einer häßlichen Schwäche der deutschen Gesittung zu gedenken — des unanständigen Geizes, den die deutsche Lesewelt ihren Schriftstellern entgegenbringt. Alle die bequemen Entschuldigungen, welche auf unseren noch jugendlichen Volkswohlstand verweisen, zerfallen in nichts vor der beschämenden Tatsache, daß in dem kleinen Holland, dem halbbarbarischen Rußland die Auflagen guter Bücher weit stärker, oft zehnmal stärker sind als in dem großen gelehrten Deutschland. Kein Volk liest mehr, keines kauft weniger Bücher als das unsere. Namentlich unsere höheren Stände zeigen im literarischen Verkehrsleben einen Mangel an Feingefühl, eine Kargheit, welche unsere Nachbarn mit Recht als unschicklich schelten. Solange es bei uns noch nicht für schmutzig gilt, wenn eine reiche elegante Dame mit Handschuhen bewaffnet ein unsauberes Lesezirkelexemplar eines Buches liest, das sie im nächsten Laden für wenige Groschen kaufen kann — ebensolange werden alle Schiller- und Tiedgestiftungen die gedrückte Lage der deutschen Schriftsteller nicht wesentlich bessern. Ist ein deutscher Dichter vollends wenig fruchtbar, fehlt ihm, wie diesem Thüringer, gänzlich das Talent für den einzigen gewinnbringenden literarischen Erwerbszweig, für die Journalistik, so kann er der bitteren Not nicht entgehen.

Doch in Wahrheit liegt der letzte Grund der Unfruchtbarkeit von Ludwigs späteren Jahren nicht in der Krankheit, nicht in der Armut, sondern in jener rätselhaften Anlage seiner Phantasie. Ihm blieb versagt, der Welt die Schätze seiner Seele zu zeigen, er war mehr, als er schuf, und nur seinen Freunden lebt das unverstümmelte Bild seines Wesens in der Erinnerung. In der Kunst aber gilt nur das Können — der alte Spruch soll allezeit in Ehren bleiben, ob er auch grausam scheine; das landläufige Urteil wird bei Otto Ludwigs Namen immer zuerst an jene Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" denken, welche er selber für ein Nebenwerk ansah. Wer den unendlichen Wert der Persönlichkeit in der Kunst versteht, wer da weiß, daß in der Entwicklung des geistigen Lebens wie in dem Haushalt der Natur nichts verlorengeht, der darf freilich bei einer so äußerlichen Schätzung nicht stehenbleiben. Wie die politische

Geschichte dem General Friedrich von Gagern einen ehrenvollen Platz anweist um der Gedanken willen, die er in der Stille für Deutschland dachte, um der unerfüllten Hoffnungen willen, die sich an ihn knüpften — so wird auch die Literaturgeschichte nicht bloß anerkennen, was Otto Ludwig schuf, sondern auch ein Wort des Dankes übrigbehalten für die hohen Ziele, die der Ringende nicht ganz erreichte; sie wird gerecht und in Ludwigs eigenem Sinne urteilen, wenn sie ihn auffaßt als den Dichter der Makkabäer, der das realistische Ideal im Drama zu verwirklichen suchte.

Mit unwandelbarer Treue bewahrte sich der kranke Dichter den Glauben an sein Volk und seine Zeit, niemals vermochte die hergebrachte Klage über das Epigonentum der Gegenwart die Kraft seines Hoffens zu erschüttern. „Unsere Ideale sind andere als die der goldenen Zeit unserer Dichtung" — auf diesen Gedanken kommen die Shakespearestudien immer wieder zurück — die Gegenwart hat schon genug eigene Geschichte gehabt, um sich neue Ideale zu bilden, denen nichts fehlt als „die eigentliche Gestaltung" durch den Dichter. Gelingt es einst unserem aufstrebenden Volke, zu dem neuen Gedankengehalt, der unsere Welt erfüllt, auch jene Sicherheit der sittlichen Überzeugung, jene zweifellose Daseinsfreudigkeit zu erwerben, welche allein der dramatischen Kunst die volle Entfaltung gestatten — dann werden die glücklicheren Dichter, welche den Idealen der Zeit „die eigentliche Gestaltung" geben, mit dankbarer Rührung dieses echt deutschen Künstlers gedenken, der so tapfer, so schmerzlich, so wahrhaftig gerungen hat nach den höchsten Zielen der Kunst.

Gottfried Keller

Leipzig 1860

Zwei köstliche Geschenke findet der Schweizer in seiner Wiege, welche das Reifen echt menschlicher Bildung und darum auch das Gedeihen der Kunst mächtig fördern müssen. Von Kindesbeinen an umfängt ihn der Zauber einer wunderbar reichen und vielgestaltigen Natur, zugleich einer mächtigen Natur, welche nicht duldet, daß der Mensch sich ihr entfremde und das fromme Bewußtsein seiner Abhängigkeit verliere; und sein Leben sodann verbringt er unter den Segnungen einer uralten politischen Freiheit. Dennoch hat der rüstige Stamm, welcher die Sehnsucht des großen Mutterlandes, die Einheit, bereits in beglückender Erfüllung besitzt, zu dem königlichen Reichtum deutscher Kunst kaum ein ärmliches Scherflein beigetragen. Nur zweimal mit bedeutendem Erfolge wußten die Schweizer die Vorteile ihrer Lage für die Literatur zu benutzen.

Als die Eroberungsgelüste der Nachbarfürsten an dem Todesmute der Schweizerbauern gescheitert, da schollen die Sempacher Lieder und die Burgundischen Kriegsgesänge von den Alpen nieder, und die hochgemute Weise „Der Stier von Uri hat scharpffi Horn, kein Herr ward ihm nie zhoch geborn" fand frohen Widerhall unter den Marschenbauern, die im Norden zu gleichem Kampfe sich scharten, und unzählige Nachahmer in den sangesluſtigen Haufen der Landsknechte. Die Reformation zog in der Schweiz so wenig wie in Deutschland einen Aufschwung der Dichtung nach sich. Seltsam genug: trug doch jene Bewegung in der deutschen Schweiz einen freieren, weltlicheren Charakter als bei uns; ist doch „unser Landskraft Zwingli" und sein staatsmännisches Wirken, sein kühner Reitertod ein ganz anders lohnender Stoff für die Kunst als Luthers gewaltigere aber mehr innerliche Größe. Erst lange nachher, zur Zeit der Wehen, welche dem Glanze unserer Dichtung vorausgingen, sprachen die Schweizer wieder ein entscheidendes und gutes Wort, als ihr natürlicher Sinn, ihr treu bewahrtes germanisches Wesen sich auflehnte gegen den Zwang französischer und Gottschedischer Regeln. An jener Blütezeit selbst haben die Schweizer nur insofern einen bedeutenden Anteil, als ihre Geschichte ein Gegenstand unserer Dichtkunst ward, und vielleicht mehr

als irgendein anderes neueres Ereignis hat Schillers Tell das Gefühl der Gemeinsamkeit des Zweiges mit dem großen Stamme unter ihnen wieder angefacht. Auch neuerdings, während ihr Staatswesen so frisch und rüstig fortschreitet und der Aufschwung des Verkehrs den beschränkten Gesichtskreis der abgeschiedenen Alpengaue täglich mehr erweitert, ist das Land von den Bewegungen auf dem Gebiete der Kunst ziemlich unberührt geblieben. Zwar die französischen Schweizer haben durch die Farbenpracht ihrer unvergleichlichen Landschaftsmalerei bewiesen, daß der Hochländer ein offenes Auge, ein empfängliches Herz hat für die Herrlichkeit seiner Berge. In der schönen Literatur jedoch war es um so stiller. Die naturwüchsige Kraft des wackeren Berner Pfarrherrn in Ehren: wir verargen es doch keinem seiner Landsleute, wenn er sich ernstlich verwahrt gegen die Unterstellung, daß die Erzählungen Jeremias Gotthelfs ein getreues Bild vom Schweizerleben böten. Nur eine Seite der Schweizer Art weiß er zu schildern: die Härte, den Trotz, die örtliche Beschränktheit, das zähe Beharren der Bauern; aber statt des unbefangenen, allem Guten hell entgegenblickenden Auges, das wir von dem Bürger eines tüchtigen Freistaates erwarten, finden wir kleinlichen Sinn, einen unerträglich engherzigen Haß gegen alles, was unser Jahrhundert groß macht; und statt der lieblichen Bilder, die ihm ein Gang ins Freie zeigen konnte, führt er uns nur zu oft eine kümmerliche, häßlich-enge Welt vor die Augen.

Unter den Lebenden ist doch *ein* Schweizer Poet, der sein Land mit Ehren vertritt. Das Glück ist dem Erfolge von Gottfried Kellers Schriften wenig günstig gewesen, und auch während des Schaffens hat ihm nicht immer die gleiche freundliche Sonne gelächelt. Wenn wir trotzdem auch seine halbvergessenen Jugendschriften in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, so geschieht es, weil eine lebendige Kritik nur dem möglich ist, der den Entwicklungsgang des Künstlers übersieht. Die Überfülle seichten poetischen Schaffens hat allmählich in den Reihen der Kritik einen unwürdigen Ton handwerksmäßiger Roheit eingeführt: Kritik und Kunst leiden gleich sehr, wenn ein begabter Dichter sein Fleisch und Blut als Nummer 59 unter „Fünf Dutzend neuer Romane" besprochen findet. Was der Kritik gegenwärtig vor allem not tut, ist ein wenig Pietät vor der individuellen Eigentümlichkeit der Künstler. Wer nicht einzusehen vermag, daß in jedem Kunstwerke außer seinem absoluten ästhetischen Werte und seiner historischen Bedeutung noch ein höchst persönliches Element liegt, das gebieterisch Verständnis fordert, der ist für Kunstbetrachtungen verdorben. Von Schiller kennen wir das bezeichnende Wort: „Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht größer war als seine Werke." Lassen wir dies Eingeständnis uns einen Fingerzeig sein; suchen wir hinter jeder Dichtung, die uns erquickt, den freien und wohlgeordneten Dichtergeist zu entdecken, dem wir sie verdanken. Das Suchen wird selten unbelohnt bleiben, am wenigsten, wenn es sich um einen deutschen

Dichter handelt. Denn das Bewußtsein unserer Volkseinheit ist bei den meisten von uns nicht ein Werk der Reflexion und gelehrter Forschung, sondern ein Ergebnis persönlicher Erfahrung, der Erinnerung an so viele starke Männer, aus allen Ländern deutscher Zunge, die wir aus ihren Werken oder von Angesicht zu Angesicht kennen und in denen allen wir die Spuren eines Volksgeistes wiederfinden. Darum ist uns jeder ganze und tüchtige Mann, in dem wir eine gute Seite deutschen Wesens erkennen, eine Freude: er ist uns ein Unterpfand mehr für die Erfüllung unserer heiligsten Hoffnungen.

Sie bildeten eine sehr gemischte Gesellschaft, die „Gedichte", mit denen Gottfried Keller im Jahre 1846 hervortrat. Immer wieder, wenn eine solche bunte Sammlung von Gutem und Verfehltem erscheint, ertönt die Klage über den Mangel an Selbstkritik, und immer wieder vergißt man, wie tief diese kritiklose Redseligkeit in der Natur des Alters, das zur lyrischen Dichtung besonders neigt, und wohl auch in der Natur der Lyrik selbst begründet ist. Es waren damals die Tage, wo die langen und erbitterten Parteikämpfe, welche die Neugestaltung des Schweizer Gemeinwesens ankündigten, ihrem letzten gewaltsamen Ausbruche sich nahten, es schien die Schweiz „der Freiheit Werkstatt, wo zornig ihre Essen sprühn und rauchen". Zugleich erfüllten Heinescher Weltschmerz, ausschweifende Lehren von der Emanzipation des Fleisches und der fanatische Christenhaß des Daumerschen Hafis die Köpfe unserer Jugend. Unser Schweizer Poet stürzt sich mit Leidenschaft in das berauschende Treiben der Zeit, und so stehen in dem seltsamen Büchlein schwungvoll phrasenhafte Freiheitslieder im Herweghschen Stile und bitterböse Angriffe gegen die Glatzen der Christenpfaffen friedlich neben Gedichten, deren wohllautende Verse in heiliger Andacht die Größe der Natur feiern, oder in denen der Dichter mit rührender Offenherzigkeit über den Sünden seiner Jugend zu Gericht sitzt. Das ist das Eigene an solchen Sammlungen: je mehr lyrisch die Gedichte sind, je mehr sie nur die Stimmung des Augenblicks wiedergeben, desto verwirrter der Eindruck, den das Ganze dem Leser hinterläßt. Die meisten sind befriedigt, wenn sie nur das Gefühl mit hinwegnehmen, daß der Poet ein jedem Hauche der Zeit geöffnetes Herz und die Gabe besitze, seine Empfindungen stark und schön auszusprechen. Aus diesen Gedichten war es doch nicht schwer, ein Mehreres herauszulesen, — eine tüchtige durchaus eigenartige Natur. Leicht ließ sich erkennen, daß der Zorn dieses Dichters Muse nicht ist: seine tendenziösen Lieder sind selten tief empfunden, und je überzeugender die einfache Plastik seiner Bilder uns vor die Seele tritt, desto tiefer verletzt uns der Zynismus in dem „Apostatenmarsch", dem „Pietistenwalzer" oder wie sonst diese weder singbaren noch witzigen Spottgedichte heißen. Der junge Republikaner ist sehr wohl fähig, seine gute Sache poetisch zu vertreten; aber nicht der Kampf ist es, der seinem Wesen zusagt: „Voran, voran, ihr

Bittern in fegenden Gewittern! wir ziehen heilend, segnend nach mit klar gestimmten Zithern" — so singt er in Augenblicken, wo er ganz er selber ist. Das Ziel nur hat einen Reiz für ihn, das glückliche Gleichmaß eines freien, mit Recht und Wohlwollen geleiteten Gemeinwesens; und in diesem Sinne weiß er das Glück seiner Heimat mit einem Vollgefühle der Zufriedenheit zu preisen, um das wir ihn beneiden. Nicht eine politische Doktrin führt ihn in das demokratische Lager, sondern jene Tugend, deren sich die echte Demokratie mit größerem Rechte rühmen darf als irgendeine andere politische Richtung, die vorurteilsfreie, alles Menschliche achtende Humanität:

Hernieder laßt uns dringen,
Demütigen Herzens bringen
Licht in der engsten Hütte Nacht!

Noch mehr gefällt uns der Dichter, wenn er mit wenigen klaren und sicheren Strichen ein einfaches Bild der Natur nachzeichnet, wenn er den Knaben besingt, der im Walde liegt, durch die Zweige gen Himmel blickend, und gern und ruhig duldet, daß eine Eidechse über seinen Hals schlüpft — oder das Mädchen, wie sie eine Rose in den Brunnen wirft und das Wasser schlau in Wellen schlägt, bis der Knabe den Blumengruß gewonnen hat. Diese Einkehr in die Natur bleibt bei Keller frei von aller Sentimentalität; es ist die kerngesunde Lust am Einfachschönen, nicht eine mürrisch-trübe Flucht vor den Stürmen der Welt. Recht derb vielmehr weiß er die „Goethephilister" abzufertigen: — wer spricht von Anmut, wenn die Berge wanken? Und dann gerade erklingt sein Lied am schönsten, wenn er die rein menschliche Lebenslust und seine Liebe zu seiner großen rastlos vorwärtsstrebenden Zeit zugleich ausspricht. Allbekannt ist sein Gedicht an Justinus Kerner. Als der alte Herr einmal einen poetischen Stoßseufzer ausstieß ob der dampfestollen Welt, die er nicht mehr verstand, da wußte ihm der frohmutige Schweizer so stolz, so jugendfrisch zu antworten, daß der greise Sänger gewiß seinen Trost davon gehabt hat:

Und wenn vielleicht, nach fünfzig Jahren,
Ein Luftschiff voller Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?
Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord von Kränzen schwer
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlaßne Meer!

Ein Dichter von so jugendlicher Frische, so einfachem Natursinn mußte die zeitgemäße Tendenz bald als unnützen Ballast über Bord werfen. Reifende Einsicht mußte ihn abbringen von der Neigung zum Seltsamen,

Barocken, welcher er in den „Gedanken eines Lebendigbegrabenen" und ähnlichen Gedichten, die sich schon durch die Aufschrift verurteilen, gefrönt hatte, mußte ihn zurückführen zu dem Sinne für das Schlichte, Wahre, der in seinem Wesen lag und aus seinen gelungenen Liedern sprach.

In der Tat zeigen Kellers „Neuere Gedichte" eine reifere Gestaltungskraft. Die Stürme des Jahres 1848 waren gekommen, und in den deutschen Parkeikämpfen steht der Schweizer natürlich auf demokratischer Seite. Aber wie anders weiß er jetzt seine politischen Ideen dichterisch zu verkörpern! Kurz entschlossen tritt der übermütige junge Plebejer vor das Fenster des Fürstenhauses und singt sein „Ständchen an eine Prinzessin":

In die Tiefe tauche kühn,
Jugend und Liebe zu werben,
Wo die Bäume des Lebens blühn
Und die Augen wie Sterne glühn!
Droben bei dir ist Sterben,
Liebliche Bürgerin Klara!

Das heißt doch die Idee der Brüderlichkeit praktisch und als Künstler verstehen! Wer heute die Schriften liest, woraus damals unsere Jugend ihre Staatsideale schöpfte, der erschrickt nicht bloß vor der Ideenarmut, sondern mehr noch vor der trostlos langweiligen Nüchternheit, die sich, bei aller phantastischen Überschwenglichkeit, in ihnen brüstet, vor jener dürren Prosa, welche sich allemal einstellt, wenn die Phantasie sich auf Gebiete wagt, die ihr verschlossen sein sollten. Wahrlich, kein geringes Maß von Kraft und Gesundheit gehörte dazu, diese abstrakten Träume des sozialen Radikalismus in individuelle Gestalten umzubilden:

Und wo flimmernd Schwan und Leier
Und das Bild des Kreuzes sprühn,
Wird dereinst in schönem Feuer
Karoli Magni Krone glühn.
Aber dann in tausend Wiegen,
Hier in Gold und dort in Holz,
Wird der junge Kaiser liegen,
Freier Mütter Ruhm und Stolz,
Wird als Hirt in Blumen weilen,
Im Gebirg als Jäger gehn,
Auf des Meerschiffs schwanken Seilen
Als ein braver Seemann stehn.

Sicher, das Bild einer schönen, menschlich-reinen Zukunft. Und wer wollte mit dem lyrischen Dichter über politische Fragen rechten, wenn er getan hat, was er nicht lassen konnte, wenn er einen glücklichen Traum,

der sein Herz bewegt, in tief empfundenen Worten wiedergibt? Die Frühlingsmonde der deutschen Revolution, die berauschende Hoffnung, die wie ein Lauffeuer von Land zu Land eilte, das erste mächtige Aufatmen nach einer langen Zeit dumpfen unnatürlichen Schweigens — dies bei all seiner Verkehrtheit doch wunderbar großartige Schauspiel lebt vielleicht nur denen ganz klar und schön in der Erinnerung, welche damals zu jung waren, um an dem Kampfe selbst teilzunehmen und die Sorgen und Gefahren des Augenblicks zu würdigen. Die furchtbare Enttäuschung, welche dem Rausche folgte, hat es begreiflich jedem Künstler unmöglich gemacht, den überreichen Stoff zu benutzen, den jene Tage ihm bieten. Kaum daß wir einmal in einer Gemäldesammlung ein Genrebild treffen, wie den lustigen „Einzug des Reichsverwesers" von Oppenheim, das uns die Stimmung des bewegten Frühlings zurückruft. Unter all den Gedichten, welche mit dem Sturme kamen und verschwanden, ist keines so ganz erfüllt von dem Pulsschlage jener Zeit, der fraglosen Hoffnungsseligkeit, wie diese politischen Gedichte von Keller. Freilich, nicht alle tragen diesen Charakter reiner Empfindung. Es sind manche darunter, welche in parteiischer Verschrobenheit Betteljungen und Taugenichtse als das eigentliche Volk verherrlichen. Doch aus den meisten redet ein echt humaner Freisinn, ein liebevolles Mitgefühl mit den Armen und Leidenden.

Auch in dieser Sammlung geben wir den einfachen Naturbildern den Preis, welche, frei von aller Wortmalerei, oft mit glücklicher Wahrheit die Seele einer Landschaft widerspiegeln oder als echte Idyllen den Menschen in einfach-frohem Dasein schildern. Natürlich stößt dies offene Auge auch oft auf Häßliches, und der Dichter hat nicht immer die Kraft, es zu verklären; solche Gedichte erscheinen, da seinem ehrlichen Wesen die kleinen Künste, das Widrige zu bemänteln, gänzlich fehlen, doppelt grell und abstoßend. Seine Weinlieder sind zwar keineswegs frei von jenen renommistischen Klängen, welche bei solchen Stoffen zum Handwerk zu gehören scheinen; aber der Grundton ist auch in ihnen ein gesunder: die einfache herzliche Dankbarkeit für die reichen Geschenke der Natur.

Mit dieser schönen Künstlertugend Gottfried Kellers hängt indes eine wunderliche Grille zusammen, — ein grimmiger Haß gegen die Idee der Unsterblichkeit. Er wähnt, dieser Gedanke sei unverträglich mit dem Gefühle der Daseinsfülle, welches das Glück seines Daseins ausmacht, und er verfolgt ihn wieder und wieder mit dem bittersten Spotte. Wer unberührt ist von der Gehässigkeit, womit diese Idee seit alter Zeit und neuerdings wieder bald verteidigt, bald angegriffen wird, der erstaunt billig darüber, wie grundverschiedene Dinge unter diesem Namen begriffen werden. Daß, wie wir das Schaffen großer Männer und großer Völker handgreiflich fortwirken sehen von Geschlecht zu Geschlecht, so auch der schwächste Sterbliche ein notwendiges Glied ist in der großen Kette der Geschichte — daß darum keine unserer Taten ganz verloren-

geht, keine wieder zu vertilgen ist durch äußerliche Buße — dieser Gedanke ist allerdings die Grundlage jeder streng gewissenhaften Sittlichkeit. Diese Unsterblichkeit soll der Mensch — nicht glauben, denn wer darf beim Glauben von einem Sollen reden? — sondern ernst und klar erkennen. Und auch der Dichter mag zu Felde ziehen gegen die Leichtfertigkeit oder die äußerliche Religiosität, welche diese Erkenntnis leugnet. Wie anders der Glaube an ein bewußtes Dasein nach dem Tode! Wenn jetzt schon jeder unbefangene Denker gesteht, daß unser Wissen über diese Frage nichtig ist, so wird einst eine Zeit reinerer Menschlichkeit kommen, wo alle Welt über die heute so arg verketzerte Wahrheit einig ist, daß der Glaube an ein Jenseits mit unserem Glücke, unserer Tugend an sich nicht das mindeste zu tun hat. Für schwache oder gemeine Naturen kann der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode ebensowohl eine Quelle der Unsittlichkeit werden wie das Leugnen derselben; wenn es asketische Toren gibt, welche sich „die köstliche Neige der Zeit mit dem Gedanken der Ewigkeit verdünnen", so leben noch weit mehr Menschen, welche zugleich mit dem Glauben an ein Jenseits jedes Lebensglück, jeden sittlichen Halt verlieren würden. Freilich, wenn der ungeheure Gedanke der Ewigkeit von unreinen Lippen gepredigt oder durch triviale Vorstellungen getrübt wird, dann soll der Dichter dagegen, wie gegen alles Kleinliche und Unwahre, sein lauteres Wort erheben. In dem glücklichen Gedichte „Wochenpredigt" schildert Keller, wie am heißen Erntetage die lebensmüden Alten in der Kirche sitzen und der Priester ihnen verkündigt, daß wir im ewigen Leben „von einem Stern zum andern hupfen und endlich in den Urquell schlupfen". Dann geht das Pfäfflein heim, und, um die Zeit bis zu einem abendlichen Feste totzuschlagen, verschläft es den Nachmittag.

O Pfäfflein, liebes Pfäfflein sag':
Ist dir zu lang der eine Tag,
Was willst du mit all den Siebensachen,
Den Millionen Sternen und Jahren machen?

Gewiß, das muß ein arger Pedant sein, dem dieser lustige Einfall keinen Beifall entlockt. An sich aber ist der Glaube an ein Jenseits weder sittlich noch unsittlich, weder schön noch unschön; er mag von Dichtern mit gleichem Glücke verherrlicht oder verworfen werden. Wer darf dem wie Sphärengesang tönenden Schwunge der von diesem Glauben durchaus getränkten Oden Klopstocks oder Hölderlins sein poetisches Recht bestreiten? Und wieder, wer darf das echt künstlerische Gefühl verkennen, welches Keller treibt, die Blumen und die irdische Herrlichkeit ringsumher also anzureden: „Ich wende mich vom Schrankenlosen zu eurer Anmut froh zurück"? Nur sollte es kaum der Bemerkung bedürfen, wie wenig eine dauernde Beschäftigung mit so formlosen abstrakten Stoffen

der Dichtkunst frommen kann. Wir lächeln, lesen wir heute, wie Klopstocks seraphische Überschwenglichkeit sich sogar die Freude an einem Johanniswürmchen durch die Frage verbittert: „Du bist vielleicht, ach! nicht unsterblich?" Aber nicht bloß lächeln müssen wir über den Luftkampf, welchen die materialistischen Poeten von heute führen; auch die ernste Frage können wir ihnen nicht schenken, wie es sich mit dem Wesen der heilenden und versöhnenden Kunst verträgt, einen Glauben zu verspotten, der für Unzählige den Inbegriff alles Heiligen bildet? Lesen wir vollends Zynismen wie das Lied: „Ich hab' so manchen Narren gekannt, der wollte ewig leben" oder manche der „Gaselen", so gestehen wir, daß dieser materialistische Fanatismus der Verketzerungssucht der „Christenpfaffen" völlig ebenbürtig ist. —

Inzwischen hatte Keller seine Kraft zu einem größeren Werke gesammelt, zu dem Romane „Der grüne Heinrich". Es bedarf keines Tiefblicks, um zu erkennen, daß gar manches in diesem Buche von dem Poeten selbst erlebt ist, daß er in langer und liebevoller Arbeit die Früchte einer mannigfach bewegten Jugend zusammengetragen hat. Aber hier ist nichts von jener Schönseligkeit, jener Selbstvergötterung, die seit Rousseaus Tagen solchen Konfessionen anhaftet. Das Gedicht ist entstanden aus dem natürlichen Bedürfnisse, mit einer erfahrungsreichen Zeit, die der Dichter überwunden hat, völlig abzuschließen. Freilich verliert so das Werk an Einfachheit und Abrundung der Komposition, was es an Wahrheit und Lebhaftigkeit gewinnt. Keller hat das naturgemäßeste Thema des Romans gewählt: er schildert den Werdegang eines Charakters; und wir wüßten aus den letzten Jahren kaum eine Dichtung, welche einen jungen Mann in dem Alter, wo man zuerst beginnt, auf sein Leben zurückzuschauen, so tief und dauernd fesseln könnte. Aber nicht bloß der stoffliche Reiz zieht uns zu dem Buche: auch der Kunstwert der ersten Bände ist hoch anzuschlagen. Die gleichmäßige Heiterkeit seiner Natur, sein für alle, auch die kleinsten Schönheiten der Außenwelt geöffnetes Auge, seine frohe zuversichtliche Weltanschauung, der die Geschichte als ein großes Lustspiel erscheint, worin die überlegene, unbedingte Einsicht schließlich alles versöhnt: — das alles mußte Keller von selbst zur epischen Dichtung führen. Wie wahr weiß er die verborgensten Falten in dem Charakter seines Helden aufzudecken, und doch sind diese Schilderungen nicht peinlich-genau, nach Art englischer matter-of-fact-Novellen, sondern poetisch wahr. Zu den gelungenen Teilen dieses Romans möchten wir die kritischen Klopffechter des Idealismus und Realismus führen: hier, wie an jedem Kunstwerke, könnten sie lernen, daß lebendiger Schönheitssinn zum charakteristischen Stile so notwendig gehört wie der Anker zum Schiff. Keller besitzt nicht jenen leeren abstrakten Formensinn, den ästhetische Feinschmecker an Paul Heyse und Geibel bewundern, sondern ein kräftiges, angeborenes, aber durch Bildung geadeltes Schönheitsgefühl.

Auch wenn die Fabel des Romans das Geheimnis nicht verriete, würde uns die Darstellungsweise auf die Vermutung bringen, daß ein Stück von Maler in ihm liegen muß. Könnte der arme Mann von Toggenburg diese lachenden Schilderungen vom Schweizerlande lesen, wie herzlich würde der Gute seine Landsleute um Verzeihung bitten, daß er ihnen das Verständnis der Naturschönheit abgesprochen. So recht an seiner Stelle ist Kellers Talent, wenn er die echt epischen, durch ihre Einfachheit großen Empfindungen ausdrückt: wenn er schildert, wie der Jüngling mit befangenem Staunen zum ersten Male seiner Großmutter begegnet und das seinem Dasein Vorangegangene groß und unvermittelt ihm gegenübertritt — oder wenn er uns einführt in das heilige Schweigen der Nacht, wo das Glück der Erde seinen Rundgang zu halten scheint über die schlafende Welt. Kellers Sprache ist von jener anschaulichen Kraft, die dem Sohne des Volkes zu erwerben leicht wird, und sie wird mit der Freiheit gehandhabt, welche nur die Frucht gewissenhafter Arbeit ist. Keller hat sich das schöne Vorrecht des Epikers, daß er scheinbar absichtslos und ohne Rücksicht auf den Leser schreiben darf, nicht entgehen lassen: er erregt von Hause aus unsere Teilnahme für den Helden, aber nirgends reizt er uns durch jene prickelnde Neugierde, die den Kunstgenuß zerstört. Sein Buch ist, wie die Weisheit des Brahmanen verlangt, „ein Ganzes, das besteht aus tausend kleinen Ganzen".

Die Mängel des Romans lassen sich meist darauf zurückführen, daß der Poet seinem Stoffe nicht frei genug gegenübersteht. Bezeichnend dafür ist, daß die Kindheitsgeschichte des Helden weit unbefangener und klarer dargestellt wird als seine späteren Erlebnisse, von denen manche des Dichters persönliches Interesse noch allzu nahe berühren mochten. Wir lernen den grünen Heinrich kennen, wie er von seiner Mutter und seiner Schweizer Heimat sich trennt, um in München Landschaftsmaler zu werden. Aber schon nach den ersten Reiseabenteuern wird die Erzählung abgebrochen, und wir erhalten die Jugendgeschichte des Helden in der Darstellung, die er, um sich selber Rechenschaft zu geben, aufgesetzt hat. Stört diese Zerspaltung der Fabel ohnehin den harmonischen Eindruck, so führt sie noch schwerere Nachteile mit sich. Die Form des Tagebuchs gibt dem Dichter Gelegenheit, sich in behaglicher Weitschweifigkeit zu ergehen und seiner Neigung für das Absonderliche, die er trotz aller ästhetischen Bildung doch nicht hat ablegen können, die Zügel schießen zu lassen. In der Absicht, uns mit dem Charakter des Helden vertraut zu machen, gibt er uns dessen Betrachtung über alles Erdenkliche, Herzensergießungen, so derb ehrlich, so verzweifelt naiv (denn der grüne Heinrich verdient seinen Namen nicht bloß um der Farbe seines Rockes willen), daß ein gesetzter Leser sich bekreuzen möchte. Schlimmer ist, daß diese Betrachtungen oft die Wahrheit der Erzählung zerstören. Das langsame Erwachen des Menschen aus kindischem Traumleben zu hellem Bewußtsein ist vielleicht der

zarteste Gegenstand, den ein Dichter berühren kann: nur die allerruhigste, unbefangenste Erzählung kann uns hier überzeugen. Eine Reihe kleiner kindischer Sünden, die uns, einfach erzählt, ganz natürlich erscheinen würden, erregen unser Befremden, weil der zwanzigjährige Tagebuchschreiber sich die Motive seiner alten Missetaten nachträglich zu erklären sucht. Jedoch solche Mißgriffe sind nicht häufig. Im ganzen ist es eine Lust, diese Kindheitsgeschichte zu lesen. Selbst das unbefangen Tierische im Menschen wird uns gezeigt, seine natürliche Grausamkeit, seine schamlose Selbstsucht; wir sehen, wie die erste Wurzel der Unwahrheit, die falsche Scham, sich bildet, wir werden an jene haarscharfe Grenze geführt, welche das naturgemäße Erwachen einer lebendigen Einbildungskraft von der bewußten Lüge scheidet: und doch geht über dieser Fülle des Charakteristischen nicht der wehmütige Zauber verloren, der über dem Dämmerleben des Kindes schwebt. Durchaus bewährt sich des Dichters sittlicher Takt: er hütet sich wohl, den gedankenlosen Diebereien des Kindes mit dem Strafgesetzbuch in der Hand entgegenzutreten: aber sein Künstlerzorn erwacht, wenn er den Helden bei einem kleinlichen, engherzigen Gebaren findet. Die ersten bewußten Jahre verlebt der Held in engen Verhältnissen unter der liebevollen Zucht einer ernsten, genauen Mutter. Dann beginnt der unreife Spieltrieb allmählich umzuschlagen in die Lust an wirklicher Tätigkeit. Heinrich beschließt, sich zum Künstler zu bilden. Da sehen wir mit Rührung, wie hilflos die arme Witwe dem fremdartigen Treiben des Sohnes gegenübersteht: kann sie doch den Liebling ihres Herzens kaum anders unterstützen, als indem sie Strümpfe für ihn strickt. Und wie ergreifend erscheint das unselige Streben des Autodidakten, der, bald führerlos, bald mißleitet von unfähigen Lehrern, haltlos seiner unfertigen Erfindungslust, seiner knabenhaften Neigung für das Sonderbare preisgegeben ist. Ein Landaufenthalt seines Helden gibt Keller Anlaß zu Schilderungen des Volkslebens von so viel Schönheit und Farbenpracht, daß wir uns erstaunt fragen, ob dies dieselben Menschen sind, welche in Bitzius' Erzählungen unser ästhetisches Gefühl so oft schwer beleidigen. Diese Bauern sind weder malerisch noch großartig, sie sind schroff und engherzig, soweit in jenem harten materiellen Leben der Mann es sein muß, um auf eigenen Füßen zu stehen; es sind starke aufrechte Männer, sondertümliche, eigenartige Charaktere, wie sie in freier Unabhängigkeit sich bilden. Aber wie ehrwürdig erscheinen uns hier die köstlichen Güter des Landmanns, das frische Brot und der junge Wein; und wie tüchtig und beneidenswert das Volksfest der Tellfeier mit all seiner Derbheit, seinem naiven Ungeschick; denn über all dem bunten Treiben sehen wir ein naturwüchsiges, freies Gesamtleben, dem der Staat noch nicht als eine dem Volk entfremdete mechanische Amtsordnung gilt. Dort auf dem Dorfe empfängt des Helden Charakter die ersten dauernden Eindrücke

der Leidenschaft. Seine romantische Neigung, seine unklare Schwärmerei wird durch ein zartes junges Mädchen gefesselt, aber sein Künstlerfeuer, seine lebendige Sinnlichkeit liegen in den Banden eines gereiften Weibes. Die schöne Judith ist eine jener sicheren, naturfrischen Frauen, die auch in unseren frommen Tagen nimmer aussterben werden: schön und stark, heißblütig und mit heidnischer Unbefangenheit jeder Leidenschaft folgend, aber durchaus wahr und eine harmonische Natur, der man nicht grollen kann. Dies Doppelleben des Helden ist mit ergreifender Wahrheit geschildert, aber auch mit einer naiven Offenherzigkeit, wie wir sie nur dem grünen Heinrich verzeihen können. Wir sind die letzten, die verbildete Prüderie unserer Frauen, welche ihnen die edelsten Kunstgenüsse verdirbt, zu verteidigen, und wir wissen sehr wohl Kellers kräftige Sinnlichkeit von der fauniſchen Lüsternheit der Franzosen zu unterscheiden: dennoch bedauern wir, daß manche schöne Hand den Roman aus der Hand legen wird, erschreckt durch diese Darstellung des Nackten, für welche ein künstlerischer Zweck nicht zu finden ist. Das zarte Mädchen stirbt, von Judith reißt Heinrich sich los in einem gewaltsamen Ausbruche unreifen Tugendstolzes. Endlich zieht der zuversichtliche junge Held in die Fremde, um — alles zu vergeuden, was er besitzt, sein und seiner Mutter Leben.

Von hier hebt die eigentliche Erzählung wieder an, und sie sticht auch dadurch von dem Tagebuch in sehr störender Weise ab, daß von den vielen in diesem angeknüpften Fäden kaum einer von der Erzählung wieder aufgenommen wird. Mit des Helden Eintritt in das Münchener Kunstleben beginnt auch der Dichter sich eingehender mit der Kunst zu beschäftigen. Sein Buch ist das herbste, unbarmherzigste Verdammungsurteil über den Dilettantismus. Nur der Meister, nur wer seinen Beruf gründlich versteht, ist glücklich, mag er auch einen Stiefel zurechthämmern — dies der Kern der Kunstanschauung Gottfried Kellers. Eine goldene Wahrheit, die dem Sohne eines starken und regsamen Volksstammes wohl ansteht; ein Kind mag sie fassen, aber Tausende unserer Gebildeten gehen zugrunde, weil ihnen der sittliche Mut, ihr zu folgen, mangelt! Die Standrede, welche der Maler Erikson seinem Freunde, dem grünen Heinrich, hält, über die mächtige Gesellschaft der „Wollenden" in der Kunst, über die nahe schöne Zukunft, wo die Städtebewohner sich an dem Gruße: Dichter? Dichter! Künstler? Künstler! erkennen werden und ein Senat geprüfter Buchbinder und Rahmenvergolder zu Gericht sitzen wird über den Werken des reinen Fleißes — dieser Scherz ist eine meisterhafte Satire, die jeder junge Künstler einmal lesen sollte. In solchem Geiste frischen vollkräftigen Künstlertums bekennt sich Keller auch zu jener Auffassung des geistigen Eigentums, die zu Recht bestehen wird, solange es rüstige Künstler gibt: der ohnmächtige Schwächling, dem eine gute Idee über Nacht gekommen, hat nicht das mindeste Recht zur Klage,

wenn ein schöpferischer Kopf sie seiner unfähigen Hand entreißt und lebendig gestaltet. Wiederum eine sehr einfache, selbstverständliche Wahrheit; aber haben uns nicht die tragikomischen Erlebnisse des Schulmeisters von Possenhofen gezeigt, wie wenig unsere tonangebenden Schriftsteller diesen braven Künstlersatz begreifen? — So gern der Dichter über künstlerische Dinge redet, so wenig wird die Schrift dadurch zum Kunstroman. Weder stellt sich hier die Kunst eitel vor den Spiegel, noch treten wir in jene Kreise der Aristokratie des Geistes, welche mit ihrem vorherrschend innerlichen Leben der Dichtung einen noch weit minder dankbaren Stoff bieten als der Adel. Das Buch bleibt ein einfacher bürgerlicher Roman; der Dichter hat es verstanden, diese besonderen Erlebnisse zu einem Bilde des Allgemeinen zu erweitern. Seine Verachtung des künstlerischen Dilettantismus ist lediglich der Haß des tüchtigen Menschen gegen alles Halbe und Schwächliche. Der Held bleibt ein epischer Charakter, er läßt die ganze Fülle der Welt der Erfahrung bildend auf sich wirken. Der Maler Ferdinand Lys schließt sich an ihn an, einer jener unselig begabten Menschen, an denen die Gegenwart reich ist: durchaus geistreich, fähig, von allem die höchsten und kühnsten Begriffe zu fassen, auch nicht gerade unproduktiv, aber mit einem Überwiegen des kritischen Denkens über die schöpferische Begabung, welches ihn am dauernden, beglückten Schaffen hindert. Oft genug gerät der gescheite Skeptiker mit dem unreifen jungen Freunde in Streit, bis einmal der Junge, stolz auf den willkürlichen Gottesglauben, den er sich aus den Trümmern der Dogmatik allein noch gerettet, ihm mit schwer beleidigenden Worten seinen Atheismus vorwirft. Da folgt eine Katastrophe, wie sie im Jugendleben nicht selten ist, lächerlich und tief traurig zugleich: seinem Herrgott zu Ehren verwundet der verblendete junge Mensch den Freund im Zweikampfe, und Ferdinand stirbt einige Jahre darauf an den Folgen der Wunde. Heinrich erkennt endlich, daß er zum Maler verdorben ist, er zeigt sich gänzlich ungeschickt zum Erwerben, er gerät in bittere Not. Eine ehrenwerte und doch falsche Scham entfremdet ihn gänzlich seiner Mutter, und die unglückliche Frau stirbt vor Sehnsucht und Gram um den verlorenen Sohn.

Hier nun muß es sich entscheiden, ob Heinrich ein wahrer Romanheld ist, ob er fähig ist, seine inhaltlose, gutmütige Jugendbegeisterung mit einer kräftigen, durch geistigen Schwung geadelten Lebenstätigkeit zu vertauschen. Aber hier erfahren wir, wie selten jene behagliche Heiterkeit des Gemüts, die Keller befähigte, seiner Erzählung einen ruhigen epischen Fluß zu geben, sich verbunden zeigt mit der dramatischen Energie, welche zum Abschlusse jedes Kunstwerks unerläßlich bleibt. Und noch klarer zeigen sich die schlimmen Folgen davon, daß der Held zu viel von des Dichters Fleisch und Blut hat. Heinrich faßt zwar den männlichen Entschluß, der Malerei zu entsagen, aber er meint sich berufen, im lebendigen

Menschenstoffe zu schaffen. Nein, junger Freund, wenn du, so derb geschüttelt durch schwere Erfahrungen, noch nicht helleren Auges in dein Inneres blicken kannst, so bist du noch immer der „grüne" Heinrich. Zum Maler taugt dieser Mensch freilich nicht, denn er ist unfähig, nur mit einem Sinne die Welt zu erfassen, er hat seine Lust an der sprossenden Frühlingssaat, während seine Malergenossen den giftigen Ton der Farbe beklagen; aber zum handelnden Leben taugt er darum noch minder. Ein ästhetischer Widerwille war es ja, der schon den Knaben von dem Mysterium des Abendmahls zurückstieß, dichterisch ist die üppige Erfindungslust, welche sein Malerwirken so bitter störte — mit einem Worte, in Heinrich steckt ein Poet. Aber Keller hat nicht den Mut, diesen Entwicklungsgang aufzudecken, er vernachlässigt darum das fruchtbare Motiv, das in Heinrichs ästhetischer Lebensanschauung — diesem Urgrunde seines Glücks und seiner Schuld zugleich — enthalten ist. Er weiß sich schließlich nur so zu helfen, daß er Heinrich, während wir noch auf dem vorletzten Blatte das Beste hoffen, auf der letzten Seite sterben läßt. Diese Ratlosigkeit über den Ausgang des Helden verdirbt den letzten Band durchaus; er ist gewandter geschrieben als der Anfang, aber in der Komposition und der dichterischen Wärme steht er weit zurück. Er ermüdet uns durch lange, völlig zwecklose Schilderungen und Betrachtungen. Ja, es gelingt dem Dichter sogar einmal, unsere Teilnahme dem Helden gänzlich zu entfremden, da Heinrich im Elend in eine unerträglich weinerliche Gramseligkeit verfällt. Am Schlusse indes erhebt sich die Erzählung noch einmal zu regerem Leben. Heinrich schüttelt die letzten Spuren seines Jammers von sich, er erstarkt zu neuem Selbstgefühle, und zum ersten Male kommt die Macht einer tiefen Liebe gewaltig über ihn. Aber sein Tod zerreißt des Lesers kaum wieder erwachte Hoffnungen. Es bleibt ein Mißgriff, der nicht wieder gesühnt werden kann, daß der Dichter Heinrichs Freund und Mutter zum Teil durch seine Schuld sterben ließ. Solche Verschuldungen, die mehr dem Ungeschick des Kopfes als der Schlechtigkeit des Herzens entspringen, bilden immer einen gefährlichen Stoff für die ernste Dichtung. Es ist hart, daß Heinrich um dieser Sünden willen, welche ja nicht das Werk seines freien Willens waren, zu den Verdorbenen und Gestorbenen gehören soll. Und doch würden wir es noch minder ertragen, wenn Heinrich auf dem Grabe seiner Mutter lustig Hochzeit hielte. Im Leben freilich ist es nicht nur möglich, ja wir dürfen sogar verlangen, daß ein Mensch mit so unseliger Vergangenheit noch ein wackerer und glücklicher Mann werde. Aber so Großes bewirkt im Leben nur jene Macht, welche selbst für die freieste und gewaltigste der Künste kaum darstellbar ist — die Macht der Zeit! So ist denn die Achillesferse aller Romane, der Schluß, hier besonders schwach. Das Buch endet mit einem grellen Mißlaute.

Wir durften wohl erwarten, daß ein so stark gärender Most endlich zu einem reinen und edlen Wein werde. Nicht gänzlich haben die Erzählungen von den „Leuten von Seldwyla" diese Hoffnungen erfüllt. Wie in jenem Romane breite, ermüdende Reflexionen sich neben den schönsten Bildern bewegten Menschenlebens ausdehnten, so stehen in dieser Schrift einige gänzlich verfehlte Erzählungen neben Novellen, die aus dem Schatz unserer Dichtkunst, will's Gott, nie wieder verschwinden werden. Die Leute von Seldwyla sind, was schlechte Künstler „ein poetisches Völkchen" nennen. Gegen dieses selige Lumpentum, das die Gemütlichkeit für seine besondere Kunst hält, wendet sich der Dichter mit der lustigsten und doch bittersten Ironie. Keller hat sehr richtig gefühlt, daß solche flache Lustigkeit, die schließlich ins Elend versinkt, zu gehaltlos ist, um der Kunst einen Stoff zu bieten. Das verkommene Volk gibt ihm nur den Hintergrund, von dem sich die Schilderungen einiger origineller Menschen abheben.

Freilich, wie ganz hat den Dichter sein guter Genius verlassen, als er seinen „Pankraz, den Schmoller" schrieb. Uns ist, als müßte der lange Erikson hervortreten, dem Poeten auf die Schulter klopfen und ihn fragen, ob auch er nach so mannhaftem Kampf gegen das Dilettantenwesen für die mächtige Genossenschaft der Wollenden sich habe werben lassen. Es scheint des Dichters Absicht, zu schildern, wie oft gerade seine kleinen Eigenschaften des Menschen Schicksal bestimmen, ihn fast wider Wissen und Willen in ein schweres Schuldverhältnis zu seiner Umgebung bringen. Und wieder scheint es, er wolle in dem nichtig-eitlen Charakter der Lydia das unheimliche Geheimnis der Schönheit, das schon Vater Homer geahnt, enthüllen. Aber er versucht nicht einmal, diese Motive auszuführen. Kurz und gut, die Geschichte entbehrt jeder Pointe — so sehr, daß wir nicht einmal sicher sind, ob die Vermutungen, welche wir vorhin über des Dichters Plan äußerten, in Wahrheit zutreffen.

Kaum anders steht es mit dem Märchen „Spiegel das Kätzchen". Hier ersteht der ideenlose Humor der alten Romantik aus dem Grabe, jener leere Humor, der sich nicht begnügt, die Poesie von falschen moralischen Zwecken zu säubern, sondern auch die künstlerischen Zwecke aus der Kunst verbannen möchte, jener Scherz, dem der Halt eines gedankenvollen Ernstes fehlt. Der Dichter weiß den altertümlichen Ton der Märe vortrefflich anzuschlagen, und einige Stellen der Erzählung erinnern an die schönheitssatte Einfachheit der alten italienischen Novellen; auch die Hexengeschichten sind phantastisch und lustig genug — aber wir ahnen nicht einmal, wo hinaus der Poet mit dem Ganzen will. Wir sehen hier zwar nicht den in vollkommener Tendenzfreiheit, im reinen Dasein sich ergehenden Fleiß des Dilettanten, aber eine sehr verwandte Verirrung: den Übermut des Künstlers, der sich bewußt ist, schön zu erzählen, und nun

meint, jede grundlose, willkürliche Erfindung tue es auch. Dabei geht die Eintracht zwischen der Phantasie und dem schlichten Verstande verloren, welche doch in einem rechten Künstlerkopfe fein brüderlich zusammen hausen sollten.

In dem Schwanke von den „Drei gerechten Kammachern" hat Keller durch die Tat gezeigt, was wahrer Humor ist: drollig genug ist die Erzählung, recht, was man bei uns daheim eine pudelnärrische Geschichte nennt; aber hinter den mutwilligsten Einfällen schaut ein ernstes und starkes Gefühl hervor, eine rüstige Verachtung jener Laster, welche dem Künstler die hassenswürdigsten der Sünden sein müssen, der Engherzigkeit und Heuchelei. Nach dem verlumpten Neste Seldwyla kommen drei gerechte Gesellen in ein Kammachergeschäft. Ein jeder in der Absicht, des Meisters Nachfolger zu werden, machen sie sich durch ihren wütenden Fleiß, ihre makellose Gerechtigkeit das Leben zur Hölle. Das Ende ist, daß die Gerechten um den Preis des Meisterrechts und der Hand einer alten Jungfer unter dem Jubel der Narren und Lumpe der Stadt einen aberwitzigen Wettlauf halten. Der Scherz ist lustig genug, das elende Dasein dieser Menschen mit einer Wahrheit geschildert, welche freilich oft bis zu den Grenzen des Erträglichen, ja dann und wann darüber hinaus schreitet. Leider siegt zuletzt des Dichters warmes Herz über seinen Kunstverstand. Wir verargen ihm nicht, daß er dieser widerwärtigen Rotte eine derbe Züchtigung zudachte; wir finden es ganz in der Ordnung, daß er den Dietrich unter den Pantoffel jener schrecklich tugendhaften Schönen bringt; aber wenn er seinen Jobst am ersten besten Baum aufhängt und Fridolin ins Elend stürzt, so hat einfach der Spaß ein Ende.

Gar eigen hebt sich von diesem tollen Treiben die tiefernste Erzählung von „Frau Regel Amrain" ab. Die allereinfachste Geschichte: eine herrliche junge Frau, die ihren jüngsten Sohn erzieht, um es kurz zu sagen — ein solches Weib, wie wir unsere Mütter uns vorstellen. Keller betritt hier ein Gebiet, wo er besonders heimisch, besonders reich ist an feinen Beobachtungen — das Kinderleben; und niemand wird ungerührt bleiben von der schlichten Einfalt dieser Erzählung. Freilich, eine reine Novelle ist sie nicht. Denn nicht nur führt sie — was der Novelle nicht zusteht — den ganzen Entwicklungsgang eines Charakters an uns vorüber; sondern sie ist auch — befremdlich genug bei diesem freisinnigen Dichter — nicht ohne einen gewissen moralisch erbaulichen Beigeschmack. Die Versicherung mindestens, daß seine Geschichte authentisch sei, hätten wir ihm, im Interesse der Kunst und des Dichters, gern geschenkt: Frau Amrain lebt sicherer und leibhaftiger in dieser Novelle als in einem „wirklichen" Schweizerstädtchen.

Aber einen glücklichen Dichtersonntag hat Gottfried Keller gefeiert, als er die Novelle schrieb: „Romeo und Julia auf dem Dorfe." Um den

Tadel, der uns drückt, nur gleich vom Herzen zu nehmen: welcher böse Geist trieb den Dichter, uns am Schlusse dieser wunderschönen Novelle durch ein tendenziöses Nachwort aus allen Himmeln der Poesie in die bare Prosa herabzustürzen? Er schreibt alles Ernstes eine Apologie seiner Fabel, als müßte der Leser nicht von selbst empfinden, daß alles gar nicht anders kommen konnte. Nun gar die Behauptung, solche gewaltige Leidenschaften seien nur noch unter dem „eigentlichen Volke" möglich — eine Parteiverirrung, welche Keller in Goethes Schule hätte verlernen sollen — dreifach unbegreiflich am Ende einer Erzählung, welche ausgesprochenermaßen nur ein Gegenbild ist zu einer Geschichte aus der vornehmen Welt! Dieser Vorwurf ist jedoch der einzige Tadel, den wir gegen das schöne Gedicht zu erheben wissen. Etwa einige Dichtungen Groths und Hebels abgerechnet, hat uns keine der modernen Dorfgeschichten so schlagend gezeigt, wie schön das arme Volk ist, wenn sich das offene Auge findet, es zu schauen. Der Vergleich mit Shakespeares Tragödie, zu dem der Titel herausfordert, schadet der Novelle nicht allzusehr, denn die bescheidene Form der Erzählung und die kleine Welt, wohin sie uns führt, stimmen unsere Ansprüche von Anfang an herab. Um zu schweigen von dem unendlich vielen, das den großen Briten über alle modernen Poeten hoch emporhebt — schon um der Form der Darstellung willen muß die glühende Sinnlichkeit der Fabel in der Novelle mehr stofflich, mehr unmittelbar auf uns wirken, als in der idealen durchgeistigten Atmosphäre des Dramas. Aber wie schreckhaft auch diese starke Leidenschaft verwöhnte Nerven berühren mag, sie bleibt doch lauter, sie bleibt die welterhaltende Macht der Liebe. Echt tragisch ist das Los der Liebenden; denn was sie heraushebt aus der Gemeinheit ihrer Umgebung, die Tiefe ihres, reinem Ehrgefühle und wahrer Leidenschaft zugänglichen Wesens — das begründet zugleich ihre Schuld. —

Es bleibt ein mißlich Ding, mit den heitren harmonischen Menschen, denen es wohl ist in ihrer eigenen Haut, zu rechten: sind sie doch imstande, auf jeden Vorwurf die unwiderlegliche Antwort ihres großen Altmeisters zu geben: „Ich habe mich nicht selbst gemacht." Wir wollen es darauf wagen. Wie wacker er auch das Seldwyler Völkchen an den Pranger gestellt hat: es fließen doch ein paar ansehnliche Tropfen Seldwyler Blutes durch Kellers eigene Adern. Nur so ist es zu erklären, daß sein schönes Talent so ganz Verfehltes schaffen konnte, wie jene beiden Novellen. Versteht er es, solche Schwachheit mit der Kraft eines rechten Künstlerwillens zu bändigen, so dürfen wir noch schöne Gaben von ihm hoffen. Eine lange Reihe von Jahren liegt noch vor ihm, und wir preisen ihn in seiner Schweizer Heimat glücklich, daß die Bitterkeit des deutschen politischen Elends nicht unmittelbar verstimmend auf seinen künstlerischen Gleichmut wirken kann. Vergessen hat er Deutschland darum

nicht; davon hat er noch jüngst Zeugnis abgelegt, als er auf dem Züricher Festschießen die nordischen Gäste mit dem Liede begrüßte:

Erzwungen ist der Haß und Groll,
Ein sündlich Narrenspiel — — —
— Es gibt ein stolzes Fürstenwort,
Das heißt: von Fels zum Meer.
Doch wird es einst der Völker Hort,
Wiegt's noch einmal so schwer.
Dann eint ein glücklicher Geschlecht
Vom Firnenrand
Zum Meeresstrand
Ein Denken und ein Recht.

Milton

Königstein 1860

Die Lust zu scheinen und zu blenden ist eine ewig gleiche Eigenheit unseres Geschlechts, zugleich ein Zeichen unserer vornehmen Natur und ein Quell häßlicher Verirrungen. Seltsam nur, in wie verschiedener Weise, je nach der Gesittung der Zeiten, diese Neigung sich Luft macht. In alten Tagen, da ohne kriegerische Tüchtigkeit niemand sich durch das Leben schlug, war das Prahlen mit erfundenen Heldentaten die üblichste Art der Lüge. Heute, da die gute Gesellschaft einen gewissen Grad von Kenntnissen und Belesenheit von jedermann als selbstverständlich erwartet, ist es ein Gewohnheitslaster der höheren Stände geworden, sich mit dem Scheine der Bildung zu schmücken; und der ehrliche Blick erschrickt vor dem Wuste von Unwahrheiten, welcher durch solche Unart in die Welt gekommen. Bemerkungen über die höchsten Probleme des Denkens hören wir aus dem Munde der Kinder und Narren, und ein gewiegtes Urteil über Platon oder Leibniz scheint eine Spielerei für jeden, der sich im Volksgenusse des ersten Frackes tummelt: also, daß ein gutmütiger Gesell über all dem gebildeten Gerede zu dem Glauben gelangen mag, die Stunde der Weltliteratur, von welcher Goethe träumte, habe bereits geschlagen. Auch über den Dichter und Denker, welchem diese Zeilen gelten, ist das allgemeine Urteil längst fertig: sein Name gleicht einer Münze, deren Gepräge uns der Mühe überhebt, ihren Goldgehalt zu prüfen. Und doch werden nur wenige der gebildeten, ja sogar der gelehrten Deutschen unverwirrt standhalten vor der einfachen Frage: Was kennst du von Milton? Gewiß, ein solches Rechnen mit festen überlieferten Begriffen läßt sich nicht gänzlich vermeiden in einer Zeit, für deren eigenes Schaffen die Ergebnisse einer uralten Kultur bloß die Voraussetzung bilden. Nur ein Pedant wird dem Laien zumuten, daß er aus ihren eigenen Schriften jene bahnbrechenden Geister kennenlerne, deren Gedanken uns längst in Fleisch und Blut gedrungen: wer Goethe, Schiller und ihre Nachfolger kennt, der hat das Unsterbliche der Werke Herders und Wielands genossen. Milton aber ist nicht der Vorläufer größerer Geister gewesen; er steht in der Geschichte der Kunst so einsam wie die Revolution, welcher

er als ein gläubiger Kämpfer diente, in der Geschichte der Staaten; und noch immer lohnt es der Mühe, das Bild des Mannes uns vor die Seele zu führen, denn jene einzige Verbindung von künstlerischem Genie und Bürgertugend, die wir in ihm bewundern, hat noch keineswegs das rechte Verständnis in Deutschland gefunden.

John Milton ward am 9. Dezember 1608 zu London geboren, und der frühreife Knabe wuchs auf in einem strengen, gottseligen Hause. Sein Vater, damals Notar, war in jungen Jahren von seinen katholischen Eltern verstoßen worden, als er zur protestantischen Lehre übergetreten, und erfüllte bald des Sohnes Herz mit Begeisterung für den neuen Glauben. Nur die feierlichen Klänge der Musik, welche der Vater mit vieler Begabung übte, unterbrachen dann und wann die gesammelte Stille dieses puritanischen Hauses, dem eine liebevolle und wohltätige Hausfrau mit gemessenem Ernste vorstand. Schon in London ward dem jungen John die Kenntnis des klassischen Altertums durch einige gediegene Gelehrte erschlossen; und denselben eisernen Fleiß wie bisher bewährte er auch, als er, sechzehn Jahre alt, in das Christchurch-College zu Cambridge eintrat. Die Freuden des Burschenlebens lockten ihn nicht. Wie oft, wenn der Schimmer seiner nächtlichen Lampe vor dem Lichte des jungen Tages verblich, wenn der frohe Schlag der Lerche sein stilles Denken störte, hat er damals jenen Zauber des Frühmorgens erlebt, welchen er später mit Vorliebe besungen hat. Doch er war mehr als ein guter Schüler. Der zartgebaute junge Mensch mit den sanften, mädchenhaften Zügen, den seine Kameraden neckend die lady of Christchurch nannten, offenbarte früh einen freien, selbständigen Geist. Ihn empörte die Methode des englischen gelehrten Unterrichts, die selbst in dem freieren Cambridge nicht über mechanische Abrichtung hinausging; und als sein Vater ihm vorschlug, Theolog zu werden, erklärte er, daß er sich nie zu dem Sklavendienst herabwürdigen werde, die Artikel der bischöflichen Kirche zu unterschreiben.

So hat an Milton sich ein Wort erfüllt, das er als Greis gesprochen: „Die Jugend zeigt den Mann, gleichwie der Morgen den Tag verkündet." In diesem ganzen reichen Leben erscheinen kaum leise Spuren inneren Kampfes. Ernst und keusch und tätig verbringt er seine Tage in puritanischer Strenge und doch voll Bewunderung für die alte klassische Herrlichkeit. Eine feste Selbstgewißheit, ein glückliches Gleichmaß der Stimmung hebt ihn über Zweifel und Versuchung hinweg, „als ob das Auge seines großen Lehrmeisters immer auf ihm ruhte". Sicher und notwendig wie das allmähliche Anschießen der Zweige und Knospen eines Baumes läßt dieser stetige Entwicklungsgang doch die Grenzen von Miltons Begabung klar erkennen. Wir sind zwar weit entfernt von jenem romantischen Wahne, der in dem Schlammbade jugendlicher Ausschweifungen die notwendige Schule großer Künstler sieht oder gar die leidenschaftlichen

Schwächen der Dichter als das untrügliche Kennzeichen ihrer genialen Natur betrachtet. Aber wenn anders die Proteusnatur, die Gabe, mit tausend Zungen zu reden, eine wesentliche Dichtertugend bleibt, so muß ein junger Künstler das Liebliche, das Lockende der Sünde, die Gebrechlichkeit der Welt und die Verzweiflung aller Kreatur sehr tief und stark empfunden haben. Denn wie mag er das Leben in der ganzen Fülle seiner Pracht und seiner Widersprüche darstellen, wenn er nicht schrecklich im Innersten die gemeinen Kämpfe der Menschheit durchgefochten hat? In der Tat, wie Miltons Jugend in ihrem geradlinigen Fortgange sich von Grund aus unterscheidet von den stürmischen Anfängen fast aller großen Dichter und mehr an die ersten Tage einseitiger tatkräftiger Naturen erinnert, so ist auch der gereifte Dichter Milton nur groß in seiner Einseitigkeit. Und dieser subjektivste der Poeten, der nie imstande war, ein Bild des ganzen Lebens zu schaffen, der nie etwas anderes schilderte als seine eigene große Seele — er tritt dennoch ebenbürtig ein in den Kreis der vornehmsten Dichter. Es ist nicht möglich, der lauteren Hoheit seines Charakters ein größeres Lob zu spenden.

Von der hohen Schule kehrte Milton nach Hause zurück. Auf dem freundlichen Landsitze seiner Eltern in der Grafschaft Berk verbrachte er bis zu seinem dreißigsten Jahre eine lange Zeit in stillen Studien und genoß in vollem Maße jenes unschätzbare Glück, das in dem atemlosen Treiben unserer Tage so unendlich selten geworden, das Glück, sich auszuleben und erst in voller gesättigter Reife hinauszutreten auf den Markt des Lebens. Mit herzlichen Worten dankt er seinem Vater für solchen Segen: „Du zwangst mich nicht, den breitgetretnen Pfad zu wandeln, der zum Wohlstand führt; du nahmst mich weit hinweg vom Lärm der Stadt zur tiefen Einsamkeit und ließest mich beseligt weilen an Apollos Seite.“ Es waren nicht bloß Jahre gelehrter Muße. Er tummelte sich gern in Wald und Feld, denn von seinen lieben Alten hatte er gelernt, die leibliche Verkümmerung der Gelehrten zu verachten; er schlug eine gute Klinge und verwarf nur die adligen Künste des Reitens und Jagens. Seine kleinen Gedichte aus jenen glücklichen Tagen lassen uns ahnen, daß auch er seinen aufrechten Gleichmut nicht gänzlich ohne Selbstüberwindung errungen hat. Über die gemeinen Zweifel der Jünglingsjahre freilich schreitet er rasch hinweg. Wohl überkommt ihn einmal (in einem Sonett, geschrieben am dreiundzwanzigsten Geburtstage) die Neigung dieses Alters, die Frucht vom blühenden Baume zu verlangen, aber bald schwindet die Reue über die Langsamkeit seiner Bildung, und er ermannt sich in dem klaren Bewußtsein, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei. Weit bitterer empfand er, daß seine reiche Dichterkraft zur ungünstigsten Zeit, zu spät, geboren sei. „Jener glänzende Abendstern glückseligen Angedenkens, Königin Elisabeth,“ liest der Brite noch heute dankbar in seinem Prayer-book. Welch eine Zeit, da dies Gestirn noch glänzte

über einem reichen, befriedeten Lande und dicht hinter Spenser, dem lieblichen Sänger romantischer Ritterherrlichkeit, der junge Shakespeare erstand! Noch schien die Welt nicht fähig, so viel Schönheit zu ertragen; der einstigen Größe folgte ein jäher Fall. Entsetzlich schnell verwilderte die Bühne nach Shakespeares Tode, sie ward eine Zofe der Stuarts und unterhielt den Hof mit unzüchtigen Späßen. Es war ein Treiben, von Grund aus frivol wie nur das Königtum jener Stuarts selber, die ihren bibelfesten Untertanen befahlen, am Sabbat wider ihr Gewissen den Lärm weltlicher Lustbarkeit zu schauen. Inzwischen hatte der Werkeltag des siebzehnten Jahrhunderts begonnen. Ungeheure Kämpfe zerrütteten Staat und Kirche. Die Wissenschaft stand im Vordergrunde des geistigen Lebens der Völker. „Die Zeit will keine Verse," klagt Hugo Grotius in einem seiner lateinischen Gedichte, „sie fragt: warum freie Worte in unnötige Fesseln schlagen?" Unselige Tage für einen ernsten Dichtergeist, da die Poesie zuchtlos war und die Tugend prosaisch! Sehr früh und mit hellem Bewußtsein nahm Milton eine feste Stellung in dieser schweren Zeit. Sein Bürgerstolz verschmähte die Lakaienrolle eines Bühnendichters, seine herbe Sittenstrenge verwarf den Schmutz des entarteten Theaters. Voll Bewunderung allerdings schaute er auf zu dem Genius Shakespeares, vor dessen Größe der Betrachter „zu Stein erstarre"; doch ein Muster für sich wollte er in den „kunstlosen Waldliedern" dieser grandiosen Naturkraft nimmermehr erkennen. Daß diese ursprüngliche Dichtung zugleich vollendete Kunst und an den Sünden ihrer Nachfolger schuldlos war, hat er nie begriffen. Er war ein Gelehrter, er hatte sich, wie Rubens und die italienischen Maler seines Jahrhunderts, sorgfältig geschult an den großen Vorbildern vergangener Kunstepochen. Köstliche Kräfte der Jugend hatte er vergeudet, um mit bedachtsamem Fleiße die Treibhausgewächse der lateinischen Poesie zu erzeugen. Nun gedachte er, der Modedichtung des Tages eine hochgebildete, kunstgerechte Poesie entgegenzustellen, die den Spuren der Alten und der biblischen Sänger folgen sollte. Noch mehr, er tadelte jene echten Dichter, welche, wie Shakespeare, als „fröhliche Kinder der Phantasie" das Schöne, nichts als das Schöne schufen. Er wußte sich berufen zu schreiben „für die Ehre und Bildung seines Vaterlandes und zum Ruhme Gottes". Mit unbefangener schöpferischer Lust hatte Shakespeare den erhabenen Gestalten seiner Kunst allein gelebt. Protestant durchaus, verschmähte er doch mit künstlerischer Weisheit den dogmatischen Streit. Nur dann und wann wirft er einen spöttischen Seitenblick auf die sauersehenden Puritaner, die Hasser der Bühne; und so ganz verschwindet er hinter seinen Gestalten, daß wir eben nur erraten können, der royalistische Dichter selber rede aus den zornigen Worten: „Und soll das Bild von Gottes Majestät, sein Hauptmann, Stellvertreter, Abgesandter, durch Untertanenwort gerichtet werden?" Diese Tage künstlerischer Seligkeit

waren dahin. Die Parteien begannen sich zu scheiden. Jetzt galt es zu wählen zwischen dem weltverachtenden Ernste der Puritaner und der vornehmen Leichtfertigkeit der Kavaliere; mitnichten war Miltons Meinung, daß der Dichter solcher Wahl sich entziehen dürfe.

Wie Milton sich in diesem Streite entschied, das mag ein feines Ohr schon heraushören aus den berühmten Gedichten L'Allegro und Il Penseroso. In dem heiteren Gedichte besingt der Dichter die lachende Schönheit der Erde, den Zauber des englischen Waldes, die Freuden der Jagd und ländlicher Feste, das trauliche Treiben am winterlichen Herde; deutlich vernehmen wir den gedämpften Nachklang der herrlichen Frühlings- und Winterlieder in Shakespeares Love's labour lost. Doch alsbald stellt er im Penseroso diesen nichtigen Freuden, dieser Brut der Torheit, ohne Vater geboren, das höhere Glück des Denkers gegenüber, der im Forschen die Welt vergißt, der seine Seele nährt an den großen Geisteswerken alter Tage und endlich im härenen Kleide, in moosiger Zelle die erhabene Weisheit des Propheten erlangt. Beide Gedichte gehören wegen der Pracht und anschaulichen Wahrheit der Schilderung zu dem Schönsten, was die Zwittergattung beschreibender Dichtung geschaffen; doch keines von beiden gibt rein und unvermischt die Stimmung wieder, welche der Titel andeutet. Weil aber jene schwankende, zweifelnde Verfassung des Gemüts, welcher die Gedichte Ausdruck geben, mehr nachdenklich als heiter erscheint, so hat das allgemeine, selbst von Macaulay geteilte Urteil irrigerweise dem Penseroso den Preis zuerkannt. Ungleich deutlicher spricht Miltons puritanische Gesinnung aus der Hymne auf Christi Geburt, dem Gedichte, das von seinen Jugendwerken den reinsten Eindruck hinterläßt, weil nur hier die wunderbare lyrisch-musikalische Begabung des Mannes zur freien Geltung gelangt. Wohl wirft er da einen wehmütigen Blick auf den Untergang der reichen Welt heidnischer Schönheit, aber ihr verführerischer Glanz verbleicht vor dem reinen Lichte, das von der Wiege des Erlösers ausgeht; die lockenden Gesänge der Nymphen müssen verstummen vor den feierlichen Harfenchören der Seraphim.

Immer aufs neue drängt sich des Dichters puritanischer Eifer hervor. Ein Freund stirbt ihm; er legt einem dorischen Hirten ein Klagelied in den Mund, und selbst in diese Elegie (den vielbewunderten Lycidas) mischt er Zornreden wider die ungetreuen Hirten, welche Gottes Herde verwahrlosen: er droht, schon sei das zweischneidige Schwert erhoben, das die Pfaffen treffen werde. In offenem Kampfe tritt er der unzüchtigen Bühnendichtung entgegen mit dem Maskenspiele „Comus“ [1]. Wie oft hatten die Großen des Hofes den Triumph des Verführers im frechen Mummenschanz dargestellt! Der puritanische Poet feiert den Sieg der Keuschheit über die Versuchung. Die ausgelassenen Geister der

[1] Diese tendenziöse Bedeutung des Comus hat zuerst überzeugend nachgewiesen A. Schmidt, Miltons dramatische Dichtungen. Königsberg 1864.

Nacht, Comus und sein Gefolge, umschwärmen verlockend ein unschuldiges Mädchen, sie preisen die Wonne süßer Sünden, sie rufen das köstliche Narrenwort: „Was hat die Nacht mit dem Schlaf zu tun?" Doch der Dichter ist mitnichten gemeint, den zügellosen Geistern, wie es ihnen gebührt, den kurzen Rausch eines selig-trunkenen Daseins zu gönnen; sie müssen das ernst-moralische Lob der Keuschheit aus dem Munde der Jungfrau hören und nehmen ein Ende mit Schrecken wie in der Kinderfabel. Gewiß, diese nüchterne Moral wirkt erkältend, sie ist das Gegenteil echter Kunst, und wenn es erlaubt ist, von genialen Pedanten zu reden, so trifft dieser Name unseren Dichter. Doch diesem England tat not, daß endlich einmal in das wiehernde Gelächter der Lüsternheit die Stimme eines Sängers hineinklang, dem es heiliger Ernst war mit jedem seiner Worte. Dies Maskenspiel ward aufgeführt in dem Hause des Grafen von Bridgewater; und Milton verstand sich anzueignen, was allein in jenen adligen Kreisen der Nachahmung wert war — ein feines, weltmännisches Betragen. Mit seinen Ansichten und seiner Liebe hing er nach wie vor an den Mittelklassen. Wie alle reformatorischen Köpfe Englands, von Wicliffe bis herab zu dem verwegenen Demagogen des neunzehnten Jahrhunderts William Cobbet, fühlte er sich mit Stolz als ein Angelsachse. Dem Volksglauben getreu verehrte er in dem guten Sachsenkönig Edward den Gründer englischer Freiheit; von den Dichtern seines Landes liebte er besonders den alten eifrigen Sachsen Chaucer, und nie hat er sich zu dem Eingeständnis entschlossen, daß sein Sachsenvolk von den Normannen unterworfen worden.

In all diesen vielverheißenden kleinen Gedichten offenbarte sich das Talent eines großen Hymnen- und Elegiendichters, dazu ein Gedankenreichtum und eine plastische Kraft der Zeichnung, die in der beschreibenden Poesie ihresgleichen nicht finden. Aber noch hatte Miltons Genius sein heimisches Feld nicht betreten. Immerhin genügten diese Werke, seinen Namen berühmt zu machen, denn trostlos arm war die Zeit an echten Künstlern. Damals gerade brach Deutschlands uralte Kultur zusammen, als unser Volk für die religiöse Freiheit des ganzen Weltteils blutete; mit Tasso war der letzte von Italiens Klassikern gestorben, und noch hatten die großen Tage der französischen Dichtung nicht begonnen. So war Milton ein berühmter Reisender, als er im Jahre 1638, tief erschüttert durch den Tod seiner Mutter, Italien besuchte, das noch immer wie in Shakespeares Tagen den Briten als das goldene Land der Künste galt. Seine Aufnahme war glänzend; denn man verehrte in ihm den Dichter und den urbanen Gelehrten, und — als erkenne man in ihm eine den Romanen verlorene Lauterkeit des Sinnes und der Sitten — der geistige Adel des Landes kam dem jugendfrischen und jugendlich reinen Ingleſe mit jener Innigkeit entgegen, welche noch heute den Verkehr der feineren italienischen und germanischen Geister belebt. Dort im Süden

schaute Milton eine Farbenpracht und festliche Freudigkeit des Daseins, die der finstere Ernst seiner Heimat verwarf; an der Decke der Sixtinischen Kapelle sah er das verlorene Paradies von Buonarottis Pinsel verherrlicht; auf den zahlreichen Bühnen trat ihm eine kecke Lust an schönem Spiel und freier, formvollendeter Nachahmung entgegen, die England selbst gekannt, aber längst wieder verloren hatte. In den Akademien der vornehmen Welt atmete er den Zauber feinster geselliger Unterhaltung. Er dichtete im eleganten poetischen Wettkampfe lateinische Elegien und italienische Sonette, ohne doch über der kunstvollen Nachahmung die Kraft selbständigen Schaffens zu verlieren, und ließ sich gefallen, daß seine zierlichen Freunde sein Dichterlob mit romanischer Überschwenglichkeit sangen; ja in Rom, so wird erzählt, war er nahe daran, sein Herz zu verlieren an die schöne Sängerin Leonora Baroni. Dennoch vermochte die Verführung epikuräischen Genusses nicht seinen fertigen Charakter zu biegen oder die durchdringende Schärfe seines Blickes abzustumpfen. Als er in dem Hause des Marchese Manso, eines Freundes Tassos, weilte, ward ihm klar, daß dies Geschlecht von Epigonen, trotz aller Fruchtbarkeit seiner Maler, in der Dichtkunst jeder schöpferischen Kraft entbehrte. Durch solche Einsicht stählte er sich in seinem Lieblingsglauben, daß staatliche Freiheit unentbehrlich sei auch für die geistige Größe eines Volkes. Denn mit Erstaunen und Beschämung erfuhr er, daß England — das England Karls I. — dieser unglücklichen Nation, die unter dem Joche der Spanier seufzte, als ein beneidetes Reich der Freiheit galt. Und wie wertlos erschien dem Puritaner alle künstlerische Herrlichkeit Italiens, als er die römische Hure in ihrem eigenen Babel aufsuchte und den Pomp des Papsttums, „dies schwerste aller Gerichte Gottes", vor Augen sah! In der Stadt des „dreifachen Tyrannen" wappnete er sich mit dem ganzen Stolze eines kühnen Ketzers; den Rat vorsichtiger Freunde verschmähend, gab er laut seinen Abscheu kund über das Treiben der Jesuiten. Voll Ehrfurcht besuchte er den greisen Galilei, das erlauchte Opfer pfäffischen Geisteszwanges. Und mächtiger denn alles, was ihm Italien bot, wirkte auf Milton ein Gespräch zu Paris mit Hugo Grotius, dem Dichter und Denker, dem Vorkämpfer religiöser und bürgerlicher Freiheit.

So vollendete Milton während drei reicher Jahre in Italien seine ästhetische Ausbildung. Aber noch immer suchte seine Dichterkraft unsicher tastend umher. Der Mann des Bürgertums trug sich, angefeuert durch die Erinnerung an Tasso, bereits mit dem Plane eines ritterlichen Heldengedichts von König Artur und seiner Tafelrunde. Da riß ihn der Sturm des Völkerkampfes aus seinen künstlerischen Träumen. Das englische Volk begann jenen Streit, in welchem sich offenbaren sollte, daß der Protestantismus, nachdem er lange als ein von außen aufgedrungenes Gut nur in den Institutionen des Landes bestanden, jetzt endlich nach langer, stiller, geistiger Arbeit in den Herzen der Nation festgewurzelt,

ihr sittliches Eigentum geworden sei. Die große Kunde traf den Dichter, da er eben nach Griechenland, dem teuersten Lande seiner Sehnsucht, überzufahren gedachte. Alsbald kehrte Milton in die Heimat zurück, denn ihm galt es für „schmählich, fern zu weilen, derweil seine Mitbürger für die Freiheit stritten". Ihm war, als sehe er seine „edle und mächtige Nation gleich einem Riesen sich vom Schlummer erheben und ihre Simsonslocken schütteln". Noch ein kurzer, herzstählender Aufenthalt in Genf, der hohen Schule und dem Musterstaate der streitbaren Jünger Calvins; dann betrat er die heimische Insel, die ihm als die Wiege der Reformation galt und nun die letzten blutigen Siege des Protestantismus schauen sollte. Jetzt erfuhr er, welch ein Segen für den Poeten darin liegt, wenn er auch der ungebundenen Rede mächtig ist, damit er nicht nötig habe, die Muse zu mißbrauchen für die endlichen Zwecke, zu deren Verfolgung die Härte des Lebens unerbittlich zwingt: Milton hat kaum je einen satirischen Vers geschrieben, um die persönlichen Händel auszufechten, in welche sein Wirken als Publizist ihn verflocht. —

Wollen wir diesen Streitschriften gerecht werden, womit er während eines Vierteljahrhunderts die drei Grundlagen jedes menschenwürdigen öffentlichen Lebens, die religiöse, die häusliche und die politische Freiheit, verteidigte, so müssen wir uns des gewaltigen Abstandes der Zeit lebhaft bewußt bleiben. Die meisten der Beweisgründe, welche er damals allen zur Überraschung zuerst aussprach, sind im Verlaufe des langen Kampfes um die Freiheit der Völker zu Gemeinplätzen, zu Vorurteilen aller Gebildeten geworden. Eine Eigentümlichkeit der Epoche ist die Form, eine Eigenheit des Volkes ist die Breite der Darstellung, welche Milton mit allen Gliedern dieser Nation lakonischer Sprecher sonderbarerweise teilt. Auch sein Mangel an historischem Sinn bei einer Fülle historischen Wissens wird uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß das Verständnis für die Geschichte, obwohl der Idee nach im Wesen des Protestantismus enthalten, damals noch unentwickelt war. Die berufene, gewaltige Heftigkeit seiner Polemik endlich, welcher es auf ein pecus oder stultissimum caput nicht ankam, erklärt sich von selbst aus den Sitten einer Zeit, deren göttliche Grobheit noch heute in den Streitschriften der Theologen fortwirkt, aus dem natürlichen Ingrimm eines Kampfes gegen mächtige Gegner, welche das Verbrennen durch Henkershand als die geeignete Antwort auf mißliebige Schriften ansahen, und aus Miltons persönlichen Erlebnissen. Denn ein hartes Geschick vereinigte in ihm wie in einem Brennpunkte die Leiden, Hoffnungen und Kämpfe seines Volkes. In seinem eigenen Hause sollte er die großen Schmerzen der Zeit erfahren; darum redet eine dramatische Wahrheit aus seinen Schriften. Der gemeinen Mittelmäßigkeit der Menschen ist der Ausdruck einer Meinung wichtiger als die Meinung selber; deshalb ist Milton, der gemäßigte Ansichten mit schonungsloser Ehrlichkeit aussprach, der törichten Nachrede verfallen, er

zähle zu den Schwarm- und Rottengeistern, den Demagogen des Protestantismus.

Ausgerüstet für seine Aufgabe war Milton mit einer allseitigen Bildung und einer schöpferischen Gewalt über die Sprache, deren Prosa er mit einer Fülle altertümlich kräftiger Worte bereichert hat. Und was mehr sagen will: er war durchaus getränkt von dem echten Geiste protestantischer Freiheit. Daß, wer erlöst sein will, seinen eigenen persönlichen Glauben haben müsse, blieb seine erste Überzeugung, und er stritt für sie mit reinen Händen. Was auch seine erbosten Gegner über die unlauteren Beweggründe seines Handelns fabelten: jede neue historische Forschung beweist immer klarer, daß nie etwas Niedriges, Unreines, Schwächliches in seine Seele Eingang fand. Vielmehr liegen Miltons Fehler auf der entgegengesetzten Seite — es sind die Sünden kühner, aufstrebender Menschen. Obwohl kein eigentlicher Parteimann, besaß er doch die ganze jüdische Starrheit der Puritaner, er war vollkommen unfähig, die relative Berechtigung seiner Feinde zu begreifen. Er sah in ihnen nur Götzendiener, Hurer, Despoten, Priester des Bauches; und nie begegnet uns in seinen Schriften jenes überlegene, objektive Lächeln, das wir von einem genialen Menschen selbst im Feuer des Parteikampfes dann und wann erwarten. Auch Milton hatte das Schmettern der Posaunen und die frohe Botschaft des Engels vernommen: „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große, und eine Behausung der Teufel geworden"; auch ihn, wie die Verwegensten der Puritaner, trieb ein heiliger Eifer, das Volk Gottes zu mahnen zum Auszuge von Babel, „auf daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen". In jedem seiner Bücher liegt sein Innerstes ausgesprochen. Nur die Stimme seines wachen Gewissens hieß ihn die Waffen der Publizistik ergreifen — ihn, der sich immer bewußt blieb, daß er zu Höherem geboren sei und in dem kühlen Elemente der Prosa nur den Gebrauch seiner linken Hand behalte. Doch gerade deshalb verfiel er in den alten Irrtum harmonischer, tief-gewissenhafter Naturen. Er fand einen objektiven Zusammenhang zwischen seinen politischen und religiösen, ästhetischen und sittlichen Meinungen, während dieser Zusammenhang doch nur subjektive Wahrheit haben konnte, nur für ihn, den ganzen einheitlichen Menschen bestand. „Religion und Freiheit hat Gott unzertrennlich in eins verwebt, die christliche Religion befreit die Menschheit von den zwei schrecklichsten Übeln, Furcht und Knechtschaft." Auf diese Sätze gestützt, gebrauchte er dreist religiöse Argumente für politische Zwecke, und umgekehrt — eine Verirrung, die freilich einer Partei sehr natürlich zu Gesicht stand, welche für die Freiheit des Staates und der Kirche zugleich auftrat. Daher hat er das scharfe philosophische Scheiden der Begriffe nicht verstanden, und er so wenig wie irgendein Brite besitzt die Gabe der

deutschen und hellenischen Philosophen, die Dinge auf ihre letzten Gründe zurückzuführen.

Der unvergängliche Wert seiner prosaischen Schriften liegt in der unermüdlichen Durchführung der ewigen Wahrheit, daß die sittliche Tüchtigkeit eines Volkes die Vorbedingung bleibt für seine staatliche Größe, die Blüte seiner Kunst und die Reinheit seines Glaubens. Auch darin zeigt sich der glaubenseifrige Puritaner, daß er nicht glänzen will durch einen großen Reichtum von Ideen, sondern überzeugen will durch fortwährende Vertiefung und Klärung weniger, aber mit ganzer Seele ergriffener Gedanken. Nur eines tritt als ein störendes, unharmonisches Werk in seinen Werken hervor. Selbst dieser freie Geist hat, wie alle seine Zeitgenossen und wie noch heute die ungeheure Mehrzahl der Briten, nicht gewagt, die letzten Konsequenzen der protestantischen Freiheit zu ziehen. Auch sein Denken ist theologisch gebunden, ist wesentlich scholastisch. Ihm gilt als selbstverständlich, daß die Forderungen der Vernunft mit den Aussprüchen der Heiligen Schrift stets übereinstimmen müssen, und wird der Widerspruch gar zu handgreiflich, so hilft er sich mit dem verzweifelten Ausspruche: „So Unvernünftiges kann die Bibel gar nicht behaupten wollen." Diese theologische Verbildung und die jüdische Härte des puritanischen Wesens entfremdet Miltons Werke gar oft uns Söhnen eines geistig freieren Volkes. Wer den ungeheuren Abstand zwischen deutscher Freiheit und englischer Befangenheit des Geistes ermessen will, der vergleiche Milton mit einem beliebigen Buche unseres Luther. Welche milde, menschenfreundliche Weisheit verbreitet sich in Luthers Tischreden über alle Höhen und Tiefen des Lebens! Wie herzlich weiß sich der Reformator das Leben der heiligen Familie auszumalen, er sieht es vor Augen, wie die Mutter Maria auf dem Zimmerplatze ängstlich auf ihren Knaben wartet und ihn fragt: Wo bist du denn so lang geblieben, Kleiner? Wie pedantisch erscheint neben diesem traulichen Bilde der Jesus Miltons, der die kindlichen Spiele kalt verschmäht und als Knabe schon sich mit dem „öffentlichen Wohle" beschäftigt! Sicher, der deutsche Theolog predigt eine reinere, weltlich freiere Menschlichkeit, er redet uns auch heute noch lauter und freundlicher zum Herzen als der weltlichste und kühnste Kopf der Puritaner, der uns um anderthalb Jahrhunderte nähersteht.

Der Protestantismus war gefährdet, seit die Kreaturen König Karls versuchten, die anglikanische Kirche durch Verschärfung der bischöflichen Verfassung dem Katholizismus wieder anzunähern. Gegen diesen Grundschaden der englischen Reformation erhob sich Milton in fünf Streitschriften, welche nach seiner Rückkehr in die Heimat in den Jahren 1641 und 1642 erschienen. Mit dem sicheren, praktischen Blicke seines Volkes, den er bei all seinem idealistischen Schwunge durchaus besaß, eiferte er zunächst nur gegen die Verfassung der Kirche. Durch ihn ward zuerst in vornehmer Sprache den Gebildeten der Nation bewiesen, was die eifrigen

Apostel der Puritaner schon längst auf den Gassen gepredigt hatten, daß die bischöfliche Kirche — diese „ephesische Göttin" der Götzendiener — nur eine neue, nicht minder unevangelische Hierarchie an die Stelle der gestürzten römischen gesetzt habe. Abschaffung des Prälatentums, Beseitigung der Häufung der Pfründen in einer Hand, welche bereits eine „Verteuerung der geistigen Speise" hervorgerufen, endlich Wahl der Seelsorger durch die Gemeinden — in diesen Forderungen gab er den Wünschen der Mittelstände klaren Ausdruck. Wie alle echten Jünger der Reformation mahnte er zur Rückkehr in die Armut und Einfachheit des apostolischen Zeitalters. Wie vordem Dante und mit Dantes Worten erklärte er die Schenkung Konstantins, welche den weltlichen Reichtum der Kirche gegründet, für „die wahre Büchse der Pandora". Er stützte sich auf jenes goldene Wort, das die Summe aller protestantischen Weisheit über kirchliche Verfassungsfragen enthält: „Wo zwei oder drei von euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Alsbald stürzten die Bischöfe sich auf ihn mit dem furchtbaren Rüstzeuge jener perfiden Mittel, welche nur gereizter Pfaffenhochmut nicht verschmäht. Weil Milton in seiner eifrigen Strenge einmal von falschen Bärten und Nachtschwärmern gesprochen, so ward die fleckenlose Reinheit seines Wandels verleumdet; denn nur wer Bordelle und Spielhäuser besuche, könne Kunde haben von solchen Dingen. Steinigt diese hündische Mißgeburt zu Tode, auf daß ihr nicht selbst verderbet — das war der Ton, den die Bischöfe Hall und Usher anschlugen, um den kecken Reformator zu züchtigen. Doch die Entrüstung gegen die Prälaten ward allgemein; und nach seiner kühnen Weise, der es nur in den Vorderreihen der Streiter wohl war, verschmähte Milton jetzt, noch ferner teilzunehmen an einem Kampfe, dessen Ende nicht mehr zu verkennen war.

Als er nach Jahren (1659) wieder über kirchliche Fragen zu schreiben begann, war sein Denken bereits kühner, sein Standpunkt freier. Er hatte erfahren, daß auch die Presbyterianer, denen er selbst zum Siege über die Bischöflichen verholfen, sich nicht frei hielten von jenen theokratischen Neigungen, deren jede organisierte Kirche voll ist. Man weiß, auf welchen zähen Widerstand Cromwell stieß, als er den finsteren Fanatismus seiner Gläubigen zur Duldung bewegen wollte. Milton hatte nicht gesäumt, seinen großen Freund in diesen Kämpfen zu bestärken und anzufeuern, „denn auch der Frieden hat seine Siege". Er sang ihm zu: „Befrei die Seelen von der Mietlingsrotte, die ihrem Magen frönt als ihrem Gotte." Nach dem Tode des Protektors, da die Gefahr religiöser Verfolgung wieder nähergerückt war, richtete er an das Parlament die Denkschrift „Über Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen" — eine Verherrlichung der Duldung. Jetzt wagt er das kühne Verlangen „Trennung von Staat und Kirche"; denn der Vermischung dieser beiden Gewalten verdanken wir alle Kriege des letzten Jahrhunderts. Der Staat,

der seinem Wesen nach nur „die Wirkung, nicht den Sitz der Sünde" treffen und strafen kann, verzichte fortan auf die väterliche Gewalt, die der Kirche gebührt. Die Kirche verschmähe, obrigkeitliche Rechte zu üben, „sie ist zu hoch und würdig, um sich gleich einer Weinrebe am Stamme des Staates emporzuranken". — Freilich, wenn die Kirche nicht von dieser Welt ist, so besteht und wirkt sie doch unzweifelhaft in dieser Welt; diese bittere Wahrheit hatte schon Luther erfahren. Noch im siebzehnten Jahrhundert war niemand, auch Milton selber nicht, fähig, den ganzen Sinn des großen Wortes „Trennung von Staat und Kirche" zu begreifen und zu erfüllen. Auch Milton beurteilt den Staat nach religiösen statt nach rechtlichen Begriffen, und — seine Duldung hat ihre Grenzen. Sie umfaßt alle Sekten, deren Menge er als ein Zeichen des zunehmenden Denkeifers freudig begrüßt, sogar die Sozinianer, welche unseren deutschen Lutheranern geradezu als Heiden erschienen; nur eines umfaßt sie nicht — popery and open superstition. Der Katholizismus ist ihm eine politische Partei, welche unter dem Scheine einer Kirche die priesterliche Tyrannei anstrebt. Selbst die Gottesleugner mag der Staat ertragen, nur diese Papisten nicht, denen der Papst jederzeit einen Freibrief für alle Verbrechen ausstellen kann. Milton so wenig wie nach ihm der Skeptiker Bayle wollte begreifen, daß mit dieser einen Ausnahme der Befreiung der Kirche vom Joche des Staates die Spitze abgebrochen wird. Fürwahr, wenn jede reinere Menschensitte von den Völkern nur auf Umwegen erreicht wird, so sind die Irrgänge der religiösen Duldung die seltsamsten von allen. Wie in Preußen die Toleranz, die köstliche Frucht der inneren Freiheit der Menschen, damit begann, daß sie den widerstrebenden Predigern vom Staate anbefohlen ward, so ward in England das friedliche Leben der Konfessionen nebeneinander erst dadurch möglich, daß man die aggressive Macht der römischen Kirche eine Zeitlang von der allgemeinen Duldung ausschloß. Selbst ein Idealist wie Milton konnte sich dieser handgreiflichen Notwendigkeit nicht verschließen. Sein starker Geist, gewohnt, die historischen Dinge in der ganzen Schärfe ihrer Gegensätze zu begreifen, bekannte sich zu dem Worte: Wer Autorität sagt, sagt Papst, oder er sagt gar nichts — zu jenem schrecklichen Worte, welches nur darum nicht wahr ist, weil der müden Mehrzahl der Menschen der Mut fehlt, ihren Glauben bis in seine letzten Spitzen zu verfolgen. Ein Ketzer ist in Miltons Augen nur, wer in Sachen des Glaubens menschlichem Ansehen folgt; das allein galt ihm als die wahre Sünde wider den heiligen Geist. Und es scheint nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß diese Meinung mit den Lehren der ältesten Kirche, ja sogar noch der päpstlichen Dekretalien sehr nahe verwandt ist.

So war Milton unter die kühnsten religiösen Reformer, unter die Independenten getreten, und eine neue, noch im selben Jahre erschienene Schrift „Gegen die Mietlinge in der Kirche" gab davon Zeugnis. Hatte

er vordem nur den Lippendienst der Agende bekämpft, weil sie die lebendige Kraft des freien Gebetes verdränge, so wendet er sich jetzt gegen die Geistlichkeit selber, den neuen Stamm Levi. Er versteht das Priestertum der Laien, dies Palladium der Protestanten, im verwegensten Sinne, er verwirft die Bildung einer theologischen Kaste und heischt das Recht des Predigens für jeden Bibelkundigen. Hatte er einst die harte puritanische Kirchenzucht verteidigt, so weiß er nun geistliche und weltliche Dinge klarer zu scheiden und erkennt die Ausschließung als die einzige gerechtfertigte kirchliche Strafe. Während seiner reifsten Jahre hat der fromme Dichter nie mehr eine Kirche betreten. Noch im hohen Alter stellte er sich nach den Worten der Bibel eine christliche Dogmatik zusammen und wahrte sich damit sein protestantisches Recht auf einen persönlichen Glauben. Freilich, hätte er vermocht, die Fesseln der Scholastik abzustreifen, so mußte er noch einen Schritt weiter gehen. Denn er bekannte sich zwar im ganzen und großen zu den Lehren des Calvinismus: vereinigte doch diese Kirche damals, da die schöpferische Kraft des Luthertums erloschen schien, in sich alle treibenden, fortschreitenden Mächte, allen Freiheitsmut des Protestantismus. Aber ein wahrhaft unbefangener Blick in sein Inneres mußte ihm sagen, wie vieles ihn von diesem Glauben trennte. Nicht nur hielt er sich rein von den pfäffischen Verirrungen der Gottseligen, welche, gleich vielen Frommen unserer Tage, mit dem Gottseibeiuns auf weit vertrauterem Fuße lebten als mit dem Herrgott selber; sondern als ein rechter Apostel der Freiheit verwarf er auch die entsetzliche Lehre von der Vorherbestimmung. Ohne die Freiheit des Willens war ihm das Leben des Lebens nicht wert: die Notwendigkeit, „der Rechtsgrund der Tyrannen", fand keine Stelle in seinem Katechismus. Ja, in seinen letzten Jahren erkannte er bereits die Unvergänglichkeit der Materie, die Untrennbarkeit von Leib und Seele und die Immanenz Gottes. Noch mehr, in Worten und in Werken fügte er den mehr negativen Tugenden des Christentums die positiven des antiken Heidentums hinzu. Wie ehrlich gestand er, daß die ersten christlichen Jahrhunderte einen argen Rückschritt in den Sitten zeigen gegen die großen Tage der Hellenen und Römer! Mit welchem naiven Stolze, mit wie heidnischer Unbefangenheit sprach er, gleich dem modernen Heiden Skaliger, von seinem eigenen Werte! Und wie ganz „unchristlich" — nach den theologischen Begriffen der Zeit — war seine Auffassung der Moral: wir sollen zu stolz sein, uns zu hoch halten für die Sünde! „Alle Bosheit ist Schwäche"; er findet nicht Worte genug, die Kleinheit, die Verächtlichkeit der Sünde zu schildern. Mit diesen Zügen durchaus antiker Sittlichkeit vermischen sich in seiner Seele die herbsten Gedanken christlicher Askese, eine tiefe Weltverachtung und die heilige Überzeugung, alles Wissen, alle Kunst der Menschen sei wertlos, wenn sie nicht geradeswegs hinführen zu dem „Leben in Gott" — nur daß er selber dieser Widersprüche nimmer sich bewußt ward.

Nach dem geistreichen Holländer Coornhert war Milton der erste Denker, welcher vermochte, in einer Zeit des konfessionellen Hasses den Geist des Christentums in gläubiger Seele zu hegen, ohne sich dem Dogma einer Konfession völlig anzuschließen. —

Inzwischen hatten sorgenvolle Erlebnisse Milton zum Nachdenken geführt über einen anderen Grundpfeiler des Völkerglückes, über die häusliche Freiheit. Der strenge Mann, der nie ein Liebesgedicht geschrieben, fühlte doch nach Art stolzer, spröder Naturen sehr lebhaft das Bedürfnis der Liebe. Er war vielleicht zu sehr ein in abstrakten Begriffen befangener Gelehrter, um jene dämonische Anziehungskraft zu besitzen, welche die Naturgewalt großer Künstler auf die Gemüter der Frauen ausübt; immerhin war er wohl imstande, ein Weib zu beglücken, das tief und innig genug empfunden hätte, um die Schroffheit des Gatten zu tragen und zu mildern. Leider fand er in seiner Gattin Mary Powel nur das platt Alltägliche. Die oberflächliche, vergnügungslustige Tochter eines lustigen Landedelmannes sehnte sich bald hinweg aus der ernsten Einförmigkeit des stillen Gelehrtenhauses. Und Milton empfand die traurigste Nachwirkung politischer Kämpfe: die Wirren des Staates störten den Frieden seines Hauses. Die anerzogenen royalistischen Grundsätze seiner Gattin lehnten sich auf gegen das Puritanertum des Mannes. Nach Verlauf eines Monats entfloh sie zu ihrem Vater, und nachdem Milton vergeblich versucht, sie zurückzuführen, unterfing er sich, die Gesetzgebung seines Landes von einem Makel zu befreien, dessen Schwere er an sich selbst erfahren. Er verfaßte jene vier Schriften über die Ehescheidung (1643—1645), welche der sittlichen Bildung seiner — und leider auch unserer — Tage weit vorauseilten. Die ganze Kühnheit dieses Schrittes begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, wie allgemein dieses Zeitalter — Milton selbst nicht ausgeschlossen — der Unart ergeben war, hinter jeder überraschenden Meinung unlautere persönliche Motive des Schriftstellers zu wittern. Von alters her war die Freiheit der Ehe ein Lieblingsthema jener sinnlichen Naturen, welche der laxen Moral ein bequemes Lotterbett bereiten wollen. Der puritanische Denker dagegen ward ein Verteidiger der Ehescheidung, weil seine stolze Tugend sehr streng und vornehm dachte von dem Wesen der Ehe.

Milton war hier in der mißlichen Lage, allgemeine Regeln aufzusuchen für Fälle, welche als Ausnahmen von der natürlichen Ordnung nur eine individuelle Beurteilung dulden; aber er löste seine Aufgabe mit der Logik eines schlagfertigen Denkers und mit dem Mute eines guten Gewissens. Er will die Welt, wie von der Last des Aberglaubens in der Kirche, so von den eingebildeten Schrecken der Sünde im Kreise des Hauses befreien. Siegreich zeigt er die Sinnlosigkeit des kanonischen Rechts, das nur durch fleischlichen Ehebruch die Ehe gelöst wissen will. Sein protestantisches Gewissen empört sich gegen die leichtfertigen Dispensationen

vom Gesetz, welche solche übertriebene Härte notwendig veranlaßt. So streitet Milton, ihm selber vielleicht unbewußt, für die harmonische Gleichmäßigkeit der Sitte, die wir modernen Menschen verehren, und gegen die Roheit jener alten Tage, die zwischen Zwang und Ausschweifung haltlos taumelte. Mit ergreifenden Worten schildert er das Glück, das ihm selber versagt war, das Glück der Ehe als einer göttlichen, bürgerlichen und leiblichen Gemeinschaft. Freilich, diese leibliche Gemeinschaft ruhig zu würdigen, war den Männern der Reformation nicht gegeben. Auch Milton haftet noch an der lutherischen Meinung, der natürliche Trieb sei sündhaft, wenn nicht Gottes absonderliches Erbarmen seinen Mantel darüberdecke. Der Beruf des echten Liebesgottes, ruft der Puritaner, beginnt und endet in der Seele. Ist jene göttliche Gemeinschaft gebrochen, so ist die leibliche wertlos, so sind die Kinder „Kinder des Zorns". Der Zweck der Ehe ist das Glück der Gatten — und „kein Vertrag kann binden, wenn seine Ausführung dem Zwecke des Vertrages widerspricht". Damit ist einer jener radikalen Sätze gesprochen, die mit ihrem schneidenden Klange die träge Welt aus dem Schlafe rütteln und ihr bei den verschiedensten Anlässen immer und immer wieder in die Ohren gellen: hat doch in unseren Tagen der Freistaat Venezuela genau mit denselben Worten seine Unabhängigkeit gerechtfertigt.

So dringt dieser reine Mensch in allem, was er ergreift, auf das Wesen, auf den sittlichen Kern der Dinge. Nur leider hindert ihn auch hier seine theologische Verbildung, die köstlichsten Früchte seines Denkens zu ernten. Er ahnte, daß diese höchst persönlichen Fragen durch die Aufstellung gesetzlicher Scheidungsgründe niemals gelöst werden können. Aber statt daraus zu folgern, daß sie billigerweise dem Wahrspruche eines Schwurgerichts von Standesgenossen unterliegen sollten, verwirft er kurzweg jede Einmischung der Gerichte in eheliche Verhältnisse; ja er will die Entscheidung über die Trennung der Ehe dem Gewissen des Mannes anvertrauen und so unsere milderen Sitten verbessern durch die brutalen Rechtsbegriffe der Juden, welche die Menschenwürde des Weibes nicht fassen konnten!

Abweichend von der dürren Jurisprudenz der Zeitgenossen, aber übereinstimmend mit den großen Staatslehrern unter den Alten, sah Milton in der Familie die Grundlage des Staates. Um dem häuslichen Leben nach allen Seiten hin gerecht zu werden, schrieb er — damals beschäftigt mit der Erziehung der Kinder einiger Freunde — sein Buch „Über Erziehung". Vielleicht hat in jenen Tagen nur der Deutsche Samuel Hartlieb diese Schrift, welche der englische „Schulmeister" ihm widmete, ganz verstanden; so wenig hatte der Miltonische Plan eines freien, wahrhaft klassischen Jugendunterrichts mit den theologischen Begriffen des Jahrhunderts gemein. — Die häusliche Freiheit ward nicht zur Wahrheit, solange nicht „die Geburt des Gehirns ebenso frei war wie die Geburt des Leibes", so-

lange der Staat die Preßfreiheit verkümmerte. Die Presbyterianer hatten im langen Parlament die Oberhand gewonnen, aber nach dem Siege bewiesen sie die gleiche Unduldsamkeit wie die gestürzten Bischöflichen, sie beschlossen (1644), daß für den Druck jeder Schrift eine Lizenz eingeholt werden müsse. Da erkannte Milton die Gefahr, daß der große Freiheitskampf seiner Nation mit dem Siege einer Partei über die andere kläglich ende. Er richtete an das Parlament die Areopagitica, die berühmte schwungvolle Rede zum Schutze der Preßfreiheit, unzweifelhaft die schönste seiner prosaischen Schriften. Hier ist Miltons großartiger Idealismus an der rechten Stelle, hier redet sein freudiger, zweifelloser Dichterglaube an die Allmacht der Wahrheit, die — ein umgekehrter Proteus — nur aller Fesseln ledig Worte des Heiles kündet. Ein gutes Buch ist wie eine Phiole voll der reinsten Lebenskraft des schaffenden Geistes; wer einen Menschen erschlägt, tötet ein vernünftiges Wesen, wer ein Buch vernichtet, tötet die Vernunft selber, denn allerdings ist möglich, daß eine Wahrheit, einmal gewaltsam unterdrückt, nie wiederkehre in der Geschichte. Mit der Vernunft hat uns Gott die Freiheit der Wahl gegeben. Daß ein Mensch durch freie Wahl zur Tugend gelange, frommt der Welt mehr, denn daß zehn durch Zwang dazu getrieben werden. — Die Rede vermochte zwar nicht die Herrschsucht der siegreichen Partei zu belehren; doch an einzelnen tieferen Naturen fand der Apostel der Preßfreiheit schon jetzt willige Hörer. Ein Zensor legte sein Amt freiwillig nieder, weil er durch Milton die Verächtlichkeit seines Wirkens und den päpstlichen Ursprung der Zensur kennengelernt hatte. Erst ein Jahrhundert später ging Miltons Saat auf. Seine Rede ward eine Macht in jenen Kämpfen, welche unter Georg III. die Unabhängigkeit der englischen Presse endgültig entschieden, und kurz vor der Berufung der französischen Nationalversammlung übersetzte Mirabeau die Areopagitica für seine Landsleute und schrieb dazu: nicht seine Verfassung hat den englischen Staat so hoch erhoben, sondern die Durchführung der Miltonischen Ideen, die Achtung vor der öffentlichen Meinung.

Als diese Händel unter steigernder Erbitterung der Geistlichkeit durchgefochten waren, verbrachte Milton vier Jahre (1645—1649) in stiller Muse, schrieb an seiner Geschichte Englands in der angelsächsischen Epoche und folgte mit Spannung der anschwellenden Flut der Ereignisse. Das Königtum von Gottes Gnaden wurde von seinem Verhängnis ereilt. Ein Ausspruch Jakobs I. mag die Bedeutung des Kampfes bezeichnen — jenes blasphemische Wort aus der Thronrede vom Jahre 1609: „Gott hat Gewalt zu schaffen und zu zerstören, Leben und Tod zu geben. Ihm gehorchen Seele und Leib. Dieselbe Macht besitzen die Könige. Sie schaffen und vernichten ihre Untertanen, gebieten über Leben und Tod, richten in allen Sachen, selber niemand verantwortlich denn allein Gott. Sie können mit ihren Untertanen handeln als mit Schachpuppen, das Volk wie eine Münze erhöhen oder herabsetzen.“ Zwischen dieser frivolen Selbst-

vergötterung eines durchaus ungermanischen Despotismus und dem gekränkten Rechtsgefühle eines gläubigen Volkes war jede Vermittlung unmöglich. Die Entscheidung mußte der Partei zufallen, welche allein den Mut hatte, ehrlich mit dem Königtume zu brechen, der Partei der Independenten, die nach dem eigenen Geständnis der Royalisten durch den Glanz ihrer Talente im Lager und im Rat alle anderen Parteien verdunkelte. Milton hatte ehemals Englands Heil gesehen in dem ehrlichen Befolgen der alten Verfassung mit ihrem „freien Parlamente unter einem freien, nicht bevormundeten Könige". Er hatte dann sich zu Cromwells Meinung bekehrt, der von Anfang an die Dinge mit königlichem Blicke beherrschte und den Nagel auf den Kopf traf, als er erklärte, mit dem falschen versteckten Stuart sei jedes Verhandeln vergeblich.

Wie sollte ihn, der den Zauber einer tieferen Poesie im Herzen trug, der romantische Reiz der ritterlichen Kavalierehre blenden? Eine edle Freundschaft verband ihn jetzt mit Cromwell. Er erkannte in dem Helden, „der Gottes Schlachten schlug", der voran stand, „als des Messias großes Banner flog", den geborenen Herrscher, dem die von Gott gewollte Regierung der Besten zufallen müsse. Wie verschieden geartet die beiden auch waren: der schöne, feingebildete Dichter und der plumpe, wetterfeste nüchterne Mann des Krieges und der Geschäfte begegneten sich in dem tiefen Ernste ihres Glaubens, in ihrer Verachtung des Scheines, und beide standen hoch genug, um keiner Partei sich gänzlich zu verpfänden. Solche grundverschiedene Naturen mit gleicher Überzeugung schließen sich leicht aneinander zu dauernder, werktätiger Freundschaft. Milton ward der Anwalt der großen Rebellion, er ward nach Dante der einzige große Dichter, der als politischer Schriftsteller sich einen Kranz errungen hat. An ihm mag man die Nüchternheit des gesunden Menschenverstandes verlernen, der schon bei dem Worte „Dichter und Politiker" selbstgefällig zu lächeln beginnt. Sicher, Milton war ein Idealist von verwegenster Kühnheit, er konnte an unabweislichen Tatsachen der Wirklichkeit mit einer in dieser Nation von Baconianern unerhörten Gleichgültigkeit vorübergehen. Doch ist es gefährlich, zu spotten über die Weissagungen des Genius, denn noch ist keiner als ein falscher Prophet erfunden worden, der an das Edle in der Menschheit glaubte. Wenn die klugen Leute jener Tage des Dichters lachten, der die Befreiung von Griechenland und Italien träumte, mit welcher Ehrfurcht sollen *wir* vor solcher Sehergabe stehen! Wohl irrte er, wenn er meinte, „der Deutschen männliche Kraft" werde für den Freiheitskampf der Briten in die Schranken treten, denn unser Volk lag damals tief danieder in philisterhafter Verzagtheit und sah in den Puritanern nur eine unbändige Rotte wilder Mörder, — aber wie nun, wenn Milton heute lesen könnte in den Herzen der edelsten Deutschen!

Rasch nacheinander hatte der Sturm der Revolution die bischöfliche und die presbyterianische Partei daniedergeworfen. König Karl stand als

Angeklagter vor dem Hause der Gemeinen; das Gemeinwesen von England war gegründet. Aus freiem Antrieb begann Milton, noch während der Prozeß des Königs schwebte, die Schrift „Über die Stellung der Könige und Obrigkeiten" und ließ sie kurz nach Karls Hinrichtung erscheinen. Jetzt, da das Wohl des Staates eine große Tat gebieterisch forderte, schien es ihm feig und müßig, nach Präzedenzfällen und Gründen des positiven Rechts zu fragen. Er gab eine unbedingte Rechtfertigung der furchtbaren Tat nach Gründen des Naturrechts. Der Erfolg war ungeheuer bei Freund und Feind. Die neue Republik ernannte ihren feurigen Verteidiger zum lateinischen Staatssekretär, und im Auftrage des Staatsrats führte er nun den Federkrieg gegen die Kavaliere. Alsbald nach der Hinrichtung des Königs ward offenbar, wie schwere Wunden diese Tat der Sache der Freiheit geschlagen. Der Spruch war gefällt wider das Recht des Landes, in der Person des Königs schien die Sicherheit jedes Bürgers bedroht. Der königliche Märtyrer, der doch „nur für sich, nicht für die Wahrheit Zeugnis abgelegt", fand sentimentale Bewunderer unter denen, welche dem lebenden Tyrannen geflucht, und die Kavaliere säumten nicht, diese weinerliche Stimmung zu benutzen. Der Bischof von Exeter verfaßte die berufene Schrift „Eikon Basilike, das Bildnis Seiner geheiligten Majestät in seiner Einsamkeit und Qual". Das Buch, voll gefühlvoller Todesbetrachtungen und frommer Wünsche für England, erschien anonym und gab sich für ein nachgelassenes Werk des Königs selber. Es ward bald in 47 Auflagen im Lande verbreitet, und ihm vornehmlich ist zu verdanken, daß der meineidige, herzlose Stuart fortan als ein edler, großmütiger Herr in dem Herzen der Masse lebte. Unverzüglich antwortete Milton mit seinem grimmigen Eikonoklastes. Dieser Bilderstürmer enthüllte unbarmherzig den plumpen Betrug, welcher jenem königlichen Bilde zugrunde lag. Er sprach goldene Worte wider die weibische Schwäche, welche die großen öffentlichen Sünden eidbrüchiger Fürsten vergißt über den kleinen Tugenden ihrer Häuslichkeit — goldene Worte, welche die harmlosen Bewunderer des musterhaften Familienlebens deutscher Kleinkönige noch heute nicht beherzigt haben.

Ein neuer Anwalt des absoluten Königtums und der bischöflichen Kirche trat auf. Der bekannte philologische Polyhistor Claude Saumaise, der noch vor kurzem das Bistum als eine papistische Einrichtung verdammt hatte, schrieb jetzt „für den Judaslohn von hundert Jakobstalern" die Defensio regia. Mit gutem Grunde spottete Milton: wenn Karl Stuart sich den Verteidiger des Glaubens nannte, so mag sich auch Salmasius den Verteidiger des Königs nennen, denn beiden ist eigen, daß sie zerstören, was sie verteidigen wollen. In der Tat, nicht unglücklicher konnte die Sache des Königtums verfochten werden. Wie leicht war es, die Unverantwortlichkeit des Königs als einen unumstößlichen Grundsatz des englischen Rechts aufzuweisen! Ja, selbst die absolutistischen Gewalttaten

König Karls boten einem gewandten Sachwalter einen sehr dankbaren Stoff. Keine Frage, sie hatten das Land an den Rand des Verderbens geführt, aber dem positiven Rechte widersprachen sie keineswegs so unzweifelhaft, wie man gemeinhin behauptet. Hatten doch die Tudors hundert Jahre lang ungestraft ein nicht minder absolutes Regiment, freilich zum Ruhme des Landes und zum Besten der niederen Stände geführt. Aber der Streit zwischen Volk und Krone von England war längst ein großer Prinzipienkampf geworden. So stützte sich denn Salmasius, statt auf die schwer zu widerlegenden Gründe des positiven Rechts, auf das Naturrecht. Er erweiterte die fluchwürdige Politik der Habsburger, das „novus rex, nova lex" Ferdinands II., zu einem Systeme des Meineids. „Die Kreuzigung Christi war eine unschuldige Kleinigkeit im Vergleich zu Karls Hinrichtung. Wie der Einzelne sich freiwillig in ewige Sklaverei verkaufen kann, so auch die Völker. Darum bindet den König kein Schwur, kein Gesetz; seine Gewalt ist göttlich, väterlich, schrankenlos." — So furchtbar war die Verblendung und Erbitterung der Parteien, daß selbst ein solches Werk der jungen Republik gefährlich scheinen mußte. Milton schrieb zur Erwiderung die Defensio pro populo Anglicano, das berühmteste seiner prosaischen Werke, und brachte damals seinem Lande ein Opfer, würdig der großen Taten römischer Bürgertugend, ein Opfer, schmerzlicher vielleicht als die Hingabe des Lebens. Längst schon war durch die wiederholte Anstrengung der Nachtarbeit die Gesundheit seiner Augen untergraben. Das eine Auge war bereits trübe geworden, und jetzt gerade erklärten ihm die Ärzte, daß auch das Licht des anderen sich nur erhalten lasse durch sorgsame Schonung. Aber Salmasius hatte die Streiter Gottes ein Volk von Räubern und Mördern genannt: Milton ermaß die ganze Schwere des drohenden Verlustes, tröstete sich an dem Bilde des homerischen Achill, wählte gleich ihm ein schmerzenreiches Leben voll Ruhmes, schrieb die Verteidigung seines Volkes und — erblindete für immer. So offenbart sich in Milton in idealer Vollendung, was auch den Weltlichsten mit immer neuer Bewunderung zu diesem finsteren Heiligen hinzieht — die Macht eines Glaubens, der Berge versetzen mag. Die Feinde frohlockten, sie erkannten in Miltons Erblindung Gottes sichtbare Rächerhand und schilderten ihn als das monstrum horrendum informe ingens cui lumen ademptum.

Er aber schrieb einem Freunde: „Was hält mich aufrecht in so schwerem Leid? Nur dies Gefühl: ich gab mein Augenlicht als Opfer hin für jenen hehren Streit, von dem die Welt im Nord und Süden spricht." Das kleine Buch, geschmückt mit dem Wappen der neuen Republik — dem roten Kreuz und der irischen Harfe — ging von Hand zu Hand; die Defensio wurde das politische Erbauungsbuch der Puritaner. Wohl ward das Werk in Paris und Toulouse von Henkershand verbrannt, aber Salmasius erlag dem Fluche des Lächerlichen, den Miltons erbarmungslose

Polemik auf ihn herabgerufen. Um den Anwalt der Freiheit drängten sich preisend die Staatsmänner von England und die Gesandten der fremden Mächte. Noch in mehreren kleinen Flugschriften verfocht Milton die Sache der Republik. Das Kriegsrecht herrschte in England; ihn beirrte es nicht. In greuelvollem Kampfe ward Irland unterworfen, also daß die irische Mutter noch heute mit dem Namen Cromwell ihr weinendes Kind zur Ruhe schreckt; dem Dichter aber war kein Zweifel, wider Papisten und Rebellen müsse der Streiter Gottes das Schwert Gideons gebrauchen.

In allen diesen politischen Streitschriften Miltons offenbart sich zunächst, welchen mächtigen Schritt die staatliche Einsicht vorwärts getan durch die Arbeit der Reformatoren. Der Staat war endlich zu seinen Jahren gekommen, er ward gewürdigt nach seinem eigenen Rechte und galt nicht mehr, wie in den Tagen des Papsttums, als ein Reich des Fleisches, als ein dienendes Anhängsel der Kirche. Hatte Luther einst, wie er gern von sich rühmte, als der erste gezeigt, was Stand und Würde christlicher Obrigkeit sei, so war der Glaube an die Selbständigkeit des Staates nunmehr allen Protestanten in Fleisch und Blut gedrungen. Unmöglich konnte die neue Kirche auf die Dauer sich beruhigen bei der lutherischen Lehre vom leidenden Gehorsam; wer die von Gott eingesetzten Oberhirten der Kirche nicht mehr anerkannte, mußte schließlich auch das unbeschränkte Königtum bekämpfen. Den Calvinisten bleibt das Verdienst, daß sie die letzten politischen Konsequenzen des Protestantismus gezogen. Seit den Greueln der Bartholomäusnacht ließ sich die Frage nicht mehr abweisen, wann das Recht des Widerstandes gegen tyrannische Obrigkeiten in Kraft trete. In schlagfertigen Schriften verfochten die hugenottischen Politiker, die Hotoman, la Boétie, Languet, das Recht des Volkes, den König, den es sich selber gesetzt, im Falle des Mißbrauchs der Gewalt wieder abzusetzen. Sie alle waren, wie schon früher der Schotte Buchanan, beherrscht von der calvinistischen Vorstellung, daß der Herr Zebaoth einen Bund, einen covenant, mit seinem gläubigen Volke geschlossen habe. Aber aus einem Wuste unklarer theologischer Begriffe brach doch bereits jene Lehre hervor, welche zwar noch der festen wissenschaftlichen Begrenzung bedurfte, doch in ihrem Kerne rechtlich und sittlich unanfechtbar bleiben wird, solange freie Männer leben. Hubert Languet faßte das Gleichgewicht der Pflichten und Rechte, die wahre Grundlage des Rechtsstaates, in dem klassischen Worte zusammen: „Wir wollen uns vom Könige beherrschen lassen, wenn er sich von dem Gesetze beherrschen läßt."

An diese Denker knüpft Milton an, und er verhält sich zu ihnen wie die Puritaner überhaupt zu den Hugenotten: er ist kühner, tiefsinniger, aber auch härter, fanatischer. Die unbequemen Tatsachen der Geschichte schiebt der Idealist mit einigen kühnen Griffen zur Seite: das Veto des Königs ist unvernünftig und hat daher wohl niemals in England zu Recht bestanden, das Unterhaus ist sicherlich älteren Ursprungs als das Haus

der Lords! Osiris, Saul und David, die Erhebung der Schmalkaldener wider Karl V. werden als Präzedenzfälle für die Hinrichtung Karl Stuarts angeführt. Der Schwerpunkt seiner Beweisführung liegt durchaus in dem großartigen Idealismus einer naturrechtlichen Doktrin. Angeboren ist die Freiheit den Menschen; kein Volk kann für immer darauf verzichten. Der König leitet seine Gewalt vom Volke her und darf sie nur üben innerhalb der Schranken des Gesetzes. Ein Tyrann ist nicht mehr König, nur die Larve eines Königs, er verfällt demselben Strafgesetze wie jeder andere Bürger, denn das Volk ist älter, mächtiger als der König. Doch nicht der Pöbel, zu welchem Milton den Adel und die niederen Klassen zählt, soll herrschen; von dem Kerne der Nation vielmehr, von dem gebildeten Mittelstande wird das christliche Gemeinwesen von England geleitet. Damit, offenbar, ist ohne jede Rücksicht auf die Verschiedenheit der Staatsformen die den Staat auf den Kopf stellende vieldeutige Lehre der Volkssouveränität verkündet — das Kind einer Epoche, welche alles zu fürchten hatte von dem Mißbrauche fürstlicher Gewalt. Sie hat seitdem ruhigeren Theorien das Feld räumen müssen, welche auch erwägen, wie das Königtum zu schützen sei gegen die Übergriffe des Volkes. Dauern aber für alle Zeiten werden jene schlagenden Sätze, womit Milton das göttliche Recht des Königtums widerlegt: „Daß ein Staat bestehe, ist Gottes Ordnung, die Wahl der Staatsformen aber ist in der Menschen Hand gelegt. Es ist mehr Göttliches in einem Volke, das einen ungerechten König entsetzt, denn in einem Könige, der ein unschuldiges Volk unterdrückt." Eben jetzt war überall in Europa das absolute Königtum im Aufsteigen; doch allmählich begann in den Gemütern die Miltonische Lehre Wurzel zu schlagen: „Es gibt keine Götter mehr von Fleisch und Blut," und Cromwell durfte das stolze Wort sprechen: „Der Wahn, das Volk gehöre dem Könige, die Kirche und das Heilige dem Papste und den Geistlichen, wie ihr sie nennt — beginnt in der Welt ausgepfiffen zu werden."

Hier wieder indes verfällt Milton seinem tragischen Lose, daß in den Ursachen seiner Größe zugleich die letzten Gründe seiner Irrtümer enthalten sind. Dieselbe Kraft und Innigkeit des religiösen Glaubens, welche allein ihn und seine Genossen befähigte, den Despotismus zu Boden zu schlagen, stürzte ihn auch in die entsetzlichen Lehren des jüdischen Rechts der Rache. Milton hat allerdings, wie Cromwell, die ganze schreckliche Verkettung der Umstände gewürdigt, welche für die Sicherung der Freiheit kaum einen anderen Ausweg offen ließ als die Hinrichtung des Königs. Aber der Beweggrund, welcher seinen Entschluß wirklich bestimmte, war ersichtlich seine tiefe Überzeugung von der Wahrheit der hebräischen Lehre „Aug' um Auge, Zahn um Zahn". Dieser glänzende Geist dachte im Grunde der Seele nicht anders als jene gottseligen Dragoner, welche das Parlament bestürmten, „den Blutmann Karl Stuart zur Rechenschaft zu

ziehen für das vergossene Blut". — Die Anhänger des konstitutionellen Königtums waren vorderhand verstummt; nur die feilen Verfechter des frivolen Absolutismus traten dem Dichter entgegen. Was Wunder, daß Milton, solchen Feinden gegenüber, in eine streng republikanische Richtung hineintrieb? Er verdammt jetzt schlechthin die Monarchie. Unter den Menschen ragt kein Geschlecht durch seine Tugenden so unzweifelhaft hervor, wie unter den Pferden die Rasse von Tutbury; unter Gleichen aber — schon Aristoteles sagt es — darf keiner herrschen. Daß gerade die schreiende Ungleichheit unserer Bürger, die Macht unserer sozialen Gegensätze die Monarchie notwendig hervorruft — die Bedeutung dieser verwickelten wirtschaftlichen Tatsache vermag der starre moralische Rigorismus des Puritaners nicht zu begreifen. Er erklärt jede Staatsverfassung kurzerhand aus dem Volkscharakter; lebt ein Volk in einem unfreien Staate, so fehlt ihm eben jener edle Mut, welcher die Freiheit mit der Armut dem behaglichen Luxus der Knechtschaft vorzieht.

Um dieser tief sittlichen Auffassung des Staates willen stehen Milton und alle die protestantischen Verteidiger der Volkssouveränität, welche die britischen Dissidenten gern als die „liberty authors" anführen, hoch über den Jesuiten, den Suarez und Mariana, welche dem Wortlaute nach eine sehr ähnliche Lehre verfochten, aber ohne Glauben an die sittliche Würde, an das selbständige Recht des Staates, lediglich zum Zwecke der Herrschaft der Kirche über den Staat. Selbst jene milden Freidenker, welche später, gehoben durch den glücklichen Erfolg der zweiten Revolution, für Englands Volksrechte stritten, selbst Locke und seine Schüler haben zwar die Probleme der Staatslehre mit dem Lichte einer unvergleichlich reicheren Erfahrung erhellt; aber wie weit bleibt ihr mattherziger Versuch, das Gefühl an die Stelle der Tugend zu setzen, zurück hinter Miltons mannhafter, sittlicher Strenge! Wieder und wieder mahnt der blinde Seher seine Landsleute, daß es in ihrer Hand liege, die ungeheure Umwälzung sittlich zu rechtfertigen. „Wenn ihr jetzt nicht alles von euch abweist, was klein und niedrig, wenn ihr jetzt nicht all euer Denken und Tun auf das Große und Erhabene richtet, dann ist jedes Schmähwort des Salmasius bewährt!" Die Tyrannei trachtet, die Bürger möglichst schafmäßig im Geist und Willen zu machen; ein freies Volk aber soll den Tyrannen im eigenen Busen niederkämpfen und den Staat also gestalten, daß er *einem* großen Christenmenschen gleiche.

Es läßt sich nicht verkennen: Miltons schwungvoller Idealismus, weil er so hoch denkt von dem Wesen des Staates, vermag nicht die Aufgabe des Staates in festen Grenzen zu halten, er vermengt Recht und Sittlichkeit, er führt in die moderne Politik antike Begriffe ein, welche die soziale Freiheitsliebe der Neueren niemals ertragen wird. Jeder scharfe Kopf mußte fragen, wie denn der Staat eine so ausgedehnte erziehende Gewalt üben könne, wenn es wirklich — wie Milton meint — nur eine religiöse

Sittlichkeit gibt, die Religion aber dem Staate nicht unterworfen ist. Sehr erklärlich also, daß der geistreichste Gegner der Puritaner, Thomas Hobbes, mit der souveränen Verachtung eines mathematischen Kopfes auf die Widersprüche der Miltonischen Lehre herabschaute. Zu dem Streite des Salmasius mit Milton meinte er in seiner grimmigen Weise, er wisse nicht, bei welchem von beiden die schönere Sprache und die schlechteren Gründe zu finden seien. Wieviel folgerichtiger wußte Hobbes seine Staatslehre auszuführen, indem er dem alles verschlingenden Leviathan, dem Staate, die ausschließlich höchste Entscheidung über alle menschlichen Dinge zuwies: „Gut und böse, heilig und teuflisch ist, was die Staatsgewalt dafür erklärt." Der Verfechter der schrankenlosen Staatsallmacht dachte ebenso niedrig, materialistisch von der menschlichen Natur, wie Milton vornehm, idealistisch; die beiden redeten zwei Sprachen. Jede Verständigung zwischen den zwei größten politischen Denkern, welche England damals besaß, war unmöglich. Das mochten sie selber empfinden, sie haben beide weislich vermieden, sich miteinander zu messen.

Am letzten Ende liegt die welthistorische Bedeutung Miltons darin, daß er kühner, eindringlicher denn irgendeiner zuvor die Freiheit als ein angeborenes Recht der Völker verkündete, während die Völker noch immer nach mittelalterlicher Weise hergebrachte Freiheiten als einen privatrechtlichen Besitz verteidigten. Insofern war der Dichter wirklich einer der Pioniere einer neuen Zeit, deren Morgengrauen wir heute erst schauen, und es ist erklärlich, daß noch in den Tagen der Heiligen Allianz ein Übersetzer der Defensio in der Schweiz hart bestraft ward. Er selber kannte die Größe seines Wirkens. „Mir ward auferlegt," ruft er, „eine edlere Pflanze als jene, die Triptolemus von Land zu Land trug, von meiner Heimat aus unter den Völkern zu verbreiten, eine freie und bürgerliche Menschensitte in den Städten, den Reichen, den Nationen auszusäen."

Mit schöner Schwärmerei schaute Milton auf den Helden, welchem er nun diente. Seit Cromwell das Ruder der Republik ergriffen, sah die Welt endlich wieder eine wahrhafte Politik der Ideen. Nach innen freilich konnte das kühne Gebäude der Republik nur durch eine eiserne militärische Zucht vorläufig und notdürftig gestützt werden. Man bewegte sich in der unfruchtbaren, rein negativen Staatskunst eines Gemeinwesens „ohne König und Oberhaus". Denn gar zu gewaltsam war der Zusammenhang einer uralten Verfassung zerschnitten, gar zu sehr entfremdet waren die Herzen der Stände, welche die Selbstregierung der Grafschaften vorzugsweise tragen, und gar zu schmerzlich vermißten die geängsteten Gemüter der Menschen in der strengen Ordnung des Freistaates jene belebende Kraft, deren auch der Staat nimmer entbehren kann — die Freude, den harmlos-fröhlichen Genuß der Stunde. Um so großartiger und freier entfaltete sich des Protektors Politik nach außen: der Protestantismus hatte wieder einen gewaltigen Schirmherrn gefunden. Die Staatsschriften,

welche Milton im Dienste dieser erhabenen Staatskunst schrieb (ein Teil der unter dem Namen Epistolae Pseudosenatus Anglicani bekannten Sammlung), fesseln nicht bloß durch ihr klassisches Latein, sie reden auch eine Sprache voll Kraft und Wahrheit, welche wie voller mächtiger Glockenschlag das dürftige Gezwitscher des „möchte" und „dürfte" gemeiner diplomatischer Redeweise übertönt.

Cromwells Hoffnung war, „den gesamten protestantischen Namen in brüderlicher Eintracht zusammenknüpfen" und diese gesammelte Macht dem Hause Habsburg entgegenzustellen. Unermüdlich mahnte Milton den Großen Kurfürsten von Brandenburg zum Frieden mit Schweden, die Lutheraner und Calvinisten Deutschlands zum Beilegen des Bruderstreites. Alle protestantischen Höfe rief er in die Schranken zum Schutze der verfolgten Waldenser; ihm schwoll das Herz von Grimm — ein schönes Sonett bezeugt es —, wenn er diese ehrwürdige Heimat der Ketzerei mißhandelt sah, „dies Volk, das schon den wahren Gott bekannte, als unsere Väter noch vor den Klötzen knieten". So glänzend hatte der Inselstaat seit langem nicht dagestanden als jetzt, da Cromwell durch gebieterische Drohungen den Papst zur Herausgabe englischer Schiffe zwang und von dem Könige von Spanien seine „beiden Augen" — Abschaffung der Inquisition und freien Handel in Westindien — forderte. Freilich, diese protestantische Tendenzpolitik erschien zu spät. Schon begannen andere, rein politische Gegensätze die Welt zu erschüttern, schon hatte die Freiheit Europas mehr zu fürchten von dem begehrlichen Frankreich als von dem tief gedemütigten Spanien, und der Große Kurfürst wußte wohl, warum er in dem protestantischen Schweden seinen Todfeind sehen mußte. Reiche, angeregte Stunden verlebte Milton an dem Hofe des letzten Helden des Protestantismus im Verkehr mit Waller, Georg Wither und Selden; dann und wann erschien Cromwell mit der Lady Protectreß in Miltons Hause und lauschte dem Orgelspiele des Dichters. Und doch lebte man in schwülen Tagen. Nie hatte das englische Volk die Herrschaft eines ruchlosen Königs so unruhig getragen wie das Regiment seines größten Beherrschers. Die Aufstände wollten sich nicht legen, das Pamphlet Killing no murder verlangte die Ermordung des Protektors. Und bald ist Milton selbst, wie es scheint, irr geworden an seinem Helden. Von jenen wüsten Träumern freilich, welche das Nahen des tausendjährigen Reiches erwarteten, schied den eleganten Gelehrten schon sein guter Geschmack. Aber der die Wiedergeburt der antiken Freistaaten gehofft hatte, vermochte sich nicht zu befreunden mit der Fortdauer der Diktatur. Er begann den Staatsmann nicht mehr zu verstehen, welcher den Mut hatte, das Notwendige zu wollen, und das Königtum, das unentbehrliche, neu zu gründen trachtete.

Seinem republikanischen Staatsamte ist der Dichter bis nach Cromwells Tode treu geblieben; und auch in den politischen Federkrieg trat er wieder ein, als die Zügel des Regiments, den schwachen Händen

Richard Cromwells entgleitend, schlaff am Boden hingen, als der Freistaat verlassen ward von dem Glauben des Volkes und immer lauter und zuversichtlicher der Ruf der Kavaliere erklang: The king shall rejoice his own again. Da erfüllte sich Miltons Prophetenwort: die Briten waren „unversehrt durch das Feuer gegangen, um dann an dem Qualm zu sterben". Keine Spur der harten Tugenden, welche das gefährdete Gemeinwesen heischte: überall die verzweifelte Müdigkeit, die der Anspannung ungeheurer Taten zu folgen pflegt. In offenen Briefen und in der Schrift „Der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen", stritt Milton als der letzte für die „gute alte Sache". Nach der Weise solcher hellsehenden Naturen im einzelnen irrend, aber im großen und ganzen untrüglich, meinte er einen glatten Heuchler wie Monk durch den Hinweis auf die sittliche Reinheit der Republik zu rühren, und zugleich sprach er die tiefsinnigen Worte, daß ein zurückkehrendes Königtum die schlimmste der Gewaltherrschaften sei, daß Englands Volk noch einmal für sein Recht werde bluten müssen.

Eben jetzt, da die kleinen Menschen an dem Gemeinwesen verzweifelten, erhob sich sein Idealismus zum verwegensten Fluge. War nicht mit Cromwells Tode die Gefahr der Tyrannis verschwunden und die Möglichkeit gegeben, den Staat nach den höchsten Anforderungen protestantischer Freiheit umzugestalten, eine feste Burg des Protestantismus, ein westliches Rom zu gründen? Et nos consilium dedimus Sullae, demus populo nunc, schrieb Milton und entrollte den Plan seines Staatsideals. Alle Standesunterschiede sollen schwinden, vornehmlich muß die Anhäufung des Grundbesitzes in wenigen Händen, welche die normannische Eroberung verschuldet, durch eine Ackerverteilung vernichtet und also der Schwerpunkt des Staates, der Mittelstand, gestärkt werden. Unbedingte Freiheit des Glaubens, des Wissens, des Verkehrs. Aber mitnichten wollte Milton, der auf die Masse mit dem vornehmen Stolze aller feineren Geister herabschaute, daß diese demokratisierte Gesellschaft auch demokratisch regiert werde. Auch er bewunderte jene seegewaltige Republik des Protestantismus, welche Cromwell durch einen ewigen Bund mit England zu vereinigen dachte. Ein lebenslänglicher Senat, ähnlich den Generalstaaten im Haag, sollte den verjüngten Freistaat regieren, Großbritannien sollte sich umgestalten zu einem Bunde freier Provinzen und Gemeinden nach dem Muster der Vereinigten Niederlande, nur mit einer ungleich stärkeren Zentralgewalt. Noch niemals waren die demokratischen Ideen des Calvinismus so kühnlich durchgeführt worden. Doch dies königliche England war nicht gesonnen, den Träumen seines Dichters zu lauschen. Erst hundert Jahre später, unter den Männern, die ihren puritanischen Glauben über das Weltmeer gerettet, trat das Staatsideal des Independenten ins Leben; aber auch die Union von Nordamerika hat jenen Adel der Geistesbildung nicht entfaltet, welchen der Dichter von der vollendeten Demokratie erwartete.

Das waren die letzten Worte der sterbenden Freiheit. Milton selber verglich sich dem Propheten, der von den tauben Menschen sich abkehrend die schweigende Welt anruft: „O Erde, Erde, Erde!" Höher und höher schwoll „die Sündflut dieses epidemischen Wahnsinns", man hatte die traurigste der Künste gelernt, die ein Volk niemals lernen soll, die Kunst, das Unwürdige zu vergessen. Ohne jede Bedingung ward der Staat einem Stuart ausgeliefert, „auf den Knien ihrer Herzen" begrüßten die Gemeinen von England den legitimen König. Die „Rückkehr nach Agyptenland" war vollbracht. Das Volk, entledigt des puritanischen Zwanges, tanzte jubelnd um das goldene Kalb, und in den Ratsälen der Cromwell und Bradshaw tummelte sich die Gemeinheit eines verwilderten Hofes. Als jetzt das Gericht der Rache verhängt ward über die großen Rebellen, als man die Leiche des Protektors aus dem Grabe riß, da ward auch Milton von den Verfolgern ereilt. Am 16. Juni 1660 verbrannte der Henker die Defensio, und nur der Verwendung einflußreicher Freunde gelang es, den bereits verhafteten Dichter zu befreien. Aber wenn man meinte, der verstockte Rundkopf werde sich freuen, so billigen Kaufes zu entkommen, so kannte man wenig den unbeugsamen Rechtssinn des Mannes: nicht eher schied er aus dem Gefängnis des Hauses der Gemeinen, als bis er eine Klage eingereicht gegen den serjeant at armes, welcher ihm zu hohe Gebühren angerechnet.

Und nun stand der letzte der Puritaner allein, das England Karls II. hatte keinen Platz für einen Milton. Alles, was ihm heilig, war ein Spott der Buben geworden, und jene wunderbare Fügung, welche unter die Herrschaft des verächtlichsten Königs den Beginn des gesicherten konstitutionellen Regiments in England verlegte — er sollte sie nicht mehr erkennen. Den ganzen Schmerz eines Patrioten, der an der Würde seines Volkes verzweifelt, legte er nieder in den trostlosen Worten eines Briefes an einen Freund: „Meine kindliche Liebe zum Vaterlande hat mich endlich ohne ein Vaterland gelassen." War es möglich, daß ein römischer Bürger das Verderben seines Landes über den Freuden seines Hauses vergessen konnte, so sollte Milton auch dieser Trost versagt bleiben. Häusliches Unglück, das Los der meisten großen Dichter Englands, war auch das seine. Seine ungetreue Gattin hatte nach mehrjähriger Abwesenheit endlich zu Miltons Füßen sich niedergeworfen und die Verzeihung des Sanftmütigen erfleht. Dann waren die beiden bis zu Marys Tode nebeneinander hingegangen, ohne daß ihre Seelen sich fanden. Darauf, in den Tagen seines politischen Wirkens, ward ihm das Glück, in Catharina Woodcock ein Weib nach seinem Herzen zu finden — doch nur für ein kurzes Jahr. Wie oft ist dann die liebliche Gestalt der Toten mit ihrem gütigen Lächeln durch seine Träume geschritten, bis ein trauriges Erwachen ihn zurückführte in die kalte Nüchternheit seiner Vereinsamung: „Ich wache — und der Tag bringt meine Nacht zurück." Endlich ließ sich der fünfzigjährige hilfs-

bedürftige Blinde durch das Zureden seiner Freunde zu einer dritten Heirat bewegen. Den der gewaltige Wechsel der Völkergeschichte zu Boden geschmettert, er sollte jetzt noch durch die Nadelstiche alltäglicher kleinlicher Leiden gepeinigt werden. Die rohe, derbe Haushälterin Elisabeth Minshull blieb seinem Herzen ebenso fremd wie die unholde Kälte seiner älteren Töchter. Und wie sehr mußte er den etwas williger Gehorsam seiner jüngsten Tochter Deborah ausbeuten, wenn er sie die unverstandenen griechischen Werke vorlesen ließ oder ihr buchstabenweise seine lateinischen Briefe diktierte. Sein Vermögen war in den Wirren des Bürgerkrieges verloren, sein Haus von dem großen Londoner Brande vernichtet worden. Nur einige armselige Gesellen, wie der Quäker Elwood, wagten noch den gemiedenen Puritaner aufzusuchen, wenn er abends im ärmlichen Zimmer seine Tonpfeife rauchte. Am schwersten aber lastete auf seiner tatenlustigen Natur das Gefühl seines Leibesgebrechens. Wenn die verzärtelte Prüderie der Gegenwart dem Dichter gern das Reden über höchstpersönliche Leiden untersagen möchte, so empfand Milton bei allem Stolze viel zu einfach und sicher, um sich die natürlichste der Klagen zu verbieten. Sein Sonett „On his blindness" gehört zu den schönsten Klageliedern aller Zeiten: auf die vorwurfsvolle Frage, warum sein Pfund so frühe sich vergrabe, findet der fromme Poet die tröstliche Antwort, daß der Herr in seinem königlichen Haushalt tausend bereite Diener habe,

und die nur stehn und harren, dienen auch.

Freilich, wie verstand sein feuriger Geist dies „stehn und harren"! Ein Teil seiner selbst geworden war das freudigste aller Bibelworte, „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten gereichen". Auch er, wie alle edleren Naturen, ward durch das Körperleid geadelt, gehoben. Eine Zeit der Schande war gekommen, da jedes ernste, fromme Wort den Schriftsteller in den Verdacht rebellischer Gesinnung brachte. Abermals, und frecher noch als unter Karl I., ward die Unzucht der Bühne vom Hofe begünstigt. Weder Drydens zierliche Reime noch jene unflätigen Späße, womit Butler in seinem Hudibras die geschlagenen Puritaner bewarf, konnten den Kopf eines Milton beschäftigen. Aus dieser Welt der Flachheit und Gemeinheit flüchtete er unter die unvergänglichen Schätze, die er seit langem im Geiste trug. In den stillen Stunden einsamer Sammlung fühlte er die Kräfte seiner Seele wachsen; laut und lebendig in ihm wurden der Geist der Bibel und die Nachklänge jener großen Dichterwerke, welche die Liebe seiner Jugend gewesen. Während sein leibliches Auge geschlossen war, schwebten vor seiner Seele die reinen Gestalten einer höheren Welt und mahnten ihn, sie festzuhalten. So wurden ihm die Tage körperlicher Leiden, häuslichen Kummers und staatlichen Elends verklärt von einem Glücke, das seinen sonnigsten Jugendtagen so schön nicht gelächelt hatte. Allmählich — er selber erzählt es — erschien vor seinem Lager seine Muse, der Geist Got-

tes, und hauchte ihm himmlische Melodien zu. Der alternde Milton schuf das Verlorene Paradies, und mit gerechtem Stolze durfte er sich selbst der Nachtigall vergleichen, die im Dunkel am herrlichsten singt.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte das Feuer unter der Asche geschlafen, das jetzt in hellen, geläuterten Flammen hervorbrach. Nur selten hatte er die harte politische Arbeit unterbrochen und eines jener Sonette hingeworfen, welche darum so tief und unvergeßlich wirken, weil in ihnen der lange verhaltene Strom poetischer Empfindung mit gesammelter Kraft hervorbricht. Eine alte Schuld war einzulösen, denn wiederholt war in seinen prosaischen Schriften verkündet, daß er sich mit dem Plane eines großen Epos trage. Wenn andere, ausschließlicher als er für das Schöne geschaffene Künstler sich weislich hüteten, den Zauber vorlaut zu stören, der über einem werdenden Gedichte wacht, so hatte Milton solche Vorsicht nicht nötig. Die Aufgabe des Dichters war ihm nicht wesentlich verschieden von dem Berufe des Predigers: „Er soll die Tugend und öffentliche Gesittung in den Massen pflegen, die Unruhe des Herzens stillen und die Leidenschaften in harmonischen Einklang bringen". Um einen Gentleman in Tugend und Edelmut zu erziehen, versichert Milton, ist unser weiser und ernster Dichter Spenser ein besserer Lehrer als Scotus oder Thomas von Aquino. — Man darf in dieser Meinung nicht bloß die moralisierende Befangenheit des Puritaners sehen. Wenigstens *eine* Eigentümlichkeit der Kunst ist damit aufs klarste erkannt: die wunderbare Tatsache, daß die Kunst, indem sie ein Äußerliches darstellt, dennoch den Menschen sammelt und auf sich selber zurückführt, während das Äußerliche der Wirklichkeit uns zerstreut. In diesen Aussprüchen Miltons über den Beruf des Dichters besitzen wir einen Schlüssel, der uns das Verständnis des Paradise lost besser erschließen wird als der jedes theologische Gedicht verwerfende Christenhaß der Enzyklopädisten oder die bornierte Salbung jener englischen Kritiker, welche, um das „christliche" Gedicht recht hoch zu erheben, allen anderen Dichtern nur eine uninspired inspiration zuerkennen.

Wie unendlich viel hatte doch das englische Leben an Farbenpracht, an Lebenslust und kerngesunder Freude in dem halben Jahrhundert zwischen Shakespeares und Miltons Tagen verloren! Nie bewährte sich unbarmherziger und schneidender das traurigste und tiefsinnigste der historischen Gesetze, wonach jeder Fortschritt der Völker zugleich notwendig einen Verlust enthält. Der protestantische Glaube war ein Gemeingut des Volkes geworden; aber so gänzlich war in dem besseren Teile der Nation die alte glückliche Lust am künstlerischen Spiel erstorben, daß ein Genius wie Milton in die embryonische Form der Allegorie zurückfallen konnte, wenige Jahre, nachdem sein Volk das vollendete Kunstwerk des Dramas geschaffen! Und so gänzlich hatte frostige Gelehrsamkeit unter den Puritanern die heitere Natürlichkeit der Sitten bewältigt, daß Milton es noch für nötig hält, das Dichten in englischer Art statt in lateinischer Sprache

ausdrücklich zu entschuldigen! Verschwunden war das merry old England der jungfräulichen Königin, vollzogen jene harte Ernüchterung des Volkscharakters, welche noch heute Englands Epos und Drama in dem engen Kreise des Sittenbildes festgebannt hält. Wie später Byron — der einzige englische Dichter, der nach Milton den Mut fand, den Kothurn zu führen — zu solcher Kühnheit nur durch das Beispiel der deutschen Muse begeistert worden ist, so ward Milton nur auf den Flügeln der Religion, der biblischen Dichtung über die prosaische Kälte seiner Zeitgenossen emporgehoben.

Es konnte nicht fehlen, eine Richtung so überschwenglich reich an geistigen Kräften wie der Protestantismus mußte auch nach künstlerischer Verklärung ihrer Ideen streben. Bereits hatte Shakespeare in Gestalten von unerreichter Großheit jene sittliche Weltanschauung des Protestantismus verkörpert, welche den Schwerpunkt der Welt in das Gewissen verlegt, die Idee der Pflicht über alle anderen stellt. Doch solche echte dramatische Kunst, von Grund aus sittlich und dennoch sinnlich schön, konnte dem konfessionellen Eifer einer religiös hochaufgeregten Epoche nimmermehr genugtun. Die junge Kirche bedurfte einer religiösen Dichtung, welche der Stimmung der gläubigen Gemüter hinreißenden Ausdruck gab, die Glaubenswahrheiten des gereinigten Christentums verherrlichte. Wunderbar glücklich entsprach diesem Drange das deutsche Kirchenlied — das Herrlichste, was die spezifisch-religiöse Poesie der Evangelischen aufzuweisen hat, denn nur die Lyrik vermochte dem spiritualistischen, durchaus unsinnlichen Wesen des Protestantismus gerecht zu werden. Aber nicht umsonst lebte man in einer gelehrten Epoche. Hatten die Heiden des Altertums ihre falschen Götter in Epen und Dramen verherrlicht, so sollte auch die religiöse Poesie der Protestanten diesen höheren Flug wagen. Der edle Hugenott Salluste du Bartas war der erste, der dieses widerspruchsvolle Unternehmen versuchte. Sein Epos La Semaine de Création besang die alttestamentarische Schöpfungsgeschichte — ein Werk voll hohen sittlichen Ernstes, an einzelnen Stellen schwungvoll, doch im ganzen prosaisch, lehrhaft, ein dem modernen Leser unerquickliches Gemisch von christlicher Moral und klassischer Mythologie, worin der Herr Zebaoth friedlich neben Venus und dem paphischen Bogenschützen prangt. Das Gedicht fiel zündend zur rechten Stunde mitten hinein in die Erregung der Hugenottenkriege. Mit überschwenglicher Bewunderung dankten die Streiter Gottes ihrem Sänger. Es war der „Fürst der französischen Dichter", sie verhießen ihm au lieu d'un mort laurier l'immortelle couronne und bezeichneten also mit unbewußter Ironie die Zwitternatur seiner Dichtung. Dem gefeierten Vorgänger folgten glaubenseifrige Dichter in allen Ländern des Calvinismus — alle überragend Hugo Grotius mit seinem Christus patiens und anderen lateinischen Tragödien aus der heiligen Geschichte.

Auch Milton lebte des Glaubens, daß ein biblischer Stoff „ein heroischerer Gegenstand sei als der Zorn des Achilles". Alle Pläne weltlicher Dichtung, die er vorzeiten gehegt, stieß er von sich. Dem Höchsten sollte jetzt sein Dichten gelten. Um Beistand und Erleuchtung rief er an „den Geist des Herrn, der mit gespreizten Schwingen gleich einer Taube ob dem Chaos schwebte — den Geist, dem ein aufrechtes, reines Herz willkommener ist als ein stolzer Tempelbau". Und nicht durch einen Zufall lenkte sich der Sinn des harten Puritaners auf eine Erzählung aus dem Alten Bunde. Aus dem milderen Neuen Testamente hat nur eine Schrift seinen Dichtergeist mächtig erregt — die Offenbarung Johannis; sie fesselte ihn durch ihren phantastischen Schwung und durch ihren starren, judenchristlichen Fanatismus. Von allen Mythen des Alten Testamentes wählte er den schrecklichsten: wie durch den Fall der ersten Menschen der Tod in die Welt kam — und nur kurz verkündet in den letzten Gesängen der Engel des Herrn die Botschaft der Versöhnung, daß „ein größerer Mensch" erscheinen und das verlorene Paradies wiederfinden werde. — Wenn die theologische Einseitigkeit der Briten, sogar eines Hallam, in diesem Stoffe, welcher jeden Nichtgläubigen kalt läßt, das menschlichste Thema aller Dichtung finden will, so können wir nicht entschieden genug betonen, daß das Paradise lost ein symbolisches Werk ist. Milton schafft nicht Bilder, in denen eine Idee ungesucht ihren vollkommenen Ausdruck findet, sondern seinen Bildern hat der religiöse Glaube eine ihnen ursprünglich fremde Idee untergeschoben.

Er war zu sehr Dichter, um gleich seinem trockenen Freunde Harrington einen puritanischen Staatsroman zu schreiben, aber er war zu sehr Theolog, um ein reines Epos zu schaffen. Sein Zweck ist didaktisch, er will

die Wege Gottes dieser Welt erklären
und Zeugnis geben von der ew'gen Vorsicht.

Während die naiven Epiker der Alten den Helden zuerst nennen, dem ihre Gesänge gelten, bekennt der Dichter des Verlorenen Paradieses gleich in der Anfangszeile den abstrakten Inhalt seines Gedichtes: of man's first disobedience usw. Der harte Sohn eines Jahrhunderts der Kriege, will Milton seine Leser aus dem dumpfen Genußleben des Alltagslebens emporreißen zu der grandiosen Vorstellung, daß die Geschichte der Welt anhebt mit dem Kampfe Gottes wider den Bösen. In der katholischen Zeit hatte der Volksglaube seine derben Possen getrieben mit dem dummen, dem geprellten Teufel. Seit Luther erschien der böse Feind als eine beängstigende, schreckliche Macht. Milton war der erste Dichter, der diesem finsteren Teufelsglauben der Protestanten einen erhabenen Ausdruck gab. Vor seiner Seele schwebten die Bilder der Apokalypse von dem Kampfe der Seraphim mit den gefallenen Engeln: „Michael und seine Engel stritten, und der Drache stritt und seine Engel." Er macht ernst mit den Ideen der

Zend-Religion, welche das Judentum in sich aufgenommen. Ihm ist der Teufel der Ahriman, der Fürst der Finsternis. Die Fülle des Wissens und des Könnens leiht er seinem Satan, also daß der jüngere Pitt an der prachtvollen Rhetorik dieses Höllenfürsten sein Rednertalent schulen konnte. Herrliche Worte des Titanentrotzes, unbeugsamer Willenskraft läßt der Sänger seinen Teufel sprechen, und es ist bekannt, wie oft besiegte Helden im Unglück sich an dem unbezähmbaren Mute des Miltonischen Satans erhoben und getröstet haben; dem frommen Dichter aber erschien der Heldenmut, der nicht dem Himmel dient, als das schlechthin Böse. Er kann sich kaum genugtun in der Schilderung der finsteren Herrlichkeit der Hölle. Thrones, Dominations, Princedoms, Virtues, Pow'rs redet Satan die Fürsten des Pandämoniums, die Millionen der Dämonen mit den flammenden Schwertern an. Wohl wird der König der Finsternis zuschanden vor dem Herrn der himmlischen Heerscharen, und der Fluch, welcher auf Adams Samen haftet, wird hinweggenommen durch den Gottessohn, der das Nahen des himmlischen Reiches verkündet. Aber noch wird die Jahrtausende hindurch die Sünde eine Macht sein unter den Menschen, klein die Zahl der Treuen, die inmitten des Abfalls und der Bosheit zu dem Herrn halten und hienieden schon die Seligkeit des göttlichen Friedens genießen. Und nun zieht der Dichter mit dem ungeheuren Stolze selbstgewisser Tugend die gesamte Menschengeschichte vor seinen Richterstuhl und scheidet die Böcke von den Schafen, spendet durch den Mund seines Engels Segen und Fluch. Erbarmungslos geht er ins Gericht mit seinen Zeitgenossen. Die spitzfindigen Dogmatiker der Hochkirche, die gewandten gottlosen Künstler des Königsschlosses von Whitehall sitzen zu den Füßen Satans in Miltons Hölle. Die Frechheit der entfesselten Begierde, die am Hofe Karls II. ihre Orgien feierte, geht gräßlich zugrunde in der Sintflut, die der zornige Herr über die entartete Welt ergießt. Wahrlich, mild ist sie nicht, die Muse des Puritaners.

Nach alledem wird deutschen Lesern einleuchten, daß das Verlorene Paradies ein echtes Epos nicht ist. In der Tat, das siebzehnte Jahrhundert, in welchem gewaltige Gegensätze des staatlichen und des kirchlichen Lebens in bewußtem Kampfe aufeinanderprallten, war himmelweit entfernt von jener Einfachheit und naiven Unmittelbarkeit der Empfindung, welcher die epische Dichtung entströmt. Nur mit Wehmut können wir das Los des zu spät geborenen großen Dichters betrachten. Nicht einmal von dem Beifalle seiner Glaubensgenossen ward er getragen. Wenn die Helden der Hugenottenkriege den Sänger der „Woche der Schöpfung" auf den Schild hoben, so stritt Milton für eine leidende Sache. Er stand

in argen Tagen, unter bösen Zungen,
blind, einsam, von Gefahren rings umdroht,
doch nicht allein.

Noch in einem tieferen Sinne ist das Verlorene Paradies ein zu spät geschaffenes Werk, ein Anachronismus. Der protestantische Glaube kann und darf keine Mythen bilden, und auch Milton ist an diesem Versuch gescheitert. Wenn die unvollkommenen Götter des Homer, die in Milton den gleichen prosaischen Unwillen hervorriefen wie in Platon, unsere volle menschliche Teilnahme herausfordern, so sind die reinen religiösen Begriffe des Christentums poetisch ganz wertlos. Denn was wir blöden Sterblichen so gern als den Fluch unseres Geschlechtes beklagen, die Schwäche, die Beschränktheit unserer Kräfte — das ist in Wahrheit der Kern alles Lebens. Statt geistlos nachzubeten, was Englands Essayisten uns vorgesagt, sollen wir ehrlichen deutschen Ketzer uns ein Herz fassen und gerad heraus bekennen: dem Satan Miltons, seinen Kämpfen und Sünden folgen wir mit dem lebendigsten Mitgefühle, aber kalt und teilnahmlos blicken wir auf den poetischen Gott Vater und Gott Sohn, die nicht fehlen, nicht irren, alles wissen und dennoch kämpfen, deren unfaßbares, zwischen Besonderheit und Allgemeinheit hinschwankendes Wesen mit Gewalt die prosaischen Bedenken der Logik, das monumentale omnis determinatio est negatio in uns wachruft.

Nicht ungestraft verachtete Milton die Sinnlichkeit, welche dem Dichter ist, was den Fischen das Wasser. Sein Bemühen, das Unsinnliche, das Ewige poetisch zu gestalten, mußte oft scheitern, ja, dann und wann in das Komische umschlagen: so, wenn Adam dem Gott Vater die Langeweile seiner Einsamkeit klagt und dieser erwidert: „Was denkst du denn von mir, der ich in Ewigkeit allein bin?" Auf den ersten Blick mag es scheinen, als böte eine Welt, wo alles Wunder ist, der Phantasie ungeheuren Spielraum. Doch schauen wir schärfer zu, so waren auf dem Gebiete der christlichen Mythologie der schöpferischen Kraft des Dichters sehr enge Grenzen gesetzt. Dem bibelfesten Protestanten ist es schwerer, trockener Ernst mit seinem Glauben; selbst den Wortlaut der Heiligen Schrift sieht er nicht gern durch dichterische Änderungen gestört. Wir würden dies noch stärker empfinden, wäre das Paradise lost in deutscher Sprache geschrieben. Die lutherische Bibelübersetzung ist mit unserem Volke gewachsen und wir mit ihr; wer als Kind die herzerschütternden Worte der lutherischen Bibel in seine Seele aufgenommen hat, der überwindet nie gänzlich das Gefühl des Befremdens, wenn ihm die biblische Weisheit in poetischer Umbildung entgegentritt. Auch Milton selber hätte es für eine Blasphemie gehalten, die Glaubenslehren der protestantischen Kirche aus ästhetischen Gründen umzugestalten. Die theologischen Fanatiker Englands sind in ihrem guten Rechte, wenn sie den Dichter wegen seiner arianischen Lehren verketzern; denn allerdings, wäre Milton nicht als ein Arianer überzeugt gewesen, daß kein Zeilchen in der Bibel von der göttlichen Natur Christi rede, nimmermehr hätte er in seinem Gedichte den Gottessohn als einen Menschen dargestellt. Nun aber ist jeder Dichter notwendig Poly-

theist; schon Goethe gestand dies mit jener edeln Unbefangenheit, welche unsere frommen Leute „heidnisch" nennen. Auch Milton fühlte die Notwendigkeit, den öden protestantischen Himmel zu bevölkern. Die katholischen Heiligen verwarf sein evangelischer Eifer; so blieben ihm nur die Gestalten der Engel und Teufel und einige allegorische Figuren wie „Urania und ihre Schwester, die himmlische Weisheit" — frostige Abstraktionen, welche durchaus den Eindruck lebloser Maschinerie hinterlassen. Ja selbst das Los des ersten Menschenpaares wird durch das Einwirken überirdischer Mächte der menschlichen Teilnahme entrückt. Nur für frei handelnde Menschen empfinden wir Mitgefühl. Wenn aber Gott Vater zu Adam spricht: „Alles ist vorherbestimmt und dennoch deiner freien Wahl anheimgestellt" — so erweckt der Dichter philosophische Zweifel, die jedes ästhetische Interesse ersticken. Desgleichen, daß ein geringfügiger Ungehorsam grenzenlosen Jammer über die Menschheit bringt, ist, als freie Erfindung betrachtet, widersinnig und muß, je nach der Stimmung des Lesers, Gelächter oder Empörung erregen; nur der religiöse Glaube führt über diese Widersprüche hinweg. Mögen also die englischen Eiferer und jene Deutschen, welche die Geistesfreiheit unseres Volkes wieder zu der Beschränktheit englischer Rechtgläubigkeit zurückzuführen denken — mögen sie immerhin versichern, es gehe bei dem „Herrn" des blinden Dichters „gar zu menschlich" her[1]! Der unverbildete Schönheitssinn unseres Volkes wird sich nicht wieder von der goldenen Wahrheit trennen, daß die Poesie nur das Menschliche darstellen kann und Miltons Epos eben deshalb keine ungetrübte Freude erregt, weil diese übersinnliche Welt zu wenig menschlich ist.

Und dennoch ist das Verlorene Paradies ein unvergängliches Werk, das nicht mit dem Maße der ästhetischen Theorie allein gewürdigt werden kann. Als Mulciber, der Künstler der Hölle, den Prachtbau des Pandämoniums gegründet, da — erzählt Milton — „bewunderten die einen das Werk, die andern den Meister des Werks" — eine Unterscheidung von Lessingscher Schärfe, die auch Lessings warmen Beifall fand. Wenden wir dies Wort auf Miltons Gedicht selber an, so ist kein Zweifel, daß dem Meister des Werkes der größere Ruhm gebührt. Vergessen wir bei Homer den Dichter völlig über seinen Helden, so empfängt das Verlorene Paradies seinen ganzen Wert von dem erhabenen Charakter des Dichters, der hinter jeder Zeile hervorschaut. Nie wirkt Milton gewaltiger, als wenn er unter fremdem Namen sein eigenes Leben und Leiden schildert, wenn er den Noah, den Abdiel vorführt — „der getreu erfunden ward unter den Ungetreuen, er allein getreu" — oder den Adam neben der reuig vor ihm niedersinkenden Gattin. Die schönsten Stellen des Gedichtes sind jene, wo der Dichter die Schranken des Epos geradezu überspringt, seinem

[1] So Dr. L. Wiese, Miltons Verlorenes Paradies. Berlin 1863.

lyrischen Genius die Zügel schießen und einen mächtigen Choral zum Himmel steigen läßt. Das Paradise lost ist ein Werk von wunderbarer subjektiver Wahrheit: in seiner ernsten Hoheit, seiner herben Strenge ein lebendiges Bild des heldenhaften Mannes, der, leidend für eine große Sache, noch den Mut fand, die Geschichte aller Zeiten dem Richterspruche des Puritanertums zu unterwerfen. Es ist unsterblich, als das Werk eines reinen und reichen Menschen, der selbst „die letzte Schwachheit edlerer Naturen", den Durst nach Ruhm, lächelnd überwunden hatte und seine schöpferischen Gedanken nur noch in den höchsten und heiligsten Regionen schweifen ließ,

hoch ob dem Lärm und Qualm des trüben Punkts,
den Menschen Erde nennen.

Und nicht bloß die Person des Dichters, auch die Leiden und Kämpfe des puritanischen England treten uns aus den Versen des Paradise lost entgegen. Kein Gesang darin, der nicht mahnend, strafend, begeisternd auf die Nöte des Jahrhunderts wiese. Wenn Milton das Heer des Erzengels wider die Dämonen der Hölle ausziehen läßt, so meinen wir sie mit Händen zu greifen, jene „Männer, wohlgewappnet durch die Ruhe ihres Gewissens und von außen durch gute eiserne Rüstung, feststehend wie ein Mann" — jenes gottbegeisterte Heer, welchem England seine Freiheit dankt. Wir sehen vor Augen das Schlachtfeld von Dunbar, wir schauen, wie die Eisenseiten Oliver Cromwells ihr blutiges Schwert in die Scheide stecken und das Haupt entblößen und über das leichenbedeckte Feld das Siegeslied des streitbaren Protestantismus erschallt: „Lobet den Herrn, alle Helden, preiset ihn, alle Völker!" Dieser Hintergrund einer großen Geschichte verleiht dem Gedichte Miltons jenen Reiz dramatischer Wahrheit, welchem auch Goethe nicht widerstehen konnte.

In diesem subjektiven Sinne ist selbst dies Werk didaktischer Kunst ein Werk harmonischer Schönheit. Denn wie oft wir auch bei den herrlichen Dialogen des Gedichtes die Frage aufwerfen möchten, warum Milton nicht, seinem ersten Plan getreu, ein wirkliches Drama geschaffen, so kehren wir doch immer wieder zu der Einsicht zurück, daß ihm die Berechnung des Momentes, der weltliche Sinn, die bewegliche Raschheit des Dramatikers gänzlich fehlte, daß er der tiefen Innerlichkeit seines Wesens nur in einem philosophischen Gedichte gerecht werden konnte. So wenig ein natürlich empfindender Mensch ein Gedicht zum Lebensbegleiter wählen wird, das uns fortwährend spannt und emporträgt über Raum und Zeit: so wird gewiß jeden das volle Gefühl menschlicher Kraft und Größe überkommen, der in einer trüben Stunde der Abspannung oder Verwirrung einen Gesang des Paradise lost aufschlägt, um den Heldenmut eines ganzen Mannes zu schauen, welcher „in Worten mächtiger war als seine Feinde in Waffen".

Haben wir so den nur bedingten — den mehr historischen und subjektiven als rein ästhetischen — Wert des Verlorenen Paradieses begriffen, so dürfen wir um so freudiger die gewaltige Dichterkraft bewundern, welche einen widerstrebenden Stoff so sicher beherrscht. Milton hat in diesem Werke das Höchste und Edelste von allem niedergelegt, was ihm je Kopf und Herz bewegte. In poetischer Form kehren hier wieder seine Ideen über das Verhältnis des Menschen zu Gott, über die Freiheit des Willens und die Notwendigkeit eines selbsterrungenen persönlichen Glaubens. Auch der zweite Ideenkreis, der seine Mannesjahre beschäftigte, lebt hier wieder auf — seine Gedanken über das Verhältnis von Mann und Weib. An jenem unsterblichen Gesang, welcher erzählt, wie Eva — „der Himmel war in ihren Augen" — dem Manne entgegentritt, wie die beiden geschaffen waren

he for God only, she for God in him —

an der ganzen Darstellung des ersten Menschenpaares mag man erkennen, wie warm und innig der strenge Poet von der Seligkeit der Ehe dachte. Nur leider war der alternde Dichter doch einer der wunderlichen Heiligen (das Wort scheint recht eigentlich für die Puritaner geschaffen). Er ist imstande, dicht auf die feurigsten Schilderungen die trockensten moralischen Betrachtungen folgen zu lassen — so jene Rede des Engels, welche dem Adam the rule of not too much einschärft. Er predigt geradezu, die Liebe sei erlaubt, doch nicht die Leidenschaft — was doch nur sagt, das Feuer solle nicht brennen. Milton war nicht bloß verbittert durch schwere persönliche Erfahrungen; er sah auch, wie der Übermut unzüchtiger Weiber Unheil über das Land brachte. Daß die Frauen durch den Reiz der Sinne den Mann und die ganze Welt beherrschen, war ein Lieblingsthema der schmutzigen Poesie des Tages, so der letzten Gesänge von Butlers Hudibras. Nur um so fester hielt der Puritaner seine finstere Meinung, der Mann entwürdige sich, der das Weib als seinesgleichen gelten lasse. Endlich hat Milton auch den Kern seines politischen Nachdenkens in dem Gedichte ausgesprochen. Ganze Stellen seiner prosaischen Schriften wiederholen sich in poetischer Umschreibung, die staatliche Freiheit wird verherrlicht als die Belohnung der Tugend der Völker und das Glaubensbekenntnis des Republikaners ausgesprochen in dem berühmten Worte:

man over men God made not lord.

Nicht allein die Früchte seines eigenen Nachdenkens, auch das Köstlichste von fremder Geistesarbeit hat Milton hier versammelt. Aus jedem Gesange tönen uns Anklänge an die Werke älterer Dichter entgegen, ganze Kapitel der Bibel werden umschrieben. Darum hat die kleinmeisterliche Altklugheit der Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts das Verlorene Paradies oft als eine Schatzkammer voll geraubter Kleinodien verdammt. Für

uns erledigt sich die Frage durch die eine Tatsache, daß Miltons Werk lebt und leben wird, derweil die unzähligen geistlichen Gedichte, die er ausbeutete, längst der Vergessenheit verfielen. Dem englischen Sänger fällt nicht ein Blatt aus seinem vollen Kranze, wenn man uns nachweist, daß schon vor ihm der gelehrte deutsche Jesuit Jakob Masenius ein lateinisches Epos Sacrotis schrieb, zur Übung der Jesuitenschüler in der lateinischen Verskunst, und darin die Versammlung der höllischen Geister des Pandämoniums schilderte. Uns, die wir zurückschauen auf eine so lange Arbeit frischen, vollkräftigen Künstlertums, steht hoffentlich jene Auffassung des geistigen Eigentums fest, welche zu Recht bestehen wird, solange rüstige Künstler schaffen: der ohnmächtige Schwächling, dem eine gute Idee über Nacht gekommen, hat nicht das mindeste Recht zur Klage, wenn ein schöpferischer Kopf sie seiner unfähigen Hand entreißt und lebendig verkörpert. Miltons Talent war lyrisch und, was die Charakterzeichnung anlangt, dramatisch. Die Kraft des Dramatikers aber liegt im Gestalten, die des erzählenden Dichters im Erfinden. Darum haben Shakespeare, Calderon, Molière kraft göttlichen Rechtes mit höchster Unbefangenheit fremde Dichtungen benutzt. Es scheint, als müßten manche große Stoffe der Poesie erst durch viele Hände gehen, bevor das Eisen zu Stahl wird und nun ein echter Künstler die schneidige Klinge schmieden kann. Darum ist auch Milton durchaus original: die fremden Zieraten sind von einer nicht minder energischen, selbständigen Künstlerhand neu geschaffen wie die homerischen Helden in Troilus und Kressida; sie fügen sich so harmonisch in die Dichtung ein wie die antiken Kapitäle der Säulen an alten romanischen Kirchen.

In gleicher Weise verfuhr Milton auch mit jenem Gedichte, das ihm offenbar die erste Anregung zu seinem Epos gab, mit der Tragödie Adamus exul von Hugo Grotius. Die Holländer, arm wie sie sind an großen Dichtern, hatten dies Jugendwerk ihres großen Landsmanns schon bei seinem ersten Erscheinen, 1601, mit dem enthusiastischen Zurufe nationalen Stolzes begrüßt, und sie pflegen noch heute nicht selten das Verlorene Paradies für eine Kopie des Vertriebenen Adam zu erklären. Unter den Deutschen könnte dies Märchen nicht so oft nachgesprochen werden, wenn nicht die Tragödie des Grotius zu den literarischen Seltenheiten gehörte. Wer sie kennt, wird zwar die getragene, an Vergil gemahnende Würde der Darstellung preisen und an einzelnen kraftvollen Sentenzen sich erfreuen, indessen das Ganze doch nur als die Schulübung eines geistreichen Jünglings und eleganten Lateiners gelten lassen. Dürr und prosaisch dehnt sich das Stück, in lehrhafter Breite und doch ohne jene Fülle des poetischen Details, die den Dichter bezeichnet. Wie reizlos ist die Eva des Grotius, ein gewöhnliches, schwaches Weib, während sie bei Milton trotz aller Gebrechen nie den Adel, die zauberische Hoheit der Ahnmutter unseres Geschlechtes verleugnet. Rücksichtsloser, als heute dem Dichter ge-

stattet wird, hat Milton einzelne Stellen des Holländers verwendet, doch der Raub wird zur Beschämung für den Beraubten. Wenn der Satan des Grotius sagt:

Alto praeesse Tartaro siquidem juvat
Caelis quam in ipsis servi obire munia —

so spricht er bei Milton kurz und wuchtig:

Better to reign in hell than serve in heav'n.

Dies eine Beispiel sagt mehr als eine lange Betrachtung. Gerade an der Tragödie des Niederländers mag man lernen, wie grundprosaisch dies siebzehnte Jahrhundert empfand, wie einsam Miltons Künstlergeist in solchen Tagen stand. Aus der Heimat des guten Geschmacks und der eleganten Gelehrsamkeit schreibt Grotius seine Vorrede an den Prinzen von Condé und rühmt die Nützlichkeit seines Gedichtes, da viele Verse für den Theologen und Metaphysiker, den Astrologen und Geographen Belehrung böten, welche Stellen dann auch im Index säuberlich verzeichnet stehen! — Dann und wann freilich zeigt sich selbst Milton angekränkelt von dieser prosaischen Schwerfälligkeit seiner Zeit; die ungeheure Gelehrsamkeit des Dichters stört den künstlerischen Eindruck. Wir begreifen leicht, wie der Klang großer historischer Namen dem blinden Sänger, der das wache Traumleben der Erinnerung führte, eine Welt glänzender Bilder vor die Seele führen mußte. Da geschieht es denn, daß „Dame Gedächtnis", die er die Muse schlechter Dichter nennt, auf Augenblicke auch *seine* Muse wird: oft füllt er ganze Verse mit mächtig tönenden Namen, und nur des jungen Macaulay blinde Schwärmerei konnte diese Schwäche bewundern. Auch die ausführliche Schilderung der Kämpfe der Engel ist einer gelehrten Grille entsprungen. Es war die Meinung der Ästhetiker der Zeit, das kunstgerechte Epos bedürfe der mit Ariostischer Breite ausgeführten Schlachtszenen. Man wußte nicht, daß Ariost und seine Leser als Freunde der schönen Fechtkunst den Kampfschilderungen ein Kennerinteresse entgegenbrachten, welches im siebzehnten Jahrhundert nicht mehr bestand.

Wie das Werk um seiner subjektiven Erregtheit willen ganz einsam dasteht unter den epischen Gedichten, so ist auch die gedrungene Knappheit der Komposition das gerade Gegenteil der behaglichen Breite epischer Darstellung. Auch der reimlose blank verse, den Milton zum Erstaunen der Zeitgenossen zuerst in das Epos einführt, ist der Vers des Dramas; er gewährt dem sprachgewaltigen Dichter volle Freiheit, hebräische, griechische, altenglische Redewendungen zu gebrauchen. Schon oft wurde das musikalische Gefühl des Dichters bewundert, der durch seine Erziehung, seine Bibelkunde, seine Blindheit und seinen Glauben gleich sehr auf die „christlichste der Künste" geführt ward. Merkwürdiger noch, wie mit dieser musikalischen Innigkeit eine solche Prägnanz der Sprache, eine solche plastische

Kraft der Schilderung sich paaren. Denn Milton wußte, wie Shakespeare, das reiche Erbteil der altenglischen Mysterienspiele zu verwerten: er ist Meister im anschaulichen Personifizieren abstrakter Begriffe. Mit so dämonischer Kraft reißt er uns in seine Welt hinein, daß wir den bloß symbolischen Gehalt derselben oft gänzlich vergessen: eine ästhetisch so unbedeutende Tat wie der Apfelbiß berührt uns mit dem ganzen Schauder eines ungeheuren Weltereignisses. Freilich kommt es Milton dabei zugute, daß die wenigsten Leser imstande sind, solche von dem Glauben von Jahrtausenden getragene Mythen mit bloß ästhetischem Blick zu betrachten.

Den ganzen Farbenreichtum seiner Einbildungskraft verschwendet der blinde Dichter, wo es gilt, die Herrlichkeit der Erde zu schildern, die an goldener Kette dicht bei dem saphirnen Wall des Himmels schwebt — der Erde, deren Pracht auch den vom Himmel niedersteigenden Engel noch mit Bewunderung erfüllt. Die Schrecken der Hölle dagegen liebt er mit anderen, mehr geistigen Mitteln darzustellen. Zwar verschmäht er nicht, seinen diabolischen Figuren jene halb menschliche, halb tierische Mißgestalt zu geben, welche schon die Alten als das Grauenhafteste erkannten. Aber den tiefsten Schauder ruft er hervor durch den sittlichen Ekel; nichts scheußlicher als jene Reihe von Inzesten, wodurch Tod und Sünde mit Satan verwandt geworden. Die Unmöglichkeit, eine Welt zu schildern, „wo Länge, Höhe, Breite, Zeit und Raum verloren sind", weiß er dadurch zu überwinden, daß er das unseren Sinnen Hohnsprechende recht laut und entschieden betont: die berühmten Darstellungen der „sichtbaren Finsternis" und „des festen Feuers" wirken wie die leibhaftigsten Bilder. Auch Milton allerdings ist nicht immer glücklich mit diesen Versuchen, das Grenzenlose, Unbestimmte, Formlose darzustellen: oft tragen wir statt des Genusses nur einen unklaren panischen Schrecken davon und erinnern uns der echten Künstlerworte Goethes, daß das Gefühl der Wasserwage und des Perpendikels den Menschen erst zum Menschen macht. Noch weniger vermag der puritanische Eiferer die tief gemeinen, diabolischen Geister in objektiver Wahrheit vorzuführen. Der Charakter des Satans mit seinem erhabenen Ehrgeiz, seiner gewaltigen politischen Leidenschaft ward von Milton verstanden und lebendig verkörpert, aber die niedrigen sinnlich-lüsternen Geister, die Mammon und Belial, wußte er nur mit tendenziöser Bitterkeit zu schildern. Die größte Kunst entfaltet der Dichter in der Schilderung des Paradieses. Hier gelingt ihm das Unmögliche, in das ermüdende Einerlei ungetrübten Glückes einiges Leben zu bringen. Zur rechten Zeit immer weiß er den Schauplatz zu wechseln; nur der kontrastierende Reiz der himmlischen, irdischen, höllischen Szenen macht dem Leser möglich, die überstarke Anspannung der Seele, die der Poet ihm auferlegt, zu ertragen. — Der wahre Zauber des Gedichts, wir wiederholen es, liegt in dem Charakter des Dichters, in dem tief melancholischen, weltverachtenden Geiste, der das Ganze überschattet.

So wird die Welt dahingehn
Den Guten feindlich und den Bösen hold,
Aufstöhnend unter ihrer eignen Last —

dies der Weisheit letzter Spruch, die der erzählende Engel aus der Betrachtung der Historie zieht. Und selbst der am Ende des Gedichts auftauchende Hinweis auf die Erlösung des Menschengeschlechts vermag nicht den Eindruck dieser ernsten Stimmung zu verwischen.

Durch solche strenge Hoheit des Sinnes ist Milton nahe verwandt mit dem ersten großen christlichen Epiker, Dante. Beide Männer von ungeheurer Willenskraft und sprödem Stolze, durch das untrügliche Bewußtsein eines großen Berufes über die gemeinen Nöte des Lebens emporgehoben, hatten beide die beste Kraft der Mannesjahre an die politischen Kämpfe einer tiefbewegten Zeit gewendet und eine geniale Begabung nicht zu gut gehalten für das Handwerk des Tagesschriftstellers. Und der glühende Verteidiger der kaiserlichen Monarchie, der den Brutus erbarmungslos in die Hölle verstößt, steht dem radikalen Anwalt des Königsmordes, dem Feinde der Cäsaren in seinen politischen Schriften näher, als der oberflächliche Blick erkennen mag. Denn der eine wie der andere lehrte, daß die Obrigkeit besteht um des Volkes willen, eiferte für die Rückkehr der Kirche zur ursprünglichen Einfachheit und Reinheit und ahnte, ohne doch zu den letzten Folgesätzen zu gelangen, die große Wahrheit der Trennung geistlicher und weltlicher Dinge. Nach Bürgerpflicht ergriffen beide Partei, aber der Überlegenheit dieser Köpfe blieben die Sünden ihrer Genossen unverborgen: wie Milton aus reiner Höhe vornehm herabschaute auf die plumpe Unduldsamkeit der Puritaner, so mahnte der ghibellinische Dichter: „Mit andern, andern Waffen zieh zum Streit der Ghibelline; jeden wird's gereuen, der trennt den Aar von der Gerechtigkeit." Dann sahen beide ihr eigenes Lebensglück in den Schiffbruch ihrer vaterländischen Hoffnungen hineingerissen; gleich schwer vom Schicksal heimgesucht steht der blinde verfolgte Puritaner neben dem landflüchtigen Florentiner, der mit Tränen lernte, wie gesalzen das Brot aus fremden Händen schmeckt, und wie bitter es ist, fremde Treppen zu steigen. Nun sammelten sich beide in ihren reifsten Tagen, um in einem religiös-allegorischen Gedichte die Bilderfülle ihrer stürmischen Laufbahn in dem plastischen Stile Vergils darzustellen, ihre religiösen und politischen Ideale zu verkörpern und die große Summe ihres Lebens zu ziehen. Beiden erschien der Cherub, der einst den Mund des Propheten gesegnet, und sprach: „Siehe, hiermit sind deine Lippen gerühret, daß deine Missetat von dir genommen und deine Sünde versöhnet sei."

Also von Gott geweiht, sprachen beide ihren Wahrspruch über die Geschichte der Welt, und noch kühner sogar als der Stolz des Protestanten erscheint die hohe Sicherheit der Seele des mittelalterlichen Menschen, der

sich vermaß, er, der katholische Christ, das Tun aller Päpste, Kaiser und Könige zu verdammen oder zu begnadigen und von seinem Gedichte also redete: „Gegenstand ist der Mensch, wie er durch Sündigen oder Gutes tun nach freiem Willen der Gerechtigkeit der Strafe oder des Lohnes verfällt." Beide legen ihrem Werke ein festgeschlossenes System von Glaubenslehren zugrunde, das nicht bloß poetisch wahr sein soll, beide erkennen in der „Hinaufläuterung des Sinnlichen zum Himmlischen" den Sinn alles Lebens und glauben, der Gerechte werde schon hienieden der Seligkeit teilhaftig. Der eine wie der andere übersieht das gesamte geistige Vermögen seiner Epoche und legt in seinem Gedichte einen Schatz von neu geschaffenem fremden Wissen und Denken neben seinem eigenen nieder; doch weder Milton noch Dante vermag die lehrhafte Tendenz zu verleugnen und Massen prosaischen Wissens vollkommen in schöne Gestalten umzugießen. Beide verstehen die Eintönigkeit eines übersinnlichen Stoffes reizvoll zu machen, indem sie den Schauplatz und den Ton der Darstellung wechseln. Beide halten eine unübersehbare Fülle von Bildern durch eine kraftvolle Komposition zusammen, nur daß der Bau des Kunstwerkes bei dem modernen Sänger dramatisch, bei dem mittelalterlichen in scholastische Formen gebannt ist. Aber der Florentiner gibt in seinen Selbstgeständnissen zugleich ein vollkommenes Abbild des innersten Wesens seines Zeitalters. Die tiefsinnige Mystik der Göttlichen Komödie, ihr phantastischer Frauenkultus, ihr halb antiker, halb kirchlicher Ideengehalt entspricht den tiefsten Herzensgeheimnissen der zwiegeteilten mittelalterlichen Bildung. Die harmonische Gesittung einer protestantischen Zeit dagegen konnte in einem allegorischen Werke nimmermehr ihren vollen Ausdruck finden.

Vor diese beiden christlichen Epen trete jeder, der verstehen will, was dem Dichter der Glaube seines Volkes bedeutet. „Der war in der Hölle!" raunten sich die Veroneser erschrocken zu, wenn die düstere Gestalt des verbannten Florentiners majestätisch durch die Straßen schritt. Das Kind einer solchen Zeit, erscheint Dante — so seltsam es klingen mag — neben Milton als ein naiver Künstler. Gänzlich unbefangen weist er die Zeitgenossen und die Menschen vergangener Tage der Hölle oder dem Fegefeuer zu; er nennt sie beim Namen, erzählt ihr Geschick, schildert sie ab vom Wirbel bis zur Zehe. Solche Kühnheit durfte Milton inmitten der skeptischen modernen Welt nicht mehr wagen: die Weltgeschichte betrachtet er in Bausch und Bogen in raschem Überblick, und den Zeitgenossen gegenüber muß er sich mit Anspielungen behelfen: wir erraten nur, daß unter den grübelnden Dämonen des Pandämoniums die Dogmatiker der Hochkirche gemeint sind. Dergestalt ist das Gedicht des Italieners ungleich reicher an echt historischem Gehalt. Jeder Gesang der „Hölle" führt uns in monumentaler Großheit ein erschütterndes Bild von Menschenschuld und Menschenleiden vor Augen; und solange warme Herzen schlagen, werden die Erzählungen von Ugolino, von Francesca von Rimini

auch jene Leser im Innersten ergreifen, welche für die symbolische Bedeutung des Gedichts, für Dantes mystische Weltanschauung kein Verständnis haben. Solche Szenen von rein menschlicher Schönheit sind im Paradise lost weit seltener zu finden. Und wieviel würdiger eines Dichters war Dantes Geschick! Sein Italien war das Herz der Welt; alle Schönheit, alle Tugenden und Laster der Zeit drängten sich zusammen in den gewaltigen Städten seiner Heimat, und über dieser farbenreichen Erde prangte noch der katholische Himmel mit seiner Fülle glänzender Gestalten. In dieser Welt lernte Dante den Reichtum des Lebens und des Menschenherzens in ganz anderer Weise kennen als der einseitige Puritaner.

Freier, klarer zum mindesten mögen Miltons sittliche Ideen sein; doch um Dantes Haupt schwebt jener Zauber, welcher der großen Künstlerseele die höchste Weihe gibt, der Zauber der Liebe. Der finstere Sänger, der die Greuel der Stadt der Qualerkorenen kündete, er rühmte sich auch, daß er auf alle Liebestöne lausche, er hat auch — menschlicher als der puritanische Weiberfeind — die schmelzende Weise gesungen: „Die ihr die Liebe kennt, ihr edeln Frauen". Der Gedanke der Hinaufläuterung des Fleisches zum Geiste ist für Milton ein philosophischer Satz; Dante erfaßt ihn inniger, künstlerischer, er besingt, wie die irdische Liebe sich zur himmlischen verklärt. Der Puritaner wußte mit kühlerem Gleichmute als der leidenschaftliche Romane den schweren Wandel seines Geschickes zu tragen; gleichmäßig, stetig wuchs er auf, er hat nicht wie dieser einen Tag von Damaskus erlebt. Aber Dante vermag auch den vollen Sturm der Leidenschaft durch seine Verse brausen zu lassen und das Herz des Hörers sogar noch mächtiger als Milton aufzuregen. Der Florentiner wagte, Gott und göttliche Dinge in der mißachteten Sprache der Frauen zu besingen, und erweckte seiner Nation das helle Bewußtsein ihres Volkstums; ja, der gesamten Dichtung der modernen Welt wies er die Bahn, denn sein Gedicht ist das erste seit dem Altertume, das die scharfen Züge eines eigenartigen Menschen zeigt; durch ihn gelangte die Persönlichkeit in der Kunst wieder zu ihrem unendlichen Rechte. Dem englischen Sänger fiel ein härteres Los: als ein Spätling erschien er am Ende einer großen Kunstepoche, und erst lange nach seinem Tode, auf fremdem Boden gab seine Dichtung den Anstoß zu einer neuen Entwickelung der Literatur.

Das große Werk, das dem Dichter zweimal fünf Pfund Sterling einbrachte, hatte Mühe, der Zensur zu entrinnen. Keine Zeile in dem Gedichte, die den Fanatikern der Restauration nicht staatsgefährlich erscheinen mußte, und doch — da ja das Völkchen den Teufel nie spürt — waren es nur zwei Verse, welche der Zensor hochbedenklich fand und nach langem Verhandeln endlich freigab. Noch bei Miltons Lebzeiten ward das Werk viel gelesen, freilich nur von der aufstrebenden Jugend und den Stillen im Lande, die sich daran ihren puritanischen Glauben stärkten. Unter die anerkannten Größen der englischen Dichtung ist das Paradise

lost erst eingetreten, seit Addison seine Landsleute darauf hinwies, wie Milton ihrer Sprache neue Kraft und Würde gegeben. Seitdem ward die — leider mehr erbauliche als ästhetische — Bewunderung von Miltons Genius in England so allgemein, daß selbst der arge Spötter Voltaire bei seinem Londoner Aufenthalte den christlichen Dichter bewundern lernte und in Ferney das Bild des Puritaners neben Franklins Porträt bewahrte. Noch mächtiger wirkte Miltons Vorbild in Deutschland. Nachdem einmal der gerade Weg verlassen war, den Shakespeare der modernen Dichtung gezeigt, fand er zuerst wieder den Deutschen einen Pfad, auf dem sie fortschreiten konnten, um die Fülle und Tiefe ihres Gemütslebens in erhabenen Gestalten zu verkörpern. Von ihm erbten unsere Bodmer und Klopstock den Mut, Schwung und Empfindung unserer ernüchterten Sprache wiederzubringen, und nur die Gottsched und Genossen schreckten zurück vor dem, was sie Miltons Überschwenglichkeit nannten. Unfähig, das Wesen der volkstümlichen Dichtung — also auch des echten Epos — zu verstehen, sah unser achtzehntes Jahrhundert, selbst Lessing nicht ausgeschlossen, in Milton das Urbild des epischen Dichters. Dann verdrängte Shakespeare den puritanischen Sänger aus den Herzen der Deutschen. Erst die politische Bewegung der neuesten Zeit zeigt wieder einige Teilnahme für Milton den Bürger, und eben jene Härte des Charakters, welche die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts erschreckte, erwirbt ihm heute Verehrer.

Hatte in dem Verlorenen Paradiese Milton, der Dichter und der Denker, sein volles Selbstbekenntnis abgelegt, so ist in den beiden Gedichten seines Greisenalters je eine dieser beiden Seiten seines Wesens gesondert zur Darstellung gebracht. Das Wiedergefundene Paradies wird immer aufs neue das Befremden erregen, wie doch ein frommer Christ von den heiligsten Glaubenssätzen der christlichen Kirche so weit abweichen und wie doch ein großer Dichter ein Kunstwerk von so geringem poetischen Wert schaffen konnte. Nicht das Leiden und Sterben und die Auferstehung Christi war für Milton das Bedeutungsvollste in dem Wirken des Erlösers. In allen theologischen Schriften des Puritaners wird dieser letzte, für die Kirche wichtigste Teil des Lebens Jesu nur kurz berührt. In Miltons Glauben ist nichts von Mystik, nichts von Liebe. Ein Mann der Tat, erfüllt von dem alttestamentarischen Gedanken der Gerechtigkeit, sieht er in Jesus vor allem den makellosen, den gerechten Menschen. Das Paradies ward verloren, weil das erste Menschenpaar der Versuchung des Teufels erlag, es wird wiedergewonnen, weil ein gerechter Mensch alle Verführungskünste des bösen Feindes abschlägt. Paradise regained ist die Erzählung von der Versuchung Christi durch Satan. Nicht ästhetische Gründe bewogen den Dichter, zu dem Paradise lost dies Gegenbild zu schaffen; die Idee des Werkes — die Erlösung der Welt — lag ja bereits poetisch genugsam ausgesprochen in den letzten Gesängen des Ver-

lorenen Paradieses. Nur seine Gedanken über die Nichtigkeit und Schalheit weltlichen Tuns und weltlicher Lust wollte er aussprechen; zu diesem didaktischen Zwecke ergriff er den biblischen Stoff und ließ in langen Gesprächen den Erlöser und den Satan den Wert weltlicher Größe philosophisch erörtern.

Schon der Mangel jeder Steigerung des Interesses beweist, daß Milton — ein Meister in der Komposition — gar nicht daran dachte, seine Leser ästhetisch zu befriedigen. Die Versuchungsgeschichte ist von Matthäus sehr einfach und sehr wirksam dargestellt: dreimal, und mit immer steigender Kühnheit, versucht Satan den Menschensohn zu betören. Diese einfache Form der Erzählung, die sich dem Dichter von selber empfahl, hat Milton verschmäht. Er folgt der weit künstlicheren Schilderung des Lukas und schiebt in die Darstellung des Evangelisten neue, selbsterfundene Versuchungen ein: er will den beiden Disputierenden Gelegenheit geben, ihr Thema, den Unwert irdischer Herrlichkeit, nach allen Seiten hin zu erschöpfen. Und schrecklich, grausam sind die Weisheitssprüche dieses Miltonischen Jesus. Immer mehr verbitterte sich der Geist des einsamen Puritaners inmitten einer verworfenen Zeit, immer tiefer lebte er sich ein in die unmenschliche Härte des Alten Testaments. Die herbsten, die düstersten Stellen des Paradise lost kehren umschrieben im Paradise regained wieder. In den zwei Büchern de doctrina Christiana, die er in diesen Jahren zusammenstellte, verteidigte er sogar die Vielweiberei als eine von Jehovah den Patriarchen gestattete Sitte. Selbst die Gedichte seiner Griechen erscheinen ihm jetzt leer, eitel, weltlich gegenüber den heiligen Gesängen Davids. Ja er läßt seinen Jesus das für einen Dichter entsetzliche Wort sprechen:

Die Schönheit wird allein bewundert
Von schwachen Seelen, die sich kirren lassen!

Offenbar, ein so trocken lehrhaftes und zugleich so finsteres Gedicht kann keine ästhetische Freude erregen. Daher ist einer unserer geistreichsten Literaturkenner, J. W. Loebell, auf die Vermutung gekommen, das Paradise regained sei ein Bruchstück, Milton habe ursprünglich das Leben des Erlösers weiterführen wollen bis zu der Auferstehung, der rechten Wiedereroberung des Paradieses[1]. Loebell erklärt, nur die Faulheit der Literaturhistoriker, die einander gedankenlos abschreiben, habe diese unzweifelhafte Tatsache übersehen können. Nun, der Vorwurf gegen die Literaturhistoriker ist nicht grundlos; es steht zu fürchten, daß in Zukunft die Behauptung, das Paradise regained sei unvollendet, aus dem Loebell abgeschrieben werde. Darum will ich in Kürze nachweisen, daß diese Vermutung sich nicht halten läßt. Wir wissen, das Wiedergewonnene Paradies

[1] Loebell, Vorlesungen über die Entwicklung der deutschen Poesie seit Klopstock. 1856. I, 185.

war dem Dichter das liebste seiner Werke, alle Lebensweisheit seines Alters hatte er darin niedergelegt. Ist es wahrscheinlich, daß er dies Lieblingswerk unvollendet gelassen hätte, da er doch nachher noch den Samson und prosaische Schriften verfaßte? Gehen wir an die erste Quelle, zu der ausgesprochenen Absicht des Dichters selber zurück. Milton eröffnet das Gedicht mit den Worten: „Ich habe vordem besungen, wie das Paradies durch *eines* Menschen Ungehorsam verloren ward: jetzt will ich singen, wie es wiedergewonnen ward durch *eines* Menschen festen, in jeder Versuchung erprobten Gehorsam, wie der Versucher abgeschlagen und Eden wieder aufgerichtet ward in der weiten Wildnis." Nun folgt die Versuchungsgeschichte. Auf das Wort Jesu: „Es steht geschrieben: versuche nicht den Herrn, deinen Gott", bricht Satan zusammen und stürzt hinab zur Hölle. Engelscharen erscheinen, tragen den Erlöser auf ihren Schwingen in ein blumiges Tal und singen ihm zu:

Now, thou hast avenged
Supplanted Adam, and by vanquishing
Temptation, hast regain'd lost Paradise —

und weiter: „Ein schöneres Paradies ist jetzt gegründet". — Ich begreife nicht, wie man nach diesen Worten noch bestreiten kann, der Dichter habe die Aufgabe, welche er sich selbst gestellt, wirklich zu Ende geführt. Loebell erklärt es für unmöglich, daß ein Milton ein Gedicht mit den Worten schließen konnte:

He (Jesus) unobserved
Home to his mother's house private return'd.

Gewiß, diese Verse sind steif und unschön, aber kein unpassender Schluß einer Erzählung. Der Held tritt ab — jene Worte sind das episch ausgeführte exeunt omnes des Dramatikers, ja sie bilden ersichtlich eine Parallelstelle zu dem Schlusse des Paradise lost, wo der Dichter ebenfalls die Helden, Adam und Eva, abtreten läßt:

They hand in hand, with wand'ring steps and slow
Through Eden took their solitary way.

Und wie diese schönen melodischen Zeilen sich zu jenen hölzernen Versen verhalten, genau so verhält sich der poetische Wert des Verlorenen zu dem des Wiedergewonnen Paradieses; jenes ist ein herrliches Epos mit einzelnen didaktischen Stellen, dieses ein ernsthaftes Lehrgedicht in epischer Einkleidung. Allerdings, nachdem die Engel dem Menschensohne Glück gewünscht, weil er das Paradies wieder erobert habe, schließen sie ihr Lied mit den Worten:

Queller of Satan, on thy glorious work
Now enter and begin to save mankind —

Worte, welche in die Zukunft hinausdeuten. Aber wir wissen bereits aus dem Paradise lost: durch die Erscheinung und den straflosen Wandel eines vollkommenen Menschen war, nach Miltons Glauben, der Fluch hinweggenommen, den Adam über unser Geschlecht gebracht; die Vollendung der Erlösung, die Gründung des Reiches Gottes sollte sich erst im Verlaufe der Weltgeschichte, durch fortwährendes Ringen der Gläubigen mit dem Bösen, vollziehen. Wer Milton zutraut, er habe die Leidensgeschichte Christi besingen wollen, der setzt bei dem Puritaner die Gesinnung nicht eines Milton, sondern eines Klopstock voraus.

Dieser dritte der großen christlichen Epiker nämlich ging zwar gleich dem Puritaner auf die religiöse Erbauung seiner Leser aus, er war beseelt von grenzenloser Verehrung für den englischen Dichter, dessen Bild er „weinend angestaunt wie Cäsar das Bild Alexanders". Aber wie gänzlich hatte sich inzwischen der Protestantismus verwandelt! Das erstarrte Luthertum war, dank den Pietisten von Halle, neu belebt. Eine tiefgemütliche, innige Religiosität beseligte die gläubigen Seelen, und diese Stillen im Lande betonten gerade jene christlichen Dogmen von dem Leiden und Tode des Erlösers, welche Milton kalt ließen. Von diesen deutschen Pietisten, welche „in tätiger, brüderlicher und gemeiner Liebe das Evangelium leben" wollten, ging Klopstock aus. Sein Gott ist der Gott der Gnade, des Erbarmens, Miltons Herr der gerechte, zürnende Jehova der Juden. Erschrecken wir oft vor Miltons Härte, so lachen wir Söhne einer derberen Zeit bereits herzlich über die zerflossene Empfindelei in Klopstocks Versen:

> Eine getreue Zähre der Huld — die seh' ich noch immer —
> Netzte sein Antlitz; ich küßte sie auf.

Jede Vergleichung des Verlorenen Paradieses mit Klopstocks Messias richtet sich selbst. Beide Dichter freilich waren wesentlich lyrische Genien, aber Milton besaß zugleich jene plastische Gestaltungskraft des Epikers, welche Klopstock versagt war. Während Klopstocks lyrische Gedichte in den Herzen seines Volkes fortleben, hat der Messias heute nur noch historische Bedeutung. Was man auch sagen möge — er ist unlesbar für die moderne Welt; es schwirrt uns vor den Augen, wenn wir ein Epos lesen, das keine Gestalten enthält. Nur *eines* darf der deutsche Dichter als einen Vorzug für sich beanspruchen: das humane Lächeln einer milderen Epoche blickt aus Klopstocks Versen.

Seit Jahren lebte Milton wieder wissenschaftlichen Arbeiten, auch in dem Paradise regained war überwiegend sein Verstand tätig gewesen. Da ergoß sich noch einmal alle Leidenschaft des Dichters glühend aus seiner gequälten Brust. Er schrieb das Drama Samson Agonistes.

Die Briten, gewohnt, an jede Tragödie den Maßstab der Shakespeareschen Dramatik anzulegen, sind gegen Miltons letztes Werk ebenso

ungerecht, wie sie seine anderen Gedichte in der Regel überschätzen. Sie vergessen, daß die Reinheit der Dichtungsart, welche sie in diesem lyrischen Drama vermissen, bei Milton überhaupt nirgends zu finden ist. Und sie bedenken nicht, daß Milton von dem Shakespeareschen Drama in bewußter Absicht sich entfernte: die Einmischung des Komischen schien ihm eine Entwürdigung der Tragödie, und er bekannte sich bereits zu der mißverstandenen aristotelischen Lehre von den dramatischen Einheiten. Das Gedicht zeigt Spuren jener manierierten Schreibweise, welche alternde Künstler selten vermeiden. Auch gelehrte Grillen kehren wieder: nach der wunderlichen Art der lateinischen Dramendichter jener Zeit benutzt Milton die Versmaße der Chöre der Alten ohne ihre Musik. Trotzdem bleibt der Samson ein wunderschönes Gedicht, ein Werk aus einem Gusse, wie es Milton sonst nie gelungen, von der ersten bis zur letzten Zeile ein Mark und Bein erschütterndes Klagelied. Der ausgewählte Streiter Gottes, der, geblendet und mißhandelt von den Unbeschnittenen, sich zur letzten Tat heiliger Rache emporrafft, um die Heiden und Lästerer zu Jehovas Ehren in den Staub zu schmettern — wahrlich, das war ein Held, zu dessen Preise dem blinden verfolgten Puritaner die Verse von selbst zuströmen mußten. Hier ist Milton ganz Leidenschaft; die Weisheitssprüche, die auch diesmal nicht fehlen, werden mit einer fanatischen Heftigkeit hervorgestoßen, welche ihnen die lehrhafte Trockenheit nimmt. Die Götzendiener, die ihn mißhandelt, sollten es hören, daß der Tag der Vergeltung nahe; nicht ihn, den Herrn selber hatten sie beleidigt —

Der Kampf ist zwischen Gott und Dagon nun allein.

Und wie gewaltig rauschen die Klagen dahin, von dem ersten Ausbruch des Schmerzes:

O Dunkel, Dunkel, Dunkel! Mitten im Mittagsglanz
Unwiederbringlich Dunkel! Ewige Finsternis —
Und nimmer wird es tagen!
Warum gilt mir nicht Gottes erst Gebot:
Es werde Licht! — und Licht ward's überall? —

bis zu dem finsteren, eines Hiob würdigen Chorgesange über die Falschheit der Weiber und der schweren Frage: was ist der Mensch, wenn die Helden, so Gott feierlich erhoben, dem Schwert der Heiden wehrlos vorgeworfen sind? — Nicht als ein Drama, wohl aber als ein erhabener Hymnus in dialogischer Form ist der Samson das ästhetisch vollendetste von Miltons Gedichten. Schlägt unser Urteil der Meinung der berühmtesten englischen Kritiker ins Gesicht, so steht uns dafür ein deutscher Geistesverwandter Miltons zur Seite: durch den Samson Agonistes ließ Händel sich anregen zu seinem unsterblichen Oratorium.

Dies Werk des Hasses und der Klage war das letzte Gedicht des Sängers, der am 8. November 1674 verschied.

Wir verwerfen die Unart der modernen Kritik, welche nur allzu geneigt ist, die Frage nach dem Kunstwerte eines Gedichts zu vermengen mit der Frage nach dem sittlichen Werte des Dichters. Wir wissen sehr wohl, daß eine geheimnisvolle Fügung gar oft den lauteren Wein der Dichtkunst in unreine Schläuche füllt. Wenn aber ein Dichter die Aufgabe, welche Milton dem Künstler zugewiesen, wirklich löst und sein Leben selbst zu einem wahren Gedichte zu gestalten weiß, dann scheint uns das Höchste gelungen, was dem Menschen zu erreichen beschieden ist. Als ein solcher Mann ist Milton „durch des Lebens eitles Maskenspiel" geschritten. Sein Name wird leben, solange die edlen Geister aller Nationen das große Evangelium der Freiheit singen und sagen werden, solange das Wort eine Wahrheit bleibt:

No sea
Swells like the bosom of a man set free.

Lord Byron und der Radikalismus

Leipzig 1863

Selten hat Lessing ein so kühnes geistvolles Wort gesprochen wie jenen berühmten Satz, der Historiker könne im Grunde nur die Geschichte seiner Zeit erzählen. Und doch wird dieser Ausspruch vor der Beschränktheit des menschlichen Sinnes immer wieder zuschanden werden. Wer eine kaum erst abgeschlossene Vergangenheit schildert, steht entweder selber noch mitten in ihren Kämpfen, dann ermangelt sein Blick der Freiheit. Oder er hat ihre Ideale innerlich überwunden; dann ist er zumeist noch weniger unparteiisch, dann wird er ihre Verirrungen mit jener schonungslosen Schärfe richten, welche das Bewußtsein eigener Schuld hervorruft. Diese zwiefache Befangenheit beobachten wir noch immer an den landläufigen Urteilen über den glänzendsten Vertreter der jüngsten Literaturepoche, Lord Byron. Seine Landsleute (bis auf eine kleine Schar blinder Verehrer) gebärden sich, wenn sie von ihm reden, unwillkürlich als leidenschaftliche Verteidiger ihrer vaterländischen Sitte, die Byron rücksichtslos bekriegte, und wir denken nicht daran, sie deshalb zu tadeln. Gewiß, käme je die Zeit, da man in England sich harmlos an der Schönheit des Don Juan erfreute oder dem größten aller Beherrscher des Landes, dem Protektor, das gebührende Denkmal errichtete: so würden die Briten an unbefangen menschlicher Bildung gewonnen und einige jener nationalen Vorurteile abgestreift haben, die den Fremden verletzen. Aber vermutlich würden mit solchen Vorurteilen auch mehrere der Tugenden verlorengehen, denen England seine Größe dankt, vornehmlich jene großartige Einseitigkeit, die unbeirrt und sicher geradeaus zum Ziele schreitet und die Willkür des Einzelnen durch die Macht fester alterprobter Überlieferungen in Staat und Sitte bändigt. Diesen häuslichen Händeln der Fremden können wir Deutschen freilich gleichmütig zuschauen, doch ein ruhiges Urteil über Byron fällt auch uns sehr schwer.

Seine Dichtung hat ungleich tiefer auf uns gewirkt als auf seine Heimat, seine blendende Erscheinung ist eine lange Zeit das helle Traumbild unserer Jugend gewesen, und nicht gar fern sind die Tage, da alle Kreise unserer guten Gesellschaft in der Vergötterung des Dichters wett-

eiferten und Willkomms sogenanntes „Leben Lord Byrons" tausend jungen Deutschen den Sinn betörte. Seitdem hat sich die Welt von Grund aus verwandelt, und die liebloſen Urteile über Byron, die heute in aller Munde sind, erinnern oft lebhaft an den Grimm des Barbaren, der sein machtloſes Götzenbild mißhandelt. Wie soll ein Mann leidenschaftslos über den Dichter des Weltschmerzes reden, wenn er sich im stillen sagen muß, auch er selber habe einst in dem Byronschen tragischen Blicke, der höhnisch gekräuselten Lippe und dem loſe geschlungenen Halstuch die sicheren Kennzeichen des Genius gesucht? Die Schwärmerei der Deutschen für Byron fiel in Tage, da unser Volk ein ruhiges, stetiges Selbstgefühl kaum besaß und das Fremde bestaunte, weil es fremd war. Heute, seit die Nation beginnt, fest auf eigenen Füßen zu stehen, sind wir sehr geneigt, die Ideale jener Zeit allzu scharf zu verdammen.

Lord Byrons Verhängnis lag in seiner trotzigen Absonderung von den Sitten seines Volkes, und das Urteil über ihn hängt schließlich von der Frage ab, ob diese Gesittung in Wahrheit verbildet genug war, um den verwegenen Widerstand eines Einzelnen zu rechtfertigen. Von allen Aufgaben des Historikers ist das Entscheiden über die Reinheit der sittlichen Begriffe anderer Völker die allerschwierigste und undankbarste. Seltener als andere Nationen wird das deutsche Volk durch die Erregung des Augenblicks zu so schnöder, verlogener Ungerechtigkeit fortgerissen, wie sie oftmals von den Engländern gegen uns geübt ward. Doch leider zeigen die in Deutschland landläufigen Urteile über den sittlichen Wert fremder Nationen nur allzu häufig jene sonderbare Mischung von Demut und Dünkel, welche dem Charakter politisch machtloser Völker eigentümlich ist. Jeder Narr unter uns meint sich berechtigt, geläufig und zuversichtlich den Franzosen das Gemüt, den Italienern die Wahrhaftigkeit kurzweg abzusprechen: — bis plötzlich eine große Bewegung, wie die jüngste italienische Revolution, uns beschämend belehrt, daß ein Volk einen von dem unseren grundverschiedenen Sittenkodex besitzen und dennoch einer hohen sittlichen Bildung sich erfreuen kann. Keine Nation der Welt, deren Charakter nicht häßliche Widersprüche aufwiese, welche, von dem Fremden mit seinem Maße gemessen, zu schonungsloser Verdammung führen müßten. Wie denken wir selber zu bestehen, wollte ein Fremder sein Urteil über die deutsche Sittlichkeit auf die leider unzweifelhafte Tatsache gründen, daß ein frivoles Spielen mit dem politischen Eide, ein feiges Verleugnen der eigenen Überzeugung in Deutschland den Ehrenmann noch keineswegs notwendig des guten Rufes beraubt? Das sind traurige Folgen einer Zeit öffentlicher Kämpfe und noch unvollendeter politischer Bildung, wird man einwenden. Sehr wahr; aber gleiche und bessere Entschuldigungen hat der Engländer zur Hand, wenn wir von englischer Heuchelei und Prüderie reden, der Italiener, wenn wir das Schlagwort von welscher Arglist ausspielen. Bedeutende Menschen lassen wir beschei-

den gewähren, wenn sie ihr Recht bewiesen haben, ihren eigenen Weg zu gehen, und nur Kinder fragen: Wer ist der größere? Über die großen Kulturvölker aber, deren Dasein schon das Recht des Daseins ist, sitzen wir zu Gericht, messen ihnen Lob und Tadel zu, statt ihren Charakter als ein Gegebenes hinzunehmen und in seiner Notwendigkeit zu verstehen. Solches Verständnis wird gemeinhin finden, daß die sogenannten Nationaltugenden und Nationalfehler nur verschiedene Seiten eines und desselben Charakterzuges sind. Wir sind also weit davon entfernt, einzustimmen in den üblichen selbstgefälligen Tadel der englischen „Heuchelei", wenn wir einfach aussprechen, was uns Deutsche an dem englischen Wesen am meisten befremdet: daß nämlich die religiösen und die sittlichen Begriffe in England sich nicht gleichmäßig entwickelt haben. Wir finden dort eine nahezu jüdische Starrheit des Festhaltens an der dogmatischen Überlieferung und daneben eine volkstümliche, längst in der kühnen praktischen Eigensucht der Nation großartig verkörperte Sittenlehre, die zwar seit Bacon und Locke bis zu den schottischen Philosophen ihren wissenschaftlichen Ausdruck mannigfach geändert, aber im Grunde jederzeit alle moralischen Dinge an dem Maßstabe des Nutzens gemessen hat.

Es läßt sich kein schärferer Gegensatz denken zu der deutschen Weise, zu uns, die wir in allen moralischen Fragen bewußt oder unbewußt der strengen Kantischen Pflichtenlehre folgen und auf dem Gebiete des Glaubens einer schrankenloser Selbständigkeit, der German infidelity, uns rühmen. Doch glücklicherweise leben die Völker nach einem höheren Gesetze als nach dem des Nichtwiderspruchs. Trotz ihrer materialistischen Sittenlehre ist die Sittlichkeit der englischen Nation lange sehr rein geblieben, weil ein gesunder praktischer Sinn, ein unbeugsames Rechtsgefühl und, vor allem, die unvergleichliche Schule der politischen Freiheit und politischen Pflichterfüllung sie vor den letzten Ergebnissen ihrer Moralbegriffe bewahrte. Den Schlüssel zu diesen Widersprüchen gewährt die eigentümliche Entstehungsweise der Reformation in England. Das Puritanertum hatte in gewaltiger Geistesarbeit den durch die politische Gewalt dem Volke aufgedrungenen Protestantismus in ein geistiges Eigentum der Nation verwandelt; aber nimmermehr konnte diese strenge weltverachtende Richtung die ganze Seele eines lebensfrohen und lebensstarken Volkes ausfüllen. Der Widerstand des altenglischen Weltsinnes gegen die puritanische Härte geht in den mannigfachsten Gestalten durch die englische Literatur, von Shakespeare an bis zu den Tagen, da Smollet und Fielding lachenden Mundes ihren ernsten Kampf führten wider Richardsons zimperliche Ehrbarkeit. Dieser Dualismus hat in England darin vorläufig eine oberflächliche Ausgleichung gefunden, daß die Mehrheit der Nation im praktischen Wirken einer ganz weltlichen Nützlichkeitsmoral huldigt und, weil sie die Unsicherheit dieses Leitsterns im stillen empfindet, um so zäher festhält an dem Buchstaben der Dogmatik und an gewissen

konventionellen Sittenbegriffen. Nicht ohne schwere Schuld, natürlich, konnte Byron sich absondern von dieser Gesittung seines Volkes; doch wollen wir seine „Zerrissenheit" begreifen, so müssen wir vorerst den Dualismus in der Moral seiner Nation verstehen.

Sehen wir zunächst, in welcher Lage Byron seine heimische Literatur vorfand. Nichts schiefer, als Macaulays Behauptung, Byron habe ratlos umhergeschwankt zwischen zwei feindlichen Dichterschulen und sei endlich wider sein ästhetisches Gewissen durch sein krankhaftes Bedürfnis nach dem Beifall der Zeitgenossen in die neuere jener beiden Schulen getrieben worden. Wir erblicken vielmehr in Byron die außerordentliche Erscheinung eines Dichters, der an drei aufeinanderfolgenden Richtungen der Literatur wesentlichen Anteil nimmt und dennoch ein ganz selbständiger Künstler bleibt. Seine ästhetische Theorie hatte sich an dem „korrekten" Pope gebildet, seine Phantasie war erfüllt von den Idealen jener Dichtung, die man die englische Romantik nennen mag, und er selber schuf endlich eine neue Richtung, die über beide Vorgänger weit hinausging; er brach die Bahn der neuesten Epoche der europäischen Literatur, indem er das Element der schrankenlos übermütigen Subjektivität in die Poesie einführte. Die Erscheinung eines solchen Dichters muß eine unharmonische sein, doch ist es lohnend, ihr Werden zu verstehen.

Gleich allen seiner Altersgenossen war ihm in der Schule die Dichtung Popes als das Höchste der englischen Kunst geschildert worden, und wie er in späteren stürmischen Tagen jede kleinste Erinnerung an die glückliche Schulzeit zu Harrow mit wehmütiger Liebe bewahrte, so sind auch seine ästhetischen Meinungen den Eindrücken seiner Jugend niemals völlig entwachsen. In der Tat, nur sehr weniges unter den englischen Gedichten des achtzehnten Jahrhunderts war Byrons Genius verwandt, konnte ihm zum Herzen reden. Die wahrhaft lebendigen Werke dieser Zeit lagen auf jenem Grenzgebiete der Poesie, das die Briten noch heute selten oder nie in den Begriff der poetry einschließen, auf dem Felde des Sittenromans. Das liebevolle Beobachten des täglichen Lebens bis in das kleinste Detail hinein, das peinlich genaue, naturwahre Darstellen der Charaktere aus der Alltagswelt war die mit Recht bewunderte Eigentümlichkeit der englischen Literatur geworden seit Defoes Robinson, seit Addisons Spektator und den geistvollen Novellisten der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, und diese bescheidenen Werke gaben ein getreueres Bild von dem Gemüte ihres Volkes, waren reicher an echter Poesie als die anmaßlichen Versuche, das gespreizte Heldentum der Franzosen in korrekten Versen nach England einzuführen. Aber Byrons durchaus lyrisch erregter Sinn sah über die Prosa des Romans vornehm hinweg, und je sicherer er sich im stillen gestehen mußte, ihm sei die Gabe der überzeugenden Charakterzeichnung nur kärglich zugemessen, desto eifriger schwor er auf Pope. Zu diesem „Fürsten der Reime und großen Dichter des Verstandes" zogen ihn

hin der Wohllaut des Verses, der reiche Witz, die seinem eigenen Wesen verwandte Freude an der malerischen Beschreibung und der ihm gleichfalls verwandte satirische Genius, der seine Gestalten nicht sowohl darstellt als betrachtet. Und war ihm selber die dramatische Kraft versagt, so tröstete er sich, auch Pope habe geringschätzig geredet von dem wertlosen Beifall der Zuschauer. So blieb er dabei, die Poesie der Gegenwart verhalte sich zu Pope wie die phantastische Pracht einer Moschee zu dem Adel der Linien eines dorischen Tempels. Der Vergleich ist nicht ganz verkehrt — wenn wir nur unter diesem dorischen Tempel uns nicht das Heiligtum des olympischen Zeus denken, sondern eines jener klassischen Bauwerke, welche als Vignetten vor den Gedichten des Herrn Biedermeier zu prangen pflegen. Wahrlich, wer bliebe ernsthaft, wenn er Byron sich leibhaftig vorstellt neben seinem Ideale, wie der moderne „Genius mit dem Kainszeichen" eintritt in die künstliche Grotte des Gartens von Twickenham, aus der Dose des kleinen Mannes mit der großen Perücke eine Prise nimmt und dann dem eintönigen Geplätscher seiner korrekten Verse lauscht? Wer staunte nicht über diese theoretische Vorliebe Byrons, wenn er eines der feurigen Gedichte des Jüngers mit einem Werke des Meisters vergleicht, etwa mit jenem Briefe der Heloise an Abälard, wo ein Stoff, glühend von gewaltiger Leidenschaft, untergeht in einer Sintflut gezierter Langeweile? Von den Heroen der älteren englischen Literatur besaß Byron nur oberflächliche Kenntnis. Miltons puritanische Strenge stieß ihn ab, und sein ungeheurer Ehrgeiz bäumte sich auf wider Shakespeares erdrückende Größe. Da nun vollends alle seine Feinde unter den romantischen Zeitgenossen die kaum erst von neuem erstandene Herrlichkeit der Shakespearischen Dichtung priesen, so trieb ihn auch der Widerspruchsgeist, die Überlegenheit Shakespeares, vor der Welt zum mindesten, zu leugnen und an seinem Pope festzuhalten.

Doch zu seinem Heile war Byron am wenigsten der Mann, sein dichterisches Schaffen unter die Leitung einer ästhetischen Theorie zu stellen. Er war nicht jener denkenden Künstler einer, an denen wir, wie an Milton und den großen deutschen Dichtern, die wunderbare Verbindung von ursprünglicher, ewig junger Begeisterung und klarer Einsicht in die Kunstgesetze bestaunen. Kaum je hat ein Dichter so leicht, so unbewußt geschaffen; ein Kind der Stunde, warf er seine feurigen Verse hin und stand dann, in seiner Jugend mindestens, urteilslos vor dem Geschaffenen. Von seiner ersten großen Reise brachte er heim eine Umschreibung der ars poetica des Horaz, worauf er alle seine Popische Gelehrsamkeit verschwendet, und — „eine große Menge Stanzen in Spencers Versmaß, die sich auf die durchpilgerten Länder beziehen." Von den Hints from Horace weiß heute niemand mehr zu reden. Jene große Menge Stanzen aber, geschrieben an Bord, zu Pferd, mitten in Berg und Wald, wie die Gunst des Augenblicks sie schenkte, waren — die ersten Gesänge des

Childe Harold. Als er dies Werk widerstrebend in den Druck gegeben hatte und die entzückten Leser ihn alsbald zu den ersten Dichtern der Nation zählten, da zeigte sich, daß ein echter Dichter wohl mit seinen Theorien, doch nie mit seiner Phantasie in Anachronismen leben, daß ein wahres Dichtergemüt nie etwas anderes widerspiegeln kann als die Ideen seiner Zeit. Die Zeit aber, deren Ideale Byron unbewußt dargestellt, war durchaus erfüllt von den Gedanken der Romantik. Die deutsche Dichtung, die selber der Größe Shakespeares und der Laune Sternes so vieles dankte, hatte den Lehrern die alte Schuld reichlich heimgezahlt; die Ideen unserer Klassiker und unserer Romantiker wirkten zu gleicher Zeit auf die englische Literatur.

Durch Goethe vornehmlich lernten die englischen Lyriker wieder, die Natur treu und herzlich zu verstehen, und wie Goethe selbst dem deutschen Volksliede einige seiner schönsten Lieder nachgebildet hatte, so erschlossen jetzt Macphersons Ossian und zahlreiche Sammlungen der irischen Sagen und der unvergleichlichen altenglischen Balladen den Briten die poetischen Schätze ihrer heimischen Vorzeit. In Burns erstand ein Dichter, der den Adel und die Feinheit hochgebildeter Kunst mit der naiven Empfindung eines Naturvolkes zu vermählen wußte. Die Dichter der „Seeschule" gefielen sich noch in Schilderungen, fast so breit und ausführlich, wie Pope sie geliebt hatte. Aber aus diesen neuen Gedichten sprach nicht mehr der stubengelehrte Dichter des 18. Jahrhunderts, der die Natur nur aus den sauberen Taxushecken seines Garten kannte, sondern der moderne rüstige Wandersmann, der sich tummelte in der freien Luft. Und nicht mehr in wohlgeordneter Aufzählung ward die Herrlichkeit der Erde geschildert, sondern hinter den poetischen Bildern stand das tiefbewegte Gemüt des Dichters, ein warmer, nahezu pantheistischer Naturkultus. Mit diesem neu erwachten Verständnis der Natur war aufs engste verkettet der romantische Sinn der Zeit, der aus den Trümmern der alten Burgen die Herrlichkeit des Mittelalters zu neuem Leben emporrief. Walter Scott dichtete das erste moderne romantische Epos, das, arm an psychologischem Interesse, dennoch eine berechtigte Form der Dichtung war; denn die bewegte Schilderung der romantischen Pracht der Hochlande und ihres wilden ursprünglichen Volkslebens entsprach der Sehnsucht der Zeit nach der Natur und einfach-menschlichem Dasein. Nun begann das Wallfahrten nach den romantischen Stätten des Landes, und der englische Tourist betrachtete mit phantastischer Teilnahme das Feld von Killiecrankie, wo einst seine eigenen Landsleute von den Unholden mit dem Tartan und den nackten Waden geschlagen wurden. Von allen diesen Empfindungen der Epoche trägt der Childe Harold die Spuren. In der losen Form des romantischen Epos erschien hier wieder, nur feuriger und verständlicher, die Naturschwärmerei der Seeschule und jene Lust an prächtiger Beschreibung, die seitdem eine vorherrschende Neigung des Dichters blieb;

„description is my forte", pflegte er zu sagen. Jene wildschönen Schilderungen des Treibens der griechischen Bergvölker, waren sie nicht durchweht von derselben romantischen Empfindung, die in Walter Scotts „Jungfrau vom See" atmete? Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß der Childe Harold gleichsam der Wegweiser ward für die große Tour der modernen Lustreisenden. Die Stätten Europas, die Byrons Lied besang, sind seitdem das Ziel unzähliger Wallfahrer geblieben; so sicher hat der Dichter die Neigungen seiner Zeit mitempfunden.

Und doch, war es wirklich nur die Furcht vor dem überlegenen Beschreibungstalente des jungen Dichters, die Walter Scott bewog, nach dem Erscheinen des Childe Harold nicht mehr in gebundener Rede zu schreiben? War wirklich nur die üble Laune und nicht vielmehr das geheime Bewußtsein einer tiefen grundsätzlichen Feindschaft die Mutter jener erbarmungslosen Satire „Englische Barden und schottische Kritiker", die Byron gleich am Beginn seiner Laufbahn den englischen Romantikern entgegenwarf? Gleich den deutschen suchten auch die englischen Romantiker ihre Ideale in der Vergangenheit, und es ist kein Zufall, daß Walter Scott im Leben ein unverbesserlicher Tory blieb. Dieser Flucht aus der Gegenwart, diesen „stubenhockenden Minstrels" trat Byron als Revolutionär entgegen, mit dem kecken Übermute eines modernen Menschen. Indem er seine Person mit unerhörter Anmaßung in seinen Gedichten vordrängte, gab er zuerst einer echt modernen Stimmung poetischen Ausdruck, die längst schon in dem jüngeren Geschlechte verbreitet war. Wohl hatte bereits einmal ein moderner Dichter in allen seinen Werken sein eigenes Ich enthüllt und die Welt durch eine Reihe von Werken entzückt, die er selber Bekenntnisse nannte. Doch Goethes Genius war so unermeßlich reich, so harmonisch, so sehr ein Bild der Welt, daß die meisten seiner Leser den verwegen subjektiven Charakter seiner Dichtung gar nicht ahnten: sie meinten die Welt zu schauen, derweil sie die große Seele des Dichters sahen. In Byron aber erstand ein Dichter, ebenso einseitig, wie jener mannigfaltig, ebenso keck und hastig, wie jener maßvoll und besonnen gewesen, und stellte sein Ich mit Haß und Hohn der Welt gegenüber. So begründete Byrons Beispiel in allen modernen Sprachen die Poesie des Weltschmerzes.

Die Welt ist heute trunken von Nüchternheit. In solchen überverständigen Tagen erscheint es sehr wohlfeil, die triviale Wahrheit zu predigen, daß der Weltschmerz eine Krankheit war. Sicherlich, die erhabene Einfalt der Alten hätte sich mit Abscheu von solcher Auflehnung des Individuums gegen die Gesetze der Welt hinweggewendet, und Niebuhrs römischer Sinn war in seinem guten Rechte, wenn er in dem Charakter des Childe Harold lediglich die furchtbare Eigensucht sehen wollte. Aber sind nicht unsere moderne Erziehung, alle unsere liebsten Gewohnheiten und Anschauungen ganz dazu angetan, diese Krankheit notwendig zu erzeugen?

Nicht mehr wie die Alten wachsen wir auf in dem naiven Glauben, daß wir nur die Glieder unseres Staates sind, und nicht mehr wie den Menschen des Mittelalters steht uns die Kirche als eine unantastbare Schranke der Willkür gegenüber. Es ist der Ruhm der modernen Bildung, daß unsere Jugend zuerst das unendliche Recht der Person begreifen, den Menschen als den Mittelpunkt der Welt verstehen lernt. Wenn wir, also erzogen, uns dennoch demütig in die Ordnung der Natur und Geschichte einfügen, so ist diese Unterordnung nicht mehr naiv, nein, erarbeitet, durch Bildung vermittelt. Schaue jedermann selber, wie er sich sittliche Reinheit bewahre inmitten der Aufregung der modernen Welt: naturgemäß ist eine Ordnung der Gesellschaft nicht, welche dem einen Geschlechte alles, dem anderen nichts verzeiht. Sehe jeder, daß er wahrhaftig bleibe und doch geduldet werde in einer Welt, die sich in tausend konventionellen Lügen bewegt: natürlich ist es nicht, daß Millionen Lippen einen Glauben bekennen, davon das Herz nichts weiß. Wohl ist es Pflicht, in dem harten Kampfe um die Existenz Spannkraft des Geistes, Freude des Herzens zu bewahren: doch natürlich ist es nicht, daß jener Kampf um das Leben, womit in Zeiten, da die Menschen sich weniger hart im Raume stießen, das Leben begann, heute für viele der Besten den Inhalt des Lebens bildet. Wohl muß es dem Gebildeten möglich sein, sich das herzliche Verständnis für die Empfindung der niederen Stände zu bewahren, ohne doch hinabzusinken in ihre banausische Roheit: aber natürlich ist es nicht, daß Tausende unserer Volksgenossen mit blödem Lachen an dem vorübergehen, was uns das Schönste und Ehrwürdigste scheint. In einer Welt, die von solchen und tausend anderen Widersprüchen erfüllt ist, gelangen nur fischblutige Naturen, nur geborene Philister kampflos und schmerzlos zu gefaßter Entsagung. Die Poesie des Weltschmerzes war gottlob nicht ein vollständiges Bild der modernen Gesittung, aber sie spiegelte getreulich wider eine Seite unserer Kultur, die wir nicht gänzlich streichen können, ohne das moderne Wesen selbst zu zerstören. Die Jugend jener Tage wußte wohl, warum sie dem Manfred zujubelte: echt modernes Blut floß in den Adern des Unseligen, der im Tode noch den Abt wie den Teufel von sich weist und untergeht als „ein Selbstzerstörer". Ein maßloser Ehrgeiz war in dem jüngeren Dichtergeschlechte lebendig; der greise Goethe schaute seinen Nachfolgern in Herz und Nieren, wenn er meinte: Sie kommen mir vor „wie Ritter, die, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen". Und wirklich ein Neues ward von diesem anmaßlichen jungen Geschlechte geschaffen, als Byron den Übermut, der es verzehrte, keck und höhnisch aussprach. Ja, wir müssen behaupten, daß der Poesie des Weltschmerzes ein unsterblicher Gehalt innewohnt, der nicht bloß als das Krankheitssymptom einer aufgeregten Epoche etwas bedeutet. Neben den unbestimmten Klagen einer fieberischen Unruhe, die „sich selbst entfliehen will", ertönt in

Byrons Gedichten auch der wahrhaftige Ton des tiefsinnigen Schmerzes über die Nichtigkeit irdischer Herrlichkeit — eines ewigen Schmerzes, der an den großen Dichtern aller Zeiten, selbst an der erhabenen Ruhe des Sophokles, genagt hat. Wir wenigstens sähen nicht ungern, wenn die so zahmen, so frommen, so mit Gott und aller Welt versöhnten Werke der neuesten englischen Literatur etwas mehr angekränkelt wären von „dem Meltau des Lebens, dem Gedanken", der auf Byrons Gedichten ruht.

Der sichere Instinkt der öffentlichen Meinung hat von jeher in Byrons Helden Harold, Konrad, Lara nur das Bild des Dichters selber gesehen. Nie war das Schaffen eines Dichters so ganz subjektiv, nie war ein Künstler so unfähig, eine fremde Weltanschauung zu verstehen: sogar die harmlose Gemütlichkeit der niederländischen Kleinmalerei erschien ihm verwerflich und verächtlich, weil sie seinem heroischen Ideale widersprach. So kehrt in all seinen früheren Gedichten das Bild des Dichters selber wieder, der geheimnisvolle Mann, geziert „mit einer Tugend und mit tausend Sünden", der Abgott der Weiber, der Feind der Welt, die ihn mißhandelt und verbannt, während er sie großherzig immer aufs neue überrascht und beschämt. Auf den ersten Blick ähnelt dieser Byronische Held gar sehr jenen edelmütigen sentimentalen Schurken, die in schlechten Romanen von alters her ihr Wesen treiben. Doch eigentümlich ist ihm der selbstbewußte Trotz, den er der Welt entgegenstellt, eigentümlich vor allem jene berufene Zerrissenheit, die mit dem eigenen Gefühle spielt. Und eben dies Schwelgen in zwei widersprechenden Empfindungen, diese Lust, „zugleich durchnäßt und verbrannt" zu sein, sich dem Schmerze hinzugeben und seiner zu spotten — war es nicht ein Zug, so recht den geheimsten Neigungen der modernen Menschen abgelauscht? Es geht ein ruheloses Wesen, ein Jagen nach ewig neuer nervöser Aufregung durch die moderne Welt und offenbart sich überall bis hinab in unsere unscheinbarsten Gewohnheiten — wie denn die Verzehrung der Narkotika in keiner Zeit der Geschichte so stark gewesen ist wie heute. Überaus reizbar und empfänglich ist das Gemüt des modernen Menschen tausend Eindrücken geöffnet, die ein rauheres Zeitalter nicht verstehen konnte, aber diese massenhaften Eindrücke drängen und jagen sich, hinterlassen nur geteilte, flüchtige Empfindungen, und ein alter Grieche würde aus jedem Gespräche unserer Zeitgenossen ein hastiges Abspringen des Gefühles heraushören, das der einfachen Sicherheit der Alten unbegreiflich war. So ist die Zerrissenheit der Byronischen Empfindung allerdings ein Zug aus dem modernen Gemütsleben. Nur soll die Dichtung ein Höheres sein als ein getreues Bild der Wirklichkeit. Dies jähe Umschlagen der Trauer, der Begeisterung in bitteren Spott ist in einzelnen Fällen von erschütternder Wirkung, doch wenn es den Grundton der Dichtung bildet, so führt es geradezu zur Selbstvernichtung der Poesie, denn das Wesen aller Dichtung hat Goethe schon im Götz von Berlichingen in einem wunderschönen Worte bezeichnet: „Was

macht den Dichter? Ein warmes, ganz von einer Empfindung volles Herz."

Man erkennt leicht die nahe Verwandtschaft dieser Richtung mit der Weltanschauung der deutschen Romantiker. War doch Byrons Person selber ein fleischgewordener Traum der Romantik. Die reinste Form des Lebens fand Friedrich Schlegel auf den Höhen der Gesellschaft, bei jenem Adel, der, aller Pflichten entbunden, in dem Müßiggange sein höchstes Vorrecht sieht. Die höchste Tätigkeit des Menschen, die Vollendung der Menschheit erkannte Schlegel — und mit ihm, wie tausend Geständnisse beweisen, die große Mehrheit der ästhetisch gebildeten Zeitgenossen — in dem Schaffen des Dichters. Hier nun erstand ein vornehmer Mann, der ein Dichter war und zugleich in allen Genüssen adliger Herrlichkeit schwelgte, der „sein Herz in Leidenschaft, sein Hirn in Reimen" aufrieb. In der Tat, der vollendete Mensch, den die Romantik ersehnt, war erschienen, aber mächtig schritt er über die Romantik hinaus; er wandte sich mit revolutionärem Zorne gegen die Gebrechen der Welt und verkündete zukunftsfreudig eine schönere Zeit, „da die Welt frei sein wird".

Den Zeitgenossen hat Byron durch phantastische Beleuchtung und den koketten Schleier des Geheimnisses die innere Schwäche seiner sentimentalen Helden verborgen, und wer mochte in einem romantischen Epos nach scharfer, eindringender Charakterzeichnung suchen? Uns Nachlebenden ist es nicht mehr möglich, für die düsteren verschwommenen Gestalten des Lara, des Korsaren eine reine Teilnahme zu empfinden. Das wahrhaft unsterbliche unter Byrons Werken, das die Gegenwart und alle späteren Geschlechter zur Bewunderung hinreißen wird, ist vielmehr jenes „schwärzeste Denkmal menschlicher Verworfenheit", das die englischen Literaturgeschichten kaum zu nennen wagen, das sogar von der whiggistischen Edinburgh Review schlechthin verdammt ward, jenes ruchlose Werk, das nach Byrons Wahrsagung schwerer durch die Tür eines englischen Familienzimmers geht als ein Kamel durch ein Nadelöhr: — der Don Juan. Wir werden nie genug bewundern können, wie der Dichter, körperlich erschöpft und tief verstimmt durch das Ankämpfen gegen die öffentliche Stimme seines Landes, sich am Abend seines Lebens zu jener Kunstform erhob, die allein seine Begabung rein und verklärt offenbaren konnte, zu dem freien Spiele des Humors. Hat uns sein Menschenhaß verletzt, solange er unklar und unfrei in den interessanten Verbrechergestalten seiner ersten Werke sich verkörperte: hier, in der übermütigen Laune des komischen Epos, kommt alle Bitterkeit, die das Herz des Dichters drückt, frei und in der rechten Weise an den Tag, hier durfte er mit gutem Grunde sagen: „Wollen die Leute die Moral meines Gedichtes nicht sehen, so ist es ihre, nicht meine Schuld." In Deutschland wenigstens werden die Männer alle darin übereinstimmen, daß Byrons dichterische Kraft in seinen letzten Jahren ihr Schönstes geschaffen hat, nicht, wie selbst Macaulay

meint, einem traurigen Verfalle entgegenging. Auf jeder Seite des Don Juan stoßen grämlicher Kritik sittliche und ästhetische Sünden auf; und doch bleibt das Ganze ein Werk von harmonischer Schönheit, so recht eine notwendige Schöpfung, die man nicht verwerfen kann, ohne dem Dichter selber das Recht des Daseins abzusprechen.

Byron kannte seine Stärke. Ein rechter Künstler liebt sein Handwerkszeug! rief er übermütig, spottete der „Prosaisten", die sich mit dem blankverse behelfen, und schrieb sein Gedicht in Stanzen. Der Wohllaut dieser melodischen Verse erhöht mächtig die leidenschaftliche Glut, den Farbenreichtum und die sinnliche Frische der Erzählung, aber auch ihre verführerische Wirkung auf unreife Gemüter. In diese kunstvolle Form bannt der Dichter, ein despotischer Beherrscher der Sprache, einen überreichen phantastischen Inhalt. Wunderliche Wortverschränkungen, griechische, lateinische Zitate, Anspielungen aller Art müssen sich in die Stanze fügen, bis die absichtliche Überladenheit des Stils wieder durch Schilderungen von antiker Einfachheit unterbrochen wird, wie die allbekannte: The mountains look on Marathon, and Marathon looks on the sea. Nicht alle Töne, die ein Menschenherz bewegen, weiß Byron anzuschlagen; das stille Glück des leidenschaftslosen Gemüts hat er nie begriffen. Doch soweit er das Menschenleben verstand, hat er es im Don Juan in all seinen Höhen und Tiefen dargestellt: bald schildert er in zynischer Nacktheit den Kannibalismus des Verhungernden, bald mit der Lust des Fauns Bilder trivialer Sinnlichkeit, bald reißt er uns empor zur Höhe großer Leidenschaft, zur Betrachtung der ewigen Rätsel der Welt. — Oft packt uns die Ungeduld, wenn das wuchernde Schlinggewächs der Betrachtungen und satirischen Ausfälle jeden Weg zum Ziele der Fabel zu versperren droht, und die Pracht der Schilderungen vermag nicht immer uns zu trösten über ihre Breite. Doch am Ende vergessen wir alle ästhetischen Bedenken über der glänzenden Persönlichkeit des Dichters, die hier, im komischen Epos, ein gutes Recht hat, sich vorlaut vorzudrängen. Überall redet ein ideenreicher, hochgebildeter und — vor allem — ein freier Geist, der weitab vom breitgetretenen Pfade der guten Gesellschaft den Weg sich selber sucht. Schon die unvergleichlich leichte, zwanglose Weise der Erzählung ist ein lauter Protest gegen alle Unnatur und Ziererei. Auf Frauen wirkt dies Gedicht schreckhaft durch seine unbarmherzige Wahrheit noch mehr als durch seinen Übermut. Der Dichter ist hier wirklich „ein Kolumbus auf dem Meere der Moral", er entdeckt und schildert geheimnisvolle Tiefen der Menschenseele, zu denen sich die Dichtung seines Landes bisher nicht hinabgewagt hatte.

Was aber war es, das Byron an der modernen Gesellschaft bekämpfte, indem er ihr stolz sein persönliches Belieben entgegenhielt? Es war zunächst jene Tyrannei der öffentlichen Meinung, die in Don Juan so schneidend geschildert wird:

In the times of old
Men made the manners, manners now make men.

Jawohl, Byrons aristokratisches Wesen hätte sich leichter heimisch gefühlt in der alten Zeit, da die ungeheure Mehrheit des Volkes unter hartem Drucke lag, doch auf den Höhen der Gesellschaft der souveränen Willkür der Person, der allseitigen Entfaltung ihrer Launen und Kräfte keine Schranke gesetzt war. Wo waren sie doch hin, jene kraftstrotzenden, übermütigen, lebensfrohen Männer aus dem Whigadel des achtzehnten Jahrhunderts, die nach durchschwelgtem Tage mit weingerötetem Gesicht im Parlamente ihre großen Reden sprachen? Die unbändigen Kräfte, die großen Talente der Aristokratie starben aus, die öffentliche Meinung fiel allmählich unter die Herrschaft jenes Mittelstandes, der, nach unten duldsamer als der alte Adel, zu den glänzenden Erscheinungen auf der Höhe der Gesellschaft sich ungleich mißtrauischer, eifersüchtiger stellt. Die ungeheure stille Tyrannei dieser konventionellen, auf den Schein bedachten Sitte hatte Byron an seinem Leibe erfahren, als er — ein Pair von England, also in der unabhängigsten, der stolzesten Stellung, die einem modernen Menschen beschieden sein kann — sich tatsächlich aus seiner Heimat verbannt sah, ohne daß man eine irgend haltbare Anklage wider ihn vorbrachte, ja ohne daß man ihn hörte. Denn so gewiß Byron jedes Sinnes entbehrte für die Treue und Reinheit des englischen häuslichen Lebens, ebenso gewiß hat er während seiner unglücklichen Ehe durchaus kein ungewöhnliches Unrecht begangen, hat er nichts verschuldet, was den lächerlich ungerechten Ausbruch der öffentlichen Entrüstung rechtfertigen konnte. Byron selber schildert die Tatsachen treffend also: fashion, die Tyrannin der Gesellschaft, hatte ihn eine Weile gehätschelt und dann, des Spieles müde, das Spielzeug fallen lassen.

Zornig wandte er sich jetzt gegen seine Heimat, erbarmungslos riß er den Schleier respektabler Sitte herab, der die Frivolität der Hauptstadt, die peccadillos von Piccadilly umhüllt. Doch in diesem Kampfe gegen die vornehme Gesellschaft war er selber nicht innerlich frei. Mochte er noch so laut, nach dem Vorbilde Rousseaus, das Leben des Urwaldes preisen und die erhabene Einsamkeit der Natur, der er seine schönsten Dichterträume dankte: die glänzenden Laster der großen Welt konnte er doch nicht entbehren. Nur eine, die häßlichste Sünde seiner Heimat war diesem kühnen Geiste durchaus fremd: jene salbungsvolle Heuchelei, die so üppig nur in England gedeiht und darum auch nur dort die zutreffende Bezeichnung — cant — gefunden hat. Vierzig-Pfarrerkraft wünschte er sich, das Lob der Heuchelei zu singen. Ihm graute, wenn er in dem Gebetbuche seiner Kirche neben den Segenssprüchen der Religion der Liebe den ruchlosen Fluch wider die Ungläubigen las. Wohl ist Byrons Spott oftmals frivol nach der Weise Voltaires; aber, gestehen wir es nur, in der Literatur

christlicher Völker ist die Spötterei ein notwendiges Übel. Der einseitige Idealismus des Christentums führt gemeine Seelen leicht zur Unwahrheit, zur Entfremdung von der Natur — zu Lastern, die an den Orient gemahnen, doch der heiteren Weltlichkeit der antiken Gesittung unbekannt waren. In solcher Umgebung kann es nie an leidenschaftlichen, wahrhaftigen Naturen fehlen, die lieber den Schein der Frivolität auf sich nehmen wollen als mit einstimmen in das salbungsvolle Reden der guten Gesellschaft. „Für die Opposition geboren" nennt Byron sich selber, und in der Tat, mit unermüdlichem Widerspruchsgeiste lehnt er sich auf wider alle fables convenues seines Landes, die geistlichen wie die weltlichen. Ihn hatte seine Nation wie einen falschen Götzen gestürzt; um so boshafter verspottet er nun die Größen der englischen Geschichte; sein Witz verschont die jungfräuliche Königin so wenig wie den Sieger von Waterloo.

Wir würden diesen reichen Geist sehr schlecht verstehen, wenn wir seinen Kampf wider die Heuchelei der Gesellschaft allein aus seinen persönlichen Erfahrungen erklären wollten. „Verhaltene Parlamentsreden" hat Goethe Byrons Gedichte genannt, und sie sind es, sie eröffnen den Reigen jener radikalen Opposition, die seit der Mitte der zwanziger Jahre gegen die Romantik und die Heilige Allianz — in Wahrheit, das System der politischen Heuchelei — sich erhob, und nie ist eine Opposition berechtigter, notwendiger gewesen. Sie sind ebenso tendenziös gegen die Gebrechen der Gegenwart gerichtet, wie die Romantik in der Bewunderung der Vorzeit befangen war, ebenso weltbürgerlich, wie diese national, ebenso revolutionär, wie diese ruheselig. In ihnen zeigt sich, zuerst in der Dichtung, der heilsame Rückschlag gegen die Einseitigkeit der Feinde Napoleons. Einer Epoche voll überästhetischer Neigungen folgte nun eine Zeit, deren ganzes Denken von leidenschaftlichen politischen Kämpfen erfüllt war. Das Geschlecht des Wiener Kongresses, zierlich und höfisch wie das kurze Beinkleid und die langen Strümpfe, ward verdrängt durch eine ganz moderne Generation von ungebundener Natürlichkeit in Tracht und Sitte, von rastloser Beweglichkeit in Staat und Wirtschaft; und Byron wurde der Herold dieser neuen Tage. Die Geschichte der geistigen Bewegungen ist eine fortwährende Umkehrung der alten Fabel vom Saturn; jede jugendliche literarische Richtung, die eine verlebte bekämpft und vernichtet, ist ein Kind ihrer Feindin. Darum läßt sich die geistige Entwicklung nicht in scharf gesonderte Zeiträume zerlegen, und auch die neue Schule, welche mit Byron beginnt, scheidet sich nicht klar von der früheren ab. Byrons erste Werke fielen noch in die Tage der Napoleonischen Weltherrschaft. Seine feste Richtung, seine ganze Schärfe erhielt sein oppositioneller Sinn erst, als er in Italien die gräßlichen Wirkungen des Systems der Legitimität vor Augen sah. Da ward er zum Vorkämpfer jener Revolutionen, die in den zwanziger Jahren den Süden des Weltteils erschütterten. Und erst lange nach seinem Tode, während und nach der Juli-

revolution, sind Byrons Gedanken in Fleisch und Blut der Welt übergegangen, als das junge Deutschland und eine revolutionäre Literatur in Süd- und Osteuropa erstand.

Man hat Byrons Haß wider die Heilige Allianz aus seiner Schwärmerei für Napoleon herleiten wollen. Gewiß, er bekannte sich zu jenem überschwenglichen Kultus des Genius, der seine Jünger finden wird, solange begabte Menschen leben, und er hatte seine Kenntnis des Weltkampfes vornehmlich aus den abgeschmackten Märchen der Franzosen geschöpft. Auch er meinte, der korsische Löwe sei nur darum gefallen, weil auf dem Felde von Leipzig „der sächsische Schakal" verräterisch seine Zähne in die Weichen des Todwunden geschlagen habe. Die rauhe Naturkraft, die derben Lagersitten Blüchers erschienen dem übergeistreichen Lord lächerlich, er sah in dem preußischen Feldherrn nur den Stein, worüber Napoleon gestolpert. Gleich allen Whigs wußte er, daß der Feldzug von 1815 von dem Torykabinett mehr zum Zwecke der Herstellung der Bourbonen als zur Sicherung Europas geführt ward; darum war ihm die Schlacht von Belle-Alliance ein nutzloses Blutvergießen. Doch so blind, wie man gemeinhin sagt, war Byrons Bewunderung für den Korsen nicht. Aus seinem Munde erscholl ja bei dem Falle des Herrschers der höhnische Jubelruf:

The desolator desolate,
The victor overthrown!

Und als der Weltüberwinder beim Schwinden der letzten Hoffnung den Mut nicht fand, ein Dasein zu beenden, das nicht mehr ein Leben war, als alle, denen die Theologie die freie natürliche Empfindung noch nicht verkümmert hatte, mit Ekel auf dies unwürdige Schauspiel der Feigheit blickten: da war es wieder Byron, der der Verachtung furchtbare Worte lieh:

And Earth hath spilt her blood for him,
Who thus can hoard his own!

Ihm schwebte vor Augen das Ideal eines Völkerfriedens, von dem die moderne Welt sich nie mehr trennen wird, er wußte (und er schlug mit diesen Worten auf Napoleon so gut wie auf seine Überwinder), daß „auf den unfruchtbaren Blättern der Geschichte zehntausend Eroberer neben einem Weisen stehen". Er stand am Ende einer Epoche, die Millionen Menschenleben maßlosem Ehrgeize geopfert hatte, und verkündete das Nahen einer menschlicheren Zeit, indem er wider „die Schlächter en gros" eiferte und den großen Würger Suworow als einen „Harlekin in Uniform" verspottete. Niemand wird ohne Rührung aus dem Munde des leidenschaftlichen Mannes die Worte reinster Menschenliebe hören:

The drying up a single tear has more
Of honest fame than shedding seas of gore.

Byrons Opposition gegen das System der Legitimität hatte einen tieferen, grundsätzlichen Charakter. Nach der Entthronung Napoleons mußte Europa abermals die Wahrheit des ernsten Gesetzes an sich erfahren, daß die Welt nur dann vorwärtsschreitet, wenn sie als klein und verächtlich verlacht, was ihr gestern noch groß und des edelsten Schweißes wert erschien. Wieder und wieder pries man den Dreizack der meerbeherrschenden Britannia und ihre glückliche Verfassung und die erleuchteten Heldenkaiser und das fromme Russenvolk. Es war hohe Zeit, daß diesem gedankenlosen selbstgefälligen Jubel ein Ziel gesetzt wurde:

These are the themes thus sung so oft before,
Methinks we need not sing them any more.

Wollte die Welt den Segen der Freiheitskriege genießen, so mußte sie zuvor die häßliche Kehrseite des Kampfes verstehen. In der Tat, welches Bild boten diese Kriege dem Auge eines geistvollen liberalen Engländers, der von der idealen Begeisterung, welche die deutsche Jugend in den Steit geführt, nichts wissen konnte? Er sah die Metternich und Gentz und den „geistigen Eunuchen" Castlereagh triumphieren über den größten Mann des Jahrhunderts, die kluge Mittelmäßigkeit eines Ludwig XVIII. als den lachenden Erben eines Napoleon. Er sah in Tirol und in Spanien das Volk geführt von den bigotten Anhängern des alten Despotismus und wilder noch gegen die überlegene Gesittung als gegen die Herrschsucht der Franzosen streiten. Er sah in Deutschland nirgendwo außerhalb Preußens die Nation sich freiwillig gegen den Fremden erheben, sondern gehorsam harren auf den Ruf der Fürsten. Er schaute die widerliche Abgötterei, die mit dem rohesten Volke Europas getrieben ward und leider ein häßlicher Makel der großen Bewegung bleibt. Er hörte jene deutschen Verse, die uns noch heute das Blut in die Wangen treiben: „Ihn jagte der Schrecken des russischen Heers, ihn jagte die Wucht des Kosakenspeers." Hunderte schöner Lippen sangen die schmelzenden Abschiedsworte, die der gefühlvolle Kosak an die gefühlvolle Kosakin gerichtet haben sollte: „Schöne Minka, ich muß scheiden." Wahrlich, zur rechten Stunde erschien Byrons grimmige Satire auf die Erstürmung von Ismail; sie zeigte der Welt diese Befreier Europas in anderem Lichte, den ganzen Zorn des freien Mannes ergoß sie über die geknechteten Barbaren, die zur Schlachtbank stürmten mit dem Lästerrufe: „Gott und die Kaiserin!" Nun gar für England war die Geschichte der Revolutionskriege zugleich eine Geschichte unerhörter Verkümmerung der altenglischen Freiheit. Der Ruhm von Abukir, Trafalgar und Torres Vedras war erkauft durch die wiederholte Suspension der Habeas-Corpus-Akte, durch die Verkündigung des Standrechts, durch Ausweisung von Fremden, Verfolgung der Presse und Strafen sogar gegen das Aussprechen radikaler Meinungen; und derweil die glänzenden parlamentarischen Talente der alten Zeit in dem Wett-

kampfe sich aufrieben, war endlich der Lorbeer zugefallen — dem vielverhöhnten „Ministerium der Mittelmäßigkeiten".

Und was war mit allem Blut und Jammer der Völker gewonnen? Die Pläne des Welteroberers waren verdrängt durch ein politisches System, das in Wahrheit kein System war, durch das ideenlose Rechnen von heute auf morgen, durch die Feigheit und Gedankenarmut, die ihre Nichtigkeit hinter einigen salbungsvollen Phrasen verbargen. An der Stelle des genialen Imperators thronte nun das unfähige Dreigestirn:

An earthly Trinity, which wears the shape
Of Heaven's as man is mimick'd by the ape.

Konnte die Welt wirklich noch über den Sturz der Fremdherrschaft jubeln, wenn auf dem Wiener Kongresse in echt bonapartischem Geiste mit frivoler Mißachtung der Volkstümlichkeit die Grenzen der Länder bestimmt wurden? War wirklich ein neues Zeitalter erschienen, wenn die weiland vom Heiligen Geiste auf die Erde gebrachte Ampulla, die längst zerbrochene, plötzlich wieder erschien und ihr Salböl träufelte auf den Scheitel des Bourbonen? wenn ein Talleyrand die Oriflamme schwenkte und in Calais an der Stelle, wo der „ersehnte" Ludwig zuerst seinen heiligen Fuß auf das Land gesetzt, ein Denkmal errichtet ward? Hatte man noch ein Recht, von Freiheitskriegen zu reden, wenn mit der Freiheit auch die Jesuiten zurückkehrten und die Inquisition des „katholischen Molochs" von Spanien? wenn in der Freiheit jene epidemische Verfinsterung der Köpfe begann, das Konvertitenunwesen und das lichtscheue Treiben frommer Hexenmeister, der Krüdener und Hohenlohe? Doch Rom bleibt ewig, was es war. Wie schwer die Freiheit des Geistes gefährdet war, das erkennen wir sicherer an den Verirrungen der Protestanten. Selbst Max von Schenkendorf, der im Grunde der Seele immer eine norddeutsch-protestantische Natur blieb, hegte doch andächtiglich die Büste des Papstes in seinem Zimmer, sang fromme Lieder an „Maria, süße Königin" und verherrlichte den Schirmherrn Tillys, den finstern Zögling der Jesuiten, in dem Liede: „Fester, treuer Max von Bayern".

Es ist wahr, die Spuren der fremden Herren vom heimischen Boden hinwegzufegen, bleibt die höchste aller Pflichten, und ein freier Kopf unter den Deutschen, der alle die unseligen Folgen des Sturzes Napoleons vorausgesehen, er hätte dennoch zum Säbel greifen müssen für sein Land. Aber den zwiespältigen Charakter der Freiheitskriege zu leugnen, wird den gesinnungstüchtigen Phrasen der Gegenwart nie gelingen. Die Kabinette hatten in Napoleon den Zertrümmerer der alten feudalen Unordnung, den Sohn der Revolution bekämpft, die Völker den Fremden und den Despoten. War es nicht eine rühmliche, eine notwendige Tat, daß Byron den reaktionären Zug, der die Bekämpfung Napoleons bezeichnete, schonungslos der Welt enthüllte? Das können nur jene verneinen, die nichts ahnen von

der echten historischen Gerechtigkeit, die dem Pöbel als mattherzige Halbheit gilt. Wenn Byron dabei die Lichtseite jener Kämpfe übersah, so ist er am meisten zu entschuldigen, der mit wunderbarem Scharfblick das Hereinbrechen der Reaktion vorherverkündigt hatte — er, der als Engländer in dem Kriege gegen Napoleon einen Kampf für das Dasein seines Volkes nicht zu bewundern hatte.

Nicht nach den ungleich ruhigeren Zuständen des heutigen Englands dürfen wir Byrons Opposition gegen die englische Gesellschaft beurteilen. In dem Augenblicke, da alle Welt der unermüdlichsten, nie besiegten Feindin Napoleons zujubelte, war England in Wahrheit ein unglückliches, von Unfrieden zerrissenes Land. Nie zuvor war die alte Sünde dieses Staates, die Ausbeutung der niederen Stände, so grell zutage getreten. Während der Napoleonischen Kriege waren die letzten Reste des kleinen Grundbesitzes durch den Adel ausgekauft worden; die Selbstsucht der großen Grundeigentümer (das land interest) kannte nur ein höchstes Gut — rent, rent, rent, rent — sie schraubte die Kornzölle und damit den Preis des Getreides hoch und höher hinauf. Unheimliche Gärung ergriff die Massen, verwegene Demagogen brüteten über der „sozialen Frage". Dem gequälten Volke predigten die Besitzenden die harte Lehre des Malthus: „Niemand hat ein Recht, Kinder zu erzeugen, die er nicht ernähren kann" — eine einfache volkswirtschaftliche Wahrheit, gewiß, aber eine Lehre, die in solcher Zeit wie ein gräßlicher Hohn erschien. Unbekümmert um das Elend der Massen führte der Hof des Prinzregenten sein sündliches Prasserleben: „Irland stirbt vor Hunger, Georg wiegt zwanzig Stein." Ein herzloses, in Vorurteilen erstarrtes Toryregiment leitete das Land. Die Partei der Whigs war nahezu verschwunden; um so eifriger stellte sich Byron auf die Seite der Schwachen und wiederholte getreulich die Ausfälle der Partei wider „Pitt, den großherzigen Minister, der Großbritannien gratis ruinierte". Auch zu gerechter Satire bot die Lage des Landes reichen Anlaß. Nicht poetische Übertreibung — die nackte Wahrheit war es, wenn Byron rief:

> The land-selfinterest groans from shore to shore
> For fear that plenty should attain the poor.

Die Worte des Dichters rechtfertigten sich durch den berüchtigten Ausspruch Castlereaghs im Parlamente: „Der Weizenpreis ist bereits auf eine unerhörte Höhe gestiegen; da möchte ich doch wissen, wo die Not ist." Und inmitten dieses „unvaterländischen Adels" wurde jene königliche „Bordellkomödie" aufgeführt, der Prozeß der Königin Karoline, der so manchen alten Namen der englischen und der hannoverschen Aristokratie mit Schmach bedeckte. Während also die sittliche Fäulnis der höheren Stände der Welt sich enthüllte, trat gerade jetzt jene oben geschilderte Eigenheit der englischen Gesittung sehr roh und selbstgefällig hervor. Man verwahrte „die Religion

und Moral dieses Landes" wider Byrons „satanische Angriffe", und die „freundlichen Monopolienhändler der himmlischen Liebe" verketzerten am gehässigsten gerade jene Äußerungen des Dichters, die uns Deutschen ganz unanstößig, ja zahm erscheinen. Der Antibyron, eine Streitschrift voll gottseliger Wut, ward geschrieben, weil eine Stelle des Childe Harold das Wiedersehen nach dem Tode in wehmütigem Tone als eine nicht völlig sichere Hoffnung darstellt! Eine fromme englische Dame fiel, da Byron bei Frau v. Staël unerwartet eintrat, bei dem bloßen Anblicke des Ungeheuers in Ohnmacht. Der Kain, sicherlich eines der mildesten Werke des Dichters, den sogar Walter Scott in Schutz nahm, galt geradezu als Gotteslästerung. Als Byrons Verleger gegen einen Nachdrucker des Gedichts bei dem Lordkanzler, dem berüchtigten Hochtory Lord Eldon, klagte, ward er abgewiesen, weil „Christlichkeit das Fundament aller englischen Gesetze und das vorliegende Werk nicht von der Art ist, daß dem beeinträchtigten Buchhändler irgendein Schadenersatz zugesprochen werden könnte". Eines ähnlichen Loses rühmte sich des Dichters Freund Shelley, dem man als einem offenbaren Atheisten von Gerichts wegen das Recht, seine eigenen Kinder zu erziehen, raubte. Inmitten solcher sozialen Mißstände konnte Lord Eldon die dreisten Worte sprechen, der niedrigste Engländer sei besser als der trefflichste Fremde. Welche Versuchung für einen freien Geist, dieser heuchlerischen Selbstgefälligkeit den Spiegel vorzuhalten.

Eben in jenen Jahren der Erstarrung trieb die unverwüstliche Lebenskraft des englischen Volkes in der Stille die gesunden Keime einer neuen staatlichen Entwicklung hervor. Stetig vollzog sich die Neubildung der parlamentarischen Parteien, welcher das Land später die Parlamentsreform, die Emanzipation der Katholiken, die Entfesselung des Handels verdanken sollte. Doch Byrons unsteten Sinn reizte es nicht, teilzunehmen an der unscheinbaren langsamen Mannesarbeit der Reform. Wie viel verlockender, wie viel jugendlicher, umherzuschweifen, gleich anderen meisterlosen Wildlingen seines Volkes, gleich Lord Cochrane und Lady Morgan, als ein Apostel der Freiheit unter den heißblütigen Völkern des Südens! So findet Lord Byron in der politischen Geschichte seines Vaterlandes gar keine Stelle, in der englischen Literaturgeschichte tauchte er nur auf als ein jählings verschwindendes Meteor, für die politische und literarische Entwicklung des Festlandes aber ist er von durchgreifender, bleibender Bedeutung geworden. Die englischen Standesgenossen hassen in ihm nicht bloß den Freigeist und den Radikalen, sondern vornehmlich den treulosen Engländer, der zu kontinentalen Sitten und Gedanken abfiel. Haben sich doch erst seitdem die englischen Sitten den festländischen erstaunlich angenähert. Das altmodische Zerrbild des reisenden Engländers, das heute im Leben schier ausgestorben ist und nur noch in den Karikaturen der Franzosen als ein Anachronismus spukt — damals war es noch eine Wahrheit, da die Mitglieder der englischen Gesandtschaft auf dem Wiener

Kongresse durch geschmacklose Tracht und eckige Sitte das Gelächter der glatten Kontinentalen erregten. Um so mehr mußte sich in Italien Byrons boshafter Blick für die Eigenheiten seiner Landsleute schärfen, um so zorniger diese auf den heimatlosen Briten blicken. Welch ein Eindruck aber unter den Völkern des Südens, als der gefeierte Lord mit ihnen ihr leichtes Sinnenleben lebte, in glühenden Versen ihre süßen Sünden besang, die Pracht ihres Landes und die Heldenkraft der Söhne ihrer Berge! Er lernte die Dichter Italiens lieben, die von dem risorgimento ihres Landes geträumt, er lebte sich ein in den abstrakten Radikalismus der Geknechteten, er klagte mit dem Venetianer: „Der Name Republik ist hingeschwunden." Er träumte von einer Zukunft, da glücklichere Menschen vor den Gebeinen unserer Könige mit denselben Empfindungen stehen werden wie wir vor Mammutsknochen. Er wies den Kleinmütigen jenen Helden, der wirklich als „der erste, der größte, der beste" der neueren Menschen in der Seele der modernen Jugend lebte — Washington: — und der geheimen unbestimmten Sehnsucht der erregten Zeit lieh er das treffende Wort, als er sich wünschte zu sterben jenseits des Meeres in dem letzten Asyle der Freiheit

one freeman more, America, for thee!

Immer wärmer ging er ein auf die Lieblingsgedanken des unzufriedenen italienischen Adels, er hörte gern, wenn seine welschen Freunde von dem vergötterten Napoleon sagten: non è Francese, è nostro. Schon vor Jahren, im Childe Harold, hatte er, hingerissen von der Großheit der historischen Erinnerungen, den Fall Roms — der „Niobe der Nationen" — beklagt. Jetzt schrieb er den Marino Falieri und die Foscari, zwei Tendenzdramen, die der italienischen, nicht der englischen Bühne angehören, bestimmt, Italien zu mahnen an die Größe der alten Zeit. Immer kühner greift er die Gewaltigen an, er verhöhnt den koketten Zaren, der gegen die wahre Freiheit nur das e i n e einzuwenden hat, daß sie die Völker befreit. Die unsauberen Geheimnisse der Heiligen Allianz deckt er auf, er fragt, wer die Wage der Welt halte: „Jud' Rotschild und sein Christenbruder Baring." Mit schönem sittlichen Zorne stellt er die würdelose Gemahlin Napoleons bloß, die bei Lebzeiten ihres Gatten ihr freches Witwenleben führt, und fragt, wie die Fürsten das Gefühl der Völker schonen sollen, wenn sie ihr eigenes Gefühl verhöhnen? Und wie seine Phantasie sich aus dem sentimentalen Weltschmerz zum freien, übermütigen Humor erhebt, wird auch seine revolutionäre Gesinnung offener, bestimmter. Schon schleudert er der Monarchie die kecke Drohung ins Gesicht:

But never mind — „Good save the king" and kings,
For if he don't, I doubt if men will longer.
I think I heard a little bird who sings;
The people by and by will be the stronger!

Dann fällt auch das verwegene Wort:

Revolution
Alone can save the world from Hell's pollution.

Das Wort war nur ein Nachklang erschütternder Taten. Sie war ausgebrochen, diese Revolution. „Vom Gipfel der Anden bis zur Höhe des Athos" sah Byron dasselbe Banner wehen und wetteiferte mit seinem Freunde Thomas Moore, dies große Erwachen der Völker zu preisen. Noch haben wir nicht zur Genüge gewürdigt, wie sehr der politische Sinn unseres eigenen Volkes durch dies phantastische Schauspiel der kreolischen, romanischen und griechischen Revolution gefördert worden ist. Schien es doch, als habe ein großer Wohltäter unseres Volkes diese gewaltigen Bewegungen recht eigentlich zu dem Zwecke geschaffen, um unsere überästhetische Nation durch den romantischen Reiz zur politischen Schwärmerei und dann zur politischen Arbeit zu erziehen. Nach den Enttäuschungen des Wiener Kongresses war man der staatlichen Dinge wieder müde geworden, man labte sich an den Teufeleien Callot-Hoffmanns und interessierte sich wieder für die neue Religion, die Friedrich Schlegel erfinden wollte. Welcher Mensch von Phantasie sollte die eintönigen Berichte aus dem heimischen Staate lesen? Wie anders die große Kunde von den Llaneros, wie sie auf schnaubenden ungesattelten Rossen durch die glühende Steppe den Spanier verfolgen! Wunderbares Volk, etwas wild freilich, sozusagen bestialisch, aber unzweifelhaft romantisch und gottlob in angemessener räumlicher Entfernung von dem stillen Frieden des königlich sächsischen Zeitungslesers! Und dann diese Stierkämpfer von Madrid in ihren malerischen Trachten! Sie brüllten der katholischen Majestät ins Angesicht ihr wildes Hohnlied: Tragala perro! Abergläubisch und unsauber sind sie, ohne Zweifel, auch bleibt es bei ihrer Unerfahrenheit in den Geheimkünsten des Lesens und Schreibens einigermaßen fraglich, ob sie ein entscheidendes Urteil haben über ihre vergötterte Charte von 1812. Aber romantisch sind auch sie! Nun gar Neapel! Wie lange haben wir die Lazzaroni für Barbaren gehalten, und jetzt schwebt in das süße Nichtstun am Golfe von Neapel mittenhinein die Göttin der Freiheit selber! Diese schlichten Naturkinder erobern sich in ihrer erhabenen Einfalt die freieste Verfassung von Europa! „Dafür konnte man doch schwärmen", sagte mir ein Mann, dessen Jugend in jene Tage fiel.

Und auch der Unverbesserliche, der seine staatsbürgerliche Ordnungsliebe unversehrt bewahrt hatte trotz aller revolutionären Romantik aus Peru, Spanien, Neapel, auch er ward endlich von dem revolutionären Fieber ergriffen, als die Griechen sich erhoben und neben der romantischen zugleich die klassische Schwärmerei des ästhetischen Volkes herausforderten. Die ernsten Gelehrten, die über Elision und Krasis grübelten, und

die begeisterte Jugend, der die Seele weit ward bei den Namen Marathon und Platää, sie alle sangen jetzt mit dem Dichter:

Of the three hundred grant but three
To make a new Thermopylae!

Und war er nicht erschienen, der Tag der neuen Thermopylen, als Diakos mit seinem kleinen Haufen abermals den Engpaß verteidigte und, ein hoffnungsreiches Dichterwort auf den Lippen, von den Türken sich zum Tode führen ließ? Schien es nicht, als sollte der Heldenruhm und die Sangesherrlichkeit der salaminischen Tage sich erneuen, da jetzt in den Schluchten des Peloponnes das wundervolle Kriegslied widerhallte: *δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων, ὁ καιρὸς τῆς δόξης ἦλθεν?* Jahre sollten noch vergehen, bevor die Deutschen lernten, Geldopfer zu bringen für den Ausbau des deutschen Staatswesens, doch für die Erhebung des fremden Volkes ward gesammelt: von allen Seiten flossen die Gaben in den mit dem Kranze der Griechen geschmückten Gotteskasten der Philhellenenvereine. „Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas? Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?" sang der deutsche Dichter. Man empfand, dies Volk, das wie kein zweites der Neuen Welt vom helleniſchen Geiste getränkt war, sei vor allen berufen, „die unendliche Blutschuld Europas" an dem Mutterlande unserer Bildung zu sühnen. So wirkten treulich nebeneinander die Vertreter der altklassischen Gelehrsamkeit, die Voß, Orelli, Thiersch, und die glaubenseifrigen Prediger, die von der Kanzel herab mahnten, den Kreuzzug wider den Halbmond zu fördern durch „Zuzug kriegskundiger Männer, geschickter Ärzte und guter Kriegshandwerker". Die Lieder Waiblingers und Wilhelm Müllers beschworen die Schatten des Äschylus und Themistokles herauf, Rückert besang den Kampf für „Gott und unseren Heiland". Dieselben Liberalen, die soeben in Italien und Spanien die Intervention fremder Mächte als einen Frevel verurteilt, verlangten als eine heilige Pflicht die Einmischung Europas in den Kampf der Griechen. Aufs neue erstand in diesen jungen Tagen der längst vergessene Türkenhaß der alten Zeit. Wird der Erbfeind der Christenheit jetzt nicht aus der Stadt Konstantins vertrieben, „dann zittre, Welt, vor seinen künft'gen Siegen"! rief der Poet, und Krug hoffte, die Heilige Allianz werde durch die Befreiung von Hellas den Neubau des christlichen Europas vollenden. Die ungestüme Kraft der deutschen Jugend fand seit den Beschlüssen von Karlsbad keinen Raum mehr in der Heimat; eifrig warf sie sich auf den Kampf im fernen Osten, sie gedachte der Mahnung Kasimir Delavignes zu folgen, der in seinen messenischen Liedern die Söhne Odins aufforderte, den Tempel des Zeus zu befreien.

Wohl reizt es das Lächeln der Söhne, dies Geschlecht unserer Väter, das für den Mordbrand der Kreolen, für die Soldatenmeutereien der Romanen und für die mehr als zweideutige Erhebung eines Barbarenvolkes

im Osten größere Teilnahme hegte als für das Elend seines eigenen Staates. Doch auch aus den Irrgängen unseres Volkes blickt überall seine große Seele hervor. Es bewährte sich in jener unreifen weltbürgerlichen Begeisterung der selbstlose menschenfreundliche Sinn, der dem Volke der Humanität geziemt, es offenbarte sich darin die natürliche Sehnsucht des Volkes nach einer weitern freien Bühne für die politische Tatkraft, welche die dürftige Kleinstaaterei der Heimat ihm versagte. Durch jene Revolutionen, wie unsicher und verworren sie waren, ist die Macht der Heiligen Allianz innerlich gebrochen worden. Und man weiß, wie infolge des griechischen Unabhängigkeitskampfes der Bund der drei Ostmächte endlich gesprengt ward. Bis nach Ungarn und Rußland hinein verbreitete sich das Bewußtsein, daß der Kampf des modernen Liberalismus ein der gebildeten Welt gemeinsamer ist, es reifte jener notwendige Geist der Unruhe, der in den Jahren 1830 und 1848 auch die langsameren Völker ergriff.

Diesen revolutionären Sinn hat nächst Canning, der sein England zur großen Schutzmacht der Verschwörer erhob, kein anderer einzelner Mensch so gewaltig gefördert als Lord Byron. Der Philhellenismus namentlich ist von keinem so früh und so glänzend vertreten worden. Schon als Byron auf seiner ersten Pilgerfahrt an dem geheimnisvollen Hofe Ali Paschas weilte und die Sulioten nach den Klängen der Timburgi um das nächtliche Feuer ihren Kriegsreigen tanzen sah, schon damals war ihm der Gedanke an die Auferstehung Griechenlands lebendig geworden, der in den kühneren Köpfen des Weltteils niemals völlig erstorben war. Hatte ihn doch vorzeiten Milton mit der Sicherheit des Sehers ausgesprochen und auch der edle Fenelon von dem Erwachen der Hellenen geträumt. Da noch niemand die Wirklichkeit des Traumes zu hoffen wagte, wünschte Byron den zykladischen Inseln die Freiheit und die Herrschaft des attischen Demos zurück (im „Korsaren" geschrieben im Januar 1814). Fünf Jahre später sang er wieder von der Herrlichkeit des Landes, where Delos rose and Phoebus sprung, und störte den starren Schlummer der Griechen durch den schmetternden Ruf:

You have the Pyrrhic dance as yet,
Where is the Pyrrhic phalanx gone?

Er verstummte zornig, da die Trägheit dieses Volkes der Knechte nicht zu erschüttern schien:

A land of slaves shall ne'r be mine —
Dash down yon cup of Samian wine.

Doch hielt er fest an der Hoffnung, daß der Name Hellas wieder „ein Weckruf für die Welt" werden solle.

Nun endlich erfüllten sich die Zeiten. Seit langem hatte der wunderbare Mensch die erstaunten Blicke der Deutschen auf sich gelenkt, so sehr,

daß, nach Goethes Worten, Deutschheit und Nationalität fast vergessen schien. Wir schwelgten noch in unseren romantischen Taschenbüchern, und wollte der deutsche Reisebeschreiber sich als einen Mann von ästhetischer Bildung zeigen, so mußte er einmal zum mindesten in Tränen der Rührung ausbrechen beim Anblick eines Gemäldes, einer Bildsäule. Hier aber war ein Dichter, dessen ästhetische Taten die Welt bewunderte; der spottete der weichlichen Schöntuerei, er durchreiste die Fremde, um an dem wirklichen Leben der Völker sich zu erfreuen und die Stätten ihrer großen Taten andachtsvoll zu besuchen. Lachend wie ein roher Bauer ging er an dem Kunstwert der Meisterwerke der Galerien vorüber, nur da und dort begeisterte ihn ein Gemälde durch den menschlichen Gehalt seines Stoffes. Und während der große Dichter der Deutschen sich bedachtsam die Frage vorlegte, ob man Napoleon auch einen produktiven Menschen nennen dürfe, sprach Byron zum Entsetzen der Schöngeister: „Ich will noch etwas mehr für die Menschheit tun als Verse schreiben." Ein schwärmerischer Bewunderer der Natur, ein Virtuos im Genießen, ließ er sich doch nie — wie diese phantastische Zeit pflegte — sein Urteil über die Völker durch solche romantische Rücksichten bestimmen; in einem knechtischen Volke ward es ihm unheimlich, selbst inmitten der lieblichsten Landschaft, des behaglichsten Sinnengenusses. „Ich liebe die Deutschen," sagte er bezeichnend, „nur nicht die Österreicher, sie hasse und verabscheue ich".

Der Kampf für die Freiheit schien ihm die höchste Aufgabe des Mannes. Lange trug er sich mit dem Plane, über das Weltmeer zu ziehen in den Bürgerkrieg der Kreolen. Dann nahm er teil an der Erhebung Italiens, aber das Gefecht von Rieti bereitete der neapolitanischen Revolution einen ruhmlosen Untergang. Österreich begann, wie seine Staatsmänner prahlten, sich des öffentlichen Geistes in Italien zu versichern. Der Dichter ward es müde, die nutzlosen Waffen der italienischen Patrioten in seinem Hause zu bergen, in Venedig und Ravenna den kleinen Krieg zu führen wider die österreichische Polizei und zu horchen auf das unfruchtbare Treiben der Geheimbünde, das dem politischen Takte des Engländers lächerlich erscheinen mußte. Wie anders der ausdauernde Heldenkampf der Griechen! Dem tatendurstigen Sinne des Dichters schenkte das gnädige Geschick ein Ende, wie seine Muse es nicht herrlicher ersinnen konnte in ihren weihevollsten Stunden. Er sollte sterben den schönen Tod des Kriegers für die Freiheit, der sein Lied gegolten, er sollte enden, wie Chamisso ihm nachsang, als „der Kamönen und des Ares Zögling". Als er auf eigene Faust sein kleines Heer nach Missolunghi hinüberführte, war er nicht selber einer jener Seekönige seiner Jugendlieder, die, keinem trauend als der eigenen Kraft, der alten Ordnung der trägen Welt den Frieden kündigten? Und wie männlich schüttelte er alles ab, was von den trüben Gedanken des Weltschmerzes seine Seele noch beschwerte: „Von poetischem dummen Zeug habe ich nichts an mir, dergleichen Dinge gehören nur für den Reim."

Als der echte Sohn eines zum Herrschen geborenen Volkes brachte er Zucht unter die meisterlosen Horden der Griechen, entflammte die Säumigen, gab dem verwilderten Kriege eine menschliche Weise. Und kaum waren die erschütternden Töne seines letzten Liedes verklungen:

The sword, the banner and the field,
Glory and Greece, around me see!
The Spartan, borne upon his shield,
Was not more free! —

so vollstreckte das Schicksal das Seherwort des Dichters, und der Spartaner ward auf seinem Schilde heimgetragen. Die armselige Selbstzufriedenheit der Theologen schrie Zeter über diesen „Tod in geistiger Finsternis", und die verstockte Härte der heimischen Klerisei weigerte dem Toten die Bestattung zu Westminster. Wer aber ein Herz besaß für echte Menschengröße, der gestand, daß nie ein schuldvolles Leben durch einen edleren Tod gesühnt ward. Und auch die Nachlebenden können noch mitempfinden, wie der deutsche Philhellene den Dichter in der Verklärung des Helden schaute und ihm wünschte:

Einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
Eine Krone dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!

Dilettantisch ist Lord Byrons Radikalismus immerdar geblieben — ein Grund mehr für den Widerwillen seiner Landsleute, die längst gelernt, die großen Geschäfte des Staatslebens auch mit dem Ernste des Geschäftsmannes zu behandeln. Mit begreiflichem Zorne hörte man in England den Dichter erklären, unter allen Völkern habe allein „die spanische Fliege und die attische Biene" den Mut gefunden, den Stachel zu regen wider das Spinngewebe der Knechtschaft. Die Langeweile, die Sehnsucht eines edeln ruhelosen Herzens nach großen heldenhaften Gemütsbewegungen haben an Byrons letzten Taten ebenso großen Anteil wie die romantische Schwärmerei für das Land und Volk der Griechen. Aber man frage sich: Was würde er, der Unstete und Ungeschulte, geleistet haben, wenn er seinen Platz im Oberhause eingenommen und mitgewirkt hätte an dem langsamen großen Werke der Reform, das die Huskisson, Russel, Brougham und Byrons Schulkamerad Robert Peel auf grundverschiedenen Wegen, doch alle mit dem gleichen zäh ausharrenden Sinne begannen? Indem Byron sich hineinstürzte in die wilde Gärung des Kontinents, die solcher vulkanischer Naturen bedurfte, hat er von seinem politischen Talente den denkbar besten Gebrauch gemacht. Nur auf solche Weise konnte dieser Mensch ein politischer Kämpfer werden. Und wenn ihr den unbestimmten, lediglich verneinenden Charakter seines Liberalismus tadelt: wer heißt euch denn vom Lenze Trauben fordern? wer darf in dem

Chaos jener südländischen Revolutionen ein klares Parteiprogramm erwarten? Der dichterische Wert der politischen Satiren Byrons hat durch den argen Radikalismus des Dichters unzweifelhaft gewonnen: ein rechter Parteimann, der gezwungen ist, sich zu bornieren, hätte nimmermehr jenen kecken Ton souveränen Übermuts gefunden, dem Byrons politische Poesie ihren Reiz verdankt. Es war doch keine Lästerung, wenn Byron den Schatten des „Tyrannenhassers" Milton heraufbeschwor wider die servilen Modedichter des Tages. Niemand wird den unreinen modernen Helden der fleckenlosen Größe des Puritaners zu vergleichen wagen, und doch fochten beide verwandte Kriege für das Recht des Demos, nur daß der eine mit dem heiligen Ernste bibelfester Tugend die Sündhaftigkeit der Höfe, der andere mit frechem Spott die Heuchelei der Mächtigen bekämpfte. Nicht die Sätze eines Parteiprogramms zu verfechten ist des Dichters Beruf; die Idee des Liberalismus, der seine Berechtigung darin findet, daß er hoch denkt von den Menschen, ist noch nirgends großartiger, energischer ausgesprochen worden als in Byrons Werken.

Desgleichen läßt sich gar leicht erweisen, daß des Dichters Freigeisterei nicht die reife Frucht stetigen Denkens, sondern sehr unfertig war und vermischt mit dem geheimen Schauder über ihre eigene Sündhaftigkeit. Sein heller Verstand empörte sich wider das credo quia absurdum; solcher Zweifel ward gefördert durch den Verkehr mit dem kecken Heiden Shelley und durch die Werke jenes Gibbon, dem der Childe Harold Verse voll überschwenglicher Bewunderung widmet. Entsetzlich genug klang es seinen Landsleuten, wenn er „Rum und wahren Glauben" zur Beruhigung erregter Gemüter empfahl oder spöttisch bedauerte, daß die Dreifaltigkeit nicht vierfältig sei, dann wäre es ein noch größeres Verdienst, daran zu glauben. Aber die übermütigen Worte verdecken nur schlecht die innere Unsicherheit seines Gemüts; an unzähligen Stellen verrät sich, dem Dichter unbewußt, die stille Reue über den verlorenen Seelenfrieden, die Furcht vor dem verborgenen Leben nach dem Tode. „Ich zweifle, ob der Zweifel selber zweifelt" — solche skeptische Worte zeigen nichts von jener heiteren Freiheit eines dem Dogma entwachsenen Geistes, die wir an den deutschen Dichtern bewundern. Die „hebräischen Melodien" lassen uns ahnen, daß der Mann sich noch erbaute an jenen frommen Heldengestalten der Bibel, die der Knabe sich von seiner Amme schildern ließ. Seine geliebte Allegra ließ er katholisch erziehen und entfernte das Kind sorglich von den freigeistigen Gesprächen Shelleys und seiner Gattin. Wir schließen daraus nicht — wie Walter Scott, der Byron nie durchschaut hat —, daß der Dichter bei längerem Leben sich selber zur katholischen Kirche bekehrt haben würde; immerhin bleibt die innere Unsicherheit seines religiösen Freisinnes unzweifelhaft. Aber die Romantik war nur ein ohnmächtiger Versuch, eine durch die ernste Geistesarbeit dreier Jahrhunderte überwundene Weltanschauung wieder zu beleben. Da ge-

nügte es, wenn nur ein Dichter keck verneinend der Phantasterei entgegentrat, wenn er nur lachend die Welt erinnerte, welche Schätze geistiger Freiheit sie längst besaß; schon vor dem lustigen Gepraſſel des Witzes mußten die Spukgebilde der Romantik entfliehen. Und — seltsam, es zu sagen — dieser kecke Spötter ist doch in die großen Weltmysterien tiefer eingedrungen als irgendein englischer Dichter seit Milton. Im Kain und Manfred werden einzelne Töne angeschlagen, die an den Tiefsinn deutscher Kunst gemahnen. In „Himmel und Erde" schildert ein Miltonscher Geist den unbeugsamen Stolz der höllischen Dämonen. Jene grandiose Fabel, welche, von anderen Völkern selten verstanden, die deutschen Dichter zu ewig neuen Liedern begeistern wird, die Fabel vom Lichtbringer Prometheus hat auch in Byron ihren Sänger gefunden: die ganze gedrungene Kraft seiner Rede bietet er auf, um den Titanentrotz zu schildern, „der den Tod zum Siege macht".

Die Wirkung der Gedichte Byrons auf die Zeitgenossen ward durch ihre künstlerischen Mängel nicht beeinträchtigt, ja oftmals verstärkt. Der Sinn für die Komposition der Kunstwerke ist heute wieder etwas empfindlicher; wir erwarten in jedem Gedicht eine stetig anschwellende Handlung, einen kräftigen Abschluß. Darum erscheinen uns, trotz aller Pracht der Schilderungen, trotz aller glänzenden Einfälle in den Abschweifungen, manche Gesänge des Childe Harold entschieden langweilig durch ihren fragmentarischen Charakter. Und bewundern wir Byrons unerschöpflichen Reichtum an immer neuen Bildern und Gedanken, so erkältet uns seine Armut in der Erfindung der Handlung. Unser froherer Weltsinn findet wieder Freude an der Eigenart mannigfaltiger Charaktere, und wir ermüden gar leicht, wenn in Byrons Gedichten (mit einziger Ausnahme des Don Juan, der auch nach dieser Richtung einen ungeheuren Fortschritt zeigt) das schwache, liebende Weib und der melancholische Held immer wiederkehren. Und auch diese beiden Charaktere erscheinen uns verschwommen und sehr unbestimmt; wir fragen nach dem Warum, wenn Byrons Held seinem Mädchen sagt: „Ich liebe dich nicht mehr, wenn ich die Menschheit liebe." Die harte Arbeit in Staat und Wirtschaft hat uns wieder gewöhnt an das helle Mittagslicht, wir sehnen uns oftmals hinweg aus dem ewigen Halbdunkel, das Byrons Gestalten beleuchtet. Am schmerzlichsten vermißt die Gegenwart mit ihrem lebendigen Sinne für das Drama in dem großen Dichter jede dramatische Begabung. An Byrons Schauspielen am klarsten läßt sich verstehen, daß die Leidenschaft allein der Nerv des Dramatikers nicht ist; sie bleibt wirkungslos, wo die gewaltig bewegte Handlung fehlt. Versucht der Dichter auch einmal seine subjektive Weise abzulegen und etwas anderes zu schaffen als Monologe und Schilderungen: seinem unsteten Schaffen blieb doch fremd jener höchste Künstlerfleiß, der entsagend sich gänzlich in den Stoff versenkt und allein dramatische Charaktere von überzeugender Kraft zu schaffen vermag.

Solche Bedenken des heutigen Lesers hätten die Zeitgenossen kaum verstanden. Man darf sagen, gerade die schwächsten seiner Werke haben die Zeit am mächtigsten ergriffen. Der Erbe der Romantik, fand Byron die Bühnen längst verwildert und die Welt gewöhnt, den Empfindungsreichtum eines Lesedramas für eine dramatische Handlung zu nehmen. Die lose Komposition, die wuchernde Überfülle seiner Abschweifungen und Schilderungen entsprach durchaus der Neigung einer Zeit, die alle alten Kunstformen durch die Romantiker zerbrochen sah und in einem blendenden abspringenden poetischen Feuilletonstile das Neueste und Größte der Dichtkunst fand. Vergessen wir nicht, daß die von Byron hervorgerufene jungdeutsche und neufranzösische Richtung die ärgsten ihrer Sünden von der Romantik entlehnt hat. Wie unsicher bleibt doch die Grenze zwischen den beiden Schulen: für Frankreich, das einen echten Klassizismus, nach deutscher Weise, nie gekannt hat, liegt sogar in Victor Hugos kecker Versicherung eine gewisse Wahrheit: „Die Romantik ist in der Dichtung, was der Liberalismus im Staate." — Auch für die von Byron beliebte Vermischung der Kunst mit politischen Tendenzen hatte die Romantik arglos selbst den Boden geebnet. Sie hatte die Grenzen zerstört, welche Dichtung und Prosa scheiden, und der Welt eine poetische Religion, eine poetische Politik geschenkt. War es zu verwundern, wenn jetzt ein verwegener Mann den Spieß umkehrte, wenn mit Byron eine Zeit begann, welche Kunst und Wissenschaft nur als die Mägde der Politik behandelte? Endlich jene edelmütigen Byronischen Verbrecher, die unser sittliches Gefühl beleidigen, sie gaben einer Epoche keinen Anstoß, die längst von der Romantik gelernt, die interessanten Menschen nur auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft zu suchen.

So hatten die Zeitgenossen kein Auge für die Schwächen von Byrons Muse. Um so freudiger begrüßten sie ihre Tugenden, jene wunderbare, in keiner Übertragung völlig getroffene Formenschönheit, die einfältige Kraft und Wahrheit des edeln Ausdrucks, der mit den allereinfachsten Mitteln am gewaltigsten wirkt. Jene mit dem Herzblute des Dichters geschriebenen Verse „Der Traum" muten uns an wie eine Erzählung aus einer Welt der Wunder, und doch, was schildern sie? — die einfachste Begebenheit mit den schlichtesten Worten. Und wie herrlich sah doch aus aller Zerrissenheit des Dichters sein kerngesunder, nie beirrter Instinkt für echte Größe hervor! Wie hehr mußte der Jugend die Reinheit eines Sokrates, Franklin, Washington erscheinen, wenn Byron, der immer Spottende, vor ihnen demutvoll sich neigte! Und wie ungezogen oft sein Witz sich gehen ließ, er blieb doch ein Dichter, der seines eigenen Pfades zog, der niemals schrieb „per dilettar le femine e la plebe". Das Wunderbarste blieb die Sicherheit und Fruchtbarkeit seiner Dichterkraft. Wie Mirabeau, ein verwandter Geist, wenn er die Tribüne betrat, die Gemeinheit seines privaten Lebens hinter sich ließ, so war Byron ein anderer, ein reinerer Mensch,

wenn die Muse ihm nahte. Einige seiner schönsten und — friedlichsten Gedichte, die hebräischen Melodien und Parisina, schrieb er in den Tagen des bittersten Kummers, da sein Haus zusammen- und der Grimm seines Landes über ihn hereinbrach! Unsere Väter sollen sich dessen nicht schämen, daß, weit über die jungdeutschen Kreise hinaus, dieser Dichter von ihnen vergöttert ward. In manchem ehrwürdig-langweiligen Kompendium eines gelehrten deutschen Professors aus alten Tagen überrascht uns noch inmitten statistischer Notizen ein Zitat aus Byron. Wir verstehen es gar nicht, das deutsche Geschlecht der zwanziger und dreißiger Jahre, wenn wir Lord Byron nicht kennen. Man muß die erstickende Luft jener unseligen Tage der Heiligen Allianz selber geatmet, man muß die Gewaltigen der Zeit auf Schritt und Tritt ihres nichtigen Daseins verfolgt haben, wie sie auf dem Veroneser Kongresse ihren leeren Freuden nachgingen, derweil ihre Henker das Glück eines großen Volkes vernichteten, ihre Schreiber in scheinheiligen Manifesten den Nationen Weisheit und Tugend predigten. Man muß sich erinnern, welche ohnmächtige und blasierte Sinnlichkeit an jenen frommen Höfen herrschte, mit denen verglichen sogar die Welt Augusts des Starken als ein Geschlecht naiver, naturwüchsiger Kraftmenschen erscheint. Nur dann wird man ermessen, wie die Völker aufatmeten bei den Klängen von Byrons Dichtung. Endlich ein Ausbruch starker Leidenschaft von einem Manne, der mit allen seinen Sünden reiner, wahrhaftiger war als die gleisnerische Macht; endlich ein Hauch der Freiheit inmitten der geknechteten Welt!

In unseren Literaturgeschichten kehrt unwidersprochen der Satz wieder, daß Byron der erste sei unter den literarischen Stürmern und Drängern, deren Mittelpunkt später das junge Deutschland bildete. Aber obgleich Byron allerdings der europäischen Kunst zuerst die revolutionäre Richtung gegen die Romantik gab, so war ihm doch vieles eigen, was ihn unterschied von seinen Nachfolgern. Er überragte nicht nur sie alle — H. Heine allein ausgenommen — durch schöpferische Kraft, Witz, Menschenverstand und den von Goethe ihm nachgerühmten „scharfen Blick, die Welt zu schauen", jene sichere Weltkenntnis, die seinen unerfahrenen Jüngern gänzlich mangelte. Auch den guten künstlerischen Überlieferungen der alten Zeit stand er weit näher. Sehr lose gefügt freilich war der Bau seiner Gedichte; aber er schrieb doch in Versen, in Versen voll des lautersten Wohlklanges, und schon diese Form bewahrte ihn vor jener gänzlichen Verwilderung, jenem banausischen, die nackte Prosa mit poetischen Flittern roh durcheinanderwerfenden Journalistenstile, worein das junge Deutschland verfiel. Wer die Bedeutung der Form in der Kunst zu würdigen weiß, wird hierin allein schon einen tiefgehenden Unterschied zwischen Byron und den Jungdeutschen erkennen.

Auch war er keineswegs einer jener stets verneinenden Geister wie die meisten seiner Nachfolger. Noch hatte sein Gemüt sich vieles Positive be-

wahrt, das er fromm verehrte. Denn, vor allem, er war Engländer. Nicht ohne bittere Erinnerungen erkennen wir Deutschen an diesem zuchtlosen Menschen, wie die sittliche Haltung des Mannes gesichert und gehoben wird, wenn er der Sohn ist eines großen, stolzen, mächtigen Volkes. Niemals kann ein Brite in den Schmutz des heimatlosen Literatentums versinken, darin unsere Börne und Heine sich wohlgefällig wälzten, niemals kann ihm in den Sinn kommen, sein Vaterland als das Land der Dummen und der Feigen zu verhöhnen. Auch dem verbannten Engländer bleibt sein Volk das erste der Erde. Wohl haßte der englische Adel in Byron den Mann der festländischen Begriffe, wohl versichern die frommen Literaturhistoriker des Landes noch heute unermüdlich — (wir wollen das in seiner Dummheit unübersetzbare Wort in der Ursprache wiederholen) — the bright dark fancy of Lord Byron sei ganz und gar unenglisch. Die Zeit wird kommen, da man gerechter urteilt und Thomas Moore zustimmt, der in jedem Worte seines Freundes erfreut den Landsmann wiedererkannte. Von einigen schlimmen und vielen guten Eigentümlichkeiten seines Volkes hatte Byron sich befreit, doch er bekämpfte sie mit dem Zorne des Liebenden. Der Kern seines Wesens blieb englisch; schon der Gedanke, ein anderes Volk über das seine zu stellen, wäre ihm unmöglich gewesen. England, with all thy faults, I love thee still! An tausend Wendungen seiner Werke kann der Fremde dies erraten, und wie viele mehr mögen es dem Engländer zeigen! Gewalt antun mußte er seinem englischen Wesen, um zu der festländischen Geistesfreiheit sich hindurchzuringen, und doch ist ihm dies nie völlig gelungen. Noch mehr, mit all seinem Radikalismus blieb Byron der englische Lord, eine hocharistokratische Natur, getreu den Vorurteilen wie den Tugenden seines Standes, ein großherziger Beschützer der Niedriggeborenen, ein Abgott seiner Diener wie der Massen in Italien und Griechenland, die den echten Adel leicht erkennen und willig sich ihm beugen. Also befangen in den Anschauungen seines Volkes und seines Standes war er durch seine Schwächen selber bewahrt vor dem Äußersten des abstrakten Radikalismus seiner Nachfolger. Es war eine grobe Selbsttäuschung, wenn Heinrich Heine sich gegen den Vorwurf verwahrte, er sei angesteckt von Byronischer Zerrissenheit. Die jungdeutschen Schriftsteller sind leider unzweifelhaft ärmer an Pietät und an Hoffnung, ihre Seele ist verbitterter und frecher als der englische Dichter in seinen unseligsten Stunden.

Und noch ein anderes konnte die junge Dichterschule ihm nicht nachahmen — den Zauber seiner Persönlichkeit, die ebenso liebenswürdig und unwiderstehlich fesselnd war, wie die Personen Heines und Börnes einem jeden unausstehlich erscheinen müssen, der den Mut hat, den Fabeln des literarischen Götzendienstes zu widersprechen. An Byron beobachten wir einen allen echten Größen der Kunst gemeinsamen Charakterzug: er erscheint als Mensch im Leben vielfach unreiner, aber auch weit reicher und

vielgestaltiger als in seinen Gedichten. Nur ein wahrhaft interessanter, geistvoller Mensch durfte eine so subjektive Weise der Dichtung sich erlauben, durfte mit so zudringlicher Gefallsucht der Leserwelt jahrelang das ewig Gleiche und doch ewig Neue, sein eigenes Ich bis zu den aristokratisch kleinen Ohren und Füßen schildern. Nur einer, der ein Mann war, durfte das geheime Weh in seiner Brust in endlosen Klagen aussprechen, die an jedem schwächeren Menschen weibisch erschienen wären. Auch hier hat Goethe das entscheidende Wort gesprochen, als er die „dämonische Natur" des englischen Dichters anerkannte; sie war reizvoll, rätselhaft genug, um schon bei Byrons Lebzeiten eine Fülle von Märchen hervorzurufen. Byron selber nährte durch geheimnisvolle Andeutungen diese Mythen, Sagen so wundersam phantastisch, daß der wirkliche Byron ihrem Scheingebilde gegenüber fast als eine prosaische Natur erscheint. Selbst Goethe ließ sich von diesen Fabeln bestechen. Die einfältige Schönheit seines Gemüts vermochte sich die Empfindung des leeren Weltschmerzes an einem edeln Menschen nicht vorzustellen. Wenn er Byron nannte „stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen", so meinte er im Ernst, Byrons Gewissen sei belastet mit einer schweren Blutschuld. Wir wissen jetzt, daß an alledem kein wahres Wort ist, und vieles Wunderbare in Byrons Irrgängen erklären wir einfach aus einem sehr menschlichen Motive, einer Eigentümlichkeit freilich, die ein wahres Kreuz ist für seine Kritiker und Biographen — aus dem Spleen, aus der unberechenbaren Laune eines eigensinnigen, von dem Eindrucke des Augenblickes bestimmten Menschen.

Wir haben ein Recht, so zuversichtlich zu urteilen, denn über wenige Menschen liegen die Akten so vollständig vor. Von klein auf wohnte und drängte in ihm ein unersättlicher Trieb der Mitteilung. Was ihm jemals durch den Kopf schwirrte und nicht Raum fand in den Gedichten, das ward niedergeschrieben in Tagebüchern und Briefen: glänzende Gedanken und unreife Einfälle, Worte schwermütiger Lebensweisheit und possenhafte Ungezogenheiten, alles in tollem Durcheinander, wie ein belebtes Gespräch es hervorjagt. Nirgends eine Spur von Takt und Scham, aber auch nirgends ein gemachtes, gesuchtes Wort. Sogar jene Briefe aus Italien, die Byron schrieb mit dem Bewußtsein, daß sie daheim durch tausend Hände gehen würden, sind von einem natürlichen Witze, einer Wahrheit und Frische, welche selbst die mißgünstigsten Kritiker bezaubert haben. Wie liebenswürdig, wenn mitten unter geistvollen Worten plötzlich, so recht nach Knabenart, mit großen Buchstaben geschrieben steht: „Die österreichische Regierung Halunken! die österreichischen Beamten Spitzbuben! Ich weiß wohl, daß sie meine Briefe aufmachen, aber darum schreibe ich es eben!" Von Unwahrheiten bietet das Tagebuch nichts weiter, als was Byron selber mit tiefer Kenntnis der menschlichen Natur zugesteht: „Wenn ich mir selber gegenüber aufrichtig bin — aber ich fürchte, man belügt sich selber mehr als irgend jemand anders — so müßte jede Seite dieses

Buches die Widerlegung der vorigen sein." Wer auf einzelne Worte eines so redseligen Mannes allzu großes Gewicht legt, gelangt notwendig zu verkehrten, allzu harten Urteilen. Wenn Byron einmal einem lustigen Bruder schreibt: „Wie hübsch muß es sein, verheiratet auf dem Lande zu leben! Man hat eine schöne Frau und küßt ihre Kammerjungfer", so sagt er nichts Schlimmeres, als was alltäglich in den lauten Gesellschaften ungezogener und unbeweibter junger Herren geredet wird. Nur freilich sind auch junge Männer in der Regel zu klug, so freche Worte niederzuschreiben.

Es gilt vielmehr, aus tausend Widersprüchen die großen Grundzüge dieses Charakters herauszufinden. Wer dies je versuchte, der mußte bekennen, daß selten alle Verhältnisse des Lebens sich so hartnäckig und unheilvoll verschworen haben zum sittlichen Verderben eines reich und vornehm angelegten Geistes. Seinem gesunden und sicheren natürlichen Gefühle gelang, sich hindurchzuretten aus allen diesen Gefahren, aber das Geschick hat ihm, dem zu jedem frohesten Genusse Geschaffenen, ein erschütternd trauriges Dasein bereitet. Gleichwie ihm zu den Gliedern und dem Kopfe eines Apoll der hinkende Fuß des Vulkan beschieden war, so prägten sich im Verlaufe eines verworrenen Lebens auch seiner edeln Seele einzelne widerwärtige Züge ein, die das schöne Bild entstellen. Seit Byron heranwuchs, schweiften seine Träume stets in der Zukunft oder in der wehmütigen Erinnerung an die reine Kindheit, sehr selten nur ward ihm das selige Selbstvergessen im Genusse der Gegenwart. Wer irgend berufen war, diesen meisterlosen Geist zu zügeln, der tat das Seine, ihn zu verbilden: die bis zum Wahnsinn leidenschaftliche taktlose Mutter, welche der Sohn trocken ins Angesicht „eine böse Sieben" schilt, und die törichte Wärterin, die den hochmütigen Knaben mit großen Worten den staunenden Pächtern als einen vornehmen Lord zeigt und die Liebesbotschaften des Frühgereiften besorgt. Also erzogen wird sein Herz unnatürlich früh durch den Schmerz einer unglücklichen Liebe verstimmt und verbittert. Freundlos, führerlos tritt er in verworrene Verhältnisse, die nur ein stetiger, vielerfahrener Sinn bemeistern konnte. Im Oberhause trennen die Schatten seiner verrufenen Väter den blutjungen von den älteren Genossen. Jede erdenkliche Versuchung umgibt und verlockt den schönen, geistvollen, heißblütigen Mann. Die Schuldenlast seiner Vorfahren erschwert ihm früh das Gleichmaß der Lebensweise, er gewöhnt sich an den Jammer der Auspfändungen mitten unter den Ausschweifungen der vornehmen Welt. Endlich bringt ihm das kurze Trauerspiel seiner Ehe die Verbannung, beispiellose Verdächtigung und Verfolgung von seiten seines Vaterlandes.

Sehr, sehr vieles in diesem unseligen Leben wird nur die gutmütige Schwäche entschuldigen wollen. Wir rechnen zu diesem Vielen nicht gerade die Sünde der Jugend und Schönheit, Byrons grenzenlosen Leichtsinn im Verkehr mit Frauen, der allen literarischen Basen unerschöpflichen Stoff geboten hat. Wir meinen, über diese höchstpersönliche unter allen sitt-

lichen Fragen geziemt dem Manne einige Zurückhaltung des Urteils — solange unsere Sittenrichter trotz einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig wäre, den Punkt noch nicht entdeckt haben, wo die Verehrung der Frauen aufhört ein Vorzug und anfängt eine Sünde zu sein. Aus dem beflissenen Eifer, womit die Gegenwart unter allen Verirrungen bedeutender Menschen gerade diese aufzuspüren liebt, grinst uns nur zu oft die mönchische Unsauberkeit der Phantasie entgegen. Wer jene Stimmung der Seele nicht versteht, die dem Dichter den Seufzer entlockte: *αἰχῖ τὰν Κυθέρειαν*, der muß mit seltener Kälte des Blutes gesegnet sein oder ein ungewöhnlich reizloses Leben hinter sich haben. Wer unter uns darf sie verdammen, die Engel des Himmels in Heaven and Earth, welche die Freuden des Himmels verscherzen, weil sie nicht lassen wollen von den geliebten Töchtern der Menschen? Derselbe Dichter, der in übersprudelnder Lebenslust allen Weibern *einen* rosigen Mund wünscht, damit er sie alle auf einmal küssen könne, er hat doch oft in tiefbewegten Worten die treue Liebe über das Grab hinaus besungen. Und wie dankbar redet er von seinen mütterlichen Freundinnen; er war sehr wohl imstande, das Göttliche des Weibes auch in solchen Frauen zu verehren, vor denen die Begierde schweigt. Nur *eine* hat in die Tiefen dieses leidenschaftlichen Herzens geschaut: — Teresa Guiccioli, und die greise Frau spricht noch heute, ein halbes Jahrhundert nach des Dichters Tode, von ihrem Helden mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe. Wer den Zauber, der Frauenherzen gewinnt — „proud confidence" — so genau kannte wie Byron und ihn mit so wunderbarem Geschick und Erfolg zu üben wußte, der hatte wohl ein Recht auf das milde Urteil, das ein sehr ernster englischer Dichter, Rogers, ihm auf sein Grab schrieb:

Who among us all,
Tried as thou wert even from thy earliest years,
Could say he had not err'd as much and more?

Byrons Schuld liegt nicht in solchen Verirrungen des heißen Blutes, sie liegt tiefer, sie ist echt tragisch. Nirgends in diesem reichen Leben begegnen wir dem Gedanken der Pflicht. Das angeborene natürliche Gefühl war der einzige Führer seines Daseins, und wenn es ihn mitten im Taumel der Leidenschaft vor der baren Gemeinheit bewahrte, so hat doch diese souveräne Willkür der Empfindung ein reiches Menschenleben zerrüttet und zu einem Rätsel gemacht für Byron selber. Sehr selten nur können wir erkennen, und sehr selten nur wußte Byron selbst, wo in seinem Tun der kecke Trotz gegen das Urteil der Welt begann und wo jene nordische Keuschheit der Empfindung aufhörte, die sich scheut, ihre Weichheit vor den Leuten zu zeigen, und selbst den Schein der Heuchelei vermeidet. Dem Leichenzuge seiner Mutter verschmäht er zu folgen, er ficht, derweil der Sarg zum Grabe geht, mit einem Freunde seinen gewohnten Faustkampf,

nur wilder, ungestümer denn gewöhnlich: — und in der Nacht zuvor hat ihn die Dienerin allein in bitteren Tränen an der Bahre der Mutter gefunden! Desgleichen hat Byron selbst sich nie darüber Rechenschaft gegeben, ob sein zur Schau getragener Menschenhaß ein Selbstbetrug oder eine echte Empfindung war. Wir können Macaulays Worten nicht zustimmen: „Wer die Menschen wirklich haßt, läßt nicht alljährlich einige Bände drucken." Die Menschen wirklich zu hassen ist Unsinn, ist dem gesunden Menschen unmöglich. Wer diese Empfindung folgerichtig festhält, wird wahnsinnig wie Timon von Athen. Wir kennen manche große Fürsten und Denker, die eine tiefe aufrichtige Verachtung der Menschheit in der Seele trugen und dennoch ihr Lebtag im Schweiße ihres Angesichts zum Heile der Mißachteten arbeiteten. Der gleiche Widerspruch offenbarte sich in Byron, nur hatte in dieser unsteten, von Erregung zu Erregung jagenden Seele die Selbsttäuschung einen ungeheuren Spielraum. Wir glauben ihm nicht, wenn er verächtlich ruft:

What is the end of Fame?
To have, when the original is dust,
A name, a wretched picture and worse bust.

Der Ruhm war doch sein Abgott, der Beifall der Menschen blieb ihm doch unentbehrlich. Sogar die bewußte Lüge hat der offenherzige Mann nicht verschmäht, wo seine Eitelkeit ins Spiel kam: die Autorschaft des mißratenen Gedichts „Der Walzer" leugnete er feierlich ab, weil es mißfiel. Auch an Zügen der Schwäche, welche der Lüge sehr nahekommen, ist sein Leben nicht arm. Solange die Londoner vornehme Welt ihn feierte, hat er sich gehütet, seine radikale Gesinnung in Gedichten auszusprechen, und die letzten Gesänge des Don Juan sind nur darum friedfertiger, also schwächer geworden als der herrliche Anfang des Gedichts, weil seine Teresa ihm das Versprechen abgeschmeichelt hatte, nichts mehr wider Glauben und Sittlichkeit zu schreiben. Als ein absonderlich unsicherer Führer erwies sich das natürliche Gefühl in der Ehe, denn sicherlich war Byron von der Natur zu allem anderen eher denn zum Gatten bestimmt. Wir reden nicht von der leichtfertigen Weise, wie er den Entschluß für das Leben faßte. Wir wollen auch nicht mit Entrüstung vor dem häßlichen Schauspiele verweilen, wie er nach der Scheidung seine Gattin öffentlich bekriegte; denn diese häuslichen Händel sind nicht von ihm, sondern von seinen Feinden zuerst auf den lauten Markt gebracht worden. Das eine aber muß auch der Mildeste als abscheulich und würdelos verdammen, daß er mit seiner Gemahlin wieder anzuknüpfen suchte — in demselben Augenblicke, da er in den Armen der Gräfin Guiccioli zum ersten Male eine echte, reine Liebe fand. Mit einem Worte, wir sehen das Leben eines hochherzigen Mannes haltlos und verworren, allein geleitet von der Empfindung des Augenblickes, wir sehen einen von Natur grundehrlichen

Menschen andere und vornehmlich sich selber täuschen, weil ihn die Sehnsucht beherrscht, vor fremden und vor seinen eigenen Augen fortwährend interessant und groß zu erscheinen.

Geben wir alle diese Makel zu — und sie ließen sich leicht vermehren —, so bleibt uns am Ende doch zu bewundern, wie stark und gesund das natürliche Gefühl dieses Mannes sein mußte, wenn es ihn, den Verächter aller sittlichen Grundsätze, dennoch ohne Schande durch ein ruhmvolles Leben hindurchgeführt hat. Ein Mut, zu allem Kühnen geboren, eine geniale Dichtkraft, ein freier Sinn, offen jeder großen Regung, eine übermütig witzige und doch im Grunde gutmütige Laune, eine königliche Großmut, willig, jeden Schwachen zu beschützen, und bereit, dem Feinde, dem schonungslos bekämpften, zu vergeben, eine Erscheinung, verführerisch für jede Frau, ein warmes, treues Freundesherz, und alle seine Sünden ohne Kleinheit und Niedrigkeit, die Sünden der Kraft, des Überflusses: — wahrlich, das sind Züge eines reichen Charakters, ganz geschaffen, jede edle und jede schlimme Neigung der modernen Menschen zu bezaubern. Mochten die einen zürnen, daß der Dichter allzu verwegen die Freuden der Sinnenlust schilderte: da stand er selbst, der Virtuos des Lebensgenusses, der im Leben tat, was sein Lied besang, der den Becher der Lust bis zur Hefe leerte und dennoch kein weicher Wollüstling wurde, sondern ein frischer Mensch blieb, abgehärteten Leibes, nach der mannhaften Weise seines großen Volkes, ein sicherer Schütze, ein gewandter Reiter, ein kühner Schwimmer. Mochten andere sein Lied schelten, wenn es zu rücksichtslos die Ordnung der Gesellschaft bekämpfte, er durfte solche Lieder wagen, der stolze, unabhängige Edelmann, der dem alten Europa den Frieden aufgesagt und durch Taten seinen Versen eine dramatische Wahrheit gab.

Erst diese glänzende Persönlichkeit des Dichters hat seinen Werken die volle Wirkung gesichert, und eben sie hat auch verschuldet, daß diese Wirkung eine sehr gemischte war. Einem ganzen Dichtergeschlechte ward durch das blendende Vorbild dieses wunderbaren Menschen der gerade Sinn beirrt. Nehmt aus dem Bilde Lord Byrons nur einen Charakterzug, nur ein äußeres Lebensverhältnis hinweg, und die prachtvolle Erscheinung wird zur Fratze. Nun aber begann das Nachahmen des Unnachahmlichen, des Höchstpersönlichen. Von Byron gilt das treffende Urteil seines Freundes Shelley, er habe die Schönheit nackt gesehen und sei darum wie Aktäon von ihren Hunden zerfleischt worden. Welches Unheil, wenn jetzt Menschen in Byrons Weise zu dichten begannen, die den Kuß der Muse nie gespürt und zwar des Nackten überviel, doch nie die Schönheit geschaut hatten! Jeder dumme Junge, der zum ersten Male ein Mädchen geküßt, meinte sich berechtigt, von der Schwachheit der Weiber mit derselben frechen Sicherheit zu reden wie der Dichter des Don Juan. Die langweiligsten

aller langweiligen Gesellen plauderten mit Byronischer Selbstgefälligkeit ihre kleinen Geheimnisse vor der Welt aus, als ob es Europa interessieren könnte, wie oft Herr Niemand von Fräulein Niemand zu einem Stelldichein gerufen wurde. Aus ihren Dachkammern heraus redeten deutsche und französische Literaten von den Lastern der großen Welt mit der gleichen Zuversicht wie jener, der auf den Höhen der Gesellschaft heimisch war. Kurz, mit der subjektiv erregten Stimmung, die Byron in die moderne Dichtung einführte, kam auch das Laster des koketten Zurschaustellens der eigenen Person, das sich höchstens einem Byron, und auch ihm nicht gänzlich verzeihen ließ. Wer ganz ermessen will, wie stark dieser verführerische Einfluß der Person Lord Byrons auf das jüngere Dichtergeschlecht gewesen, der beachte die seltsame Tatsache, daß gerade die Geringbegabten unter den jungdeutschen Schriftstellern oftmals mit Bitterkeit von Byron sprachen, dem sie doch so viel verdankten. Es klingt aus diesem gehässigen Tone der geheime Ärger hervor, daß die Sünden des englischen Dichters durch eine Fülle von Umständen entschuldigt wurden, die den Verirrungen seiner Nachfolger nicht mehr schützend zur Seite standen.

Byron warf der Aristokratie seines Landes vor, in ihrem Wesen sei „nichts, was zu allen Menschen, allen Zeiten spricht". Fast dasselbe gilt von Byrons Werken selbst. Wohl finden die Gedanken, welche ihm Kopf und Herz erfüllten, in jeder freien Menschenseele Widerhall, aber die Weise, wie er sie vortrug, dieser satirische, von Anspielungen erfüllte Stil ist nur einem engen, feingebildeten Kreise verständlich. Byron war nie populär wie sein ideenloser Nebenbuhler Walter Scott. Mit souveräner Verachtung sah der stolze Lord auf die langweiligen shop-keepers, auf das pflichtenreiche, festgeordnete Dasein des Mittelstandes herab. Auch diese Eigenheit vererbte sich auf seine demokratischen Nachfolger. Während die deutsche Literatur zu allen Zeiten, wo sie Großes wirkte, sich mit warmem Herzen an unser Bürgertum wandte, überschütteten die Schriftsteller des „jungen Deutschlands" mit giftigem Hohne die „Bourgeoisie" — denn zu einem Schimpfworte wollte der Ehrenname „Bürgertum" doch nicht werden. Man weiß, wie schwer unsere Bildung gelitten hat unter dieser Verirrung, die freilich keineswegs allein von Byron verschuldet war. Noch unseliger wirkte der Übermut des englischen Dichters auf die deutsche Jugend. Der Ruhm dieses genialen Himmelsstürmers schien ein Freibrief für jeden, der nur recht frech und trotzig der trägen Welt seine persönliche Willkür entgegenwarf. Am verhängnisvollsten ward Byron für unsere Literatur durch das Spiel seines Witzes. Scherz zu verstehen war nie die Stärke der germanischen Völker. Tausendmal hatten Byrons Landsleute statt zu lachen sich über seinen Witz entrüstet. In Deutschland ward, wesentlich nach Byrons Vorbilde, der witzige Feuilletonstil die Modekrank-

heit der Zeit, und dies Volk, das seinen Staat erst suchte und die ernsthafte Behandlung politischer Geschäfte in einer durchgebildeten Presse noch wenig kannte, nahm den Witz für bare Münze und bewunderte die Feuilletonartikel Heines und Börnes als politische Orakel. Traurig genug, daß vordem die Jugend eines geistreichen Volkes einen mittelmäßigen Kopf wie den alten Jahn als ihren Helden verehrt hatte; aber trauriger noch, daß jetzt die Männer eines gewissenhaften Volkes einen Börne als einen großen Volkstribunen bewunderten — ihn, der niemals einer politischen Frage ernsthaftes Nachdenken gewidmet hat. Für den selbstgenügsamen Nationalstolz der Engländer war es ungefährlich, daß Byron die Schattenseiten seines Landes höhnisch hervorhob. Das unfertige Selbstgefühl der Deutschen dagegen ward noch mehr verwirrt, als jetzt das Schmähen wider das Vaterland für das unzweifelhafte Kennzeichen des Genius galt, als Börne die Deutschen durch Schimpfen in den „Nationalärger" hineintreiben wollte und Heine unter dem Jubel der verblendeten Nation jene niederträchtige Vergleichung anstellte: „Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut, der Engländer wie seine Frau, der Deutsche wie seine alte Großmutter." Die politische Poesie führte endlich zur Zerstörung der Poesie selber: nur noch einige Schritte auf der von Byron betretenen Bahn — und die Dichtung, die so lange außerästhetischen Zwecken gedient hatte, verfiel jener gründlichen Mißachtung, welche noch heute leider auf ihr lastet.

Nach alledem schweben die Schalen des Urteils in gleicher Höhe. Sehr tief, tiefer, als die Engländer noch heute zugestehen wollen, hat Lord Byron eingewirkt auf die Ideen der modernen Welt, doch das Unheil seines Tuns war ebenso groß als sein Segen. Er vollbrachte das Notwendige, das Heilsame, als er die erstarrte europäische Literatur erweckte, ihr einen revolutionären, modernen Geist einhauchte; er verfocht das Recht des Herzens und der Freiheit wider den Zwang unwahrer Sitten, unfreier Staaten; aber auf Jahrzehnte hinaus hat er geholfen die jüngeren Dichter zu verderben, da sie nicht bloß das Unsterbliche seiner Werke, sondern auch die endlichen Schwächen seiner Schriften und seines Lebens sich zum Vorbilde nahmen. Die wohlwollende Gemütlichkeit wird begütigend sagen: Warum die Sünden des Menschen nicht endlich der Vergessenheit übergeben, da die goldene Laune des Dichters uns noch heute erfreut? Selbst Hermann Grimm, dem ich das Laster der gemütlichen Schwäche keineswegs andichten will, meint in seinem feinen Essay über Byron: „Er ist ein Dichter für uns, nichts weiter; seine Werke führen ein abgetrenntes, höheres Dasein." Ich bezweifle, ob auch nur die rein ästhetische Betrachtung eines Kunstwerks völlig gelingen kann, wenn man es nicht auffaßt als die Offenbarung einer reichen, gottbegnadeten Künstlernatur. Die Geschichte vollends darf solche Schonung nicht üben. Alles,

was eine Macht gewesen unter Menschen, verfällt ihrem Spruche. Gern schweigt sie also von den menschlichen Mängeln jener Männer, welche die Welt nur als Dichter und Denker kannte. Wenn aber die Person eines großen Dichters ein verführerisches Vorbild geworden ist für ein ganzes Geschlecht, dann soll der Historiker der traurigen Pflicht sich nicht entziehen, auch über Verhältnisse des häuslichen Lebens zu reden, die er sonst willig der Spürkraft der literarischen Topfgräber überläßt.

Luther und die deutsche Nation

Vortrag, geh. in Darmstadt am 7. Nov. 1883

Mancher unter Ihnen hat vor einigen Wochen auf der Höhe des Niederwaldes gestanden, als unser greiser Kaiser das Bild der schwertumgürteten Germania enthüllen ließ, und dort das Glück genossen, mit allen Landsleuten von nah und fern das eine Gefühl dankbarer Freude zu teilen. Jahrhundertelang ist uns Deutschen dieser Einmut froher, neidloser Erinnerung, der zum Leben gesunder Völker gehört, versagt geblieben; denn jene Siege, die uns die neue Einheit unseres Reiches schufen, waren selber seit unvordenklicher Zeit die erste gemeinsame große Tat, zu der sich die ganze Nation in schönem Wetteifer zusammenfand. Wohl ist sie ruhmvoll, die Geschichte dieses Volkes, das so oft schon dem Weltteil den ersten Mann des Jahrhunderts geschenkt, so oft in den Kämpfen Europas das erweckende oder das versöhnende Wort gesprochen hat; doch fast alle ihre großen Namen waren in das Gewirr der Gegensätze, die unser inneres Leben zerrütteten, so tief verflochten, daß sie noch heute breiten Schichten des Volkes unverständlich bleiben und ihnen nur als die Vorkämpfer eines Stammes, einer Partei, eines Glaubensbekenntnisses, nicht schlechtweg als deutsche Helden erscheinen. Wir haben im achtzehnten Jahrhundert den letzten und größten Vertreter des alten unbeschränkten Königtums unter uns walten sehen, und seit seine Saat in Halme schoß, beginnen die Einsichtigen zu fühlen, daß er für Deutschland focht, als er gegen Österreich und das Heilige Reich seine Schlachten schlug; dennoch wird König Friedrich, gleich seinem Ahnen, dem Großen Kurfürsten, immer zunächst der Liebling seiner Preußen bleiben und der Masse der Oberdeutschen niemals ganz vertraut werden. Wir haben ein Jahrhundert zuvor durch einen greuelvollen Krieg der europäischen Welt die kirchliche Duldung gesichert, aber der Sieg ward um einen furchtbaren Preis, durch die Verwüstung unserer alten Kultur, erkauft, und der Held, der sich von jener finsteren Zeit als die beinahe einzige lichte Gestalt abhebt, Gustav Adolf, war ein Fremder; selbst seine Bewunderer können nicht leugnen, daß seine Siegeslaufbahn zu unserem Heile frühzeitig endete, eben in dem Augenblicke, da seine Macht unserem Vaterlande verderblich zu werden begann.

So ist denn auch die Gedächtnisfeier, zu der sich in dieser Woche unser protestantisches Volk überall gehobenen Herzens versammelt, leider nicht ein Fest aller Deutschen. Millionen unserer Landsleute stehen teilnahmlos oder grollend abseits; sie wollen, sie können nicht begreifen, daß der Reformator unserer Kirche der gesamten deutschen Nation die Bahnen einer freieren Gesittung gebrochen hat, daß wir in Staat und Gesellschaft, in Haus und Wissenschaft, überall noch den Atem seines Geistes spüren. Wer über ihn redet, der muß bekennen, wie er sich selber zu den großen sittlichen Aufgaben der Gegenwart stellt. Leidenschaftlich, als stünde der Reformator noch mitten unter uns, erklingen die Anklagen derer, die seine Größe nicht zu fassen vermögen.

Schon bei seinen Lebzeiten ist Martin Luther dem tragischen Geschick der Verkennung, das keinem großen Manne und am wenigsten dem Kämpfer erspart bleibt, nicht entgangen. In den hoffnungsreichen ersten Jahren seines öffentlichen Wirkens begrüßte ihn die Nation mit einer stürmischen Freude, wie sie der deutsche Boden erst in unseren Tagen wieder erlebt hat. Damals, als er zuerst der Katze die Schelle anband und dann kühn und kühner, fortgerissen von der zwingenden Macht des freien Gedankens und des wachen Gewissens, aus einem treuen Sohne der alten Kirche zum erklärten Ketzer ward, als er die Bannbulle des Papstes in das Feuer warf und in dem flammenden Aufruf „An den christlichen Adel deutscher Nation" seine Deutschen aufforderte zur Reform der Kirche und des Reiches an Haupt und Gliedern: da stand er vor Kaiser und Reich als der Führer der Nation, heldenhaft wie ihr Volksheiliger, der streitbare Michael; da jubelte das Volkslied: „Zu Worms er sich erzeiget, er stand wohl auf dem Plan, seine Feind' hat er geschweiget, keiner durft' ihn wenden an"; da schien es wirklich, als sollten alle die elementarischen Kräfte, die in der tief erregten Nation arbeiteten, der Glaubensernst der frommen Gemüter, der Forschermut der jungen Wissenschaft, der Nationalhaß des ritterlichen Adels wider die welschen Prälaten, der Groll der mißhandelten Bauern, sich zu einem mächtigen Strome vereinigen und gewaltig aufwallend alles römische Wesen aus unserem Staate, unserer Kirche hinwegschwemmen. Aber noch war unsere deutsche Königskrone fest verkettet mit der weltumspannenden Politik des römischen Kaisertums. Einen Zufall dürfen wir es nicht nennen, daß in jenem verhängnisvollen Augenblick ein Fremdling unsere Krone trug, der unseres Herzens Schlag nicht hören konnte und, während die Deutschen dem lauten Freimut ihres Landsmannes zujauchzten, verächtlich lächelnd sprach: der soll mich nicht zum Ketzer machen.

Sobald der Kaiser dem Rufe der Nation sich versagte, stand nicht bloß die politische Macht des spanischen Weltreichs wider den Reformator, sondern auch eine gewaltige sittliche Macht, die feste Kaisertreue unseres Volkes. Und nun trat auch die alte Todsünde unserer Geschichte, der Haß

der Stände, wieder hervor. Die Ritterschaft vergeudete ihren ungestümen Tatendrang in einer ziellosen, unglücklichen Fehde. Die Bauern nahmen die Lehre der evangelischen Freiheit fleischlich auf und erhoben sich zu einem wütenden sozialen Kampfe. Luther aber meinte seine heilige Sache geschändet und ließ die Gecken, die das Evangelium mit Hammern und mit Zangen in den Kisten suchten, die ganze Wucht seines Zornes empfinden. Als der gräßliche Aufruhr durch die unbarmherzigen Herren gräßlicher bestraft war, da sah sich der Mann, den sein Volk soeben auf den Schild gehoben, mit den Verwünschungen der kleinen Leute beladen. Mittlerweile hatte sich auch der erste Gelehrte des Jahrhunderts, Erasmus, von den Wittenbergern abgewendet; auch Luthers Lehrer, Staupitz, der sinnige Mystiker, auch die geistreichen Humanisten Crotus Rubianus und Eobanus Hessus traten erschrocken zurück. Mit ihrem Abfall war entschieden, daß die neue Lehre selbst unter den Höchstgebildeten der Nation vorerst noch nicht überall Anklang finden konnte, und da sie mit der Selbständigkeit des Denkens auch den trotzigen Eigensinn des deutschen Charakters entfesselte, so verfielen ihre Anhänger bald einer gefährlichen Zersplitterung: zuchtlose Schwarmgeisterei und dogmatischer Streit schwächten ihre Einheit.

Also von allen Seiten bedrängt und verlassen suchte Luther seine Zuflucht bei dem deutschen Fürstenstande. Noch immer reich an Erfolgen, waren seine letzten Jahre noch reicher an schmerzlichen Enttäuschungen. Er hatte einst gehofft, in der gesamten Christenheit oder mindestens in seiner deutschen Nation das kirchliche Leben zu verjüngen. Nun mußte es ihm genügen, daß nach und nach in den größeren weltlichen Fürstentümern Deutschlands kleine evangelische Landeskirchen entstanden; und wer in der Geschichte nur die Erscheinungen des Tages obenhin betrachtet, mag es leicht eine glückliche Fügung nennen, daß der durch übermenschliche Arbeit früh Gealterte aus diesem Leben hinweggerufen wurde, unmittelbar bevor die deutschen Protestanten im Schmalkaldischen Kriege durch Hader und planlose Schwäche den Waffen der Fremdherrschaft schimpflich erlagen. Ja während sonst das Bild der geschiedenen Helden sich im Gedächtnis der Völker zu verklären pflegt, erschien Luther den Nachlebenden kleiner, als er gewesen. In jenen müden Jahrzehnten der politischen Tatenscheu und des theologischen Gezänks, welche den lichten Tagen der deutschen Reformation folgten, formte sich ein kleines Geschlecht die Gestalt des Reformators nach seinem eigenen Bilde, als wäre er auch nur ein bibelfester Prediger und ehrsamer Hausvater gewesen, als hätte er wirklich nur eine Sonderkirche, die sich nach dem Namen eines sündhaften Menschen nannte, stiften wollen. Erst die historische Wissenschaft unseres Jahrhunderts hat sich wieder das Herz gefaßt, den ganzen Luther zu verstehen, den zentralen Menschen, in dessen Seele fast alle die neuen Gedanken eines reichen Jahrhunderts mächtig widertönten; sie steht

ihm fern genug, um auch die mittelbaren Folgen seines zerstörenden und aufbauenden Wirkens zu würdigen, um alle die Keime einer neuen Kultur, die er ahnungslos, nach der Weise des Genius, in den deutschen Boden senkte, wahrzunehmen und dankbar zu erkennen, wie treu er sein Wort erfüllt hat: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen." —

Im deutschen Gemüte lag von jeher dicht neben der hellen Weltlust ein beschaulicher Ernst, der die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge schmerzlich empfand, neben der wagenden Tapferkeit eine tiefe Sehnsucht nach Erlösung von dem Fluche der Sünde. Die Germanen allein unter allen Völkern Westeuropas haben schon in den Tagen ihres Heidentums etwas geahnt von dem dereinstigen Untergange dieses frevelnden Geschlechts, von einer neuen Welt der Reinheit und der Klarheit, die da kommen solle. In einem solche Volke mußte die frohe Botschaft aus Jerusalem bereite Herzen finden, und wie andächtig, wie innig die Deutschen den neuen Glauben aufnahmen, das erzählen die Wunderbauten unserer alten Dome. Gleichwohl hatte die christliche Lehre, als sie bei uns eindrang, bereits in Rom eine Gestalt angenommen, welche dem deutschen Volke niemals ganz vertraut werden konnte. Diesseits und Jenseits, alle Zeiten und alle Völker erschienen eingeschlossen in der einen großen Gemeinschaft der Heiligen, welche die streitende Kirche hienieden mit der leidenden Kirche der armen Seelen im Fegefeuer und der triumphierenden Kirche der Seligen droben im Himmel verband. Aus dem Gnadenschatze der guten Werke der Heiligen spendete die Kirche ihren Gläubigen die Vergebung der Sünden durch den Mund eines herrschenden Priesterstandes, der durch die geistige Zeugung der Weihe befähigt war, Brot und Wein in den Leib und das Blut des Erlösers zu verwandeln. Außer ihr war kein Heil; von der Wiege bis zur Bahre, von der Taufe bis zur letzten Ölung umfing und heiligte sie das Leben jedes Christen. Es war ein wunderbarer großer Gedankenbau; lange Jahrhunderte hindurch hatten die Weisheit und die Andacht so vieler heiliger Männer und eine seltene Kunst der Menschenbeherrschung daran gebaut; festgefügt stand Stein auf Stein, die unerbittliche Folgerichtigkeit dieser Lehre ließ dem Christen nur die Wahl zwischen der Unterwerfung und der Ketzerei. Doch die scharfe Logik der Romanen hat dem deutschen Geiste niemals ganz genügt; nicht so von außen her, nicht allein durch die Gnadenmittel der Kirche und durch vorgeschriebene gute Werke konnte das rege Gewissen unseres Volkes seinen Frieden finden. Schon im vierzehnten Jahrhundert erdröhnte das deutsche Land von den Kyrieleis-Rufen der Geißler, und immer lauter, immer verzweifelter, fast so herzzerreißend wie in den Anfängen der christlichen Geschichte, erklang seitdem der Aufschrei der sündigen Kreatur nach Versöhnung mit ihrem Schöpfer.

Zugleich ward auch der kampfmutige Weltsinn der Deutschen an den Lehren der alten Kirche irre. So viele Kränze des Ruhmes, so viele edle Freuden bot diese schöne Erde dem tatkräftigen Manne; und das alles sollte

nichts gelten neben der höheren Heiligkeit der begebenen Menschen, der Priester und der Mönche, die auf alles verzichteten, was Menschen menschlich aneinander bindet, die mit dem holden Glück auch die heiligen Pflichten des ehelichen Lebens verschmähten! Kummervoll sann der größte Dichter unseres Mittelalters, Walther von der Vogelweide, diesem dunkeln Rätsel nach und klagte:

Ach leider kann es nimmer sein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichtum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz.

Und dieser Priesterstand, der sich so unnahbar hoch über die gehorchende Gemeinde erhob, der alle weltliche Arbeit so tief verachtete, war selber längst einer schamlosen Weltlust verfallen, die ihn den Weltlichen als ein Heuchlergezücht erscheinen ließ. Er besaß das reichste Drittel Deutschlands, gab auf den Reichstagen durch seine Überzahl den Ausschlag, und seine politische Macht ward von den Deutschen als Fremdherrschaft empfunden; denn in der Kirche regierte der Papst mit seinen italienischen Prälaten, und alle die Fülle von Geist, Witz und Bildung, die sich in dem Lügenstübchen des Vatikans gesellig zusammenfand, alle die Meisterwerke des Meißels und des Pinsels, die in der Sonne päpstlicher Gnade reiften, konnten unser Volk doch nicht darüber trösten, daß die Herrscherin der Christenheit die ruchloseste Stadt der Erde war. Vergeblich hatten die Deutschen, allen anderen Nationen voran, auf den Konzilien des fünfzehnten Jahrhunderts die Schäden der Kirche zu bessern versucht. Als Luther auftrat, war die Nation in unheimlicher Gärung, von widersprechenden Gefühlen stürmisch bewegt: hier die Gewissensangst der Frommen, die über ihre Sünden und guten Werke peinlich Buch führten und mit heiligem Schauer die volkstümlichen Bilder des Totentanzes betrachteten; dort der kecke Übermut eines sinnenkräftigen, lebenslustigen Geschlechts, das der derben Schwänke nicht satt ward und sich dreist spottend an dem Zerrbild der verkehrten Welt erfreute; dazu allen Deutschen gemein der Haß gegen das welsche Wesen.

Die Tat der Befreiung ging aus den Kämpfen des ehrlichen deutschen Gewissens hervor; aus seiner Demut schöpfte Luther die Kraft der höchsten Verwegenheit. Getrieben von einer leidenschaftlichen Angst um seine und seiner Brüder Seligkeit hatte er einst Vater und Mutter verlassen und in seiner Klosterzelle durch alle Qualen mönchischer Buße den Himmel stürmen wollen, doch immer wieder klang es in seiner Seele: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“ — bis dann endlich das Wort des Apostels von der Rechtfertigung durch den Glauben zündend in sein Herz schlug. Und nun kam sie über ihn, die Wandelung des inneren Menschen, die *μετάνοια* des Paulus; in demütiger Erkenntnis der Unzulänglichkeit alles menschlichen Verdienstes ergab er sich gläubig der Gnade des lebendigen

Gottes, und er wagte, dieses seines Glaubens zu leben. Der ganze Gegensatz romanischer und germanischer Empfindung tritt uns vor die Augen, wenn wir diese Seelenkämpfe Luthers vergleichen mit den inneren Anfechtungen, welche späterhin der Rittersmann der wiederhergestellten alten Kirche, Ignatius von Loyola, zu überwinden hatte. Der Spanier entledigt sich seiner Pein durch den Entschluß, diese Wunden seiner Seele nie mehr zu berühren; der Deutsche beruhigt sich erst, sobald sein Gemüt überzeugt ist und alle Zweifel vor der Gewißheit einer innerlich erlebten Wahrheit schwinden.

Ohne jede Ahnung von der unermeßlichen Wirkung seiner Tat beginnt er nun den Kampf gegen den häßlichsten Mißbrauch der verweltlichten Kirche, und dann führt ihn Gott weiter wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Aus jenem entscheidenden Gedanken ergibt sich ihm die Erkenntnis, daß Gott keinen erzwungenen Dienst will und über die Gewissen niemand richten kann denn Gott allein. Kaum drei Jahre nach dem Beginne des Ablaßstreites sagt er sich schon los von der gebundenen Sittlichkeit des Mittelalters durch jenen mächtigen Hymnus der evangelischen Freiheit, das Buch von der Freiheit des Christenmenschen: der Christ ist niemand untertan in seinem Glauben und eben darum jedermanns Knecht, dem geringsten seiner Brüder zum Dienst der Liebe verpflichtet; gute Werke machen nimmermehr einen guten Mann, sondern ein guter Mann machet gute Werke. Eine zugleich freiere und strengere Auffassung des sittlichen Lebens, die wieder anknüpft an die Kämpfe Jesu wider die starre Gesetzlichkeit der Pharisäer und den Schwerpunkt der sittlichen Welt im Gewissen des Menschen findet. An diese Erkenntnis wieder schließt sich die Forderung des Priestertums der Laien und der Gedanke der freien Gemeindekirche, die sich bescheidet, die äußeren Formen der Kirchengemeinschaft wie alles Menschliche in den Fluß der Zeiten zu stellen, und dem mißdeuteten Worte „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" das lebendig verstandene Wort entgegenhält: „Wo zwei oder drei von euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Gewiß war Luthers Tat eine Revolution, und da der religiöse Glaube im innersten Kerne des Volksgemüts wurzelt, so griff sie in alles Bestehende tiefer ein als irgendeine politische Umwälzung der neuen Geschichte. Es ist wahrlich kein Zeichen evangelischen Mutes, wenn manche wohlmeinende Protestanten dies zu leugnen oder zu verhüllen suchen. Nur ein Mann, in dessen Adern die ungebändigte Naturgewalt deutschen Trotzes kocht, konnte so Vermessenes wagen. Die ganze alte Ordnung der sittlichen Welt, die einem Jahrtausend heilig gewesen, die lange Kette der ehrwürdigen Traditionen, welche das Leben der Christenheit gebunden hielten, brach mit einem Schlage zusammen, und lebhaft können wir heute dem Gegner des Reformators, dem Elsässer Murner, nachempfinden, wenn er beim Anblick der ungeheuren Zerstörung jammernd ausrief:

Alle Bücher sein erlogen,
Die je beschrieben sind,
Die Heiligen han betrogen,
Die Lehrer sein all blind!

Die Größe der historischen Helden besteht in der Verbindung von Seelenkräften, die nach der Meinung des platten Verstandes einander ausschließen. So gewaltig die Kühnheit des schlichten Mannes, der sich selber nur eine Gans unter den Schwänen nannte und dennoch sich vermaß, gegen die stärksten politischen und sittlichen Mächte der Zeit in die Schranken zu treten, ebenso erstaunlich erscheint von Haus aus seine Mäßigung. Nie war er kühner, als da er den Bilderstürmern von Wittenberg die Mahnung der Liebe zurief: Macht mir nicht aus dem Frei sein ein Muß sein! Mit kindlichem Vertrauen baute er auf die Macht des göttlichen Wortes allein. Und sein Glaube trog ihn nicht; denn nachdem erst die wilden Zuckungen des Bauernkrieges und der Wiedertäuferei überwunden waren, vollzog sich der Sieg der Reformation fast überall friedlich, frei aus dem Volke heraus. Bei allem Häßlichen, das sich mit ansetzte, trug die große Bewegung doch jenen Charakter schlichter Treuherzigkeit und Kraft, der alle große Epochen der deutschen Geschichte auszeichnet; sie schenkte unserem Volke die Form des Christentums, welche dem Wahrheitsdrange und der unzähmbaren Selbständigkeit der deutschen Natur zusagt, gleichwie die römische Kirche der Logik und dem Schönheitssinne der Romanen, die orthodoxe Kirche der halborientalischen Gebundenheit der gräkoslawischen Welt entspricht. Und weit hinaus über den Kreis seiner Glaubensgenossen wirkte Luthers Wort; er war im Rechte, wenn er den deutschen Bischöfen zurief: „Ihr habt mein Evangelium verdammen lassen, habt es aber heimlich und in vielen Stücken angenommen." Mit gutem Grunde nennen wir ihn heute einen Wohltäter auch der alten Kirche. Denn auch sie ward durch ihn gezwungen, ihre sittlichen Kräfte zusammenzuraffen, auch sie blieb nicht unberührt von der innigen, seelenvollen Auffassung des Glaubens, welche Luther der Christenheit wiedergab. Eine so sinnliche Ablaßlehre, wie sie Tetzel einst predigte, wäre auf deutschem Boden jetzt unmöglich; und sicherlich steht heutzutage der denkende deutsche Katholik dem deutschen Protestanten in seiner ganzen Weltanschauung näher als seinem spanischen Glaubensgenossen.

In allen den mächtigen Wandlungen unseres geistigen Lebens seitdem ist der Grundgedanke der Reformation, die freie Hingebung der Seele an Gott, unwandelbar das sittliche Ideal der Deutschen geblieben. Er kehrt, ins Weltliche gewendet, wieder in dem strengen Ausspruch Kants, daß überall auf der Welt nichts für gut gehalten werden dürfe, als allein ein guter Wille; er tönt uns entgegen aus dem milden Gesange der Engel, die Fausts Unsterbliches gen Himmel tragen: „Wer immer strebend sich

bemüht, den können wir erlösen." Wir danken der Reformation das lebendige Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse, worauf die heutige deutsche Gesittung beruht, jene freie Duldsamkeit, die weder der Furcht noch dem Kaltsinn entspringt, sondern der Erkenntnis, daß das Licht der göttlichen Offenbarung, wie heute die Welt noch steht, nur gebrochen in vielen Strahlen dem Auge der Menschheit erkennbar ist; denn so gewiß kein Sohn des sechzehnten Jahrhunderts, auch Luther nicht, verstanden hätte, was wir heute Toleranz nennen, ebenso gewiß ist diese Duldung nur möglich geworden auf dem Boden des Protestantismus, der den hochmütigen Wahn einer alleinseligmachenden Kirche grundsätzlich verwirft. Wir danken ihr, daß der Deutsche zugleich fromm und frei empfinden kann, daß keiner unserer großen Denker, wie kühn sich auch die Flüge ihres Geistes erhoben, jemals in den lästernden Spott eines Voltaire verfiel und die Todsünde der Heuchelei unter uns eine seltene Ausnahme ist.

Denn das ist die Größe des Protestantismus, daß er einen Widerspruch zwischen dem Denken und dem Wollen, zwischen dem religiösen und dem sittlichen Leben nicht dulden will, sondern gebieterisch fordert: Was du erkannt hast, das bekenne, und darnach handle! Zu Luthers Zeiten standen die Italiener unserem Volke in Kunst und Wissenschaft weit voran. Bereits im vierzehnten Jahrhundert war unter ihnen Petrarca aufgetreten, der erste moderne Mensch, der ganz auf eigenen Füßen stand und die Binde sich von den Augen gestreift hatte; und nun gerade in den Tagen des deutschen Ablaßstreites schrieb Macchiavelli jene zwei Bücher vom Staate, die mit den überlieferten Vorstellungen des Mittelalters weit rücksichtsloser brachen als Luther. Jedoch den Romanen fehlte die Kraft, ihre eigenen Gedanken in vollem Ernst zu nehmen, sie brachten es über sich, ihr Gewissen zu teilen und einer Kirche, die sie verspotteten, zu gehorchen. Die Deutschen wagten, das Leben nach der erkannten Wahrheit zu gestalten, und weil die historische Welt die Welt des Willens ist, weil nicht der Gedanke, sondern die Tat das Schicksal der Völker bestimmt, darum beginnt die Geschichte der modernen Menschheit nicht mit Petrarca, nicht mit den Künstlern des Quattrocento, sondern mit Martin Luther. Merkwürdig früh hat die europäische Welt dies erkannt. Nur hundertundvierzig Jahre nach Luthers Tode stellte der deutsche Historiker Cellarius die Behauptung auf, gegen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts sei eine alte, für uns abgeschlossene Zeit zum Ende gelangt, das Mittelalter. Bei allen Völkern hat sich seitdem Begriff und Name des Mittelalters eingebürgert, und dabei wird es bleiben, obwohl die Selbstverliebtheit unserer Tage zuweilen, ganz vergeblich, versucht, die Geschichte der neuen Zeit erst mit der französischen Revolution zu beginnen. —

Gleich allen echten Germanen hegte Luther ein tiefes Gefühl historischer Pietät, und er liebte, die große Neuerung, die er in der Kirche vollzog, sich nur als die Wiederherstellung der ursprünglichen Zustände des Christen-

tums zu denken. Dagegen wußte er wohl, daß er das politische Leben der Völker mit einem schlechthin neuen Gedanken befruchtet hatte. „So stund's aber dazumal," — sagt er über die Zeiten der Jugend — „es hatte niemand gelehret noch gehöret, wußte auch niemand von der weltlichen Obrigkeit, woher sie käme, was ihr Amt oder Werk wäre oder wie sie Gott dienen solle." In der Tat war der Staat noch niemals zu seinem vollen Rechte gelangt, seit die schwere, der heidnischen Welt unbekannte Frage nach den Grenzen geistlicher und weltlicher Gewalt zuerst in der Christenheit aufgeworfen wurde. In ihren ersten Jahrhunderten hielt sich die Kirche scheu vor dem Staate zurück, weil er heidnisch war, und als sie dann im Römerreich die Oberhand gewann, entstand nach und nach, eng verbunden mit der Verfassung und dem Dogma der Kirche, das politische System der kirchlichen Weltherrschaft. Das ganze Leben der Christenheit erscheint als eine fest geordnete Einheit; Staat und Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst, alle Berufe der Menschen empfangen ihre sittlichen Gesetze aus den Händen der Kirche; die Kirche ist der Staat Gottes, der weltliche Staat das Reich des Fleisches, ohne eigenen sittlichen Zweck und nur dann vor Gott gerechtfertigt, wenn er dem Schiedsrichter der Staatenwelt, dem Papste, seinen starken Arm zum Dienste leiht. Kein kräftiger Staat des Mittelalters hatte diese herrischen Ansprüche des Papsttums jemals vollständig anerkannt. Seit Dante, seit Marsilius von Padua und den tapferen ghibellinischen Schriftstellern, die sich um Kaiser Ludwig den Bayern scharten, war das Ansehen der kirchlichen Weltstaatslehre auch in der Wissenschaft bereits tief erschüttert. Sie ganz zu überwinden, konnte doch nur dann gelingen, wenn der Stier bei den Hörnern gepackt und die Herrschaft des Priesterstandes in der Kirche selbst verworfen wurde.

Erst Luther warf den Satz „Geistliche Gewalt ist über der weltlichen", diese starke Mauer der Romanisten, in Trümmer und lehrte, daß der Staat selber eine Ordnung Gottes ist, berechtigt und verpflichtet, seinen eigenen sittlichen Lebenszwecken, unabhängig von der Kirche, nachzugehen. Damit ward der Staat für mündig erklärt, und da er wirklich schon zu seinen Jahren gekommen war, da die weltliche Gewalt überall an dem erstarkten Selbstgefühl der Nationen eine sichere Stütze fand, so wirkte diese Tat der politischen Befreiung fast noch gewaltiger, noch weiter in die Welt hinaus, als die Reformation der Kirche. Alle Kronen, ohne Ausnahme, katholische wie evangelische, sagten sich los von der politischen Herrschaft des gekrönten Priesters. Von einer Obedienzleistung, wie sie der Papst vordem den weltlichen Gewalten zugemutet, war fortan keine Rede mehr, und noch ehe Luthers Jahrhundert zu Ende ging, begründete Bodinus den Gedanken der Souveränität des Staates zuerst mit wissenschaftlicher Schärfe — eine neue Erkenntnis, die, einmal gefunden, das gemeinsame Besitztum der gesitteten Menschheit geblieben ist. Mochte die Gesellschaft Jesu noch von

der Weltherrschaft des Gottesstaates träumen, unaufhaltsam verwuchsen die Staaten Europas zu einer neuen freien Völkergesellschaft und bildeten sich ein weltliches Völkerrecht, das, gerechter als weiland die Urteilssprüche der Päpste, in der Interessengemeinschaft und dem Rechtsbewußtsein der Nationen seine Wurzeln hat. Schritt für Schritt drängte der moderne Staat die Kirche auf ihr geistliches Gebiet zurück; er nahm ihr die Rechtspflege, die Schulverwaltung, das Armenwesen und bewies durch die Tat, daß er diesen politischen Pflichten besser als sie zu genügen vermag. Nichts zeugt so laut für die Gesundheit der politischen Gedanken der Reformation wie die unleugbare Tatsache, daß die politische Entwicklung in den protestantischen Staaten fast durchweg friedlicher, minder gewaltsam verlaufen ist als in der katholischen Welt.

Keinem Volke brachte die Befreiung des Staates von kirchlicher Herrschaft so reichen, so lang nachwirkenden Segen wie uns Deutschen, denn nirgends war die alte Kirche fester mit dem Staate verflochten als in diesem römischen Reiche und allen den geistlichen Fürstentümern, welche seine Krone stützten. Unleugbar hat die Reformation den längst schon beginnenden Zerfall des alten Reichs gefördert, die längst schon vorhandenen politischen Gegensätze noch durch kirchlichen Haß verschärft. Doch wer Wunden zu heilen vermag, darf sie auch schlagen. Nur aus dem Borne des Protestantismus konnte dies sieche Reich den verjüngenden Trank schöpfen. Nur wenn unser Staat wieder wahr wurde wie seine Kirche, wenn er die zur Lüge gewordenen Ansprüche seines heiligen römischen Kaisertums aufgab und seine Krummstabslande einer weltlichen Obrigkeit unterwarf, nur dann vermochte er wieder zu wachsen mit der wachsenden Zeit.

Luther selbst hat diese letzten Schlüsse aus seinen Gedanken nie gezogen. Ihm graute vor den Schrecken eines Bürgerkrieges: „Ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, so wäre es dreimal verheeret." Er wußte, daß er kein Staatsmann war, und teilte mit seinem Volke die ehrfürchtige Scheu vor der kaiserlichen Majestät, vor dem jung edlen Blut von Österreich; wie viele Zweifel mußte er überwinden, bis er sich nur entschloß, den Widerstand gegen kaiserliche Übergriffe, der doch im alten Reiche Rechtens war, gutzuheißen. Die Natur der Dinge, die Vernunft der Geschichte hat schließlich dennoch vollendet, was in dem Heimatlande der Reformation nicht ausbleiben konnte: unrettbar brachen die geistlichen Staaten Deutschlands nach und nach zusammen, bis endlich im Anfang unseres Jahrhunderts die letzten verfaulten Trümmer der römischen Theokratie verweltlicht und mit ihnen auch die römische Kaiserkrone vernichtet wurde. Nun erst, seit unser Staat sich ehrlich zu seinem weltlichen Wesen bekannte, ward die Stätte geebnet für einen Neubau; und auch an dieser letzten heilvollen Wendung unserer Geschicke hat der Reformator seinen Anteil durch die Tat, deren ferne Folgen ihm verhüllt blieben. Auf Luthers Rat entschloß sich der Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von

Brandenburg, den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze abzulegen, die falsche Keuschheit des Mönches zu meiden und „eine rechte ordentliche Herrschaft zu gründen, die ohne Gleisen und falschen Namen vor Gott und der Welt angenehm wäre". So ward das Ordensland Preußen, die Pflanzung des gesamten Deutschlands, in ein weltliches Herzogtum verwandelt und vor der Begehrlichkeit des polnischen Nachbarn gerettet. Luther aber schrieb dankbar: „Siehe dies Wunder! In vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt jetzt das Evangelium durch Preußen!" Er ahnte nicht, welche größeren Wunder unser Volk noch an seiner entlegenen Ostmark erleben sollte. Aus diesem, der alten Kirche geraubten Lande, das mit dem Protestantismus stand und fiel, ist in unvergeßlichen Kämpfen die streitbare Großmacht unserer neuen Geschichte hervorgegangen und endlich, als die Zeiten sich erfüllten, der neue Staat der Deutschen, der nicht heilig sein will und nicht römisch, sondern, nach den Worten des Reformators, ohne Gleisen und falschen Namen ein weltliches, ein deutsches Reich. —

Wie die Einheit des deutschen Staates erst möglich ward, seit die letzten Staatsgebilde der römischen Kirche von unserem Boden verschwanden, so verdanken wir auch den Kämpfern der Reformation das köstliche geistige Band, das uns in den Tagen deutscher Zerrissenheit lange fast allein zusammenhielt, unsere neue Sprache. Was selbst dem Zauber unserer ritterlichen Dichtung nicht gelungen war, den deutschen Norden unter die Herrschaft der hochdeutschen Sprache zu beugen, das gelang erst, als die schöne Lieblingsstätte des Minnesanges, die Wartburg, zum zweiten Male unserem Volke teuer ward und von dort die ersten Bücher der deutschen Bibel ausgingen — die Heilige Schrift, übertragen mit strenger Treue durch einen wahlverwandten religiösen Genius und doch so ganz verdeutscht, so ganz beseelt von dem Hauche deutschen Gemütes, daß wir uns heute das Bibelwort in anderer Fassung kaum noch denken können. Gleich den Italienern empfingen wir unsere Schriftsprache mit einem Male durch die Tat eines Mannes. Es liegt aber im Wesen des Genius, das Notwendige, das einfach Natürliche zu wollen. Wie Dante nicht willkürlich neuerte, sondern nur die Volkssprache seiner toskanischen Heimat adelte und durchgeistigte, so hegte auch Luther nur schlicht und recht die Absicht, von seinem ganzen Volke verstanden zu werden, damit Gott deutsch zu den Deutschen rede. Er benutzte daher das gemeinverständliche Mitteldeutsch, das schon überall, wo Ober- und Niederdeutsche unter einem Herrscher zusammensaßen, in dem Staate des Deutschen Ordens, in den Kanzleien der lützelburgischen Kaiser und der sächsischen Kurfürsten, von der Obrigkeit geredet wurde.

Also wirkten gebend und empfangend alle Stämme der Nation zu den Taten der Reformation zusammen. Im Norden fand der Protestantismus seinen festen politischen Rückhalt; die mächtige Sprache aber, welche fortan das evangelische Deutschland geistig beherrschte, kam aus dem Oberlande, aus jenen Gauen Süd- und Mitteldeutschlands, die zu allen Zeiten das

warme Nest unserer Dichtung und also auch der Sprachbildung geblieben sind. Und dies Hochdeutsch war die Sprache von Luthers Heimat; seine Laute klangen ihm vertraut von Kindesbeinen an; so hatte er schon das Volk in den Mansfelder Bergwerken, seines lieben Vaters Schlegelgesellen, reden hören. Sprachgewaltig, wie seitdem nur einer noch, Goethe, ward er der volkstümlichste aller unserer Schriftsteller. In seinen Schriften vereinigt sich, was sonst unvereinbar scheint, der Tiefsinn, die gedrängte Gedankenfülle des Buchs und die fortreißende Macht, der sprudelnde Wörterreichtum der Rede, so daß der Leser immer die herzbewegende Stimme des Predigers zu hören meint; dem Einfältigen geben sie genug, und der Denkende findet des Nachsinnens kein Ende. In Kämpfen geboren, kann diese Sprache des Freimuts und der Wahrhaftigkeit bis zum heutigen Tage die Zeichen ihres Ursprungs nicht verleugnen. Gewaltig vermag sie zu zürnen, übermütig zu spielen in toller Laune, zu den Höhen des Gedankens steigt sie kühn empor, für jedes holde Geheimnis des Herzens findet sie ein liebliches Wort; doch wer sie zwingen will, ihre Meinung zu bemänteln oder tückisch unterm Zaum hervor zu beißen oder gar den überbildeten Geschmack durch das Pikante und Scharmante zu reizen, dem schenkt sie wenig, den läßt sie betteln gehen an den Tischen der Fremden.

Mehr denn hundert Jahre hat es noch gewährt, bis dies neue Deutsch, das in der Predigt und dem Gemeindegesange der evangelischen Kirche kräftig erklang, zum Gemeingut unseres Volkes wurde, bis auch die Wissenschaft volkstümlich und weltlich ward und das Wort sich ganz erfüllte, das Ulrich von Hutten schon in den ersten Tagen überschwenglicher Hoffnung zuversichtlich in die Welt hinausgerufen hatte: „Sonst waren nur die Pfaffen gelehrt, jetzt hat uns Gott auch Kunst beschert, daß wir die Bücher auch verstahn." Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kam über den lutherischen Zweig des deutschen Protestantismus eine lange Zeit unheilvoller Erstarrung, da fast allein die weihevollen Klänge des evangelischen Kirchenliedes noch Kunde gaben von dem ursprünglichen Geiste der Reformation und in der neuen wie in der alten Kirche herrschsüchtige Theologen der weltlichen Wissenschaft Richtung und Grenze vorschrieben. Nur der Heldenmut seiner tatkräftigeren Schwesterkirche, nur der Kampf der Calvinisten Niederlands wider die spanische Krone bewahrte damals das verkommene Luthertum vor dem sicheren Untergange. Erst der Jammer des Dreißigjährigen Krieges brachte auch uns die Selbstbesinnung. Die Pietisten von Halle erweckten unserem Volke wieder den lebendigen evangelischen Geist, den Geist der brüderlichen Liebe, der das Evangelium leben wollte und über dem öden Buchstabengezänk der letzten Jahrzehnte ganz vergessen schien; Pufendorf vertrieb die Theologen aus den politischen Wissenschaften, Thomasius wagte zuerst auf deutschem Lehrstuhl deutsch zu reden; und auf dem also bereiteten Boden erhob sich sodann unsere neue Wissenschaft und Dichtung, ganz frei von konfessioneller Härte, weltlich

von Grund aus, weit kühner in ihren Gedanken, als Luther selbst jeweils gebilligt hätte, und dennoch protestantisch. Alle ihre Führer gehörten dem Protestantismus an. Nur aus der Autonomie des Gewissens, die uns Luther errungen, konnte das neue Ideal der Humanität hervorgehen. Mit Entsetzen vernahmen die bayerischen Jesuiten das „lutherische Deutsch" dieser neuen Bildung; doch unhemmbar hielt sie ihren friedlichen Siegeszug auch durch das katholische Deutschland, bis sie schließlich alles, was deutsch war, in den frischen Strom ihrer Gedanken hineingezogen hatte; und heute sehen wir mit Freude, wie selbst die Vorkämpfer Roms unter unseren Landsleuten längst lutherisch Deutsch gelernt haben, wie sie wider uns streiten mit Waffen, die in unserer Schmiede gehämmert sind.

Seit die Kirche sich auf ihren geistlichen Beruf beschränkt sah, erhielt alles redliche weltliche Schaffen erst seine sittliche Rechtfertigung. Das Rätsel war gelöst, das jenem Dichter des Mittelalters so ganz unlösbar schien: wie Reichtum und Ehre sich mit der Gnade Gottes vertragen sollten. Die Ewigkeit trat dem Gläubigen mitten in sein Leben hinein, und er fühlte, daß er auch mit seiner Hände Arbeit dienen könne und solle. Selbst den Kriegsleuten gab Luther die tröstliche Gewißheit, daß sie auch in seligen Stand kommen würden, wenn sie ihres harten Handwerks in Treue warteten. Seit eine Kirche ohne Klerisei bestand, konnte auch in den rein katholischen Ländern der Klerus sich nicht mehr auf die Dauer als der erste Stand behaupten. In Deutschland aber wurden jene mittleren Schichten der Gesellschaft, zu denen Luther vornehmlich geredet hatte, mehr und mehr zum Kerne der Nation. Auch die soziale Macht, welche die gelehrte Bildung und mit ihr leider der Doktrinarismus im deutschen Leben behauptet, hat ihren ersten Ursprung in der Wirksamkeit des größten aller deutschen Professoren.

Der Protestantismus entstammt einem derben männischen Jahrhundert, das nach den Frauen wenig fragte, und die nüchternen Formen seines Kultus vermögen der frommen Sehnsucht des weiblichen Herzens nicht immer zu genügen. Und doch hat Luther die deutschen Frauen höher erhoben, als sie je vordem gestanden hatten in den Zeiten, da noch die gnadenreiche Mutter Gottes angerufen ward; er hat den Wirkungskreis des Weibes, das Haus, wieder zu Ehren gebracht vor Gott und Menschen. Schwer mußte er kämpfen, ehe er sich das Herz faßte, um die Hand seiner Käthe zu werben; was zuletzt den Ausschlag gab, war doch nicht bloß die Sehnsucht nach häuslichem Glück, sondern das Gefühl einer heiligen Pflicht. Wie oft hat er den Klosterleuten zugerufen: „Wer hat dich etwas geloben und schwören heißen, was wider Gott und seine Ordnung ist, nämlich daß du schwöreſt, du seiest kein Mann und kein Weib?" War er berechtigt, also zu fragen, war die Ehe wirklich ein heiliger Stand, Gott wohlgefälliger als die Gelübde der Beschorenen, dann mußte er selber mit seinem Leib und Leben Zeugnis ablegen für seine Lehre. Er wußte, welch

eine Schlammflut ekler Verdächtigungen sich nun heranwälzen mußte gegen ihn, dessen makelloser Name bisher einer großen Sache zum Schilde gedient und allen Pfeilen der Verleumder widerstanden hatte. Freiwillig nahm er dies Kreuz auf sich; denn überzeugender, siegreicher konnte sich die sittliche Macht der evangelischen Freiheit nicht erweisen, als wenn die Ehe des entlaufenen Mönches und der entlaufenen Nonne zum Vorbild wurde für Tausende frommer Menschen.

Und sie ward es. Dies mit allen Flüchen der römischen Kirche beladene Haus lebt in unser aller Herzen. Wir denken seiner, wenn am Weihnachtsabend vor dem Tannenbaume die hellen Stimmen unserer Kinder die frohe Botschaft singen: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her"; wir sehen ihn vor Augen, den alten Doktor, wie er, ein Gewissensrat seiner lieben Deutschen, allen den Zweifelnden und Beladenen, die von nah und fern zu ihm eilen, Lehre, Trost und Hilfe spendet und immer mit seinem freien Gemüt Partei nimmt für das Recht des Herzens, für die Stimme der Natur, für die Billigkeit und die Liebe; wir hören sein herzliches Lachen, wenn er den zagenden Melanchthon mit kräftigem Zuspruch aufrichtet oder in neidloser Freundschaft die Größe seines kleinen Griechen preist; wir freuen uns seiner goldenen Laune, wenn er abends um seinen gastlichen Tisch den Becher kreisen läßt und die deutscheste der Künste, Frau Musika, zu den fröhlichen Zechern ladet: „Hie kann nicht sein ein böser Mut, wo da singen Gesellen gut"; wir klagen mit ihm, wenn er, überwältigt vom menschlichen Schmerze, an der Bahre seines Lenchens weint. So war das erste evangelische Pfarrhaus; und wie viele Tränen sind seitdem von den Frauen unserer Landpfarrer getrocknet, wie viele gute und hochbegabte Männer in diesen friedlichen Heimstätten einer gelehrten und doch der Natur nicht entfremdeten Bildung erzogen worden.

All unser Tun ist Stückwerk, und in der Geschichte dauert der Name keines Mannes, der nicht größer war als seine Werke. Das köstlichste Vermächtnis, das Luther unserem Volke hinterlassen hat, bleibt doch er selber und die lebendige Macht seines gottbegeisterten Gemüts. Keine andere der neueren Nationen hat je einen Mann gesehen, der so seinen Landsleuten jedes Wort von den Lippen genommen, der so in Art und Unart das innerste Wesen seines Volkes verkörpert hätte. Ein Ausländer mag wohl ratlos fragen: wie nur so wunderbare Gegensätze in einer Seele zusammenliegen mochten: diese Gewalt zermalmenden Zornes und diese Innigkeit frommen Glaubens, so hohe Weisheit und so kindliche Einfalt, so viel tiefsinnige Mystik und so viel Lebenslust, so ungeschlachte Grobheit und so zarte Herzensgüte, und wie derselbe ungeheure Mensch, der einen Brief an Seine Fürstliche Ungnaden Herzog Georg von Sachsen kurzab unterzeichnete „Von Gottes Gnaden Martin Luther, Evangelist zu Wittenberg", dann wieder zerknirscht vor Gott in den Staub sinken konnte. Wir Deutschen finden in alledem kein Rätsel, wir sagen einfach: das ist Blut von

unserem Blute. Aus den tiefen Augen dieses urwüchsigen deutschen Bauernsohnes blitzte der alte Heldenmut der Germanen, der die Welt nicht flieht, sondern sie zu beherrschen sucht durch die Macht des sittlichen Willens; und weil er herausfagte, was im Gemüte seines Volkes schon lebte, nur deshalb konnte der arme Mönch, der soeben noch aus dem stillen Augustinerkloster am Monte Pincio demütig hinübergepilgert war nach den Hallen von St. Peter, in wenigen Jahren wachsen und wachsen und schließlich der neuen römischen Weltmacht ebenso furchtbar werden wie einst die deutschen Kohortenstürmer dem Reiche der Cäsaren. Ein Menschenalter nach Luthers Tode bekannten sich schon vier Fünftel unserer Nation zum evangelischen Glauben. In den meisten der deutschen Landschaften, welche die römische Kirche heute beherrscht, verdankt sie ihre Herstellung der Macht des Schwertes, und fast überall, wo das Evangelium gewaltsam ausgerottet ward, kränkelt der deutsche Geist noch heute, als wäre ihm eine seiner Schwingen gelähmt. Wo immer deutsches und fremdes Volkstum feindselig aufeinander stößt, da war der Protestantismus allezeit unser sicherster Grenzhüter. In unseren Nordostmarken gilt deutsch und evangelisch, polnisch und römisch-katholisch längst als gleichbedeutend, und unter den deutschen Stämmen Österreichs bewahrt sich keiner sein Volkstum so treu wie das evangelische Sachsenvolk Siebenbürgens. —

Wohl ziemt es uns, in diesen Tagen der Feier, da die Gestalt des Reformators lebendig in unsere Gegenwart hineintritt, auch der Warnung zu gedenken, die er einst seinen Deutschen zurief: „Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin, sie haben nu nichts. Paulus bracht' ihn in Griechenland. Hin ist hin, nu haben sie den Türken. Rom und latinisch Land hat ihn auch gehabt: hin ist auch hin, sie haben nu den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet, denn der Undank und Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greif zu und halt zu, wer greifen und halten kann, faule Hände müssen ein böses Jahr haben." Dieselben Mächte des Verderbens, welche einst die Reformation in ihrem natürlichen Fortgang hemmten, treiben in verwandelter Gestalt noch heute unter uns ihr Wesen: der lieblose Bruderzwist der Gläubigen, das fleischliche Evangelium der Rottengeister und die dreiste Selbstgerechtigkeit der Epikuräer, wie Luther sie nannte.

Mächtiger als diese dunklen erscheinen doch die lichten, die trostvollen Zeichen der Zeit. Das Gefühl einer tiefen inneren Verwandtschaft verbindet die Gegenwart mit den Zeiten Luthers, zwingt den Künstler unwillkürlich, die Bauformen des sechzehnten Jahrhunderts wieder aufzunehmen, den Gelehrten, sich forschend in jene Zeit des Sturmes zu ver-

senken. Vieles, was Luthers Tage nur ahnen konnten, hat unser Jahrhundert erst gestaltet und vollendet. Die Neue Welt, die damals entdeckte, tritt jetzt erst in die Weltgeschichte ein, und ihre zukunftreichsten Lande gehören dem evangelischen Glauben, fern am Stillen Ozean denken in diesen Tagen fromme Herzen des Landes, wo die Wiege Martin Luthers stand; die Buchdruckerkunst bewährt sich jetzt erst als eine völkerverbindende Macht; die Einheit Deutschlands und Italiens steht aufrecht, und nach unseren deutschen Krummstabslanden ist auch der letzte und schlechteste der geistlichen Staaten, der Kirchenstaat des Papstes, ins Grab gesunken; die Freiheit des Denkens und des Glaubens ist allen Völkern der gesitteten Welt gesichert, und in der evangelischen Kirche arbeitet noch immer die ungebrochene Kraft eines starken Lebens. Der Unfriede, der sie erfüllt, beweist doch nur, daß die Religion in unseren Tagen die Herzen wieder tiefer und stärker ergreift als einst im Zeitalter der Aufklärung. Und mitten im Hader sind ihr doch zwei Taten des Friedens gelungen: sie hat die getrennten Schwesterkirchen des Protestantismus zur evangelischen Union verbunden, und eben jetzt ist sie überall am Werke, den so lange verkümmerten Gedanken der Gemeindekirche in den Formen ihrer Verfassung auszugestalten.

In so reicher Zeit soll kein guter Protestant die Hoffnung aufgeben, daß dereinst noch schönere Tage kommen werden, da unser gesamtes Volk in Martin Luther seinen Helden und Lehrer verehrt. Wir wissen alle, vor Zeiten gereichte es unserem Vaterlande zum Heile, daß die Reformation nur einen halben Erfolg errang; vollkommen siegreich, allein herrschend, hätte die evangelische Kirche jenen Geist menschlicher weitherziger Duldung, der heute im deutschen Leben überwiegt, schwerlich aufkommen lassen. Doch die Tage, da die Kirchenspaltung Segen brachte, gehen zu Ende. Seit die römische Kirche mit der Unfehlbarkeit des Papstes ihr letztes Wort gesprochen hat, empfinden wir schmerzlicher denn je, welche Kluft die Glieder unseres Volkes trennt. Diese Kluft zu schließen, das evangelische Christentum wieder also zu beleben, daß es fähig wird, unsere ganze Nation zu beherrschen — das ist die Aufgabe, welche wir erkennen und spätere Geschlechter dereinst lösen sollen. Nie kann dies Werk gelingen, wenn wir feig den Berg wieder hinabsteigen, den unsere tapferen Väter im Schweiße ihres Angesichts erklommen haben. Denn nimmermehr wird eine Priesterkirche das Volk Martin Luthers um ihre Altäre versammeln. Solches vermag nur eine Kirche, welche die evangelische Freiheit des Christenmenschen, die Selbständigkeit des gläubigen, bußfertigen Gewissens anerkennt und den sittlichen Mächten dieser Welt, vor allem dem Staate, ihr gutes Recht gewährt. Schwerere Zeiten als die unseren hat der Protestantismus schon siegreich überstanden: wie viele sind unter uns, deren Ahnen am Weißen Berge oder bei Lützen

sich für das Evangelium schlugen oder das Brot der Verbannung aßen um ihres Glaubens willen. Getrost und dankbar dürfen wir am Geburtstage des Reformators sein hochgemutes Lied anstimmen:

Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht noch sorgen!

Fichte und die nationale Idee

Leipzig 1862

In rascher Folge haben sich in den jüngsten Jahren die Feste gedrängt, welche das Andenken der großen Männer unseres Volkes feierten. Aber laut und schneidend klingen in den Jubel der Menge die fragenden Stimmen der Mahnung und des Spottes: ob wir denn gar nicht müde werden, uns behaglich die Hände zu wärmen an dem Feuer vergangener Größe? Ob uns denn gar zu wohl sei in dem Bewußtsein seiner epigonenhaften Zeit? Ob wir denn ganz vergessen, daß alle Straßen und Plätze von Athen prunkvoll geschmückt waren mit den Standbildern seiner großen Männer, zur Zeit, da Griechenland des Eroberers Beute ward? — Nicht ein Wort mag ich erwidern auf den Vorwurf, daß wir in einem Zeitalter der Epigonen lebten. Denn mit solchem Willen soll eine jede Zeit sich rüsten, als ob sie die erste sei, als ob das Höchste und Herrlichste gerade ihr zu erreichen bestimmt sei; und ruhig mögen wir einem späteren Jahrhundert überlassen zu entscheiden, ob unser Streben ein ursprüngliches gewesen — wie ich denn sicher hoffe, es werde unsern Tagen dies Lob dereinst nicht fehlen. Aber wohl gebührt sich eine Antwort auf den anderen Vorwurf der Selbstbespiegelung. Nein, nicht die Eitelkeit, nicht einmal jene ehrenwerte Pietät, die andere Völker treibt, ihre großen Toten zu ehren — ein tieferes Bedürfnis der Seelen ist es, was gerade jetzt unser Volk bewegt, seiner Helden zu gedenken mit einer Innigkeit, die von den Fremden vielleicht nur der Italiener versteht.

Auf uns lastet das Verhängnis, daß wir staatlosen Deutschen die Idee des Vaterlandes nicht mit Händen greifen an den Farben des Heeres, an der Flagge jedes Schiffes im Hafen, an den tausend sichtbaren Zeichen, womit der Staat den Bürger überzeugt, daß er ein Vaterland hat. Nur im Gedanken lebt dies Land; erarbeiten, erleben muß der Deutsche die Idee des Vaterlandes. Jeder edlere Deutsche hat entscheidungsvolle Jahre durchlebt, da ihm im Verkehre mit Deutschen aus aller Herren Ländern die Erkenntnis anbrach, was deutsches Wesen sei, bis endlich der Gedanke, daß es ein Deutschland gebe, vor seiner Seele stand mit einer unmittelbaren Gewißheit, die jedes Beweises und jedes

Streites spottet. Wachsen wir so erst im Verkehre mit den Lebendigen zu Deutschen heran, so begreift sich das Volk als ein Ganzes in seiner Geschichte. Und das ist der Sinn jener Feste, deren die politisch tiefbewegte Gegenwart nicht müde wird, daß wir, rückschauend auf die starken Männer, die unseres Geistes Züge tragen, erfrischen das Bewußtsein unseres Volkstums und stärken den Entschluß, daß aus dieser idealen Gemeinschaft die Gemeinschaft der Wirklichkeit, der deutsche Staat erwachse. Darum fällt die Feier solcher Tage vornehmlich jenen als ein unbestrittenes schönes Vorrecht zu, die sich nicht genügen lassen an dem leeren Worte von der Einigkeit der Deutschen, sondern Kopf und Hände regen zum Aufbau des deutschen Staates. — Und das auch ist ein rühmliches Zeichen für das lebende Geschlecht, daß aus der langen Reihe von Jahrhunderten, welche dies alte Volk hinter sich liegen sieht und in der Gegenwart gleichsam neu durchlebt, keine Epoche uns so traulich zum Herzen redet, uns so das Innerste bewegt wie jene siebzig Jahre seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da unser Volk sich losrang zuerst von der Geistesherrschaft, dann von dem politischen Joche unheimischer Gewalten. Erst heute werden die Helden jener Zeit von ihrem Volke verstanden, besser oft verstanden als von den Zeitgenossen; und wenn es ein Herrliches war, eine Zeit zu schauen, die einen Stein und Goethe gebar, so mögen wir auch als ein Glück preisen, in Tagen zu leben, die diesen Männern zuerst ganz gerecht geworden.

Ein gesegneter Winkel des obersächsischen Landes fürwahr, der in kaum hundert Jahren den Deutschen Lessing, Fichte, Rietschel schenkte — drei Geister im Innersten verwandt, wie fremd sie sich scheinen, der kühne Zertrümmerer der französischen Regeln unserer Dichtung, der tapfere Redner und der weiche sinnige Bildhauer — jeder in seiner Weise ein Träger der besten deutschen Tugend, der Wahrhaftigkeit. Ein Dorfweberssohn, wuchs Fichte auf in dürftiger Umgebung, in der altfränkischen Sitte der Lausitzer Bauern. Frühzeitig und stark arbeitet er im Innern mit dem Verstande und mehr noch mit dem Gewissen. Der so begierig lernt, daß er eine Predigt nach dem Hören wiederholen kann, wie rüstig kämpft er doch gegen die Dinge, die so lebendig auf ihn eindringen! Das schöne Volksbuch vom hörnernen Siegfried wirft er in den Bach als einen Versucher, der ihm den Geist ablenkt von der Arbeit. Als ihm dann durch die Gunst eines Edelmannes eine gelehrte Erziehung auf der Fürstenschule zu Pforta zuteil wird, stemmt sich der eigenwillige Knabe wider jene Verkümmerung des Gemüts, welche der familienlosen Erziehung anhaftet, sein waches Gewissen empört sich gegen die erzwungene Unwahrhaftigkeit der Gedrückten. Er gesteht seinen herrischen Oberen den Entschluß der Flucht; er flieht wirklich; auf dem Wege, im Gebete und im Andenken an die Heimat, kommt das Gefühl der Sünde über ihn; er kehrt zurück zu offenem Bekenntnis. So früh sind die Grundzüge seines Wesens

gereift, wie zumeist bei jenen Menschen, deren Größe im Charakter liegt. Der Knabe schon bezeichnet seine Bücher mit dem Sinnspruch, den der Mann bewährte: Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

Schwerer, langsamer entscheidet sich die Richtung seiner Bildung. Kümmerlich schlägt er sich durch die freudlose Jugend eines armen Theologen, und sein Stolz — „die verwahrloseste Seite meines Herzens" — schämt sich bitterlich der Armut. Erst in seinem siebenundzwanzigsten Jahre wird ihm das Schicksal gütiger. Er sammelt auf der weiten Fußwanderung nach einer Hauslehrerstelle in Zürich eine für jene Zeit ziemlich ausgedehnte Erfahrung von dem Elend des armen leidenden Volkes, er wird in der Schweiz mit der großen Arbeit der deutschen Literatur vertraut, er lernt in Zürich das schmucklose Wesen eines ehrenhaften Freistaates verstehen, das seinem schlichten Stolze zusagt, und findet dort endlich in Johanna Rahn, einer Nichte Klopstocks, das herrliche Weib seiner Liebe. Eine verwandte Natur, sehr ernsthaft, wirtschaftlich nach Schweizer Weise, nicht gar jung mehr und längst schon gewohnt, ihr warmes Blut in strenger Selbstprüfung zu beherrschen, tritt sie ihm fertig und ruhig entgegen, und oftmals mochten ihre Augen strenge unter dem Schweizerhäubchen hervorblicken: „Höre, Fichte, stolz bist du. Ich muß dir's sagen, da dir's kein anderer sagen kann." Auch in der abhängigen Stellung des Hauslehrers weiß er sich seine feste Selbstbestimmung zu wahren; er zwingt die Eltern, die Erziehung bei sich selber anzufangen, führt ein gewissenhaftes Tagebuch über ihre wichtigsten Erziehungsfehler. Nach zwei Jahren sieht er sich wieder in die Welt getrieben; eine Fülle schriftstellerischer Pläne wird entworfen und geht zugrunde.

Da endlich erschien seines inneren Lebens entscheidende Wendung, als er, bereits achtundzwanzigjährig, in Leipzig durch einen Zufall Kants „Kritik der reinen Vernunft" kennen lernte. „Der Hauptendzweck meines Lebens ist der," hatte er früher seiner Braut geschrieben, „mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher, ich merke darin viel Eitles, sondern) Charakterbildung zu geben. Ich habe zu einem Gelehrten von Metier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht bloß denken, ich will handeln, ich mag am wenigsten denken über des Kaisers Bart." Und mit der gleichen Verachtung wie auf die Gelehrten von Metier schaute er hinab auf die „Denkerei und Wisserei" der Zeit, auf jene Nützlichkeitslehre, welche nur darum nach Erkenntnis strebte, um durch einzelne hastig und zusammenhanglos aufgegriffene Erfahrungssätze die Mühsal des Lebens bequemer, behaglicher zu gestalten. Der rechte Gelehrte sollte gar nicht ahnen, daß das Wissen im Leben zu etwas helfen könne. Sein Trachten stand nach einer Erkenntnis, die ihn befähige, „ein rechtlicher Mann zu sein, nach einem festen Gesetze und unwandelbaren Grundsätzen einherzugehen." Aber woher diese Sicherheit des Charakters, solange sein Gemüt verzweifelte über der Frage, die vor allen Problemen der Philosophie ihn

von früh auf quälend beschäftigte, über der Frage von der Freiheit des Willens? Sein logischer Kopf hatte sich endlich beruhigt bei der folgerichtigen Lehre Spinozas, wie Goethes Künstlersinn von der grandiosen Geschlossenheit dieses Systems gefesselt ward. Sein Gewissen aber verweilt zwar gern bei dem Gedanken, daß das Einzelne selbstlos untergehe in dem Allgemeinen, doch immer wieder verwirft es die Idee einer unbedingten Notwendigkeit, denn „ohne Freiheit keine Sittlichkeit". Welch ein Jubel daher, als er endlich durch Kant die Autonomie des Willens bewiesen fand, als er jenes große Wort las, das nur ein Deutscher schreiben konnte: „Es ist überall nichts in der Welt, überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille." Über Kants Werken verlebt er jetzt seine seligsten Tage; all sein vergangenes Leben erscheint ihm ein gedankenloses Treiben in den Tag hinein, der Weisheit Kants verdankt er „seinen Charakter bis auf das Streben, einen haben zu wollen". Der Verkündigung dieser Lehre soll nun sein Leben geweiht sein; „ihre Folgen sind äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in seine Quellen verderbt ist." Und zum sicheren Zeichen, daß er hier einen Schatz von Gedanken gefunden, der seinem eigensten Wesen entsprach, entfaltete sich jetzt seine Bildung ebenso rasch und sicher, als sie schwer und tastend begonnen hatte. Eine Reise nach Polen und Preußen führt ihn zu dem Weisen von Königsberg, dem er ehrfürchtig naht, „wie der reinen Vernunft selbst in einem Menschenkörper". Bei ihm führt er sich ein durch die rasch entworfene Schrift „Kritik aller Offenbarung, 1791."

Damit beginnt sein philosophisches Wirken, das näher zu betrachten nicht dieses Orts noch meines Amtes ist, so reizvoll auch die Aufgabe, zu verfolgen, wie die Denker, nach dem Worte des alten Dichters, die Leuchte des Lebens gleich den Tänzern im Fackelreigen von Hand zu Hand geben. Es genüge zu sagen, daß Fichte die Lehre von der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Willens mit verwegenster Kühnheit bis in ihre äußersten Folgesätze hindurchführte. Weil die Bestimmung unseres Geistes sich nur verwirklichen läßt im praktischen Handeln, das praktische Handeln aber eine Bühne fordert, deshalb und nur deshalb ist der Geist gezwungen, eine Außenwelt aus sich herauszuschauen und als eine wirkliche Welt anzunehmen. „Ich bin ja wohl transzendentaler Idealist," gesteht Fichte, „härter als Kant, denn bei ihm ist noch ein Mannigfaltiges der Erfahrung; ich aber behaupte mit dürren Worten, daß selbst dieses von uns durch ein schöpferisches Vermögen reproduziert wird." Hatte Kant die große Wahrheit gefunden, daß die Dinge sich richten nach der Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens: sein Nachfolger schreitet weiter und behauptet getrost: „Die Dinge werden erst durch unser Ich geschaffen; es gibt kein Sein, sondern nur Handeln; der sittliche Wille ist die einzige Realität." Allein an der Kühnheit dieser Ab-

straktionen, der verwegensten, die deutscher Denkermut zu fassen wagte, können wir den aufrechten Trotz des Mannes ermessen. Zuversichtlich glauben wir ihm, daß „seine wissenschaftliche Ansicht nur die zur Anschauung gewordene innere Wurzel seines Lebens" selber war; denn „was für eine Philosophie man wählt, richtet sich danach, was für ein Mensch man ist". In sicherem Selbstgefühle faßt der Mann sich jetzt zusammen, als die namenlose Schrift des Anfängers für ein Werk des Meisters Kant gehalten wird und der triviale Lärm seichter Lobreden ihn rasch die Nichtigkeit der literarischen Handwerker durchschauen läßt.

So steht sein Charakter vollendet, mannhaft, fast männisch, des Willens, die ganze Welt unter die Herrschaft des Sittengesetzes zu beugen, gänzlich frei von Schwächen, jenen kleinen Widersprüchen wider die bessere Erkenntnis — und eben darum zu einem tragischen Geschicke bestimmt, zu einer Schuld, die mit seinem Wesen zusammenfiel, die er selber unwissend bekannte, indem er sich also verteidigte: „Man paßt bei einer solchen Denkart schlecht in die Welt, macht sich allenthalben Verdruß. Ihr Verächtlichen! Warum sorgt ihr mehr dafür, daß ihr euch den andern anpaßt, als diese euch und sie für euch zurechtlegt?" — Andere für sich zurechtlegen — das ist die herrische Sünde der idealistischen Kühnheit. Als in der Not des Krieges von 1806 sein Weib, einsam zurückgeblieben in dem vom Feinde besetzten Berlin, voll schwerer Sorge um den fernen Gatten, in Krankheit fällt, da schreibt ihr der gewaltige Mann: „Ich hoffte, daß du unsere kurze Trennung, gerade um der bedeutenden Geschäfte willen, die dir auf das Herz gelegt waren, ertragen würdest. Ich habe diesen Gedanken bei meiner Abreise dir empfohlen und habe ihn in Briefen wieder eingeschärft. Starke Seelen, und du bist keine schwache, macht so etwas stärker — und doch!" So hart kann er reden zu ihr, die ihm die Liebste ist; denn er glaubt an die Allmacht der Wahrheit. Ihm ist kein Zweifel, wo die rechte Erkenntnis sei, da könne das rechte Handeln, ja das rechte Schicksal nicht fehlen, und jeden Einwand menschlicher Gebrechlichkeit weist er schroff zurück. Darum keine Spur von Humor, von liebenswürdigem Leichtsinn, nichts von Anmut und Nachgiebigkeit in ihm, der das derbe Wort gesprochen: „Eine Liebenswürdigkeitslehre ist vom Teufel." Nichts von jener Sehnsucht nach der schönheitssatten Welt des Südens, die Deutschlands reiche Geister in jenen Tagen beherrschte. Unfähig, ungeneigt, sich liebevoll zu versenken in eine fremde Seele, verkündet er kurzab, er lehre alle Dinge nur von einer Seite zu betrachten, „nämlich von der rechten".

Entfremdet der Natur, die ihm nur besteht, um unterjocht zu werden von dem Geiste, mahnt er zur Hingebung, zur Selbstvergessenheit eine sinnliche, selbstsüchtige Zeit: auch essen und trinken sollen wir nur um Gottes willen. Nicht die leiseste sinnliche Vorstellung soll uns den erhabenen Gottesgedanken trüben: „Ein Gott, der der Begierde dient, ist ein Abgott. Gott will nicht, Gott kann nicht das Gute, das wir gern

möchten, uns geben außer durch unsere Freiheit; Gott ist überhaupt nicht eine Naturgewalt, wie die blinde Einfalt wähnt, sondern ein Gott der Freiheit." Die Freuden des Himmels, die bequeme Tröstung schwacher Gemüter, müssen schwinden vor einer geistigeren Auffassung: „Die Ewigkeit kommt der neuen Zeit mitten in ihre Gegenwart hinein"; die vollendete Freiheit, die Einheit mit Gott ist schon im Diesseits möglich.

Beseelt von solchen Gedanken der Ertötung alles Fleisches, der asketischen Sittenstrenge ist Fichte ein unästhetischer Held geblieben, wie groß er auch dachte von der Kunst, die der Natur den majestätischen Stempel der Idee aufdrücke. Auch in ihm, wie in allen edleren Söhnen jener an den Helden Plutarchs gebildeten Tage, wogte und drängte ein großer Ehrgeiz; er gedachte an seine Existenz für die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; aber, fährt er fort, „ob ich's tat, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht!" Jene hohe Leidenschaft, die dem strengsten aller Dichter, Milton, nur als die letzte Schwäche edlerer Naturen erscheint, der Durst nach Ruhm, wird scharf und schonungslos als eine verächtliche Eitelkeit verworfen von dieser selbstgewissen Tugend, welche leben will aus dem erkannten rein Geistigen heraus. In Augenblicken des Zweifels — als gelte es Schillers witziges Epigramm zu bewähren — prüft der gestrenge Mann, auf welcher Seite seine Neigung stehe, um dann mit freudiger Sicherheit des anderen Weges zu gehen. Selber folgerichtig im Kleinsten wie im Größten, sagt er den Zeitgenossen erbarmungslos auf den Kopf zu, welches die notwendigen Folgen ihrer weichlichen Grundsätze seien. Trocken spricht er: „Dies weiß man gewöhnlich nicht, gibt es nicht zu, ärgert sich daran, glaubt es nicht; aber es kann alles dieses nichts helfen, so ist's." Er findet unter den Menschen nur wenige bösartig und gewalttätig — „denn hierzu gebricht es bei der Mehrzahl an Kraft: — sondern sie sind in der Regel bloß dumm und unwissend, feige, faul und niederträchtig." In diese Welt tritt er ein mit dem stolzen Bewußtsein eines apostolischen Berufs: „So bin ich drum wahrhaft Stifter einer neuen Zeit — der Zeit der Klarheit — bestimmt angebend den Zweck alles menschlichen Handelns, mit Klarheit Klarheit wollend. Alles andere will mechanisieren, ich will befreien." — Wenn Goethe fürchtete, der eigenrichtige Mann sei für sich und die Welt verloren: für den Philosophen war das Widerstreben der Welt gar nicht vorhanden. „Wenn ich im Dienste der Wahrheit stürbe," sagt er einfach, „was täte ich dann weiter als das, was ich schlechthin tun müßte?"

Eine Eloge zu halten ist nicht deutsche Weise, und in Fichtes Geiste am wenigsten würde ich handeln, wenn ich nicht trotzig sagte, wie gar fremd unserer Zeit, die an sich selber glaubt und glauben soll, dieser Idealismus geworden ist, der so nur einmal möglich war und keinen Schüler fand. Seit jenen Tagen ist das Leben unseres Volkes ein großer Werkeltag ge-

wesen. Wir haben begonnen in harter Arbeit den Gedanken der Welt einzubilden und sind darüber der Natur freundlich nähergetreten. Sehr vieles nehmen wir bescheiden hin als Ergebnis der Natur und Geschichte, was Fichte dem Sittengesetze zu unterwerfen sich vermaß. Mit dem steigenden Wohlstande ist ein hellerer Weltsinn in die Geister eingezogen; ein schönes Gleichmaß von Genuß und Tat soll uns das Leben sein. Wer unter uns bezweifelt, daß die Sittlichkeit der Athener eine reinere war als die Tugend der Spartaner und dem Genius unseres Volkes vertrauter ist? Seitdem ist auch die gute Laune wieder zu ihrem Rechte gelangt, wir heißen sie willkommen selbst mitten in der Spannung des Pathos; die kecke Vermischung von Scherz und Ernst in Shakespeares Gedichten ist erst dem realistischen Sinne der Gegenwart wieder erträglich geworden. Doch eben weil jener Idealismus Fichtes unserem Sinne so fern liegt, weil längst der Zeit verfiel, was daran vergänglich war, weil Lust und Not des rastlosen modernen Lebens uns von selber ablenken von jeder Überspannung des Gedankens — eben deshalb gereicht es unseren fröhlicheren Tagen zum Segen, sich in diese weltverachtenden Ideen weltverachtender Sittlichkeit zu versenken wie in ein stählendes Bad der Seele, Selbstbeherrschung daran zu lernen und zu gedenken, daß ein tatloses Wesen dem Humor anhaftet und der Dichter sicher wußte, warum er seinem Hamlet die Fülle sprudelnden Witzes lieh. Wie beschämt muß all unsere heitere Klugheit verstummen vor dem einen Worte: „Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch nicht der Tod, beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas."

Noch immer, leider, werden übergeistreiche Beurteiler nicht müde, das Bild des Denkers in eine falsche Beleuchtung zu rücken. Man nennt ihn einen Gesinnungsgenossen der Romantiker — ihn, dessen spartanische Strenge so recht den Gegensatz bildet zu der vornehm spielenden Ironie der Romantiker — ihn, der, obwohl nicht frei von mystischen Stimmungen, dennoch als ein herber Protestant für alle katholisierenden Richtungen nur Worte schärfster Verachtung hatte. Auch Fichte genoß ein wenig von dem Segen jener schönen, reizvollen Geselligkeit, welche die Gegenwart nicht mehr kennt; geistreiche Frauen saßen zu seinen Füßen und stritten sich um die Ehre, ihm Famulusdienste zu leisten, wenn er über die höchsten Gegenstände der Erkenntnis sprach. Und doch ist nie ein Mann freier gewesen von jeder romantischen Vergötterung der Frauen. Abhängigkeit, Bedürftigkeit war ihm das Wesen des Weibes. Leidenschaftslos, voll warmer, treuer Zuneigung steht er ehrenfest neben seinem Weibe, gleich einem jener derben Bürger auf alten deutschen Holzschnitten; kein schöneres Lob weiß er ihr zu sagen als „männlichere Seele, Johanna!" — Das Ärgste aber in der Umkehrung der Wissenschaft hat Stahl geleistet; er nennt Napoleon das verkörperte weltschaffende Ich Fichtes. Also, in dem Helden der souveränen Selbstsucht wäre Fleisch geworden das System des

deutschen Denkers, der unermüdlich eifert, es sei die Seligkeit des Ich, sich der Gattung zu opfern?! — Auch das ist vielen ein Rätsel gewesen, wie dieser schroffe, schneidige Charakter gerade aus dem obersächsischen Stamme hervorgehen konnte. Er selber sagt von seiner Heimat, sie berge „einen Grad von Aufklärung und vernünftiger Religionskenntnis, wie ihn in dieser Ausdehnung gegenwärtig kein Land in Europa besitzt". Doch das alles sei „durch eine mehr als spanische Inquisition eingezwängt. Daraus entsteht denn eine knechtische, lichtscheue, heuchlerische Denkungsart." In der Tat, alle Voraussetzungen echter Geistesfreiheit, eine Fülle von Bildungsmitteln, eine weit verbreitete Volkskultur waren vorhanden in dem Mutterlande der Reformation. Aber Druck von oben und das Übermaß geistigen Schaffens, dem kein großes politisches Wirken das Gegengewicht hielt, hatten in dem ohnedies mehr elastischen als massiven Stamme endlich jene Schmiegsamkeit und Höflichkeit erzeugt, welche schroffe, reformatorische Naturen nur schwer erträgt. Nächst dem schwäbischen hat das obersächsische Land die größte Zahl von Helden des deutschen Geistes geboren; aber Obersachsen verstieß die Mehrzahl seiner freieren Söhne. In allen diesen Heimatlosen, in Pufendorf und Thomasius, in Lessing und Fichte, erhebt sich der freie Geist, der so lange mit der zahmen Sitte seiner Umgebung gerungen, zu schroffem Stolze; rücksichtsloser Freimut wird ihnen allen zur Leidenschaft. —

Dem Vielgewanderten kamen endlich frohere Tage, als eine Änderung seiner äußeren Lage ihm erlaubte, seine treue Johanna heimzuführen, und der Ruf ihn traf zu der Stelle, die ihm gebührte, zum akademischen Lehramte in Jena. Schon der erste Plan des jungen Mannes war der kecke Gedanke gewesen, eine Rednerschule zu gründen in einem Volke ohne Rednerbühne. Nach seiner Auffassung der Geschichte wurden alle großen Weltangelegenheiten dadurch entschieden, daß ein freiwilliger Redner sie dem Volke darlegte, und er selber war zum Redner geboren. Zur Tat berufen sind jene feurigen Naturen, denen Charakter und Bildung zusammenfallen, jede Erkenntnis als ein lebendiger Entschluß in der Seele glüht; doch nicht das unmittelbare Eingreifen in die Welt konnte den weltverachtenden Denker reizen. Von ihm vor allem gilt das Stichwort des philosophischen Idealismus jener Tage, daß es für den wahrhaft sittlichen Willen keine Zeit gibt, daß es genügt, der Welt den Anstoß zum Guten zu geben. Auf den Willen der Menschen zu wirken, des Glaubens, daß daraus irgendwo und irgendwann die rechte Tat entstehen werde, das war der Beruf dieses eifernden geselligen Geistes. Daher jener Brustton tiefster Überzeugung, der, wie alles Köstlichste des Menschen, sich nicht erklären noch erkünsteln läßt. Daher auch der Erfolg — in diesem seltenen Falle ein sehr gerechter Richter — denn was der große Haufe sagt: „Ihm ist es Ernst", das bezeichnet mit plumpem Wort und feinem Sinn den geheimsten Zauber menschlicher Rede. Vergeblich suchen wir bei Fichte jene Ver-

mischung von Poesie und Prosa, womit romanische Redner die Phantasie der Hörer zu blenden lieben. Sogar die Neigung fehlt ihm, freie Worte als ein Kunstwerk abzuschließen; der Adel der Form soll sich ihm gleich der guten Sitte ungesucht ergeben aus der vollendeten Bildung. Nur aus der vollkommenen Klarheit erwächst ihm jede Bewegung des Herzens; die Macht seiner Rede liegt allein begründet in dem Ernste tiefen gewissenhaften Denkens, eines Denkens freilich, das sichtbar vor unseren Augen entsteht.

Er strebt nach der innigsten Gemeinschaft mit seinen Hörern; an der Energie seines eigenen Denkens soll ihre Selbsttätigkeit sich entzünden; er liebt es, „eine Anschauung im Diskurs aus den Menschen zu entwickeln". „Ich würde," sagt er schon in einer Jugendschrift, „die Handschrift ins Feuer werfen, auch wenn ich sicher wüßte, daß sie die reinste Wahrheit, auf das bestimmteste dargestellt, enthielte, und zugleich wüßte, daß kein einziger Leser sich durch eigenes Nachdenken davon überzeugen würde." Diese Selbstbesinnung des Hörers zu erwecken, ihn hindurchzupeitschen durch alle Mühsal des Zweifels, angestrengter geistiger Arbeit — dies ist der höchste Triumph seiner Beredsamkeit, und es ist da kein Unterschied zwischen den „Reden" und den Druckschriften; alle seine Werke sind Reden, das Denken selber wird ihm alsbald zur erregten Mitteilung. Ein Meister ist er darum in der schweren Kunst des Wiederholens; denn wessen Geist fortwährend und mit schrankenloser Offenheit arbeitet, der darf das hundertmal Gesagte noch einmal sagen, weil es ein Neues ist in jedem Augenblicke, wie jeder Augenblick ein neuer ist. Doch vor allem, er denkt groß von seinen Hörern, edel und klug zugleich hebt er sie zu sich empor, statt sich zu ihnen herabzulassen. Die Jugend vornehmlich hat dies dankend empfunden; denn der die Menschheit so hoch, das gegenwärtige Zeitalter so niedrig achtete, wie sollte er nicht das werdende Geschlecht lieben, das noch rein geblieben war von der Seuche der Zeit? Der stets nur den ganzen Menschen zu ergreifen trachtete, er war der geborene Lehrer jenes Alters, das der allseitigen Ausbildung der Persönlichkeit lebt, bevor noch die Schranken des Berufs den Reichtum der Entwicklung beengen. Endlich — fassen wir die Größe des Redners in dem einen von tausend Hörern wiederholten Lobe zusammen —, was er sprach, das war er. Wenn er die Hörenden beschwor, eine Entschließung zu fassen, nicht ein schwächliches Wollen irgendeinmal zu wollen, wenn er die Macht des Wollens mit Worten verherrlicht, die selbst einem Niebuhr wie Raserei erschienen: da stand er selber, die gedrungene überkräftige Gestalt mit dem aufgeworfenen Nacken, den streng geschlossenen Lippen, strafenden Auges, nicht gar so mild und ruhig, wie Wichmanns Büste ihn zeigt, welche die Verklärung des Toten verkörpert, voll trotzigen Selbstgefühles und doch hoch erhaben über der Schwäche beliebter Redner, der persönlichen Eitelkeit — in jedem Zuge der Mann der durchdachten Entschließung, die des Gedankens Blässe

nicht berührte. Darum hat sich von allen Lehrern, die neuerdings an deutschen Hochschulen wirkten, sein Bild den jungen Gemütern am tiefsten eingegraben; sein Schatten ist geschritten durch die Reihen jener streitbaren Jugend, die für uns blutete und in seinem Sinne ein Leben ohne Wissenschaft höher achtete denn eine Wissenschaft ohne Leben.

Jene „mehr als spanische Inquisition" seiner Heimat sollte endlich auch ihn ereilen. Eine pöbelhafte Anklage bezichtigte Fichte bei dem kursächsischen Konsistorium des Atheismus und vertrieb ihn aus Jena, weil er nicht imstande war, den Schein des Unrechts auf sich zu nehmen, wo sein Gewissen ihm recht gab. Da wollte eine glückliche Fügung, daß der Rat des Ministers Dohm ihn nach Preußen führte, in den Staat, der gerade diesem Manne eine Heimat werden mußte. Der Staat Preußen hat den Lehrer und Philosophen zum Patrioten gebildet.

Ein strenger Geist harter Pflichterfüllung war diesem Volke eingeprägt durch das Wirken willensstarker Fürsten, fast unmenschlich schwer die Lasten, die auf Gut und Blut der Bürger drückten. Was andere schreckte, Fichte zog es an. Nur das eine mochte ihn abstoßen, daß jener Sinn der Strenge schon zu weichen begann, daß zu Berlin bereits ein Schwelgen in weichlichen unpoetischen Empfindungen, eine seichte, selbstzufriedene Aufklärung sich brüstete, deren Haupt Nicolai unser Held bereits in einer seiner totschlagenden humorlosen Streitschriften gezüchtigt hatte. Ein rührender Anblick, wie nun der kühnste der deutschen Idealisten den schweren Weg sich bahnt, den alle Deutschen jener Tage zu durchschreiten hatten, den Weg von der Erkenntnis der menschlichen Freiheit zu der Idee des Staates: wie ihn, dem die Außenwelt gar nicht bestand, die Erfahrung belehrt und verwandelt. Noch zur Zeit der Austerlitzer Schlacht konnte er schreiben: „Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? Im allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht. Mögen doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten und was sie beglückt. Der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinne können wir über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen bis an das Ende der Tage." Dann ward durch den Wandel der Weltgeschicke auch der Sinn des weltverachtenden Philosophen nicht verwandelt, aber vertieft und zu hellerem Verständnis seiner selbst geführt. Kein Widerspruch allerdings, aber eine höchst verwegene Weiterentwicklung, wenn Fichte jetzt erkennt, daß der Deutsche Licht und Recht nur in Deutschland finden könne. Er begreift endlich, daß der Kosmopolitismus in Wirklichkeit als Patriotismus

erscheine, und verweist den einzelnen auf sein Volk, das „unter einem besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm" stehe. —

Längst schon war der Philosoph der freien Tat durch das Wesen seines Denkens auf jene Wissenschaft geführt worden, welche den nach außen gerichteten Willen in seiner großartigsten Entfaltung betrachtet. Aber sehr langsam nur lernte er die Würde, den sittlichen Beruf des Staates verstehen. Auch er sah — gleich der gesamten deutschen Staatswissenschaft, die ihre Heimat noch allein auf dem Katheder fand — im Staate zuerst nur ein notwendiges Übel, eine Anstalt des Zwanges, gegründet durch freiwilligen Vertrag, um das Eigentum der Bürger zu schützen. Unversöhnlichen Krieg kündete er dem Gedanken an, daß der Fürst für unsere Glückseligkeit sorge: „Nein, Fürst, du bist nicht unser Gott; gütig sollst du nicht gegen uns sein, du sollst gerecht sein." Diese Rechtsanstalt des Staates aber soll sich entwickeln zur Freiheit, also daß jeder das Recht habe, „kein Gesetz anzuerkennen, als welches er sich selbst gab"; der Staat muß das Prinzip der Veränderung in sich selber tragen. — Der also dachte, war längst gewohnt, von dem vornehmen und geringen Pöbel sich einen Demokraten schelten zu lassen. Und radikal genug, mit dem harten rhetorischen Pathos eines Jakobiners, hatte er einst die Revolution begrüßt als den Anbruch einer neuen Zeit und die staatsmännische Kälte, womit Rehberg die große Umwälzung betrachtete, gröblich angegriffen. Mit grimmiger Bitterkeit hatte er dann die Denkfreiheit zurückgefordert von den Fürsten; denn die einzigen Majestätsverbrecher sind jene, „die euch anraten, eure Völker in der Blindheit und Unwissenheit zu lassen und freie Untersuchungen aller Art zu hindern und zu verbieten".

Doch im Grunde ward sein Geist nur von einer Erscheinung der Revolution mächtig angezogen: von dem Grundsatze der Gleichheit des Rechts für alle Stände. Privilegien fanden keine Gnade vor diesem konsequenten Kopfe: aus seinen heftigen Ausfällen wider den Adel redet der Zorn des sächsischen Bauernsohnes, der eben jetzt seine mißhandelten Standesgenossen sich erheben sah gegen ihre adligen Bedrücker. Sehr fern dagegen stand er den Ideen der modernen Demokratie, welche die freieste Bewegung des einzelnen im Staat verlangen; eine harte Rechtsordnung sollte jede Willkür des Bürgers bändigen. Dieser despotische Radikalismus trat in seiner ganzen Starrheit hervor, als er jetzt das Gebiet des „Naturrechts" verließ und das wirkliche Leben der Völker betrachtete. In sozialistischen Ideen ist jederzeit der verwegenste Idealismus mit dem begehrlichsten Materialismus zusammengetroffen. Durch die Mißachtung des banausischen Getriebes der Volkswirtschaft wurde Platon auf das Idealbild seiner kommunistischen Republik und die Alten alle zu dem Glaubenssatze geführt, daß der gute Staat des Notwendigen die Fülle besitzen müsse; durch die Überschätzung der materiellen Güter gelangten die modernen Kommunisten zu ihren luftigen Lehren. Und wieder die Verachtung alles weltlichen Genusses

verleitete den deutschen Philosophen zu dem vermessenen Gedanken: der Staat, als eine lediglich für die niederen Bedürfnisse des Menschen bestimmte Zwangsanstalt, müsse sorgen für die gleichmäßige Verteilung des Eigentums. Solchem Sinne entsprang die despotische Lehre von dem „geschlossenen Handelsstaate", der in spartanischer Strenge sich absperren sollte von den Schätzen des Auslandes und das Schaffen der Bürger also regeln sollte, daß ein jeder leben könne von seiner Arbeit.

Auf dem Gebiete des Rechtes und der Wirtschaft gelang es dem Idealisten wenig, die Welt für sich zurechtzulegen. Indessen sank der Staat der Deutschen tief und tiefer. „Deutsche Fürsten", ruft Fichte zornig, „würden vor dem Dei von Algier gekrochen sein und den Staub seiner Füße geküßt haben, wenn sie nur dadurch zum Königstitel hätten kommen können." In diesen Tagen der Schmach brach ihm endlich die Erkenntnis an von dem Tiefsinn und der Größe des Staatslebens. Er sah vor Augen, wie mit dem Staate auch die Sittlichkeit der Deutschen verkümmerte, er begriff jetzt, daß dem Staate eine hohe sittliche Pflicht auferlegt sei, die Volkserziehung. Auf diesem idealsten Gebiete der Staatswissenschaft hat Fichte seine tiefsten politischen Gedanken gedacht. Wir fragen erstaunt: wie nur war es möglich? Ist doch dem Politiker die Erfahrung nicht eine Schranke, sondern der Inhalt seines Denkens. Hier gilt es nach Aristoteles' Vorbild, mit zur Erde gewandtem Blicke eine ungeheure Fülle von Tatsachen zu beherrschen, Ort und Zeit abwägend zu schätzen, die Gewalten der Gewohnheit, der Trägheit, der Dummheit zu berechnen, den Begriff der Macht zu erkennen, jenes geheimnisvolle allmähliche Wachsen der geschichtlichen Dinge zu verstehen, das die moderne Wissenschaft mit dem viel mißbrauchten Worte „organische Entwicklung" bezeichnet. Wie sollte er dies alles erkennen? Er, dessen Bildung in die Tiefe mehr als in die Breite ging, der die Menschheit zur Pflanze herabgewürdigt sah, wenn man redete von dem langsamen natürlichen Reifen des Staates? Er hat es auch nicht erkannt; nicht einen Schritt weit kam sein Idealismus der Wirklichkeit entgegen. Aber er lebte in Zeiten, da allein der Idealismus uns retten konnte, in einem Volke, das, gleich ihm selber, von den Ideen der Humanität erst herabstieg zur Arbeit des Bürgertums, in einer Zeit, die nichts dringender bedurfte als jenen „starken und gewissen Geist", den er ihr zu erwecken dachte. Mit der Schlacht von Jena schien unsere letzte Hoffnung gebrochen; „der Kampf" — so schildert Fichte das Unheil und den Weg des Heils — „der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters." Wohl mögen wir erstaunen, wie klar der Sinn des nahenden Kampfes in diesen Tagen der Ermannung von allen verstanden ward, wie diese Worte Fichtes überall ein Echo fanden. Die Regierung selber erkannte, daß allein ein Volkskrieg retten könne, allein die Entfesselung aller Kräfte der Nation, der sittlichen Mächte mehr noch

als der physischen — „einer der seltenen, nicht oft erlebten Fälle," sagt Fichte rühmend, „wo Regierung und Wissenschaft übereinkommen." So, gerade so, auf dieser steilen Spitze mußten die Geschicke unseres Volkes stehen, einen Krieg der Verzweiflung mußte es gelten um alle höchsten Güter des Lebens, eine Zeit mußte kommen von jenen, die wir die großen Epochen der Geschichte nennen, da alle schlummernden Gegensätze des Völkerlebens zum offenen Durchbruch gelangen, die Stunde mußte schlagen für eine Staatskunst der Ideen, wenn gerade dieser Denker unmittelbar eingreifen sollte in das staatliche Leben.

Nicht leicht ward ihm, seine Stelle zu finden unter den Männern, die dieser Staatskunst der Ideen dienten. Denn was den Nachlebenden als das einfache Werk einer allgemeinen fraglosen Volksstimmung erscheint, das ist in Wahrheit erwachsen aus harten Kämpfen starker eigenwilliger Köpfe. Wie fremd stehen sie doch nebeneinander: unter den Staatsmännern Stein, der Gläubige, der schroffe Aristokrat, und Hardenberg, der Jünger französischer Aufklärung, und Humboldt, der moderne Hellene, und Schön, der trotzige Kantianer; unter den Soldaten die denkenden Militärs, die Scharnhorst und Clausewitz, denen die Kriegskunst als ein Teil der Staatswissenschaft erschien, und Blücher, dem der Schreibtisch Gift war, der eines nur verstand — den Feind zu schlagen, und Yorck, der Mann der alten militärischen Schule, der Eiferer wider das Nattergezücht der Reformer; unter den Denkern und Künstlern neben Fichte Schleiermacher, dessen Milde jener als leichtsinnig und unsittlich verwarf, und Heinrich v. Kleist, der als ein Dichter mit unmittelbarer Leidenschaft empfand, was Fichte als Denker erkannte. Ihm zitterte die Feder in der Hand, wenn er in stürmischen Versen die Enkel der Kohortenstürmer, die Römerüberwinderbrut zum Kampfe rief. Einen Schüler Fichtes meinen wir zu hören, wenn Kleist seinem Könige die Türme der Hauptstadt mit den stolzen Worten zeigt: „Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken, für beßre Güter in den Staub zu sinken." Und er selber war es, der Fichte die höhnenden Verse ins Gesicht warf:

> Setzet, ihr träft's mit euerer Kunst und zögt uns die Jugend
> Nun zu Männern wie ihr: liebe Freunde, was wär's?

Wenn er seine Adler geschändet sah von den Fremden, wie mochte der stolze Offizier ertragen, daß dieser Schulmeister herantrat, die Nöte des Augenblicks durch die Erziehung des werdenden Geschlechts zu heilen? Und dennoch haben sie zusammengewirkt, die Männer, die sich befehdeten und schalten, einträchtig in dem Kampfe der Idee gegen das Interesse, der Idee des Volkstums wider das Interesse der nackten Gewalt.

Schon vor der Schlacht von Jena hatte sich Fichte erboten, mit dem ausrückenden Heere als weltlicher Prediger und Redner, „als Gesandter der Wissenschaft und des Talents", zu marschieren, „denn was" — ruft

er in seiner kecken, die Weihe des Gedankens mitten in die matte Wirklichkeit hineintragenden Weise — „was ist der Charakter des Kriegers? Opfern muß er sich können; bei ihm kann die wahre Gesinnung, die rechte Ehrliebe gar nicht ausgehen, die Erhebung zu etwas, das über dies Leben hinaus liegt." Doch das letzte Heer des alten Regimes hätte solchen Geist nicht ertragen. Die Stunden der Schande waren gekommen. Fichte floh aus Berlin und sprach: „Ich freue mich, daß ich frei geatmet, geredet, gedacht habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen." Auch ihn überwältigte jetzt auf Augenblicke die Verzweiflung, da er zufrieden sein wollte, ein ruhiges Plätzchen zu finden, und es den Enkeln überlassen wollte zu reden — „wenn bis dahin Ohren wachsen zu hören!" Nicht die Zuversicht fand er wieder, aber die Stärke des Pflichtgefühls, als er nach dem Frieden dennoch redete zu den Lebendigen ohne Hoffnung für sie, „damit vielleicht unsere Nachkommen tun, was wir einsehen, weil wir leiden, weil unsere Väter träumten." In Stunden einsamer Sammlung war nun sein ganzes Wesen „geweiht, geheiligt"; der alte Grundgedanke seines Lebens, in eigener Person das Absolute zu sein und zu leben, findet in dieser weihevollen Stimmung eine neue religiöse Form, erscheint ihm als die Pflicht „des Lebens in Gott". Rettung um jeden Preis — dieser ungeheueren Notwendigkeit, die leuchtend vor seiner Seele stand, hatte er manches geopfert von der Starrheit des Theoretikers. Er pries jetzt sogar Machiavellis Weisheit der Verzweiflung; denn von der entgegengesetzten, der niedrigsten Schätzung des Menschenwertes gelangte dieser Verächter aller hergebrachten Sittlichkeit doch zu dem gleichen Endziele, der Rettung des großen Ganzen auf Kosten jeder Neigung des Einzelnen. Gereift und gefestigt ward dieser Ideengang, als Fichte jetzt sich schulte an den großartig einfachen Mitteln uralter Menschenbildung, an Luthers Bibel und an der knappen Form, der herben Sittenstrenge des Tacitus.

Also vorbereitet hielt er im Winter 1807/08, belauscht von fremden Horchern, oft unterbrochen von den Trommeln der französischen Besatzung, zu Berlin die „Reden an die deutsche Nation". Sie sind das edelste seiner Werke, denn hier war ihm vergönnt, unmittelbar zu wirken auf das eigentlichste Objekt des Redners, den Willen der Hörer; ihnen eigen ist im vollen Maße jener Vorzug, den Schiller mit Recht als das Unterpfand der Unsterblichkeit menschlicher Geisteswerke pries, doch mit Unrecht den Schriften Fichtes absprach, daß in ihnen ein Mensch, ein einziger und unschätzbarer, sein innerstes Wesen abgebildet habe. Doch auch der Stadt sollen wir gedenken, die, wie eine Sandbank in dem Meere der Fremdherrschaft, dem kühnen Redner eine letzte Freistatt bot; die hocherregte Zeit und die hingebend andächtigen Männer und Frauen sollen wir preisen, welche des Redners schwerem Tiefsinn folgten, den selbst der Leser heute nur mit Anstrengung versteht. Riesenschritte — hebt Fichte an — ist die Zeit mit uns gegangen; durch ihr Übermaß hat die Selbstsucht sich selbst vernichtet.

Doch aus der Vernichtung selber erwächst uns die Pflicht und die Sicherheit der Erhebung. Damit die Bildung der Menschheit erhalten werde, muß diese Nation sich retten, die das Urvolk unter den Menschen ist durch die Ursprünglichkeit ihres Charakters, ihrer Sprache. — Unterdrücken wir strenge das wohlweise Lächeln des Besserwissens. Denn fürwahr ohne solche Überhebung hätte unser Volk den Mut der Erhebung nie gefunden wider die ungeheuere Übermacht. Freuen wir uns vielmehr an der feinen Menschenkenntnis des Mannes, der sich gerechtfertigt hat mit dem guten Worte: „Ein Volk kann den Hochmut gar nicht lassen, außerdem bleibt die Einheit des Begriffs in ihm gar nicht rege." — Diesem Urvolke hält der Redner den Spiegel seiner Taten vor. Er weist unter den Werken des Geistes auf die Größe von Luther und Kant, unter den Werken des Staates — er, der in Preußen wirkte und Preußen liebte — auf die alte Macht der Hansa und preist also die streitbaren, die modernen Kräfte unseres Volkstums — im scharfen und bezeichnenden Gegensatze zu Fr. Schlegel, der in Wien zu ähnlichem Zwecke an die romantische Herrlichkeit der Kaiserzeit erinnerte.

In diesem hochbegnadeten Volke soll erweckt werden „der Geist der höheren Vaterlandsliebe, der die Nation als die Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersteren willen da ist, sich eben opfern soll". Und weiter — nach einem wundervollen Rückblick auf die Fürsten der Reformation, die das Banner des Aufstandes erhoben nicht um ihrer Seligkeit willen, deren sie versichert waren, sondern um ihrer ungeborenen Enkel willen — „die Verheißung eines Lebens auch hienieden, über die Dauer des Lebens hinaus, allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann". Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, da der Tod uns allen gemein und der Krieger ihn nicht wollen darf, sondern Siegen schlechtweg. Solchen Geist zu erwecken, verweist Fichte auf das letzte Rettungsmittel, die Bildung der Nation „zu einem durchaus neuen Selbst" — und fordert damit, was in anderer Weise E. M. Arndt verlangte, als er der übergeistigen Zeit eine Kräftigung des Charakters gebot. Noch war die Nation in zwei Lager gespalten. Die einen lebten dahin in mattherziger Trägheit, in der lauwarmen Gemütlichkeit der alten Zeit; ihnen galt es eine große Leidenschaft in die Seele zu hauchen: „Wer nicht sich als ewig erklärt, der hat überhaupt nicht die Liebe und kann nicht lieben sein Volk." Das sind dieselben Töne, die später Arndt anschlug, wenn er dem Wehrmann zurief: „Der Mensch soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden; das kann kein Tier, weil es leicht vergisset." Den anderen schwoll das Herz von heißem Zorne; schon war unter der gebildeten Jugend die Frage, wie man Napoleon ermorden könne, ein gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs. Diese wilde Leidenschaft galt es zu läutern und zu adeln: „Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit

der Waffen, sondern die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft." Ein neues Geschlecht soll erzogen werden fern von der Gemeinheit der Epoche, entrissen dem verderbten Familienleben, erstarkend zu völliger Verleugnung der Selbstsucht durch eine Bildung, die nicht ein Besitztum, sondern ein Bestandteil der Personen selber sei. In Pestalozzis Erziehungsplänen meint Fichte das Geheimnis dieser Wiedergeburt gefunden. War doch in ihnen der Lieblingsgedanke des Philosophen verkörpert, daß der Wille „die eigentliche Grundwurzel des Menschen", die geistige Bildung nur ein Mittel für die sittliche sei; gingen sie doch darauf aus, die Selbsttätigkeit des Schülers fort und fort zu erwecken. Wenn die Stein und Humboldt unbefangen den gesunden Kern dieser Pläne würdigten: dem Philosophen war kein Zweifel, der Charakter der Pestalozzischen Erziehungsweise sei — „ihre Unfehlbarkeit"; fortan sei nicht mehr möglich, daß der schwache Kopf zurückbleibe hinter dem starken.

Zu solchem Zwecke redet er „für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben". „Bedenket" — beschwört er die Hörer —, „daß ihr die Letzten seid, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als eines nennen hören, ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen oder davon vernommen, unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höheren Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach euch kommt, wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen und einen anderen Geschäfts- und Lebensgang annehmen, und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen oder von ihnen gehört habe?" — Auch den letzten kümmerlichen Trost raubt er den Verzagten, die Hoffnung, daß unser Volk in seiner Sprache und Kunst fortdauern werde. Da spricht er das furchtbare Wort: „Ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig, seine Sprache aufzugeben." So geschieht ihm selber, was er seinem Luther nachrühmte, daß deutsche Denker, ernstlich suchend, mehr finden, als sie suchen, weil der Strom des Lebens sie mit fortreißt. In diesem radikalen Satze schlummert der Keim der Wahrheit, welche erst die Gegenwart verstanden hat, daß ein Volk ohne Staat nicht existiert. — „Es ist daher kein Ausweg," schließen die Reden — „wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Wir Nachgeborenen haben den bewegenden Klang jener Stimme nicht gehört, welche die andachtsvollen Zuhörer zu Berlin ergriff — und jeder rechte Redner wirkt sein Größtes durch einen höchstpersönlichen Zauber, den die Nachwelt nicht mehr begreift —, aber noch vor den toten Lettern zittert uns das Herz, wenn der strenge Züchtiger unseres Volkes „Freude

verkündigt in die tiefe Trauer" und an die mißhandelten Deutschen den stolzen Ruf ertönen läßt: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend." — Und welchen Widerhall erweckten diese Reden in der Welt? Achselzuckend ließ der Franzose den törichten Ideologen gewähren, gleichgültig erzählte der Moniteur von einigen Vorlesungen über Erziehung, die in Berlin einigen Beifall gefunden. Die Fremden wußten nicht, aus wie tiefem Borne dem deutschen Volke der Quell der Verjüngung strömte, und kein Verräter erstand, ihnen den politischen Sinn der Reden zu deuten. Mit wieviel schärferem politischen Blicke hatte einst Macchiavelli seinem Volke den allerbestimmtesten Plan der Rettung mit den bestdurchdachten Mitteln vorgezeichnet! Aber sein Principe blieb ein verwegenes Traumbild; die Reden des deutschen Philosophen wurden einer der Funken, daran sich die Glut der Befreiungskriege entzündete. Fichte freilich meinte, sein Wort sei verhallt in den „tiefverderbten" Tagen, sein ganzes System sei nur ein Vorgriff der Zeit. Denn es ist das tragische Geschick großer Männer, daß sie ihren eigenen Geist nicht wiedererkennen, wenn er von den Zeitgenossen empfangen und umgeformt wird zu anderen Gestalten, als sie meinten. Und dennoch war der Redner an die deutsche Nation nur der Mund des Volkes gewesen, er hatte nur dem, was jedes Herz bewegte, einen kühnen, hochgebildeten Ausdruck geliehen. Denn was war es anderes als jene höhere Vaterlandsliebe, die der noch ungeborenen Enkel denkt — was anderes war es, das den Landwehrmann von Haus und Hof und Weib und Kindern trieb, das unsere Mütter bewog, alles köstliche Gut der Erde bis zu dem Ringe des Geliebten für ihr Land dahinzugeben? Was anderes war es, als daß sie unser gedachten? In diesem Sinne — denn wer ermißt die tausend geheimnisvollen Kanäle, welche das durchdachte Wort des Philosophen fortleiteten in die Hütte des Bauern? — in diesem Sinne hat Fichtes Wort gezündet, und die Kundigen stimmten ein, wenn Friedrich Gentz, diesmal wahrhaft ergriffen, sagte: „So groß, tief und stolz hat fast noch niemand von der deutschen Nation gesprochen."

Wieder kamen Jahre stiller Arbeit. Unter den ersten wirkte Fichte bei der Gründung der Berliner Hochschule, die dem erwachenden neuen Geiste ein Herd sein sollte. Ein Glück, daß Wilhelm v. Humboldt, als ein besonnener Staatsmann, an die altbewährten Überlieferungen deutscher Hochschulen anknüpfte und die verwegenen Gedanken des Philosophen verwarf; denn mit der ganzen Strenge seiner herrischen Natur hatte Fichte einen Plan mönchischer Erziehung entworfen, der die Jugend absperren sollte von jeder Berührung mit den Ideenlosen, doch in Wahrheit jede echte akademische Freiheit vernichtet hätte. Um so unerschütterlicher bekämpfte er auf der neuen Hochschule die falsche akademische Freiheit; er fand es verwerflich, grundverderblich, Nachsicht zu üben mit alten unseligen Unsitten der Jugend. Das wüste Burschenleben war ihm eine bewußte, mit Freiheit und nach Gesetzen hergebrachte Verwilderung. In diesen Jahren

weihte er seine ganze Kraft dem Lehramte. Die gewohnte Macht über die jugendlichen Gemüter blieb ihm nach wie vor. Er nutzte sie, den Keim zu legen zu der deutschen Burschenschaft. Er förderte, wie schon früher in Jena, unter den Studierenden den Widerstand gegen den Unfug der alten Landsmannschaften und warnte die Gesellschaft der „Deutsch-Jünger" vor jenen beiden Irrtümern, welche später die Burschenschaften lähmten; sie sollten sich hüten, mittelalterlich und deutsch zu verwechseln, und sorgen, daß das Mittel — die Verbindung — ihnen nicht wichtiger werde als der Zweck — die Belebung deutschen Sinnes. —

Endlich erfüllten sich die Zeiten; dies Geschlecht, das er verloren gab, fand sich wieder; denn so tief war es nie gesunken, als der Idealist meinte. Die Trümmer der großen Armee kehrten aus Rußland heim, die Provinz Preußen stand in Waffen, der ostpreußische Landtag harrte auf das Wort des Königs. Der König erließ von Breslau den Aufruf zur Bildung von Freiwilligenkorps; aber noch war der Krieg an Frankreich nicht erklärt. Auf der Straße begegneten den französischen Gendarmen dichte Haufen still drohender Bauern, die zu den Fahnen zogen; und Fichtes Schüler zitterten vor Ungeduld, dem Rufe des Königs zu folgen, doch sie warteten des Lehrers. Wer meinte nicht, daß in diesen schwülen Tagen der Erwartung ein glühender Aufruf aus Fichtes Munde wie ein Blitzstrahl hätte einschlagen sollen? — Schlicht und ernst, wie nach einem großen Entschlusse, tritt er endlich am 19. Februar 1813 vor seine Studenten. Nur selten berichten die lauten Annalen der Geschichte von dem Edelsten und Eigentümlichsten der großen historischen Wandlungen. So ist auch das Herrlichste der reinsten politischen Bewegung, die je unser Volk erhob, noch nicht nach Gebühr gewürdigt — jener Geist schlichter, gefaßter Manneszucht, der das Ungeheuere vollzog so ruhig, so frei von jedem falschen Pathos, wie die Erfüllung alltäglicher Bürgerpflichten. Nichts staunenswürdiger an diesen einzigen Tagen, als jener ernste, unverbrüchliche Gehorsam, der unser Volk selbst dann noch beherrschte, da die hochgehenden Wogen volkstümlicher Entrüstung die Decke sprengten, die sie lange gehemmt. Ein Heldenmut ist es, natürlich, selbstverständlich in den Tagen tiefer Bewegung, dem Rohre der feindlichen Kanone freudig ins Gesicht zu blicken, aber jedes Wort des Preises verstummt vor der mannhaften Selbstbeherrschung, die unsere Väter beseelte. Als ein Heißsporn des ostpreußischen Landtags die Genossen fragte: „Wie nun, meine Herren, wenn der König den Krieg nicht erklärt?" — da erwiderte ihm Heinrich Theodor von Schön: „Dann gehen wir ruhig nach Hause." Durchaus getränkt von diesem Geiste ernster Bürgerpflicht war auch die Rede, die Fichte jetzt an seine Hörer richtete. Er habe, gesteht er, lange geschwankt, ehe er mit solchem Worte vor seine Schüler getreten sei. Die Wissenschaft allerdings sei die stärkste Waffe gegen das Böse, und in diesem Kampfe würden Siege erfochten, dauernd für alle Zeit. Aber zu dem geistigen Streite be-

dürfe es des äußern und des innern Friedens: und nur darum, weil diese Ruhe des Gemütes ihn selber, trotz vielfacher Übung in der Selbstbesinnung, zu verlassen beginne, schließe er jetzt seine Vorlesungen. — Das einfache Wort genügte, die Jünglinge in die Reihen der Freiwilligen zu führen. Noch einmal ist ihm dann der Gedanke gekommen, als ein Redner in das Lager zu gehen — noch einmal vergeblich. Dann ist Fichte krank und halb gelähmt mit den gelehrten Genossen und dem kaum mannbaren Sohne in den Landsturm getreten; Lanze und Säbel lehnten nun an der Tür des Philosophen.

Als die Kunde erscholl von den herrlichsten deutschen Siegen, von den Tagen von Hagelberg und Dennewitz, selbst dann hat er nicht gelassen von der alten tüchtigen Weise, den Dingen nachzudenken bis zum Ende. Im Sommer 1813 hielt er vor den wenigen Studierenden, die dem Kampfe fern blieben, Vorlesungen über die Staatslehre. Auch jetzt noch bewegt er sich ausschließlich im Gebiete der Ideen; seinen kühnsten Sätzen fügt er stolz abweisend hinzu: „Es gilt vom Reiche (der Vernunft), nicht von ihren Lumpenstaaten." Noch immer geht er dem Staate der Wirklichkeit mit radikaler Härte zu Leibe; Erblichkeit der Repräsentation ist ihm ein absolut vernunftwidriges Prinzip, „die erste Pflicht der Fürsten wäre, in dieser Form nicht da zu sein", der Wahn der Ungleichheit ist bereits durch das Christentum praktisch vernichtet. Aber wieviel reicher und tiefsinniger erscheint ihm jetzt der Staat! Mit scharfen Worten sagt er sich los von der naturrechtlichen Lehre, die er bereits in den Reden an die deutsche Nation verlassen hatte. Er verwirft die „schlechte Ansicht", welche im Staate nur den Schützer des Eigentums erblickt und darum Kirche, Schule, Handel und Gewerbe allein den Privatleuten zuweist und im Falle des Krieges die Ruhe für die erste Bürgerpflicht erklärt. Der Staat ist berufen, die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. In den beiden schönen Vorlesungen, die „von dem Begriffe des wahrhaften Krieges" handeln, stellt er scharf und schroff die sinnliche und die sittliche Ansicht vom Staate einander gegenüber. Nach jener gilt „zuerst das Leben, sodann das Gut, endlich der Staat, der es schützt". Nach dieser steht obenan „die sittliche Aufgabe, das göttliche Bild; sodann das Leben in seiner Ewigkeit, das Mittel dazu, ohne allen Wert, außer inwiefern es ist dieses Mittel; endlich die Freiheit, als die einzige und ausschließende Bedingung, daß das Leben sei solches Mittel, drum — als das einzige, was dem Leben selbst Wert gibt". — Der einst mit dem Mißtrauen des deutschen Gelehrten die Zwangsanstalt des Staates betrachtet, er sieht jetzt mit der Begeisterung eines antiken Bürgers in dem Staate den Erzieher des Volkes zur Freiheit, alle Zweige des Volkslebens weist er der Leitung des Staates zu. Nur in einem solchen Staate ist „ein eigentlicher Krieg" möglich, denn hier wird durch feindlichen Einfall die allgemeine Freiheit und eines jeden besondere

bedroht; es ist darum jedem für die Person und ohne Stellvertretung aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod.

Schon längst waren seine radikalen Theorien dann und wann erhellt worden durch ein Aufblitzen historischer Erkenntnis; bereits in seiner Jugendschrift über die französische Revolution hatte er Friedrich den Großen gepriesen als einen Erzieher zur Freiheit. Doch jetzt erst beginnt er die historische Welt recht zu verstehen. Er erkennt, daß ein Volk gebildet werde durch gemeinsame Geschichte und berufen sei, „in dem angehobenen Gange aus sich selber sich fortzuentwickeln zu einem Reiche der Vernunft". Alle Staaten der Geschichte erscheinen ihm jetzt als Glieder in der großen Kette dieser Erziehung des Menschengeschlechts zur Freiheit. Ist diese Erziehung dereinst vollendet, dann wird „irgendeinmal irgendwo die hergebrachte Zwangsregierung einschlafen, weil sie durchaus nichts mehr zu tun findet", dann wird das Christentum nicht bloß Lehre, nein, die Verfassung des Reiches selber sein. In diesem Reiche werden die „Wissenschaftlichen" regieren über dem Volke, denn „alle Wissenschaft ist tatbegründend". So gelangt auch Fichte zu dem platonischen Idealbilde eines Staates, welchen die Philosophen beherrschen. Und wenn der nüchterne Politiker betroffen zurückweicht vor diesem letzten Fluge des Fichteschen Geistes, so bleibt doch erstaunlich, wie rasch die große Zeit sich ihren Mann erzogen hat: der Held des reinen Denkens wird durch den Zusammenbruch seines Vaterlandes zu der Erkenntnis geführt, daß der Staat die vornehmste Anstalt im Menschenleben, die Verkörperung des Volkstums selber ist. Näher eingehend auf die Bewegung des Augenblicks schildert er das Wesen des gewaltigen Feindes, der unter den Ideenlosen der Klügste, der Kühnste, der Unermüdlichste, begeistert für sich selber, nur zu besiegen ist durch die Begeisterung für die Freiheit. So stimmt auch Fichte mit ein in die Meinung unserer großen Staatsmänner, welche erkannten, daß die Revolution in ihrem furchtbarsten Vertreter bekämpft werden müsse mit ihren eigenen Waffen. Fast gewaltsam unterdrückt er den unabweislichen Argwohn, daß nach dem Frieden alles beim alten bleibe. Nicht ungerügt freilich läßt er es hingehen, daß man in solchem Kampfe noch gotteslästerlich von Untertanen rede, daß die Formel „Mit Gott für König und Vaterland" den Fürsten gleichsam des Vaterlandes beraube. Aber alle solche Makel der großen Erhebung gilt es als schlimme alte Gewohnheiten zu übersehen; „dem Gebildeten soll sich das Herz erheben beim Anbruche seines Vaterlandes". Beim Anbruche seines Vaterlandes — die aus der Ferne leidenschaftslos zurückblickende Gegenwart mag diese schöne Bezeichnung der Freiheitskriege bestätigen, welche die hart enttäuschten Zeitgenossen kummervoll zurücknahmen.

Auch zu einer rein publizistischen Arbeit ward der Denker durch die Sorge um den Neubau des Vaterlandes veranlaßt. Alsbald nach dem Aufrufe des Königs an sein Volk schreibt er den vielgenannten „Entwurf einer

politischen Schrift". Die wenigen Blätter sind unschätzbar nicht bloß als ein getreues Bild seiner Weise zu arbeiten — denn hier, in der Tat, sehen wir ihn pochen und graben nach der Wahrheit, den Verlauf des angestrengten Schaffens unterbrechen mit einem nachdenklichen „Halt, dies schärfer!" und die Schlacken der ergründeten Wahrheit emporwerfen aus der Grube — sondern mehr noch, weil uns hier Fichte entgegentritt als der erste namhafte Verkündiger jener Ideen, welche heute Deutschlands nationale Partei bewegen. Schon oft war, bis hinauf in die Kreise der Mächtigsten, der Gedanke eines preußischen Kaisertums über Norddeutschland angeregt worden. Hier zuerst verkündet ein bedeutender Mann mit einiger Bestimmtheit den Plan, den König von Preußen als einen „Zwingherrn zur Deutschheit" an die Spitze des gesamten Vaterlandes zu stellen. Parteien freilich im heutigen Sinne kannte jene Zeit noch nicht, und Fichte am wenigsten hätte sich der Mannszucht einer Partei gefügt; er schreibt seine Blätter nur nieder, damit „diese Gedanken nicht untergehen in der Welt". Aber kein Parteimann unserer Tage mag das tödliche Leiden unseres Volkes, daß es mediatisiert ist, klarer bezeichnen als er mit den Worten, das deutsche Volk habe bisher an Deutschland Anteil genommen allein durch seine Fürsten. Noch immer schwebt ihm als höchstes Ziel vor Augen eine „Republik der Deutschen ohne Fürsten und Erbadel", doch er begreift, daß dieses Ziel in weiter Ferne liege. Für jetzt gilt es, daß „die Deutschen sich selbst mit Bewußtsein machen". — „Alle großen deutschen Literatoren sind gewandert", ruft er stolz; und jenes freie Nationalgefühl, das diese glänzenden Geister trieb, die Enge ihres Heimatlandes zu verlassen, muß ein Gemeingut des Volkes werden, damit zuletzt der Einzelstaat als überflüssig hinwegfalle. Ein haltbarer Nationalcharakter wird gebildet zunächst durch die Freiheit, denn „ein Volk ist nicht mehr umzubilden, wenn es in einen regelmäßigen Fortschritt der freien Verfassung hineingekommen". Aber auch im Kriege wird ein Volk zum Volke, und hier spricht er ein Wort, dessen tiefster Sinn sich namentlich in Fichtes Heimatlande als prophetisch bewährt hat: „Wer den gegenwärtigen Krieg nicht mitführen wird, wird durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden können." Als einen Erzieher zur Freiheit, zur Deutschheit brauchen wir einen Kaiser. Österreich kann die Hand nie erheben zu dieser Würde, weil es unfrei und in fremde undeutsche Händel verwickelt ist; sein Kaiser ist durch sein Hausinteresse gezwungen, „deutsche Kraft zu brauchen für seine persönlichen Zwecke". Preußen aber „ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als Kaiser durchaus kein Interesse zu unterjochen, ungerecht zu sein. Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reich (das will sagen: zum Vernunftreiche); nur so kann es fortexistieren, sonst geht es zugrunde".

So — nicht eingewiegt, nach der gemeinen Weise der Idealisten, in leere Illusionen, aber auch nicht ohne frohe Hoffnung ist Fichte in den Tod

gegangen für sein Land. Welch ein Wandel seit den Tagen der Revolutionskriege, da er der Geliebten noch vorhielt, daß sie gleichgültig sei gegen die Welthändel! Der Schwung der großen Zeit, die opferbereite Empfindung weiblichen Mitgefühls führt jetzt Johanna Fichte unter die wunden Krieger der Berliner Hospitäler. Alle guten und großen Worte des Gatten von der Macht der göttlichen Gnade werden ihr lebendig und strömen von ihrem Munde, da sie die unbärtigen Jünglinge der Landwehr mit dem hitzigen Fieber ringen, in letzter Schwäche, in unbezwinglichem Heimweh die Heilung von sich weisen sieht. In den ersten Tagen des Jahres 1814 bringt sie das Fieber in ihr Haus. Einen Tag lang verweilt der Gatte an ihrem Lager, eröffnet dann gefaßt seine Vorlesungen und findet, zurückgekehrt, die Totgeglaubte gerettet. In diesen Stunden des Wiedersehens, meint der Sohn, mag den starken Mann der Tod beschlichen haben. In seine letzten Fieberträume fiel noch die Kunde von der Neujahrsnacht 1814, da Blücher bei der Pfalz im Rheine den Grenzstrom überschritt und das feindliche Ufer widerhallte von den Hurrarufen der preußischen Landwehr. Unter solchen Träumen von kriegerischer Größe ist der streitbare Denker verschieden am 27. Januar 1814. Sein Lob mag er selber sagen: „Unser Maßstab der Größe bleibe der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen, die immer nur Heil über die Völker bringen, fähig sei und von ihnen begeistert."

Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, Fichtes Name ist im Wechsel gepriesen worden und geschmäht, ist aufgetaucht und wieder verschwunden. Als die kriegerische Jugend, heimkehrend von den Schlachtfeldern, in die Hörsäle der Hochschulen zurückströmte, da erst ward offenbar, wie tief das Vorbild des „Vaters Fichte" in den jungen Seelen haftete. „Die Jugend soll nicht lachen und scherzen, sie soll ernsthaft und erhaben sein", war seine Mahnung, und wirklich, wie Fichtes Söhne erschienen diese spartanischen Jünglinge, wie sie einherschritten in trutziger Haltung, abgehärteten Leibes, in altdeutscher Tracht, hochpathetische Worte voll sittlichen Zornes und vaterländischer Begeisterung redend. Die Ideen, welche diese jungen Köpfe entzückten, lagen zwar tief begründet in der ganzen Richtung der Zeit, aber unzweifelhaft gebührt den Lehren Fichtes daran ein starker Anteil. Vor seinem Bilde, dessen lautere Hoheit uns kein Schopenhauer hinwegschmähen wird, erfüllte sich das junge Geschlecht mit jenen Grundsätzen herber Sittenstrenge, die unseren Hochschulen eine heilsame Verjüngung brachten. Und welch ein Vorbild der „Deutschheit" besaß die Jugend in ihm, der aus der dumpfen Gemütlichkeit des kursächsischen Lebens sich emporrang zu jenem vornehmen Patriotismus, welcher nur noch „Deutsche schlechtweg" kennen wollte und den Kern unserer Nation in der norddeutsch-protestantischen Welt erblickte. Mochte er immerhin seinen politischen Ideen die abwehrende Weisung hinzufügen: „Auf Geheiß der Wissenschaft soll die Regierung jene bändigen und strafen, welche diese Lehren auf die Gegenwart

anwenden": — die Jugend wußte nichts von solcher Unterscheidung. Die Hoheit seiner Ideen und der Radikalismus seiner Methode wirkten berauschend auf die deutschen Burschen. „Der deutsche Staat ist in der Tat einer; ob er nun als einer oder mehrere erscheine, tut nichts zur Sache" — solcher Worte diktatorischer Klang drang tief in die jungen Seelen. Die Vorstellung, daß das Bestehende schlechthin unberechtigt sei und einem deutschen Reiche weichen müsse, ward durch Fichtes Lehren mächtig gefördert.

Als eine edle Barbarei hat man treffend die Stimmung der Burschenschaft bezeichnet, und auch an den Sünden dieser edlen Barbaren ist Fichte nicht schuldlos. Seine mönchische Strenge spiegelt sich wider in dem altklugen, unjugendlichen Wesen, das uns so oft zurückstößt von der wackeren teutonischen Jugend. Wenn er immer wieder die Bildung des Charakters betonte, war es da zu verwundern, daß schließlich die Jugend, die den Wert eines gereiften Charakters noch nicht zu beurteilen vermag, mit Vorliebe den polternden Moralpredigern folgte und an alle glänzenden Geister unseres Volkes den Maßstab der „Gesinnungstüchtigkeit" legte? Wenn er unermüdlich die Jugend darstellte als den noch reinen Teil der Nation und die „Wissenschaftlichen" als die natürlichen Lenker des Volkes: — mußte da nicht endlich die Anmaßung aufwuchern in der wissenschaftlichen Jugend? — „Unser Urteil hat das Gewicht der Geschichte selbst, es ist vernichtend!" — in solchen Reden, die im Burschenhause zu Jena, als Arnold Ruge jung war, widerhallten, offenbart sich die Kehrseite des Fichteschen Geistes. Fichte starb zu früh; bei längerem Leben wäre all seine wache Sorge dahin gegangen, die edle Barbarei der Jugend maßvoll und bescheiden zu erhalten. Weder Luden noch Oken oder Fries und am allerwenigsten der alte Jahn standen hoch genug, um die spartanische Rauheit des jungen Geschlechts zu mäßigen. — Vornehmlich in dieser sittlichen Einwirkung auf die Gesinnung des werdenden Geschlechts liegt Fichtes Bedeutung für die Geschichte unserer nationalen Politik — und wer darf leugnen, daß der Fluch dieses Wirkens tausendmal überboten ward von dem Segen? Nimmermehr wird diesem Denker gerecht, wer ihn lediglich beurteilt als einen politischen Schriftsteller. Der Publizist mag lächeln über Fichtes ungeübten politischen Scharfblick, der „Gelehrte von Metier" mag erschrecken vor seiner mangelhaften Kenntnis der politischen Tatsachen; aber hoch über die Fachgelehrten und die Publizisten hinaus erhebt sich der Redner an die deutsche Nation, wenn er mit der Kühnheit des Propheten das Ethos unserer nationalen Politik verkündet, wenn er den zersplitterten Deutschen den Geist der echten Vaterlandsliebe predigt, der über den Tod hinaus zu hassen und zu lieben vermag.

Das war mithin kein Zufall, daß der Name dieses Denkers durch den deutschen Bundestag in den Kot getreten ward. Viel zu milde, leider, lautet das landläufige Urteil, daß unser Volk mit Undank belohnt worden für die Errettung der Throne, die sein Blut erkauft. Als ein Verbrechen viel-

mehr galt zu Wien und Frankfurt der Geist des Freiheitskrieges. Und wer hatte den „militärischen Jakobinismus" des preußischen Heeres schroffer, schonungsloser ausgesprochen als Fichte in den Worten: „Kein Friede, kein Vergleich! Auch nicht, falls der zeitige Herrscher sich unterwürfe und den Frieden schlösse! Ich wenigstens habe den Krieg erklärt und bei mir beschlossen, nicht für seine Angelegenheit, sondern für die meinige, meine Freiheit." Wie sehr mußte die Woge demokratischen Zornes und Stolzes, welche in diesen Worten brandet, jene Schmalz und Kamptz erschrecken, die den Freiheitskrieg für eine Tat gewöhnlichen Gehorsams erklärten, vergleichbar dem Wirken der Spritzenmannschaft, die zum Löschen befehligt wird! Darum, als die Zentral-Untersuchungskommission zu Mainz den unbeschämten Augen des Bundestages die demagogischen Umtriebe darlegte, standen obenan unter den verbrecherischen Geheimbünden — die Vereine, welche in den Jahren 1807—13 sich gebildet zum Zwecke der Vertreibung der Franzosen, und die Liste der Verdächtigen ward eröffnet mit den erlauchten Namen von — Fichte und Schleiermacher. Nur mit Erröten denken wir der Tage, da man in Berlin verbot, die Reden an die deutsche Nation aufs neue zu drucken.

Mag es sein, daß Fichtes nervige Faust den Bogen zu heftig spannte und über das Ziel hinausschoß; in der Richtung nach dem Ziel ist sicherlich sein Pfeil geflogen. Die Zeit wird kommen, die Sehergabe des Denkers zu preisen, der Preußen die Wahl stellte, unterzugehen oder fortzuschreiten zum Reiche. Mag es sein, daß der verwegene Idealist oftmals abirrte in der nüchternen Welt der Erfahrung: — ein Vorbild des Bürgermutes ist er uns geworden, der lieber gar nicht sein wollte, als der Laune unterworfen und nicht dem Gesetz. Und auch das praktisch Mögliche hat der Theoretiker dann immer getroffen, wenn er handelte von den sittlichen Grundlagen des staatlichen Lebens. Alle Vorwände der Zagheit, all das träge Harren auf ein unvorhergesehenes glückliches Ereignis — wie schneidend weist er sie zurück, wenn er versichert, keiner der bestehenden Landesherren „könne Deutsche machen", nur aus der Bildung des deutschen Volksgeistes werde das Reich erwachsen. Wenn wir willig diesem Worte glauben, so hoffen wir dagegen — oder vielmehr wir müssen es wollen, daß ein anderer Zukunftsspruch des Denkers nicht in Erfüllung gehe. Schon einmal sahen wir ihn, nach der Weise der Propheten, sich täuschen in der Zeit: sechs Jahre schon nach den Reden an die deutsche Nation erhebt sich das Geschlecht, das er gänzlich aufgegeben. Sorgen wir, daß dies Volk nochmals rascher lebe, als Fichte meinte, daß wir mit eigenen Augen das einige Deutsche Reich erblicken, welches er im Jahre 1807 bescheiden bis in das 22. Jahrhundert verschob. — Wieder ist den Deutschen die Zeit des Kampfes erschienen; wieder steht nicht der Gedanke gerüstet gegen den Gedanken, nicht die Begeisterung wider die Begeisterung. Die Idee streitet gegen das Interesse, die Idee, daß dieses Volk zum Volke werde, wider

das Sonderinteresse von wenigen, die an das nicht glauben, was sie verteidigen. Wenn die Langsamkeit dieses Streites, der uns aus sittlichen noch mehr denn aus politischen Beweggründen zu den Fahnen ruft, uns oft lähmend auf die Seele fällt, dann mögen wir uns aufrichten an dem Fichteschen Worte der Verheißung, daß in Deutschland das Reich ausgehen werde von der ausgebildeten persönlichen Freiheit und in ihm erstehen werde ein wahrhaftes Reich des Rechts, gegründet auf die Gleichheit alles dessen, was Menschenangesicht trägt. Damit, fürwahr, sind bezeichnet die bescheidensten, die gerechtesten Erwartungen der Deutschen. Was die Deutschen, wenn sie den Einmut finden, ihren Staat zu gründen, bei mäßiger Macht dennoch hoch stellen wird in der Reihe der Nationen, ist allein dieses: kein Volk hat je größer gedacht als das unsere von der Würde des Menschen, keines die demokratische Tugend der Menschenliebe werktätiger geübt.

Mit schönen Worten pries Fichte das Schicksal des großen Schriftstellers: „Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage." Nicht ganz so glücklich ist das Los, das den Werken Fichtes selber fiel; denn nur wenige scheuen nicht die Mühe, den echten Kern seiner Gedanken loszuschälen aus der Hülle philosophischer Formeln, welchen die Gegenwart mehr und mehr entwächst. Doch daß der Geist des Redners an die deutsche Nation nicht gänzlich verflogen ist in seinem Volke, davon gab die Feier seines hundertjährigen Geburtstages ein Zeugnis. Wohl mancher Nicolai verherrlichte an jenem Tage den lauteren Namen des Denkers und ahnte nicht, daß er seinen Todfeind pries. Aber nimmermehr konnte ein ganzes, ehrliches Volk einen Helden des Gedankens als einen Helden der Nation feiern, wenn nicht in diesem Volke noch der Glaube lebte an die weltbewegende Macht der Idee. Und er wird dauern, dieser vielgeschmähte Idealismus der Deutschen. Und dereinst wird diesem Volke des Idealismus eine schönere Zukunft tagen, da eine reifere Philosophie die Ergebnisse unseres politischen Schaffens, unseres reichen empirischen Wissens in einem großen Gedankensysteme zusammenfaßt. Wir Lebenden werden Fichtes Geist dann am treuesten bewahren, wenn alle edleren Köpfe unter uns wirken, daß in unseren Bürgern wachse und reife der „Charakter des Kriegers", der sich zu opfern weiß für den Staat. Die Gegenwart denkt, wenn Fichtes Name genannt wird, mit Recht zuerst an den Redner, welcher diesem unterjochten Volke die heldenhaften Worte zurief: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend." —

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit

Vortrag, geh. in Berlin am 9. Dez. 1894

Überall, wo auf deutschem Boden das Lied erklingt „Eine feste Burg ist unser Gott", gedenken heute fromme Herzen des Tages, der einst unserer evangelischen Freiheit den Retter schenkte. Wohl empfinden wir schmerzlich als einen Nachhall alten deutschen Bruderzwistes, daß nur ein Teil der Nation an dieser Feier mitwirken kann, manche wackere Landsleute sie wohl gar wie einen Landesverrat verabscheuen. Wir aber wollen uns die Freude an dem nordischen Helden nicht darum stören lassen, weil er ein Fremder war und der Stern seines Ruhmes gerade in den dunkelsten Tagen unserer vaterländischen Vergangenheit hell aufleuchtete. In scharfem Gegensatze zu der nationalen Einseitigkeit des klassischen Altertums zeigt die christliche Völkergeschichte ein ewiges Geben und Empfangen, eine beständige Verkettung der allgemeinen europäischen Interessen, der Ideen der Menschheit mit den Sonderzwecken der Nationen. Ihr Reichtum und ihre Schönheit liegt in dem wechselreichen Schauspiele, wie diese freien verbrüderten Völker sich bald hassen und fliehen oder bekämpfen, bald sich finden und einander die Hände reichen zu gemeinsamer Arbeit. Selbst das britische Inselreich, das fremdes Wesen am leichtesten von sich abweisen konnte, verdankte zweimal eine große Wendung seiner Geschicke der wohltätigen Hand eines Fremdlings. Der Franzose Simon von Montfort schuf den Briten ihr Unterhaus und erwarb sich zum ersten Male den Ehrennamen eines Protektors des englischen Volkes; der Holländer Wilhelm von Oranien sicherte ihnen ihre heutige parlamentarische Verfassung.

Auch Gustav Adolfs Heimat hat den Segen wie den Unsegen ausheimischer Gewalten von früh auf erfahren. Deutschland gewann einst diese unberührte nordische Heidenwelt für das Christentum, für die Gemeinschaft der lateinischen Gesittung. Deutschlands Hansa erschloß die Küsten Skandinaviens zuerst dem Welthandel und hielt zugleich mit der Übermacht ihres Kapitals die wirtschaftlichen Kräfte dieser jungen Völker so herrisch darnieder, daß die drei alten Hauptstädte des Nordens, Stockholm, Kopenhagen, Bergen, zu deutschen Häfen und eine Zeitlang

selbst die drei Kronen des Nordens nur mit dem Willen des gemeinen deutschen Kaufmanns vergeben wurden. Im sechzehnten Jahrhundert, als die Macht der Hansa zerfiel, begann sodann der notwendige Rückschlag gegen die deutsche Fremdherrschaft. „Alles durch Gott und die schwedische Bauernschaft" — unter diesem Schlachtrufe führte Gustav Adolfs Großvater, Gustav Wasa, seine Dalekarlen zum Aufstand; er befreite sein Land von dem Joche der dänischen Unionskönige wie von der Vormundschaft der deutschen Kaufherren und gründete ein neues, nationales Königtum. Feurig, tatenfroh, hochgebildet, empfänglich für jeden neuen Gedanken, so ist dann seine wilde Wasabrut durchs Leben gestürmt, mancher sich selbst verzehrend in den Flammen der eigenen Leidenschaft. Mit unendlicher Liebe hingen die Schweden an dem Hause ihres Befreiers; sie wollten sich den Namen der Wasas und das Ährenbündel ihres Wappenschildes auch dann nicht nehmen lassen, als späterhin die Pfälzer und andere weibliche Nachkommen dem ausgestorbenen alten Mannesstamme folgten.

Aber zur selben Zeit, da unsere Handelsherrschaft in Skandinavien zusammenbrach, drangen noch einmal Deutschlands Gedanken siegreich in den Norden ein. Gustav Wasa bekehrte sich zu Luthers evangelischer Lehre und verteilte das überreiche Gut der alten Kirche also zwischen der Krone und dem Adel, daß der Staat der Wasas fortan mit der lutherischen Kirche stand und fiel. Der Protestantismus ging hier nicht wie in Deutschland frei aus dem Gewissen des Volkes hervor; er ward, wie in England, durch ein starkes Königtum der Nation auferlegt, die sich erst allmählich, dann aber mit aller Kraft ihrer Seele dem evangelischen Glauben zuwendete. Und so stand Deutschland, das kirchlich zerspaltene Vaterland der Reformation, fortan mitteninne zwischen der katholischen Welt der Romanen und dem strengen Luthertum des Nordens. Der Bund zwischen der schwedischen Krone und der lutherischen Kirche schloß sich noch fester, als Gustav Wasas Enkel König Sigismund, zugleich erwählter König von Polen, sich zur römischen Kirche zurückwandte und deshalb nach einem verworrenen Bürgerkriege aus dem Lande vertrieben wurde. Nun bestieg Gustav Adolfs Vater, der jüngste Sohn Gustav Wasas, als König Karl IX. den gewaltsam erledigten Thron, ein strenger, harter Mann der Geschäfte, gleich seinem Vater ein König der armen Leute, ein Schirmherr des Protestantismus. Alsbald brach ein dreifacher Krieg über dies arme Land herein, das auf einem ungeheuren Gebiete noch kaum eine Million Einwohner zählte, das seine wohlhabenden Südprovinzen Schonen und Blekingen noch in den Händen der feindlichen Dänen sah und nur aus einem einzigen Nordseehafen, unbelästigt vom dänischen Sundzoll, frei mit dem Westen verkehren konnte. Der vertriebene König in Krakau fordert seine geraubte Krone zurück; Polen, Rußland, Dänemark beginnen den großen Kampf um das Erbe der zerfallenen Hansamacht, um die Herrschaft auf der Ostsee. In solcher Bedrängnis sagte

der alte König, da seine Tage sich zum Ende neigten, hinweisend auf den jungen Thronfolger: Ille faciet, der wird es tun!

Den Völkern wie den hochbegabten Männern kommen Stunden, da ihnen eine innere Stimme sagt: Jetzt oder niemals sollst du dein Bestes, dein Eigenstes der Welt offenbaren. Von dem ersten Augenblicke der Regierung Gustav Adolfs an geht durch das schwedische Volk, mächtig anschwellend, ein Gefühl heller, froher Siegesgewißheit. Die tiefsinnige lutherische Lehre, die sonst ihre Bekenner so oft zum leidenden Gehorsam, zur Abkehr von den Kämpfen des Staatslebens führte, hier auf diesem jungen nordischen Boden ward sie streitbar wie ihre tatkräftigere Schwester, der Calvinismus; und bald erklang von allen Kanzeln die Weissagung, dieser Gustavus solle der Augustus des protestantischen Nordens werden. So recht als ein Mann nach des Volkes Herzen erschien der siebzehnjährige Jüngling, blond, mit strahlenden blauen Augen, die hochgewachsenen Nordländer um eines halben Kopfes Länge überragend, heiter und lebensfroh, von altnordischer Einfachheit — denn wie oft hat er in guter Laune mit den Gesellen gewartet, bis der gefrorene Wein im Fasse auftaute — ein Meister in der Kunst des Gesprächs, und tat es not, dann kam auch die herzerschütternde volkstümliche Beredsamkeit seines Großvaters über ihn. Eine sorgfältige Erziehung hatte den frühreifen, lernbegierigen Knaben in den ganzen Umkreis der Bildung der Zeit eingeführt. Doch sein Herz, das sah man bald, war bei den Waffen. Bilder von Kampf und Sieg schritten durch seine Träume. Wie war er froh des reinen gotischen Heldenbluts in seinen Adern. Unzertrennlich, ununterscheidbar für sein eigenes Bewußtsein verflocht sich mit diesem kriegerischen Nationalstolze der Ernst des evangelischen Glaubens. Die großen Erinnerungen des Wasahauses, die nahe Verwandtschaft mit den altprotestantischen Geschlechtern von Brandenburg, Holstein, Hessen, Pfalz, der Kampf gegen den katholischen Vetter in Polen, die gesamte Weltstellung des Schwedenreichs drängten ihn in das protestantische Lager; und mit königlichem Blicke die religiösen Kämpfe der Zeit überschauend, forderte er nur, daß die Kirchen, die einander nicht mehr bezwingen konnten, vielmehr lernen müßten, sich zu vertragen. Aber er sah auch nicht wie Richelieu oder Wallenstein in der Kirche bloß ein Mittel für politische Zwecke; er lebte im evangelischen Glauben, er kannte die Kraft des Gebets, und aus vollem Herzen sang er sein Lied: Verzage nicht, du Häuflein klein! Die Wärme und Innigkeit seines religiösen Gefühls erinnert an die Männer einer längst vergangenen Zeit, an die Führer des Schmalkaldener Bundes, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, nur daß in ihm die Macht des Glaubens nicht den Duldermut des Märtyrers, sondern den Tatenmut des Helden erweckte.

Unterstützt von seinem jugendlichen Kanzler Oxenstierna, errichtete der König in seinem von Bürgerkriegen zerrütteten Staate binnen wenigen

Jahren die bestgeordnete ständische Monarchie des Zeitalters. Lagerquist-Lorbeerzweig, Ornflycht-Adlerflug, Erenrot-Ehrenwurzel, so lauteten die stolzen Namen der Adelsgeschlechter, die hier wie überall in der hocharistokratischen Welt der baltischen Gestade ihren steifen Nacken nur ungern unter die monarchische Gewalt beugten. Erstaunlich schnell ward diese harthändige Aristokratie durch die lockende Aussicht auf Kriegsruhm und Beute für den Dienst der Krone gewonnen; jeder Edelmann, der in Kriegszeiten daheimblieb, den Kehricht zu hüten, verlor seine Kronlehen. Darum konnte auch der getreuen Bauernschaft die harte Last der Wehrpflicht auferlegt werden; alljährlich verlasen die Pfarrer von der Kanzel herab die Namen der einberufenen jungen Mannschaften. Durch fünf große Zentralbehörden leitete der König die gesamte Verwaltung. Die vier Stände seines Reichstags ließ er frei beratschlagen; doch sobald die königliche Entscheidung gefallen war, dann forderte er unverbrüchlichen Gehorsam, denn „es grünt kein kriegerischer Lorbeer unter diesem ewigen Zanken und Streiten". Also seines Volkes sicher, unternimmt er, die drei Kriege, die ihm sein Vater hinterlassen, zu beendigen, und bildet sich in einer neunzehnjährigen Kriegsschule ein sieggewohntes Heer. Gegen die Dänen vermag er nur mühsam seine Machtstellung zu behaupten. Dann wendet er sich, den gefährlichsten Feind umgehend, wider die Moskowiter; er vertreibt die Russen aus ihrem Raubnest an der Ostsee, unterwirft Ingermanland und Karelien, alle Umlande des Finnischen Meerbusens, und in der Nähe des heutigen St. Petersburg errichtet er die Säule, die der Welt verkündet, daß hier Gustavus Adolfus die Grenzen seines Reiches gesetzt habe. Darauf führt er seine Getreuen wider Polen und tritt hier zum ersten Male den Heerscharen der Gegenreformation gegenüber; er bereitet dem siegesfrohen Polenreiche seit zweihundert Jahren die erste große Niederlage, er erobert Livland, sichert der evangelischen Kirche ihren bedrohten Besitzstand und nistet sich dann in den Häfen Preußens ein. Klarer und klarer enthüllte sich der leitende Gedanke seines Lebens: der Plan eines skandinavischen Großreichs, das alle Lande der Ostsee unter der Herrschaft der blaugelben Flagge vereinigen sollte.

Alle diese Erfolge hatte Gustav Adolf errungen, ohne daß die Mächte des Westens sich einmischten. Denn es gab noch kein Staatensystem. Das Land der Mitte Europas, dies Deutschland, das dereinst berufen war, den Westen und den Osten Europas zu einer lebendigen Staatengesellschaft zu verbinden, lag eben jetzt aus tausend Wunden blutend darnieder, zerrissen von einem wütenden Parteikampfe; und erst als Gustav Adolf auf seinem Siegeszuge den deutschen Grenzen näher kam, ward auch er in den Strudel des großen deutschen Krieges hineingerissen. Dreiundsechzig Jahre lang hatte Deutschland wie träumend dahingelebt unter dem Schutze des Augsburger Religionsfriedens, eines unwahren Friedens, der die Herzen nicht versöhnte und alle die großen

Streitfragen unseres Reichsrechts ungelöst ließ. Tatlos, ganz hingenommen von dem wüsten Gezänk der lutherischen und calvinischen Theologen, hatten Deutschlands Protestanten mit angesehen, wie die Jesuiten mitten im Frieden durch List und Gewalt weite Landstriche unseres Südens und Westens zur römischen Kirche zurückführten, wie im burgundischen Kreise des Reichs, an den Mündungen des deutschen Stromes, die Niederländer den Verzweiflungskampf gegen die habsburgische Weltmonarchie wagten und Wilhelm von Oranien mahnend rief: Bleibt Deutschland der träge Zuschauer unserer Trauerspiele, dann wird dereinst auf seinem Boden ein Krieg entbrennen, der alle anderen Kriege in sich verschlingt! Jetzt erfüllte sich die Warnung. Der gräßlichste aller Kriege hob an, gräßlich nicht bloß durch seine wilden Verheerungen, sondern auch durch seine Ideenlosigkeit; denn in diesem zwischen vier Parteien hin und her geschleuderten Reiche verflochten sich die religiösen und politischen Gegensätze zu einem unlösbaren Wirrsal, und von den hohen Leidenschaften der ersten Zeiten der Reformation blieb fast nichts mehr übrig als der finstere, boshafte kirchliche Haß.

Die beiden Linien des Hauses Habsburg, Österreich und Spanien, finden sich zusammen zur gemeinsamen Bekämpfung der Ketzerei; sie verbünden sich mit Max von Bayern, dem Haupte der katholischen Liga Deutschlands, mit italienischen Fürsten, mit der Krone Polen. Fast das gesamte katholische Europa, allein Frankreich ausgenommen, stellt seine Söldner in die Dienste dieser kaiserlichen Politik, die entschlossen, kühn, vom Glücke begünstigt ihren Zielen zuschreitet, durch die rücksichtslose Kraft ihres Willens selbst Gustav Adolfs Bewunderung erregt. Der Kaiser, sagte er oft, ist ein großer Politikus, er tut, was ihm nützt. Schon sind alle Erblande des Kaisers, selbst die alte Ketzerheimat Böhmen und das evangelische Bauernvolk Oberösterreichs, zur Glaubenseinheit der römischen Kirche zurückgezwungen. Schon ist Süddeutschland unterjocht, der Kurfürst von der Pfalz von Land und Leuten vertrieben; Spanien gebietet über eine Kette fester Plätze den Rhein entlang und kann also seine Söldner sicher von Mailand über Tirol durch Deutschland gegen die Niederlande senden. Dann werden auch die kleinen Heere der protestantischen Parteigänger des Nordens zertrümmert, zuletzt noch der dänische Herzog von Holstein zurückgeschlagen. Die Heerscharen des Kaisers dringen wie in den Tagen der Ottonen bis nach Jütland vor. Seine Fahnen mit den Bildern des Doppeladlers und der Jungfrau Maria wehen siegreich an unseren beiden Meeren, und sein Oberfeldherr, der Tscheche Wallenstein, arbeitet schon an dem Plane einer kaiserlichen Seemacht; er will durch einen Kanal zwischen Wismar und der Elbe Ost- und Nordsee in eine Kette hängen und im Jadebusen, da, wo heute Wilhelmshaven steht, dicht vor der Türe der niederländischen Rebellen, einen kaiserlichen Kriegshafen gründen.

Im Jahre 1629 sprach die kaiserliche Politik ihr letztes Wort. Das

Restitutionsedikt schloß die Reformierten von der Duldung des Augsburger Religionsfriedens aus und gebot, daß alle die geistlichen Stifter, die sich seit jenem Frieden der evangelischen Kirche zugewendet hatten, alle die großen reichsunmittelbaren Bistümer der alten Germania sacra unseres Nordens, Magdeburg, Halberstadt, Bremen, Lübeck, desgleichen die Landesbistümer Meißen, Brandenburg und unzählige andere der römischen Kirche ausgeliefert würden. Welch eine Aussicht, wenn also die friedliche Entwicklung zweier Menschenalter durch einen Gewaltstreich aufgehoben, wenn das durch und durch protestantische Volk dieser vormals geistlichen Gebiete wieder dem Krummstab unterworfen wurde und ein Erzherzog als katholischer Erzbischof in Magdeburg einzog! Wenn das gelang, dann wurde der kirchliche wie der politische Bestand des deutschen Protestantismus in seinen Wurzeln zerstört; und er ward vollends vernichtet, wenn auch noch die erlauchten reformierten Fürstengeschlechter des Reiches, die Brandenburger, die Hessen, die Pfälzer, die anhaltischen Askanier, als Rebellen und Ketzer ihre Reichslehen verloren, wie ja schon die Mecklenburger, die Braunschweiger und viele andere protestantische Fürsten ins Elend gezogen waren und ihre alten Stammlande der Gewaltherrschaft der kaiserlichen Feldobersten überlassen hatten. Niemals war unser Vaterland dem Einheitsstaate so nahe; wir brauchen keine Fürsten und Kurfürsten mehr, sagte Wallenstein drohend. Aber die Einheit, also geschaffen durch die spanischen Priester der Gesellschaft Jesu, durch vaterlandslose Kondottieri und Söldnerscharen, hätte alle Freiheit unseres Geistes, recht eigentlich unser deutsches Ich vernichtet. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die protestantische Welt. Doch wo fand sich ein Helfer? Die beiden einzigen Protestanten, die noch den Kurhut trugen, der Brandenburger und der Sachse, sahen ihr Land von kaiserlichem Kriegsvolk überschwemmt; sie waren gelähmt durch ihre Willensschwäche, gelähmt durch die alte, auch in der Verirrung noch achtbare deutsche Kaisertreue, gelähmt durch die Zuchtlosigkeit ihrer Landstände, die jede ernste Kriegsrüstung verhinderte. Es stand nicht anders; dahin war es durch die Zwietracht und die Tatenscheu der deutschen Protestanten gekommen, daß nur eine fremde Macht noch retten konnte.

Dem Schwedenkönig blieb keine Wahl mehr. Er erkannte den großen Zusammenhang der europäischen Dinge; er hatte sich schon längst vergeblich bemüht, die noch freien Mächte des protestantischen Nordeuropas, England, Niederland, Dänemark, zu einem Bunde gegen die Habsburger zu bewegen, und schon einmal, während seines polnischen Feldzuges, auf der Stuhmer Heide mit kaiserlichen Scharen unglücklich gefochten. Wenn jetzt die Herrschaft der kaiserlichen Soldateska an der Ostsee sich noch weiter ausbreitete, dann war nicht nur seine erhoffte große septentrionalische Monarchie vernichtet, sondern auch sein kleiner heimischer Thron gefährdet; denn unzweifelhaft mußten dann die mit Österreich verbündeten

polnischen Wasas die schwedische Krone wiederzugewinnen suchen. Durch die Sicherheit unserer Nachbarn, so sagte er zu seinen getreuen Ständen, müssen wir unsere eigene Sicherheit erringen; und in feuriger Rede fügte er, der nie heucheln lernte, die Beteuerung hinzu: Ich will die unterdrückten Religionsverwandten vom päpstlichen Joche befreien. Die politische und religiöse Pflicht wiesen ihn beide auf dasselbe Ziel. Den Ausschlag gab doch, wie bei allen weltgeschichtlichen Entschlüssen, der dunkle Drang des Genius, die geheime Ahnung ungeheuerer Erfolge und einer göttlichen Berufung.

Im Juli 1630 landete er auf Rügen, gerade hundert Jahre, nachdem Deutschlands Protestanten vor Kaiser und Reich ihr Glaubensbekenntnis überreicht hatten. Die verwaiste Witib, die Augsburgische Konfession, hatte endlich ihren Tröster gefunden. Aber noch währte es fast ein Jahr, bis die Fürsten Norddeutschlands die Scheu vor dem Kaiser, das Mißtrauen gegen die unberechenbaren Anschläge des Fremdlings ganz überwanden. Eine leuchtende Gestalt, ganz durchglüht von heldenhafter Zuversicht, tritt er unter die Zaudernden und Schwankenden. Ich sage euch, geht nicht den Mittelweg — so klingt es wider in allen seinen Reden — der Rubikon ist überschritten, der Würfel ist gefallen; hier streiten Gott und der Teufel, es gibt kein Drittes; was ist das für ein Ding, Neutralität? ich kenne es nicht! Langsam bohrend, in einem mühseligen Feldzuge, der nachher von Napoleon besonders hoch bewundert wurde, drang er nun mit seinem kleinen Heere in Pommern und den Marken vor, von Frankreich insgeheim mit Geld unterstützt und doch wachsam bemüht, diesen gefährlichen Nachbarn dem deutschen Kriege fernzuhalten. Eine diplomatische Wendung am kaiserlichen Hofe brachte endlich Klarheit in die verworrene Lage. Wallenstein, der weltliche Held, der alle Teufel den Pfaffen ins Gedärm wünschte, wollte sich mit den Schweden abfinden, die deutschen Protestanten gewinnen durch schonende Ausführung des Restitutionsedikts und alsdann die gesammelte Macht Österreichs, Spaniens und des geeinten deutschen Reichs gegen das katholische Frankreich und die evangelischen Niederlande führen, um also die habsburgische Weltmonarchie über dem gesamten lateinischen Europa aufzurichten. Die katholische Liga dagegen und die Priesterpartei in der Wiener Hofburg forderten Ausrottung der norddeutschen Ketzerei und Kampf gegen ihren schwedischen Bundesgenossen. Kaiser Ferdinand stand zwischen seinem Feldherrn und seinem Beichtvater. Er entschied sich, wie er mußte, für den Priester. Wallenstein ward gestürzt, und in den dritthalb Jahren, da Gustav Adolf auf unserem Boden weilte, zeigte dieser wirrenreiche Krieg, der so oft die Farbe wechselte, ganz und gar das Wesen eines Religionskrieges. Jetzt ward wirklich gefochten um Sein oder Nichtsein des Protestantismus. An die Spitze des kaiserlichen Heeres trat der Wallone Tilly, der, minder unbarmherzig als der grausame Wallenstein, doch

unserem protestantischen Volke immer verhaßter blieb, weil sich der kirchliche Glaubenshaß der römischen Partei in ihm verkörperte. Dem Schlachtruf der Kaiserlichen: Maria, Mutter Gottes! antwortete das Heer Gustav Adolfs mit dem Rufe: Gott mit uns!

Erst als Magdeburg von den Kaiserlichen eingeäschert war und die papistische Welt den jammervollen Fall der treuen Märtyrerstadt des Protestantismus, die einst den Heeren Karls V. getrotzt, weithin mit lautem Hohnruf begrüßte, da erst entschloß sich Gustav Adolf, seinen immer noch zaudernden brandenburgischen Schwager zum Bündnis zu zwingen. Auch das geängstigte Kursachsen schloß sich an. Nun überschreitet der König die Elbe, und die Protestanten atmen auf, als er im Lager von Werben dem nie besiegten Tilly standhält. Darauf treibt ihn der Hilferuf Kursachsens südwärts, und dort auf dem Schlachtenboden Mitteldeutschlands, wo noch zweimal in diesem Kriege die eisernen Würfel rollen sollten, in der Leipziger Ebene bei Breitenfeld, fällt der entscheidende Schlag. Die kaiserlichen Reiter, die dem geschlagenen linken Flügel der Protestanten, den Sachsen, nachsetzen, sehen sich plötzlich von dem rasch einschwenkenden Zentrum des schwedischen Heeres selber in der linken Flanke gefaßt; Tillys unförmliche, dichtgedrängte Schlachthaufen erliegen den leicht beweglichen, schnell feuernden Linien der Schweden. Der Unbesiegliche ist aufs Haupt geschlagen, und mit einem Male birst die Rinde von den Herzen der verzweifelten Protestanten. Das treue Stralsund, die Besiegerin der Wallensteiner, sendet dem Helden den Heilruf zu:

Der Leu aus Mitternacht, den Gottes Geist verheißen,
Der Babels Stolz und Pracht soll brechen und zerreißen!
Wo's Fahnen in der Luft, wo's Sturm und Schlachten gibt,
Das ist ein Freudenspiel, das unser Leu beliebt.

Zum ersten Male seit Martin Luthers Auftreten ersteht unserem Volke wieder ein Mann, zu dem jeder in Haß oder Liebe aufblicken muß. Es war der Tag der Befreiung. Der deutsche Protestantismus war gerettet, die Parität der Bekenntnisse gesichert. Von einer Ausrottung und Beraubung der Protestanten, wie sie das Restitutionsedikt geplant hatte, konnte fortan nicht mehr die Rede sein; und bei dem Charakter dieses Krieges, der in einem Lande ohne Hauptstadt, von kleinen Herren auf vielen Schauplätzen zugleich, vor den Mauern unzähliger fester Plätze geführt wurde, ließ sich ein vollständiger Umschwung des Waffenglücks kaum noch erwarten.

Seine treuesten Freunde fand Gustav Adolf unter den warmherzigen Protestanten Süddeutschlands, die schon fast zu hoffen verlernt hatten. Sie jauchzten auf in überschwenglicher Dankbarkeit, als er sich jetzt nach Franken wandte, um auch hier überall die blinden Pressuren der Papisten abzustellen. Wie drängte sich das Volk in Nürnberg um den König und

feierte seine heroische Person in Lied, Bild und Rede: „Willst du ihn sehen ganz, so schaue durch die Welt!" Eine Gefolgschaft deutscher protestantischer Fürsten, voran der vertriebene Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz, sammelte sich jetzt um ihn; zu den Schweden und Livländern, die er einst nach Rügen geführt, traten neue in Deutschland geworbene Regimenter hinzu, beide Nationen fügten sich seiner unerbittlichen Manneszucht. Dann ging der Heerzug durch die schönen Weinlande der alten Pfaffengasse des Reichs, den Main abwärts bis zum Rheinstrom, und den rauhen Nordländern ward wohl beim edlen 1624er Weine. Inmitten des Volksjubels, der ihn brausend umringte, verlor Gustav Adolf doch nie das Gefühl, daß er unter Fremden stand, und sagte einmal bei einem Zanke seiner deutschen Umgebungen: „Ich will lieber in meinem Lande die Säue hüten, als mit einer so törichten Nation verkehren." Vom Rhein zog der König gegen Bayern, die Hochburg der katholischen Liga. In einer blutigen Schlacht am Lech verliert Tilly den Sieg und das Leben. Kurfürst Max entflieht und überläßt sein München dem Eroberer. Die ewige Lampe, die so lange vor dem Bilde der Patrona Bavariae, der Mutter Gottes am Residenzschlosse, gebrannt hatte, mußte freilich verlöschen; aber frei ward der Gottesdienst für jedermann, und die Jesuiten zürnte der König an: „Ihr seid die Sünder, ihr waret gesendet, Frieden zu stiften, und habt den Krieg gesät." Noch nie hatte sich die Macht seiner Persönlichkeit so sieghaft gezeigt. Selbst dies tief verfeindete bayerische Volk begann ihn liebzugewinnen, wenn er allein im Reitermantel und Schlapphut durch die Gassen schritt, Geld unter den Haufen warf und mit den kleinen Leuten zutraulich verkehrte.

Er stand auf der Höhe seines Ruhmes und zugleich am tragischen Wendepunkte. Auch an ihm mußte sich der Fluch erfüllen, der auf jeder Fremdherrschaft lastet. Das Tagewerk seines Lebens, soweit es uns Deutschen Heil bringen konnte, war getan. Gewiß barg er cäsarische Gedanken in seinem Haupte, und sie mußten mit seinen Siegen wachsen. Ein kleiner Preis konnte dem heißen Wasablute nicht genügen, und nicht zufällig prangten goldgestickte kaiserliche Doppeladler auf der Schabracke seines Paaderosses. Doch wahrlich nicht die römische Kaiserkrone, nicht diese mit der katholischen Kirche unzertrennlich verbundene und durch die katholische Mehrheit des Kurfürstenrates verliehene Würde konnte seinen Ehrgeiz reizen, der bei aller Verwegenheit sich doch immer den Sinn für das Mögliche bewahrte. Er blieb König von Schweden. Wie hätte er also Deutschlands Einheit wünschen können, in diesem Zeitalter der harten Staatsräson, da jeder Nachbar den Nachbar als Feind beargwöhnte? Auf meinem Staate da unten ruhen alle meine Erfolge hier oben, so sagte er oft; unwandelbar hielt er fest an dem Gedanken seines skandinavischen Großreiches. Er wollte Pommern und was sich sonst noch von deutschen Küstenländern gewinnen ließ, an seine Krone bringen, seiner armen Hei-

mat den Unterhalt sichern aus der reichen vorpommerischen Kornkammer; er wollte also das Deutsche Reich vom Meere absperren und Dänemark dermaßen umklammern, daß früher oder später alle Umlande des Baltischen Meeres der Herrschaft der Wasas anheimfallen mußten. Wenn er in den eroberten fränkischen Bistümern sich, bis auf weitere Verfügung, huldigen ließ, so beabsichtigte er nur, diese Stiftslande zum Teil an Bernhard von Weimar und die Getreuen der protestantischen Fürstenpartei als Lehen dahinzugeben, zum anderen Teile sie als Faustpfand zurückzubehalten, um sie beim Friedensschlusse gegen deutsche Küstenländer auszutauschen. Mit diesem großen baltischen Besitztum dachte er als Reichsstand in den deutschen Reichstag einzutreten, als Direktor eines Corpus Evangelicorum, das, ein Staat im Staate, eine geordnete Opposition, die Parität der Bekenntnisse aufrechthalten sollte. Ein Teil dieser Entwürfe ist nachher durch die Hand seiner schwächeren Nachfolger im Westfälischen Frieden verwirklicht worden; und wer kann heute noch bestreiten, daß sie wohl den Religionsfrieden im Reiche sicherten, aber unsere politische Macht schwer, verderblich bedrohten? Wir dürfen es aussprechen: ein gnädiges Geschick rief den Retter des deutschen Protestantismus hinweg gerade in dem Augenblicke, als er der Feind unseres nationalen Staatswesens werden mußte.

Erschreckt durch die Siege dieses Goten, entschloß sich der Kaiser, dem abgesetzten Wallenstein mit unbeschränkter Vollmacht wieder die Führung seiner Heere anzuvertrauen; und sobald die Werbetrommeln des glückhaften Friedländers erklangen, strömten in Massen die raub- und ruhmbegierigen Kriegsknechte herbei. Gustav Adolf sollte bald erfahren, daß ihm endlich ein ebenbürtiger Feind gegenübertrat. Er konnte die Vereinigung der Kaiserlichen mit dem bayrischen Heere nicht hindern. Als sich dann Wallenstein in dem Hungerlager auf der Alten Veste bei Nürnberg tief in seine Schanzen vergrub, da stürmten und stürmten die Schweden vergeblich. Der König mußte die verwegenen Angriffe aufgeben, der Friedländer aber schrieb nach seiner prahlerischen Weise: hier hätte sich der Schwede hazzardosamento die Hörner abgelaufen. Jetzt zieht Wallenstein nordwärts gegen Mitteldeutschland. Sengend und brennend wüten seine Kroaten in Thüringen, die Holkischen Jäger im Erzgebirge. Gustav Adolf folgt ihm, um seinem Vaterlande desto näher zu sein; denn er sieht seine Rückzugslinie gen Norden bedroht. Das ausgeplünderte thüringische Volk empfängt ihn frohlockend und küßt ihm die Knie. Er aber sagt beim Anblick der Nackten und Elenden tief erschüttert: „Gott wird mich strafen, diese Menschen ehren mich wie einen Gott!“ Auf dem Felde von Lützen, dicht neben der Stelle, wo er einst den herrlichsten seiner Siege erfochten, befiehlt er die Schlacht. Beide Nationen, Deutsche und Schweden, begrüßen den anreitenden Feldherrn mit lautem Waffengetöse, und er betet: „Jesu, Jesu, Jesu, laß uns heute in deinem heiligen Namen strei-

ten!" So mit einem Gebet auf den Lippen sprengt er in den dicken Herbstnebel hinein und findet den Heldentod.

Sein Wirken war das letzte Aufleuchten der Idee in diesem greuelvollen Kriege. Rasch verwildernd nach dem Tode des gestrengen Zuchtmeisters, kämpften die schwedischen Heere nur noch um die elende Frage, wie viele Fetzen deutschen Landes ihnen als Satisfaktion und Entschädigung zufallen sollten; mit ihnen vereint Frankreich, das jetzt erst, nach Gustav Adolfs Hinscheiden, freie Hand erhielt für seine deutschen Pläne. So furchtbar hauste das entartete Kriegsvolk, daß der niederdeutsche Bauer heute alles, was über die Zeiten dieser Götterdämmerung hinaus liegt, ganz vergessen hat und jedes Hünengrab eine Schwedenschanze nennt. Doch schon hob sich aus der unverwüstlichen Kraft unseres Volkes ein neues Staatsgebilde empor. Gustav Adolfs Neffe, der Große Kurfürst von Brandenburg, ward sein Erbe zugleich und sein Feind. Er ward sein Erbe; denn Kurbrandenburg errang auf dem Westfälischen Friedenskongresse den kirchlichen Ideen Gustav Adolfs den vollen Sieg; Kurbrandenburg erwirkte den ehrlichen Religionsfrieden, die unbedingte Gleichheit der Bekenntnisse. Auch im Innern des jungen preußischen Staates wirkten die schwedischen Überlieferungen noch lange nach. An dem Vorbilde seines Oheims lernte Kurfürst Friedrich Wilhelm die Macht seiner Landstände zu beherrschen und eine starke, kriegerische monarchische Gewalt zu behaupten. Durch die alten Schweden, die unter den Fahnen des roten Adlers dienten, drang viel schwedischer Kriegsbrauch in dies junge Heer ein: die rasche Beweglichkeit und die Feuerkraft des Fußvolkes, auch der Kriegsruf Gustav Adolfs: Gott mit uns! Aber Friedrich Wilhelm hat auch — so zweischneidig sind alle historischen Dinge — zuerst die Zerstörung begonnen gegen das politische Werk seines Oheims. Einen furchtbar schweren Lohn ließen sich die Schweden für ihre Hilfe zahlen. An allen unseren Küsten saßen sie als Herren; Weser, Elbe, Oderstrom wurden fremder Nationen Gefangene, wie Friedrich Wilhelm klagte. Gegen diese schwedische Fremdherrschaft mußte Preußen fast zweihundert Jahre lang, seit dem ersten nordischen Kriege und dem Fehrbelliner Siegestage, bald mit dem Schwerte, bald mit der Feder ringen, bis endlich im Jahre 1815 ihre letzten Trümmer vom deutschen Boden verschwanden und Norddeutschland wieder Herr ward im eigenen Hause.

Von den drei Gewaltigen, welche damals die Welt mit dem Schrecken ihres Namens erfüllten, erscheint Wallenstein als die unheimlichste Gestalt: ein großer Kriegsfürst, gewiß, der Schöpfer des österreichischen Heeres, und doch nur ein Heimatloser, der sein Volkstum und seinen Glauben gleichgültig der Ehrsucht opfert; ein genialer Abenteurer, der bald einen italienischen, bald einen deutschen Fürstenhut erhofft, bald von der habsburgischen Weltmonarchie träumt, bald von der heiligen Impresa gegen Konstantinopel oder auch von einer neuen Plünderung Roms, und

bei allen diesen gigantischen Entwürfen immer nur an sein eigenes großes Ich denkt. Gott im Himmel, ich auf Erden — so sagt er frevelnd und stirbt den häßlichen Tod des Verräters. Glücklicher war Richelieu. Denn dieser Bismarck Frankreichs stand auf dem festen nationalen Boden, worin alle staatsmännische Größe wurzelt. Er vollendete, was die Politik der französischen Könige seit Jahrhunderten bedachtsam vorbereitet hatte, die Einheit seines Vaterlandes. Durch Seelenadel und menschliche Hoheit überragt Gustav Adolf alle beide. Ihm ward ein Los bereitet wie jenem mazedonischen Alexander, dem sein Leben auch durch die raschen Siege und das jähe Ende auffällig gleicht. Alexanders Weltreich fiel mit seinem Schöpfer, aber auf Jahrhunderte hinaus blieb, was er für die Gesittung der Menschheit geschaffen hatte. Er zwang die Griechen, den nationalen Beruf mit dem weltbürgerlichen zu vertauschen, er verwandelte das Hellenentum in Hellenismus, er erfüllte ganz Vorderasien dermaßen mit griechischer Bildung, daß nachher das Evangelium Christi in griechischer Sprache den Völkern des Mittelmeeres verkündigt und von ihnen verstanden werden konnte. So ist auch Gustav Adolfs skandinavisches Großreich verschwunden. Die beiden künstlichen, auf zu schwachem Grunde aufgebauten Großmächte des siebzehnten Jahrhunderts, Niederlands Seemacht und Schwedens Landmacht, vermochten sich nicht zu halten; sie wurden verdrängt durch England und das preußische Deutschland, die ihre Großmachtstellung mit ungleich stärkerer natürlicher Kraft behaupten konnten. Aber geblieben ist, und so Gott will, für alle Zukunft, das freie evangelische Wort, das Gustav Adolf diesem Herzen Europas sicherte, geblieben das lebendige, duldsame Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse in Deutschland. Und darauf beruht doch unser neues, kirchlich gemischtes und politisch einiges Reich; darauf der ganze Charakter unserer heutigen Kultur; darauf jene schöne Menschlichkeit, die dem Deutschen, dem Protestanten wie dem Katholiken, erlaubt, zugleich frei und fromm zu denken.

Darum wollen wir heute aus bewegter Seele dem stammverwandten Nachbarvolke danken, das einst von uns den Segen der Reformation empfing und uns dann den Löwen aus Mitternacht als Retter sendete. Nirgends erklingt dieser Dank herzlicher als hier in den jungen Koloniallanden des alten Deutschlands, die ein wundervolles Geschick zur Vormacht des neuen Reiches erhoben hat. Nur dreihundert Jahre lang haben diese Marken der römischen Kirche angehört, und schon seit mehr denn dreihundertfünfzig Jahren bekennen sie sich zur Freiheit des Evangeliums. Wir leben und weben hier in freier protestantischer Luft. Wahrhaftig nicht um alte Wunden aufzureißen, sondern um Ehre zu geben, wem Ehre gebührt, hat das protestantische Deutschland die edle Stiftung, welche den bedrängten evangelischen Brüdern überall in der Welt Trost und Hilfe bringt, auf den Namen des Schwedenkönigs genannt. Er gehört nicht einem Volke allein, er gehört der gesamten evangelischen Christenheit.

Königin Luise

Vortrag, geh. in Berlin am 10. März 1876

In Wort und Schrift, in Bild und Reim ist die hochherzige Königin, zu deren Gedächtnis ich Sie hier versammelt sehe, oft gefeiert worden; in der Erinnerung ihres dankbaren Volkes lebt sie fort wie eine Lichtgestalt, die den Kämpfern unseres Befreiungskrieges, den Pfad weisend, hoch in den Lüften voranschwebte. Wollte ich dieser volkstümlichen Überlieferung folgen oder gar jener Licht ins Lichte malenden Schmeichelei, die nach den Worten Friedrichs des Großen wie ein Fluch an die Fersen der Mächtigen dieser Erde sich klammert, so müßte ich fast verzweifeln bei dem Versuche, Ihnen ein Bild von diesem reinen Leben zu geben, wie der Künstler sich scheut, das unvermischte Weiß auf die Leinwand zu tragen. Das ist aber der Segen der historischen Wissenschaft, daß sie uns die Schranken der Begabung, die endlichen Bedingungen des Wirkens edler Menschen kennen lehrt und sie so erst unserem menschlichen Verständnis, unserer Liebe näher führt. Auch diese hohe Gestalt stieg nicht wie Pallas gepanzert, fertig aus dem Haupte Gottes empor, auch sie ist gewachsen in schweren Tagen. Sie hat, nach Frauenart, in schamhafter Stille, doch in nicht minder ernsten Seelenkämpfen wie jene starken Männer, die in Scham und Reue den Gedanken des Vaterlandes sich eroberten, einen neuen reicheren Lebensinhalt gefunden. Dieselben Tage der Not und Schmach, welche den treuen schwedischen Untertan Ernst Moritz Arndt zum deutschen Dichter bildeten und dem Weltbürger Fichte die Reden an die deutsche Nation auf die Lippen legten, haben die schöne anmutvolle Frau, die beglückende und beglückte Gattin und Mutter mit jenem Heldengeiste gesegnet, dessen Hauch wir noch spürten in unserem jüngsten Kriege.

Wie die Reformation unserer Kirche das Werk von Männern war, so hat auch dieser preußische Staat, der mit seinen sittlichen Grundgedanken fest in dem Boden des Protestantismus wurzelt, allezeit einen bis zur Herbheit männlichen Charakter behauptet. Er dankt dem liebevollen frommen Sinne seiner Frauen Unvergeßliches. Am Ausgange des Dreißigjährigen Krieges blieb uns von der alten Großheit der Väter nichts mehr übrig als das deutsche Haus; aus diesem Born, den Frauenhände hüteten,

trank unser Volk die Kraft zu neuen Taten. Dem öffentlichen Leben aber sind die Frauen Preußens immer ferngeblieben, im scharfen Gegensatze zu der Geschichte des katholischen Frankreichs. Ganz deutsch, ganz preußisch gedacht ist das alte Sprichwort, das jene Frau die beste nennt, von der die Welt am wenigsten redet. Keine aus der langen Reihe begabter Fürstinnen, welche den Thron der Hohenzollern schmückten, hat unseren Staat regiert. Auch Königin Luise bestätigte nur die Regel. Ihr Bild, dem Herzen ihres Volkes eingegraben, ward eine Macht in der Geschichte Preußens, doch nie mit einem Schritte übertrat sie die Schranken, welche der alte deutsche Brauch ihrem Geschlechte setzt. Es ist der Prüfstein ihrer Frauenhoheit, daß sich so wenig sagen läßt von ihren Taten. Wir wissen wohl, wie sie mit dem menschenkundigen Blicke des Weibes immer eintrat für den tapfersten Mann und den kühnsten Entschluß; auch einige, nur allzu wenige, schöne Briefe erzählen uns von dem Ernst ihrer Gedanken, von der Tiefe ihres Gefühles. Das alles gibt doch nur ein mattes Bild ihres Wesens. Das Geheimnis ihrer Macht lag, wie bei jeder rechten Frau, in der Persönlichkeit, in dem Adel natürlicher Hoheit, in jenem Zauber einfacher Herzensgüte, der in Ton und Blick unwillkürlich und unwiderstehlich sich bekundete. Nur aus dem Widerscheine, den dies Bild in die Herzen der Zeitgenossen warf, kann die Nachwelt ihren Wert erraten. Nach dem Tage von Jena mußte auch Preußen den alten Fluch besiegter Völker ertragen: eine Flut von Anklagen und Vorwürfen wälzte sich heran wider jeden Mächtigen im Staate. Noch schroffer und schärfer hat in den leidenschaftlichen Parteikämpfen der folgenden Jahre die schonungslose Härte des norddeutschen Urteils sich gezeigt; kein namhafter Mann in Preußen, der nicht schwere Verkennung, grausamen Tadel von den Besten der Zeit erfuhr. Allein vor der Gestalt der Königin blieben Verleumdung und Parteihaß ehrfürchtig stehen; nur eine Stimme von hoch und niedrig bezeugt, wie sie in den Tagen des Glückes das Vorrecht der Frauen übte, mit ihrem strahlenden, glückseligen Lächeln das Kleine und Kleinste zu verklären, in den Zeiten der Not durch die Kraft ihres Glaubens die Starken stählte und die Schwachen hob. —

Das gute Land Mecklenburg hat unserem Volke die beiden Feldherren geschenkt, welche die Schlachten des neuen Deutschlands schlugen; wir wollen ihm auch die Ehre gönnen, diese Tochter seines alten Fürstenhauses sein Landeskind zu nennen, obgleich sie fern dem Lande ihrer Väter geboren und erzogen wurde. An dem stillen Darmstädter Hofe genoß die kleine Prinzessin mit ihren munteren Schwestern das Glück einer schlicht natürlichen, keineswegs sehr sorgfältigen Erziehung. Da sie heranwuchs, erzählte alle Welt von den wunderschönen mecklenburgischen Schwestern. Jean Paul widmete ihnen seine überschwengliche Huldigung. Goethe lugte im Kriegslager vor Mainz verstohlen zwischen den Falten seines Zeltes hervor und musterte die lieblichen Gestalten mit gelassenem Kennerblicke; seiner Mut-

ter, der alten Frau Rat, lachte die Kinderlust aus den braunen Augen, wenn die jungen Damen nach Frankfurt kamen und im Dichterhause am Hirschgraben Speckſalat aßen oder an dem Brunnen im Hofe sich selber einen frischen Trunk holten.

So menschlich einfach, wie die Kindheit der Prinzessin verlief, ist auch der Schicksalstag der Frau in ihr Leben eingetreten; dort in Frankfurt, am Tische des Königs von Preußen, fand sie den Gatten, der ihr fortan „der beste aller Männer" blieb. An lauten Huldigungen hat es wohl noch niemals einer deutschen Fürstenbraut gefehlt; das war doch mehr als der frohe Zuruf angestammter Treue, was die beiden mecklenburgischen Schwestern bei ihrem Einzug in Berlin begrüßte. In einem Augenblicke gewann die Kronprinzessin alle Herzen, da sie das kleine Mädchen, das ihr die üblichen Hochzeitsverse hersagte, in der Einfalt ihrer Freude, zum Entsetzen der gestrengen Oberhofmeisterin umarmte und küßte. Die unerfahrene siebzehnjährige Frau, aufgewachsen im einfachsten Leben, sollte sich nun zurechtfinden auf dem schlüpfrigen Boden dieses mächtigen Hofes, wo um den früh gealterten König ein Gewölk zweideutiger Menschen sich scharte, wo der geistvolle Prinz Ludwig Ferdinand sein unbändig leidenschaftliches Wesen trieb und der Kronprinz mit seiner frommen Sittenstrenge ganz vereinsamt stand; da fand sie eine treue und kundige Freundin an der alten Gräfin Voß. Wer kennt sie nicht, die strenge Wächterin aller Formen der Etikette, die in siebzig Jahren höfischen Lebens das gute Herz, das gerade Wort und den tapferen Mut sich zu bewahren wußte? Sie gab ihrer Herrin den besten Rat, der einer jungen Frau erteilt werden kann: keinen anderen Freund und Vertrauten sich zu wählen als ihren Gemahl; und dabei blieb es bis zum Tode der Fürstin.

Für den edlen, doch früh verschüchterten und zum Trübsinn geneigten Geist Friedrich Wilhelms ward es ein unschätzbares Glück, daß er einmal doch herzhaft mit vollen Zügen aus dem Becher der Freude trinken, die schönste und liebevollste Frau in seinen Armen halten, an ihrer wolkenlosen Heiterkeit sich sonnen durfte. Aber auch die Prinzessin fand bei dem Gatten, was die rechte Ehe dem Weibe bieten soll: sie rankt sich empor an dem Ernst, dem festen sittlichen Urteile des reifen Mannes, lernt manche wirre Träumerei des Mädchenkopfes aufzugeben. Unablässig strebt sie „sich zur inneren Harmonie zu bilden"; ihre wahrhaftige Natur duldet keine Phrase, keinen halbverstandenen Begriff. Etwas Liebenswürdigeres hat sie kaum geschrieben als die naiven Briefe an ihren alten freimütigen Freund, den Kriegsrat Scheffner. Da fragt sie kindlich treuherzig, damals schon eine reife Frau und viel bewunderte Königin: was man eigentlich unter Hierarchie verstehe, und wenn die Gracchischen Unruhen, die Punischen Kriege gewesen; „frägt man aber nicht und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm, und ich hasse entsetzlich die Dummheit". Sie lebt sich ein in die Geschichte des königlichen Hauses, teilt mit ihrem Ge-

mahl die Begeisterung für Friedrich den Großen und wählt sich unter den Fürstinnen des Hohenzollernstammes ihren Liebling: jene sanfte Oranierin, die schon einmal den Namen Luise den Preußen wert gemacht, die erste Gemahlin des Großen Kurfürsten, die unserem evangelischen Volke das Lied „Jesus meine Zuversicht" sang. A. W. Schlegel hatte einst der einziehenden Braut zugerufen: „Du bist der goldnen Zeit Verkünderin." Fast schien es, als sollte der Dichtergruß sich erfüllen. Leicht und heiter flossen die Tage; wir Nachlebenden, die wir auch davon zu reden wissen, schenken der guten Gräfin Voß willig Glauben, wenn sie in ihrem Tagebuche am 22. März 1797 vergnüglich von der Geburt eines Prinzen erzählt und weise hinzufügt: „Es ist ein prächtiger kleiner Prinz". Wenn der Blick der glücklichen Mutter auf der dichten Schar ihrer schönen Kinder ruhte, dann rief sie wohl: „Die Kinderwelt ist meine Welt!"

Nach der Thronbesteigung ihres Gemahls lernte die junge Königin auch die entlegenen Provinzen des Staates kennen; überall, selbst bei den Polen in Warschau, derselbe jubelnde Empfang wie einst in der Hauptstadt. Sie war stets bereit, für den schweigsamen König das Wort zu nehmen zu einer freundlichen Ansprache, doch jeden Eingriff in die Staatsgeschäfte des Mannes wies sie bescheiden von sich. Jeder von uns hat wohl einmal aus dem Munde des alten Geschlechts, das heute zu Grabe geht, vernommen, wie das Volk mit seiner schönen Königin lebte. Als ich vor Jahren auf die Kösseine im Fichtelgebirge wanderte, da erzählte der Führer, ein steinalter Mann, wie er einst als junger Bursche mit dem König und der Königin desselben Wegs gezogen; er fand des Schwatzens kein Ende, dann zerschnitt er ein Farnkraut, zeigte uns die dunklen Punkte auf dem Querschnitt des weißen Stengels und meinte stolz: das sei der brandenburgische Adler, und dies Adlerfarnkraut wachse nur hier auf den alten preußischen Fichtelbergen.

Überall in Preußen war die junge Fürstin behaglicher Ruhe, warmer Anhänglichkeit begegnet, überall schien das Volk von der alten Ordnung befriedigt; die getreuen Breslauer versicherten beim Einzuge: „Von Freiheit schwatze, wer da mag", der Preuße finde in dem geliebten Königspaare sein höchstes Glück. Und doch schwankte der Staat, der so sicher schien, längst haltlos einer entsetzlichen Niederlage entgegen. Kein Zeitraum der preußischen Geschichte liegt so tief im Dunkel, wie das erste Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III. Das furchtbare Unglück und die glorreiche Erhebung der folgenden Jahre haben ihren breiten Schatten über diese stille Zeit geworfen; niemand bemüht sich, sie zu durchforschen. Man schließt aus den schweren Gebrechen, welche der Tag von Jena bloßlegte, kurzerhand zurück und verdammt den Anfang des Jahrhunderts als eine Epoche geistloser Erstarrung. Dies Urteil kann schon deshalb nur halb richtig sein, weil die Helden der Wiedererhebung, Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Blücher, allesamt schon vor dem Jahre 1806 dem Staate dienten, manche

bereits in hohen Ämtern. Fast alle die reformatorischen Taten, welche nachher dem niedergeworfenen Staate neue Stärke brachten, die Befreiung des Landvolks, die Neugestaltung des Heeres, die Stiftung der Universität Berlin, sind schon vor der Jenaer Schlacht erwogen und vorbereitet worden. Der König betrachtete die Bluttaten der Revolution mit dem Abscheu des ehrlichen Mannes, doch über den berechtigten Kern der furchtbaren Bewegung urteilte er unbefangener als die Legitimisten seines Hofadels. Schlicht und bescheiden, arbeitsam und pflichtgetreu, ganz unberührt von adeligen Vorurteilen, wollte er ein König der Bettler sein nach der Überlieferung seines Hauses. „Er ist Demokrat auf seine Weise" — sagte einer seiner Minister zu dem französischen Gesandten Otto — „er wird die Revolution, die ihr von unten nach oben vollzogen, bei uns langsam von oben nach unten durchführen; er arbeitet ohne Unterlaß, die Vorrechte des Adels zu beschränken, aber durch langsame Mittel; in wenigen Jahren wird es keine feudalen Rechte mehr in Preußen geben." Aber keiner dieser wohlgemeinten Entwürfe kam zur Reife; es lag wie ein Bann auf den Gemütern. Die Keime frischen jungen Lebens, die in dem Staate sich regen, vermögen die Decke nicht zu sprengen; die ganze Zeit, so reich an verborgenen geistigen Kräften, trägt jenen schwunglos philisterhaften Charakter, den wir alle aus der kahlen Nüchternheit ihrer Bauten, aus der Alten Münze und ähnlichen einst vielbewunderten Kunstwerken genugsam kennen. Man blieb bei bedachtsam schüchternen Vorbereitungen, die kaum für Tage tiefen Friedens genügten. Und währenddem wankte die alte Welt in ihren Fugen, auf rollenden Rädern stürmte die neue Zeit daher, ein kurzes Jahrzehnt warf die Grenzen aller Länder durcheinander, erhob auf den Trümmern der alten Staatengesellschaft das napoleonische Weltreich. Der preußische Staat verlor den Boden unter seinen Füßen; das Deutsche Reich kam ins Wanken, und die waffenlosen Kleinstaaten des Südwestens, Preußens altes Werbegebiet, wurden durch die gewaltige Faust des Eroberers zu größeren Massen zusammengeballt, bildeten sich selber ihre Heere, verschlossen ihr Land den preußischen Werbern.

Wie war es möglich, daß in diesem scharf urteilenden, bis zur Tadelsucht freimütigen norddeutschen Volke so lange die Frage gar nicht aufkam: ob denn unser Norden immerdar wie eine friedliche Insel in dem tosenden Meere des Weltkrieges ruhen, ob Preußen allein unwandelbar bleiben könne in diesem großen Wandel der Zeiten? Die Königin, die so oft das rechte Wort zu finden wußte, hat auch hier die zutreffende Antwort gegeben: „Wir waren eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen." Die Größe der friderizianischen Tage lastete lähmend auf diesem Geschlechte. Dieser Staat, kaum erst durch wunderbare Siege emporgehoben in die Reihe der großen Mächte, war noch vor wenigen Jahren der bestregierte des Festlandes gewesen; noch im letzten Kriege hatten seine wohlgeschulten Soldaten den verachteten französischen „Katzenköpfen" ihre

Überlegenheit gezeigt. Nun ruhte er so wohlgeborgen hinter der Demarkationslinie des Baseler Friedens, den ganz Norddeutschland als eine Wohltat pries; unter dem Schutze der preußischen Waffen blühten Handel und Wandel, die deutsche Dichtung sah ihre schönsten Tage. Dem Könige schien es ein Frevel, so vielen Segen leichtfertig auf das Spiel zu setzen. Wenn sein klarer Verstand zuweilen sich fragte: wie es doch zuging, daß die vielen kleinen Siege der rheinischen Feldzüge am Ende nur zu einer politischen Niederlage geführt hatten? und ob die neue Zeit nicht neue Formen fordere? — dann traten ihm die alten Generale, die noch die Kränze der friderizianischen Siege um die Stirn trugen, mit überlegener Sicherheit entgegen, und scheu verbarg er seine guten Gedanken wieder im Busen.

An einem großen Mißgeschicke des Gemeinwesens ist niemand ganz schuldlos, und auch die Königin war es nicht. Sie wußte wohl, warum sie in den Tagen des Unglücks die rührende Klage „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" in ihr Tagebuch schrieb und selbst den letzten herben Vorwurf sich nicht ersparte: „Denn jede Schuld rächt sich auf Erden." Die unbewußte Selbstsucht des Glückes hatte auch ihr den Gesichtskreis verengert, so daß sie von den sittlichen Schäden des sinkenden Staates lange nichts ahnte. In der reinen Luft ihres befriedeten Hauses blieb ihr verborgen, welche wüste, überfeinerte Unzucht ihr Wesen trieb in diesem Berlin, das wenige Jahre später allen anderen deutschen Städten mit opferfreudiger Vaterlandsliebe voranging; sie selbst wie ihr Gemahl verkehrte leutselig und schlicht mit jedermann, doch im Heere und in den höheren Ständen herrschte ein Ton geringschätzigen Übermutes gegen die kleinen Leute, der alle Grundlagen des bürgerlichen Friedens zu erschüttern drohte. Die Glückliche ahnte nicht, wie alles morsch ward in dem Staate, wie das Auge des Großen Königs zürnend auf die Erben niederblickte.

Die Gräfin Voß hatte schon vor Jahren, da ihre Herrin um die Geburt eines toten Kindes trauerte, feinfühlend erkannt, wie dieser Charakter durch das Unglück gehoben wurde. Erst als das Verderben dem Staate näher rückte, begann die Königin mit gespannten Blicken dem Gange der Ereignisse zu folgen, und Friedrich Gentz erstaunte, sie so genau und sicher unterrichtet zu finden. Seit der Besetzung Hannovers durch die Franzosen lag die Schwäche der Monarchie vor aller Augen; nicht einmal ihren Stolz, die Sicherheit des deutschen Nordens, hatte sie zu hüten verstanden; seitdem ahnte die Königin, daß die Friedensliebe des Hofes zur Feigheit wurde. Ihr ganzes Wesen wird freier und größer in diesen sorgenvollen Jahren, auch ihr Geschmack edler und reiner: wenn sie vordem an den tränenseligen Romanen des Modedichters Lafontaine sich gern erbaute, so läßt sie jetzt nur noch das Echte und Tiefe gelten und erhebt sich das Herz an Herder und Goethe, wie an Schillers mächtigem Pathos.

Das heilige Reich brach zusammen, die Fürsten des Südens und Westens traten als Vasallen unter Frankreichs Schutz. Da endlich wagte

König Friedrich Wilhelm allzuspät die Überlieferungen seines Oheims wieder aufzunehmen und „die letzten Deutschen unter seinen Fahnen zu sammeln". Er versuchte, dem Rheinbunde einen norddeutschen Bund entgegenzustellen; diese Rückkehr Preußens zu seiner alten deutschen Politik führte den verhängnisvollen Krieg herbei. An einem Tage stürzte der Waffenruhm des friderizianischen Heeres in Trümmer, und es folgte jene Zeit der Schmach und Schande, die uns noch heute, so oft und so glorreich gesühnt, in der Erinnerung empört. Die Königin hat noch später die Vorstellungen eines französischen Unterhändlers zurückgewiesen mit den Worten: „Die Frauen haben über Krieg und Frieden nicht mitzusprechen." Sie weilte fern im Bade zu Pyrmont, als in Berlin der Krieg beschlossen wurde; aber „ich würde" — so gestand sie beim Ausbruch des Kampfes an Gentz — „für den Krieg gestimmt haben, wenn man mich gefragt hätte, weil die Ehre gebot, aus unserer zweideutigen Haltung herauszutreten." Mit sicherem Instinkt ahnte Napoleon die Kraft des Widerstandes, die in diesem schwachen Weibe schlummerte; wie er allezeit in den sittlichen Mächten des Völkerlebens die gefährlichsten Feinde seines Weltreichs sah und die „Ideologen" mit seinem wildesten Hasse verfolgte, so überhäufte er auch die fromme Frau auf dem preußischen Throne mit den pöbelhaften Schimpfreden der Wachtstube; er schildert sie in seinen Bulletins als die Kriegsfurie Preußens, als die Armida, die im Wahnsinn ihr eigenes Schloß anzündet: elle voulait du sang!

Die Königin bemerkte wohl die ratlose Verwirrung im Hauptquartiere, und zu dem zaudernden Feldherrn, dem alten Herzog von Braunschweig, wollte sie kein Vertrauen fassen. Einen so jähen Fall, wie er nun ihrer Krone bereitet wurde, hatte sie doch nicht erwartet. Das glänzende Bild von dem Staate Friedrichs des Großen, daran sie seit dreizehn Jahren bewundernd geglaubt, lag plötzlich in Scherben vor ihren Füßen; weinend erzählte sie ihren Söhnen auf der Flucht: „Der König hat sich getäuscht in der Tüchtigkeit seiner Generale, seines Heeres." Aber mitten im Unglück erhebt sie sich zu jener Ansicht des Völkerlebens, welche der mutigste Mann immer mit dem frömmsten Weibe teilen wird. „Die Zeiten machen sich nicht selbst, die Menschen machen die Zeit" — und wieder: „Es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten." Das ist die königliche Auffassung der Geschichte; der gesamte Staatsbau der Monarchie ruht auf dem Gedanken, daß Personen die Geschichte machen. In solchen Zeiten der höchsten Not darf die Stimme des natürlichen Gefühles mitreden im Rate der Staatskunst; die Königin übte Frauenrecht und Fürstenpflicht, wenn sie jetzt dem tiefgebeugten Gemahl tröstend zur Seite stand und ihn bestärkte in dem Entschlusse, den ungleichen Kampf fortzuführen bis zum Schwinden der letzten Hoffnung. Alle Schrecken des Krieges brachen über die Unglückliche herein. Krank und fiebernd flieht sie aus Königsberg vor dem Feinde, denn „lieber in die Hände Gottes fallen, als

in die Hände dieser Menschen"; da sie in einem elenden Bauernhause auf der Kurischen Nehrung übernachtet, jagt der Sturm die eisigen Flocken durch das zerbrochene Fenster über das Bett der kranken Königin. In Memel, auf der letzten Scholle deutscher Erde, die noch frei und preußisch war, fand sie ein bescheidenes Obdach. Damals lernte sie unter strömenden Tränen das Wort verstehen: „Leid und Elend sind Gottes Segen."

Den Haß der Römerin hat das sanfte Herz der deutschen Frau nie gekannt; nur ihre stolze Verachtung traf den großen Feind, der ihr der Held der rohen Selbstsucht war, und niemals wollte sie glauben, daß Gottes Weisheit diese Herrschaft der frechen Gewalt auf die Dauer zulassen könne. Sie sah, wie der alte deutsche Heldenmut wieder lebendig ward unter den tapferen Verteidigern von Kolberg, Graudenz und Danzig; ihre tiefe Frömmigkeit und das gute Zutrauen zu ihrem Volke begegneten sich in der Überzeugung, daß dieser Staat nicht untergehen könne: „Der politische Glaube ist, wie der religiöse, eine feste Zuversicht dessen, was man hoffet, aber nicht siehet." Vor diesen Briefen der schmerzbeladenen, hoffnungsstarken Königin wird uns ein uraltes Gefühl des Germanenherzens wieder lebendig: die fromme Scheu vor dem Weibe; und wir verstehen, warum unsere Ahnen einst im Dickicht der cheruskischen Wälder eine heilige und weissagende Macht, sanctum aliquid providumque, an ihren Frauen ehrten. Der Mann geht auf in den Kämpfen und Sorgen des Augenblicks; das sichere gesammelte Gefühl des Weibes vermag in schweren Tagen klarer als er die Zeichen der Zeit zu deuten, hinter dem Glanze des Siegers die hohle Nichtigkeit, unter der Schmach des Besiegten die ungebrochene Kraft zu ahnen. Als der König nach der Schlacht von Eylau, der ersten, die der Unbesiegte nicht gewonnen, die lockenden Friedensvorschläge Napoleons zurückweist und sich weigert, den russischen Bundesgenossen zu verlassen, da schreibt seine Gemahlin einfältig wie ein gläubiges Kind: „Das wird Preußen einst Segen bringen!" So einfach, wie sie wähnte, sind Lohn und Strafe im Leben der Völker nicht verteilt; gleichwohl bleibt dem frommen Worte seine Wahrheit: ohne den Sinn altpreußischer Ehre, den der König bei jener schweren Versuchung bewahrte, hätte der Staat sich nie wieder erhoben. Was die Preußen empfanden, da sie also den heldenhaften Sinn ihrer schönen Königin kennenlernten, das wissen wir aus den Versen Heinrich von Kleists:

Denn eine Glorie in jenen Nächten
Umglänzte deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt.
Wir sahn dich Anmut endlos niederregnen;
Daß du so groß als schön warst, war uns fremd.

Noch eine letzte schmähliche Demütigung stand der mißhandelten Frau bevor. Zar Alexander gab seinen treuen Bundesgenossen preis und schloß

den Tilsiter Frieden; aus Rücksicht auf den neugewonnenen russischen Freund verstand sich Napoleon dazu, die Vernichtung Preußens, die längst beschlossene Sache war, aufzuschieben und dem Könige die Hälfte der Monarchie zurückzugeben. Da ersann die frevelhafte Torheit feigherziger Ratgeber den Vorschlag: die unvergeßlich beleidigte Königin solle selber den Sieger um mildere Bedingungen bitten. Auch dies Äußerste nahm sie auf sich, in der frauenhaften Hoffnung, es könne ihr vielleicht doch gelingen, das Herz des Eroberers zu rühren und ihrem Volke einige Erleichterung zu bringen. Die Hoffnung trog. Mit rohem Spotte schrieb Napoleon an seine Josephine: „Es hätte mir zu viel gekostet, den Galanten zu spielen"; und an Clarke: „Sie begreifen, daß der König von Preußen sehr unzufrieden ist, da er sein Bollwerk, Magdeburg, in meinen Händen lassen muß."

In der entlegensten Provinz des verstümmelten und ausgesogenen Staates verbrachte nun der Hof zwei schwere Jahre. Man zeigt noch in dem alten Ordensschlosse zu Königsberg das bescheidene Eckzimmer mit dem dunklen Alkoven daneben, wo die Königin wohnte: ein kleiner Schreibtisch, ein mehr als einfaches Klavier; von der Wand blickt das Bildnis Scharnhorsts mit großen, tiefen Augen hernieder. Welche Zeiten! Ringsum auf Schritt und Tritt die Erinnerungen an Preußens Macht und Glück: von jenem Fenster da hatte Luise vor zehn Jahren den Jubel des Huldigungsfestes mit angehört; hier vor diesem Tore steht das Schlütersche Standbild des ersten Königs, von ihrem Gemahl einst „dem edlen Volke der Preußen gewidmet"; dort im Vorzimmer der Ofenschirm stammt noch aus den Hohenfriedberger Tagen, da der Große König wie ein junger Gott von Sieg zu Sieg stürmte, irgendeine übermütige kleine Prinzessin hat zierlich die Inschrift darauf gestickt: pour nous point d'Alexandre, le mien l'emporte! Und daneben diese jammervolle Gegenwart! Der Staat, ausgestoßen aus dem Kreise der großen Mächte, mitten im Frieden von feindlichen Truppen überschwemmt, verspottet und geschmäht von seinen Landsleuten. Die deutsche Nation fand kein Wort des Mitleids, nur Hohn und Schadenfreude für die Besiegten. In Preußen aber lebte noch die alte Treue. Fürst und Volk traten einander näher, wie im verwaisten Hause die Überlebenden sich inniger zusammenschließen; der ärmliche Hofhalt zu Königsberg und Memel empfing von allen Seiten rührende Beweise der Teilnahme, der König lud seine getreuen Stände als Paten zur Taufe der jüngsten Prinzessin. Dies stolze und trotzige Ostpreußen, das Stiefkind Friedrichs des Großen, schloß in Not und Trübsal, ohne viele Worte, den Herzensbund mit seinem Herrschergeschlechte, der im Frühjahr 1813 seine Kraft bewähren sollte.

Die schwere Natur Friedrich Wilhelms verwand nur langsam die Schläge des Unglücks; er glaubte oft, daß ihm nichts gelinge, daß er für jedes Unheil geboren sei. Da er einmal mit der Königin die Gräber

der preußischen Herzöge im Chore des Doms zu Königsberg besuchte, fiel sein Blick auf die Grabschrift: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung zu Gott." „Wie entsprechend meinem Zustande!" rief er erschüttert und wählte sich das ernste Wort zum Wahlspruch für sein eigenes Leben. Nur das Pflichtgefühl hielt ihn aufrecht unter der Bürde seines schweren Amtes. Er begann mit Scharnhorst die Herstellung des zerrütteten Heeres und berief den Freiherrn vom Stein für den Neubau der Verwaltung. Mit herzlichem Vertrauen begrüßte die Königin den Mann „großen Herzens, umfassenden Geistes: Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf". Sie war mit ihm und ihrem Gemahl einig in dem Gedanken, daß es gelte, alle sittlichen Kräfte des erschlafften Staates zu beleben; fast wörtlich übereinstimmend mit den allbekannten Worten, die der König seiner Berliner Hochschule in die Wiege band, schrieb sie einmal: „Wir hoffen den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen."

Die Acht Napoleons trieb den stolzen Reichsfreiherrn aus dem Lande, gerade in dem Augenblicke, da ein neuer Krieg des Imperators gegen Österreich sich vorbereitete und die Königin auf eine Erhebung des gesamten Deutschlands hoffte. Sie besaß nach Frauenart wenig Verständnis für die mächtigen Interessen, welche trennend zwischen den beiden Großmächten des alten Reiches standen, und sah in Österreich schlechtweg den stammverwandten Genossen. Mit der Mahnung, unsere leidenden österreichischen Brüder dereinst zu rächen, hatte sie vor Jahren ihren ältesten Sohn begrüßt, da er zum ersten Male den Offiziersrock trug. Vor wie nach dem Kriege bekannte sie: „Meine Hoffnung ruht auf der Verbindung alles dessen, was den deutschen Namen trägt" — während der König, die militärische Lage richtiger einschätzend, nicht ohne Rußlands Beistand den neuen Kampf wagen wollte. Jetzt aber fochten die Russen auf Frankreichs Seite; die Absichten des Wiener Hofes, der die Schlacht von Jena mit kaum verhohlener Schadenfreude begrüßt hatte, blieben in verdächtigem Dunkel. Das unfähige Kabinett, das die Erbschaft Steins angetreten, fand in der schwierigen Lage keinen festen Entschluß; Österreich unterlag, und die kriegerische Begeisterung des deutschen Nordens verrauchte in einigen kecken Parteigängerzügen. Die Königin aber schrieb verzweifelnd: „Österreich singt sein Schwanenlied, und dann ade, Germania!"

Zwei Tage der Hoffnung waren ihr noch beschieden am Abend ihres kurzen Lebens. Sie kehrt zurück in ihr geliebtes Berlin, und als sie durch das Königstor einzog in dem neuen Wagen, den ihr die verarmte Stadt verehrt, nahebei der König zu Roß und die beiden ältesten Söhne im Zuge ihres Regiments, da begrüßten die dichtgedrängten Massen den Hof wie die Truppen mit herzlichem Willkommruf; Preußens Volk und Heer, die einander so bitter gescholten und angeklagt, feierten ihre Versöhnung, um fortan einig zu bleiben für alle Zukunft. Bald nachher, wenige Tage bevor die Königin ihre letzte Reise antrat, entließ Friedrich Wilhelm das

Ministerium Altenstein; er verwarf die Abtretung von Schlesien, die ihm seine kleinmütigen Räte zumuteten, und berief Hardenberg an die Spitze der Geschäfte. Mit dem neuen Staatskanzler kam frisches Leben in die Verwaltung; er führte das Werk der Reformen des Freiherrn vom Stein kühn und besonnen weiter und bereitete durch ein viel verkanntes kluges diplomatisches Spiel die große Erhebung vor, während Scharnhorst die Waffen schärfte für den Tag der Befreiung. Diesen Tag zu erleben hatte Luise nie gehofft. Ihr zarter Körper erlag dem verzehrenden Kummer. In ihrer Heimat, in den Armen des Gatten ist sie den Tod der Christin gestorben. Die letzten Zeilen ihrer Feder lauteten: „Ich bin heute so glücklich, liebster Vater, als Ihre Tochter und als die Frau des Besten der Männer." Das gesamte Volk trauerte mit dem Witwer; doch auf dem Leben des schwergeprüften Fürsten blieb ein dunkler Schatten; niemals, auch nicht in den Tagen der leuchtenden Siege, hat er das starke, schwellende Gefühl des Glückes wiedergefunden.

Ohne jede Ahnung des eigenen Wertes, wie sie immer war, hat die Königin einst selber ausgesprochen, was sie von dem Urteil der Geschichte erwartete: „Die Nachwelt wird mich nicht zu den berühmten Frauen zählen; aber möge sie von mir sagen: sie duldete viel, sie harrte aus im Dulden, und sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben." Wie über alles menschliche Hoffen hinaus ist diese demütig-stolze Erwartung in Erfüllung gegangen! Die historische Wissenschaft führt ihre denkenden Jünger zurück zu dem schlichten Glauben, daß der Eltern Segen den Kindern Häuser baut; denn sie lehrt, wie die Vergangenheit fortwirkt mitten in der lärmenden Gegenwart und das Leben des Menschen nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge. Nur wenigen Glücklichen ist ein so reiches Leben nach dem Tode beschieden gewesen wie dieser deutschen Königin. Die Hoffnung besserer Zeiten war in der Tat, wie Schleiermachers Trauerpredigt sagte, ihr köstlichstes Vermächtnis. Wer noch deutschen Stolz im Herzen trug, gedachte ihres Ausspruchs: „Wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen." Der alte Blücher meinte grimmig, da er die Nachricht ihres Todes empfing: „Wenn die Welt in die Luft flöge, mir wär' es recht." Als endlich die Stunde der Erhebung schlug, da stiftete der König an Luisens Geburtstage den Orden des Eisernen Kreuzes, als ob er ihren Schutz anrufen wollte für den heiligen Krieg. Wer weiß es nicht aus den Liedern Theodor Körners, wie das Verlangen, die zu Tode gequälte Königin an dem ungroßmütigen Sieger zu rächen, die tapfere Jugend des Befreiungskrieges entflammte? Wer spürte nicht in dem gottesfürchtigen, menschenfreundlichen Sinne jener Heldenscharen einen Hauch von dem Geiste der Verklärten? Da der Friede kam, zogen jahraus, jahrein Tausende zu dem stillen Tempel in Charlottenburg, und wahrlich nicht bloß um das Werk

des Künstlers zu bewundern, dem die Tote einst selber den Weg zu großem Schaffen ebnete, sondern um sich das Herz zu erquicken an dem Anblick eines geliebten Menschenbildes. Die beiden gewaltigen Könige unseres achtzehnten Jahrhunderts wurden geehrt und gefürchtet, wenig geliebt. Mit dem Hause der Königin Luise lebte und litt das Land; seitdem erst entstand zwischen den Hohenzollern und ihrem Volke jenes einfach menschliche Verständnis, das die Leidenschaften der Parteien nie zerstören konnten.

Wenn ich die Stimmung recht verstehe, welche an dem Gedenktage der Königin über unserer Stadt und über diesem Saale liegt, so ist uns allen zumute, als ob wir heute die ruhevolle Hoheit der lieblichen Gestalt mit eigenen Augen erblickt hätten. Zeiten des Glückes sind stark im Vergessen; diese Tote aber ward ihrem Volke nach jedem neuen Siege lieber und vertrauter. Die Mutter schrieb ihr klagendes: Ade Germania! Ihrem Sohne beschied ein wundervolles Geschick, den Morgen eines langersehnten neuen Tages über sein Volk heraufzuführen, mit seinem guten Schwerte die Herrlichkeit des Deutschen Reiches wieder aufzurichten. An dem Grabe seiner Eltern — wir alle erlebten es ja mit tief erschüttertem Herzen — hat der Sohn sich Mut und Kraft gesucht für die Schlachten des großen Krieges, für den steilen Weg zur kaiserlichen Krone.

Fern sei es von uns, heute einen verjährten Haß gewaltsam zu beleben, der seinen Sinn verloren hat, seit Frankreich längst die Buße seiner Schuld gezahlt, oder dies und jenes Wort der Königin leichtfertig auszubeuten für die Parteizwecke der Gegenwart. Wir werden das Andenken der Mutter unseres Kaisers dann am würdigsten ehren, wenn wir auch in den Tagen der Siege die Demut des Herzens und die stolze Geringschätzung der endlichen Güter des Lebens uns erhalten, wenn wir in diesem männischen Jahrhundert, unter den Hammerschlägen hastiger Arbeit und dem Lärmen der politischen Kämpfe die alte deutsche ritterliche Ehrfurcht vor Frauensitte und Frauenanmut uns bewahren, vor jenen menschlichen Tugenden, welche dem Ruhm und der Macht der Völker allein die Gewähr der Dauer geben.

Stein

Kiel 1867

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein wurde den 26. Oktober 1757 zu Nassau an der Lahn „von sehr achtungswerten Eltern geboren und" — so erzählt er selbst — „unter dem Einflusse ihres religiösen, echt deutschritterlichen Beispiels auf dem Lande erzogen; die Ideen von Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Standes- und Familienehre, Pflicht, das Leben zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden und die hierzu erforderliche Tüchtigkeit durch Fleiß und Anstrengung zu erwerben, wurden durch ihr Beispiel und Lehre tief meinem jungen Gemüte eingeprägt". Er lernte, nach aristokratischer Weise, sich der Gewalt des Hauses zu beugen; ein Beschluß der Eltern bestimmte ihn, den jüngsten Sohn, zum alleinigen Erben und Stammhalter des uralten, reichsfreien Geschlechts. Die Welt des Schönen ergriff ihn weniger mächtig als die meisten Söhne seines Jahrhunderts. Sein tatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist versenkte sich früh in die historischen Dinge. Er sah in der Geschichte nicht bloß eine Fundgrube politischer Erkenntnis, sondern vornehmlich eine Schule des sittlichen Ernstes und jener strengen, tief religiösen Frömmigkeit, die er sich in den Tagen der Aufklärung unwandelbar bewahrte. Als die sittlichen Vorbilder seines Lebens nennt er selbst seine Mutter (eine Langwerth von Simmern) und den Minister v. Heynitz. Er besuchte Göttingen, Wetzlar, Regensburg, Wien, um sich, nach dem Wunsche der Eltern, auf eine Laufbahn an den Reichsgerichten vorzubereiten. Mit Vorliebe trieb er während diesen akademischen Jahren das Studium der englischen Geschichte und Politik; Adam Smiths Werke wurden bestimmend für seine politische Bildung. In Brandes und Rehberg fand er gleichgesinnte Freunde, Männer, ergriffen von den Ideen des philosophischen Jahrhunderts, doch zugleich auf das historisch Gewordene mit einer andächtigen Ehrfurcht schauend, welche den meisten Zeitgenossen abging. Der sittliche Ernst, der kräftige realistische Sinn des jungen Mannes fand keine Freude an dem unwahren, verrotteten Treiben des Reichsgerichts. Ein Bewunderer Friedrichs des Großen und eifriger Protestant, entschloß er sich im Jahre 1780, weit abweichend von den Gewohnheiten des Reichsadels und seines eigenen Hauses, in preußische Dienste zu treten.

Er fand zunächst Anstellung im Bergdepartement unter dem Minister v. Heynitz, dem Schöpfer des preußischen Staatsbergwesens. „Verließ ich es gleich im Jahre 1793", berichtet er, „so hatte doch das Leben in einem auf die Natur und den Menschen sich beziehenden, die körperlichen Kräfte zugleich entwickelnden Geschäfte den Nutzen, den Körper zu stählen, den praktischen Geschäftssinn zu beleben und das Nichtige des toten Buchstabens und der Papiertätigkeit kennen zu lehren." Er ehrte die harte Zucht, die angestrengte Arbeitsamkeit des altpreußischen Beamtentums, aber er erkannte schon jetzt die unseligen Folgen bureaukratischer Bevormundung. In solcher Ansicht begegnete er sich mit den Ideen einer aufkommenden jüngeren Schule innerhalb des preußischen Beamtentums, mit Männern wie Kraus und v. Schrötter, welche nach Englands Vorbild von dem freien Spiele der sozialen Kräfte die Stärke des Staates erwarteten. Wider Willen ward er einmal aus der Verwaltungstätigkeit herausgerissen, als er (1785) den Auftrag erhielt, den Kurfürsten von Mainz für den Fürstenbund Friedrichs des Großen zu gewinnen. Er vollzog die Sendung mit Glück und erbat rasch seine Zurückberufung; das Gewirr kaiserlicher und preußischer, französischer und russischer Intrigen an dem geistlichen Hofe hatte ihm jenen tiefen Widerwillen gegen die Diplomatie eingeflößt, den er zeitlebens nicht überwinden konnte. Zurückgekehrt von einer längeren technologischen Reise durch England, begann er im Jahre 1787 sein siebzehnjähriges großartiges Wirken in der westfälisch-niederrheinischen Verwaltung, zuerst als Kammerdirektor und Kammerpräsident in Kleve und Hamm, seit 1796 als Oberpräsident in Hamm, später in dem neuerworbenen Münster. Das Land dankte ihm die Anfänge moderner Verkehrsmittel; er ließ die Ruhr schiffbar machen und die Straßenverbindung zwischen Rhein und Weser vollenden. Trotz seiner herrisch durchgreifenden, rastlos anfeuernden Weise verstand er die Selbsttätigkeit des Volkes zu fördern in diesem Lande, das von allen Provinzen Preußens sich allein eine freie Gemeindeverfassung bewahrt hatte. Mit Zuziehung der Stände führte er ein verbessertes Steuerwesen und vollständige Gewerbefreiheit auf dem flachen Lande ein und bereitete die Aufhebung der Feudallasten vor. Die Bewohner lohnten ihm durch Verehrung und Anhänglichkeit, sie grüßten ihn als den Wohltäter des Landes, einen andern Adolf von Böhmen. Er selbst lernte Westfalen als seine zweite Heimat lieben und erfüllte sich mit dem Stolze eines preußischen Patrioten, daher er auch eine Ministerstelle in Hannover von der Hand wies.

Die aufstrebenden Köpfe in den einflußreichen Kreisen Preußens schauten längst auf den stolzen Reichsfreiherrn als auf eine Säule des Staates. Im nichtpreußischen Deutschland ward sein Name zum ersten Male im Jahre 1804 genannt. Er hatte die Revolutionskriege am Rhein in der Nähe beobachtet, der Einnahme Frankfurts durch die Hessen und Preußen selber beigewohnt und die Überzeugung gewonnen, die er später der Kai-

serin von Rußland vor versammeltem Hofe aussprach, daß nicht die Nation, sondern die Nichtigkeit ihrer Fürsten das ungeheure Unglück verschuldete. Nun sollten die Folgen des Reichsdeputationshauptschlusses sein eigenes Haus treffen. Der Herzog von Nassau unterwarf die Güter des Steinsches Hauses eigenmächtig seiner Landeshoheit. Stein verwahrte sein Recht in einem Briefe vom 10. Januar 1804 und verkündete darin die Ideen einer hochsinnigen Vaterlandsliebe, die von den Zeitgenossen kaum begriffen ward. „Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit wird durch die Konsolidation der wenigen reichsritterschaftlichen Besitzungen mit denen sie umgebenden kleinen Territorien wenig gewinnen; sollen diese für die Nation so wohltätigen großen Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereignis erlebe... Es ist noch härter, alle diese Opfer nicht irgendeinem großen, edlen, das Wohl des Ganzen fördernden Zweck zu bringen, sondern um der gesetzlosen Übermacht zu entgehen, um — doch es gibt ein richtendes Gewissen und eine strafende Gottheit."

In demselben Jahre ernannte ihn der König zum Minister für das Departement der direkten Abgaben. Ein Fachminister, ohne Einfluß auf die große Politik, konnte Stein den unseligen Gang der Haugwitzschen Staatskunst nicht hindern. In seinem Ressort bewirkte er die Aufhebung der Binnen- und Provinzialzölle, er vereinfachte den Geschäftsgang, ließ zum ersten Male statistische Tabellen für den ganzen Staat zusammenstellen, berief Niebuhr zur Reorganisation der preußischen Bank. Er beschaffte die Geldmittel, womit der Krieg von 1806 geführt wurde, stellte dringend vor, daß der Kredit des Staates sich nur durch eine kraftvolle auswärtige Politik aufrechterhalten lasse, und beschwor den König, im Verein mit mehreren Prinzen und Generälen, das geheime Kabinett und den Minister Haugwitz zu entlassen. Die Anmaßung ward hart gerügt, die Katastrophe von Jena folgte. Stein rettete die Staatsgelder nach Königsberg und bewog den Hof zur Fortsetzung des Kriegs. Jetzt endlich entschloß sich der König, einige seiner Räte zu entlassen. Stein aber verlangte auch die Entfernung des Kabinettsrats Beyme, bevor er sich entschließen könne, die Leitung der Geschäfte zu übernehmen. Darauf empfing er den berufenen „unbegreiflichen Brief"; der König nannte ihn „einen exzentrischen und genialischen Mann, der, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt". Sofort nahm Stein seinen Abschied (März 1807) und kehrte nach Nassau zurück. Inzwischen wurde der Friede von Tilsit geschlossen, Napoleon bestand auf Hardenbergs Entfernung, und dieser schlug Stein als einen homme d'esprit dem Könige vor, um mit seiner Hilfe den Neubau des zertrümmerten Staates zu beginnen.

Stein erhielt die Aufforderung zur Rückkehr auf dem Krankenlager. Er nahm an, das Fieber verließ ihn, nach wenigen Tagen reiste er nach Memel ab (September 1807). Der König empfing ihn tiefgebeugt und legte vertrauensvoll die Leitung des gesamten Staatswesens in die Hände des Ministers, dessen Wirken nicht mehr durch die Ränke eines geheimen Kabinetts durchkreuzt wurde. „Man ging", sagte Stein, „von der Hauptidee aus, einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und für Nationalehre einzuflößen und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, den blutigen, wagnisvollen Kampf für beides zu beginnen." Die Ursachen des tiefen Falles und die Mittel der Wiedererhebung schildert eine Denkschrift Steins vom Oktober 1807, die man als das Programm des neuen Regimentes betrachten kann, also: „Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeindeangelegenheiten muß aufhören, und dessen Stelle nimmt die Tätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hineinrufen und zur Teilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten nötigen... Hat eine Nation sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Kommunalangelegenheiten. Räumt man ihr nun eine Teilnahme daran ein, so zeigen sich die wohltätigsten Äußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmut und Unwille, der entweder auf mannigfaltige schädliche Art ausbricht oder durch gewaltsame den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Tätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß geleitet wird, die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang oder wirken nachteilig durch wilden, unverständigen Tadel der Regierung. Die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpierten Wert, das Gemeinnützige wird vernachlässigt, und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten."

Diese Gedanken stehen in einem schneidenden Widerspruche zu dem Geiste allfürsorgender Staatsgewalt, der in dem Staate Friedrichs des Großen vorherrschte, sie wollen allerdings die Revolution mit ihren eigenen Waffen bekämpfen, doch sie enthalten in sich nur den kleinsten, den probehaltigen Teil der sogenannten Ideen von 89. Niemand hat den radikalen Bruch mit der Geschichte, den die Revolution vollzogen hatte, leidenschaftlicher bekämpft als Stein. „Eine Verfassung bilden", schrieb er später an

den Großherzog von Baden, „heißt in einem alten Volke, wie das deutsche, nicht sie aus nichts erschaffen, sondern den vorhandenen Zustand untersuchen, um eine Regel aufzufinden, die ihn ordnet; und allein dadurch, daß man das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickelt, kann man ihm eine Dauer für die Zukunft sichern." Niemand durchschaute schärfer die Leerheit jener politischen Formen, worin das neue Frankreich das Wesen der Freiheit suchte: „In Frankreich ist die Nation nur zum Schein zur Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zugelassen, ihr gesetzgebender Körper ist nur eine der registrierenden Verwaltungsbehörden, das Maschinenwesen ihrer Bureaukratie ist zusammengesetzt, kostbar, in alles eingreifend und wird von dem ungebundenen rücksichtslosen Willen eines einzelnen geleitet." Er wollte den Neubau des Staates von unten beginnen, der freie Staat sollte getragen werden von der freien Tätigkeit des Bürgers. Mit Stolz dürfen wir diese konservativ-liberale Politik als eine nationale der nivellierenden Staatskunst der Romanen gegenüberstellen. Zur Durchführung dieser Reformen fand Stein treffliche Gehilfen in Schön, Schrötter, Niebuhr, Vincke, Stägemann, während er gleichzeitig alle Mittel aufbot, die Kontributionen an Frankreich abzuzahlen.

Zunächst vollzog der Minister in den anspruchslosesten Formen eine tiefgreifende soziale Revolution. Ein uraltes Leiden unseres Nordens, die Unfreiheit des Landmanns, ward beseitigt, die Emanzipation des vierten Standes bewirkt durch das Edikt vom 9. Oktober 1807 über „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbevölkerung", welches die Gebundenheit der bäuerlichen Grundstücke größtenteils beseitigte und vor allem jedem, ohne Unterschied des Standes, den Erwerb aller Art von Grundeigentum freistellte. Die persönliche Leibeigenschaft und der Gesindezwang ward aufgehoben. Der Edelmann sollte fortan das Recht haben, ein Bauer zu werden und bürgerliche Gewerbe zu treiben — ein Recht, das zugleich als Ersatz galt für die bisherige Bevorzugung des Adels im Heere. Dergestalt war die scharfe Scheidung der Stände, welche eine der Grundlagen des friderizianischen Staates bildete, mit einem Schlage zerstört; denn, Aristokrat von Grund aus und ernstlich gewillt, dem lebensfähigen Teile der Aristokratie eine einflußreiche Stellung im Staate nach englischem Muster zu sichern, verachtete Stein die Begehrlichkeit und die kastenmäßige Absperrung des niederen Adels. „Der Adel in Preußen", schrieb er damals, „ist der Nation lästig, weil er zahlreich, größtenteils arm und anspruchsvoll auf Gehälter, Ämter, Privilegien und Vorzüge jeder Art ist." Die Kühnheit des Edikts vom 9. Oktober erhellt am klarsten aus dem Widerspruche Gneisenaus, der von dem Gesetze die schwerste Beeinträchtigung des großen Grundbesitzes erwartete. Es folgten die Edikte vom 28. Oktober 1807 und vom 27. Juli 1808, welche die Erb-

untertänigkeit auf den Domänen aufhoben und den Domänenbauern in Altpreußen das freie Eigentum ihrer Höfe gaben. Die großen Grundbesitzer wurden erleichtert durch ein Generalindult — eine höchst gewagte Maßregel, die, mit Schonung und Umsicht gehandhabt, in der Bedrängnis jener Zeit sich vortrefflich bewährte. Ein Edikt vom 24. Oktober 1808 gab den Verkehr mit den Lebensmitteln frei, hob den Zunftzwang für Bäcker, Schlächter und Höker auf. Diese Gesetze bildeten den Ausgangspunkt für die neue Agrargesetzgebung in Preußen, obwohl Stein selbst sich sehr hart und mißbilligend äußerte über die verwegene Fortbildung, welche seine Werke durch Hardenberg erlitten. Sie beruhten auf der selbständigen, eigentümlichen Anwendung von Grundsätzen, welche in Frankreich und dessen Vasallenstaaten sich bereits verwirklicht hatten.

Eine durchaus schöpferische Tat, ohne jedes Vorbild in Europa, war dagegen die Städteordnung vom 19. November 1808, die ihrem Urheber den schönen Nachruf verdiente, er sei mit besserem Rechte als König Heinrich der Städtegründer der Deutschen zu nennen. In den Städten von Kleve und Mark hatte Stein die Überreste alter Kommunalfreiheit achten gelernt. Das neue Gesetz gab den Städten die Verwaltung der Finanzen und der Polizei, den Bürgern die Wahl der Magistrate und Stadtverordneten. Es wurde die Grundlage alles dessen, was seitdem in Deutschland für eine Selbstverwaltung im deutschen Sinne geschehen; selbst in England ist es, mit wenig Glück, nachgebildet worden. Ja, wenn wir den unreifen, zweifelhaften Zustand unserer parlamentarischen Institutionen betrachten, so erscheint leider die Behauptung gerechtfertigt, daß die an Steins Ideen anknüpfenden Gemeindegesetze bis zur Stunde den bewährtesten, bestgesicherten Teil deutscher Volksfreiheit bilden. Dies Gesetz war ein erster entscheidender Schlag gegen die Bureaukratie, deren Alleinherrschaft Stein bis an sein Ende mit unversöhnlichem Hasse bekämpfte. „Unser Unglück ist," schreibt er im Alter „daß wir von besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, eigentumslosen Buralisten regiert werden. Das geht so lange es geht. Diese vier Worte: besoldet, buchgelehrt, interesselos, eigentumslos — enthalten den Geist unserer geistlosen Regierungsmaschine. Es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alte hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisiere alle Bauern zu Tagelöhnern und substituiere an die Stelle der Hörigkeit an den Gutsherrn die Hörigkeit an den Juden und Wucherer — alles das kümmert sie nicht. Sie erheben ihren Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Türen versehenen Bureau und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen an."

Des Ministers Absicht ging auf eine umfassende Neugestaltung des Staates, und das von Schön verfaßte Rundschreiben vom 24. November 1808, bekannt unter dem Namen „Steins politisches Testament", sowie

die niemals vollzogene, von demselben Tage datierte Verordnung „über die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden" zeigen deutlich, in welchem großen Sinne die Reform gemeint war. Das Nebeneinander von Fachministerien und Provinzialdepartements war erträglich gewesen, solange Fürsten von so riesiger Arbeitskraft wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. den lebendigen Mittelpunkt des Staates bildeten. An der Verwaltungsorganisation des ersten Konsuls lernte Stein die Notwendigkeit einer übersichtlichen Einteilung der Staatsgeschäfte, wie er aus den Debatten der Nationalversammlung lernte, daß der moderne Staat eine Hauptstaatskasse als den Mittelpunkt des Kassenwesens erheische. Ein Kabinett von fünf Fachministern sollte fortan an der Spitze der Verwaltung stehen, in Sachen der Gesetzgebung aber nur eine Abteilung der höchsten monarchischen Behörde, des Staatsrats, bilden, der alle hervorragenden Kräfte des Staatsdienstes in sich zu vereinigen hätte. Der Plan war nichts anderes als eine Rückkehr zu den alten Traditionen der preußischen und jeder anderen großen Monarchie des Weltteils. Die alte Dienstordnung, welche dem Verwaltungsbeamten das Recht der Unabsetzbarkeit, den Regierungskollegien die Stellung von Gerichtshöfen für das öffentliche Recht gab, war unhaltbar, seit die Städte Selbständigkeit erlangt hatten; Stein verlangte Absetzbarkeit der Verwaltungsbeamten. Eine allgemeine Einkommens- und Vermögenssteuer, ohne Ansehen des Standes, sollte dieser kraftvollen Regierung reiche Mittel zur Verfügung stellen. Alle Regierung und Gerichtsbarkeit sollte von der höchsten Gewalt ausgehen, daher Abschaffung der Gutspolizei und der Patrimonialgerichte, das will sagen: eine neue Gemeindeordnung für das flache Land. Das Edikt vom 9. Oktober, von seinem Urheber die Habeas-Corpus-Akte Preußens genannt, muß gesichert werden durch die Abschaffung der Fronden und eine neue Gesindeordnung. Reform des Adels, dergestalt, daß er sich nach englischer Weise durch die tüchtigsten Elemente aus dem Volke immer neu ergänze. Kräftigung des religiösen Lebens und des Volksunterrichts (eben jetzt geschehen die ersten Einleitungen für die Gründung der Berliner Hochschule), Reform des Heerwesens in dem Geiste, der die neue Militärreorganisations-Kommission (Scharnhorst, Gneisenau, Grolman) beseelte und aus Blüchers militärischem Glaubensbekenntnisse sprach: „Es ist vor einer Nationalarmee zu sorgen, niemand in der Welt muß eximiert sein." Neben den Provinzialbehörden Landstände. Zuletzt nach Vollendung dieses Unterbaues Reichsstände, zwar wesentlich auf dem Grundbesitze ruhend, aber mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Mitwirkung bei der Gesetzgebung, „denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden".

Ein Gewaltstreich Napoleons machte diesen Plänen ein Ende, welche, vollständig verwirklicht, unserem Vaterlande ein Menschenalter tastender

politischer Versuche ersparen konnten. Mitten in der Arbeit der inneren Reform ging alles Dichten und Trachten des Ministers auf die Abschüttelung des fremden Jochs, und wenn die neuen Agrargesetze die Anhänger v. d. Marwitz' unter dem brandenburgischen Landadel erbitterten und einen Yorck zu Flüchen wider das Nattergezücht der preußischen Jakobiner hinriß, so erregte Steins Entschluß, den Kampf mit dem Eroberer zu wagen, Entsetzen unter der französischen Partei am Hofe, den Kalckreuth und Voß, und bei der Masse der Schwachen und Trägen. Stein galt in diesen Kreisen, wie Gneisenau berichtet, „als ein Verzweifelter, der sich mit dem König auf eine Pulvertonne setzen wollte, um sich in die Luft zu sprengen". Bereits rüstete Österreich. Stein hoffte auf eine gleichzeitige Erhebung Preußens, er gedachte die französischen Satrapenländer im Norden zum Aufstande zu reizen und zählte auf die Kraft der Bauern und des Mittelstandes, während er nichts hoffte von der „Weichlichkeit der oberen Stände und dem Mietlingsgeiste der öffentlichen Beamten". Allerdings mochte Stein damals die hohe Leidenschaft, die seinen Feuergeist verzehrte, allzu kühn in die Herzen der müden Masse übertragen. Schwerlich war der Haß gegen die Fremden bereits tief genug in das Volk gedrungen, um jetzt schon einen Verzweiflungskampf zu wagen. Noch weniger ließ sich erwarten, daß Kaiser Franz den Krieg in jenem großen deutschen Sinne, den Stein verlangte, beginnen und seine Truppen unter schwarz-weiß-gelbem Bundesbanner — mit den Namen „der Befreier der Nation", Hermann und Wilhelm von Oranien, auf den Fahnen — in das Feld schicken werde. Ein Brief Steins, der den Fürsten Wittgenstein ermahnte, die Unzufriedenheit im Königreich Westfalen zu schüren, fiel den Spähern Napoleons in die Hände und erschien am 8. September 1808 im Moniteur. Der Kongreß von Erfurt beseitigte jede Hoffnung auf Rußlands Beistand, und Stein sah sich gezwungen, seinen Abschied zu fordern. Er nahm mit sich das Lob seines Königs, durch die Wirksamkeit eines Jahres „den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmer liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben". Am 16. Dezember unterzeichnete Napoleon das Dekret, welches le nommé Stein als einen Feind Frankreichs und des Rheinbunds ächtete und seine Güter einzog. „Sie gehören nun der Geschichte an", rief Gneisenau dem Geächteten zu. Die Nation wußte jetzt, wen unter den Deutschen der Kaiser am bittersten haßte. In tausend Herzen prägte sich jetzt das Bild des Reichsfreiherrn ein — die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, jäh und eckig in jeder Bewegung, die funkelnden braunen Augen und die Eulennase über den fest geschlossenen Lippen — ein Geist von deutscher Tiefe und Gründlichkeit, hochgebildet und dennoch schlicht und kernhaft, der seine schwerwiegenden Gedanken oft in ungelenken Formen, doch mit überzeugender Kraft und volkstümlicher Derbheit aussprach — ein Mann ohne Menschenfurcht, vornehm und

herrisch und doch milden Sinnes um die Leiden der kleinen Leute besorgt — voll Feuers und heiligen Zornes, aber ein demütiger Christ und klug besonnen inmitten der Aufregung, unerschütterlich im Glauben an die Zukunft seines Volkes und an das Walten der Vorsehung — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Tatkraft und Billigkeit, von glühender Leidenschaft und nüchterner Erwägung.

Steins Nachfolger ward nicht Schön, den er vorgeschlagen, sondern Altenstein, unter dessen Verwaltung der Staat, in tiefe Schwäche versunken, den Geächteten nicht zu beschützen wagte. In Brünn, Troppau, Prag verlebte Stein die nächsten Jahre, doch selbst unter dem Ministerium Stadion konnte man zu Wien sich nicht entschließen, diese gewaltige Kraft zum Kampfe gegen Napoleon zu verwerten. Stein durfte dann und wann den österreichischen Staatsmännern einen Rat erteilen, er versuchte auch, als im Jahre 1810 Hardenberg sein Ministerium bildete, wieder auf Preußens Geschicke einzuwirken, auf die innere Verwaltung wie auf die Vorbereitung eines Volkskrieges nach dem Muster Spaniens und der Vendee. Im ganzen blieb er ohne Einfluß. Es war die Zeit, da Gneisenau die entsetzlichen Worte schrieb: „Wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Nation ist so schlecht als ihr Regiment."

Auch Stein, der soeben die Erhebung Österreichs vom Jahr 1809 mit Bewunderung betrachtet, verlebte jetzt Augenblicke, da er an dem preußischen Staate und an dem unverbesserlichen „Phlegma der nördlichen Deutschen" verzweifelte. Endlich bei dem Herannahen des russischen Feldzugs schien ihm die Stunde gekommen für einen großen Befreiungsversuch. Er hatte schon im Jahre 1808 den Zaren Alexander zu einer selbständigen Politik ermahnt und bot ihm jetzt seine Dienste an. Fast gleichzeitig (Mai 1812) ereilte ihn die Einladung des Zaren. Er blieb ohne amtliche Stellung, als ein selbständiger Rat, eine Macht durch sich selber, an Alexanders Seite, und soweit die nun folgenden Ereignisse von dem Willen einzelner Sterblicher abhingen, hat Stein an der Befreiung Europas ein größeres Verdienst als irgendein Mensch. Er war es, der den Kaiser zu dem Entschlusse bewog, den Krieg bis nach Sibirien hinein fortzusetzen, er erfüllte den schwachen, edelsinnigen Monarchen mit einem Hauche seiner eigenen Leidenschaft, er bestimmte ihn, nach dem Siege, den Wünschen des Heeres zum Trotz, den Niemen zu überschreiten. Je näher die Gefahr sich heranwälzte, um so freudiger und zuversichtlicher hob sich alles Schneidige und Heldenhafte seines Wesens. Er verachtete die Oberflächlichkeit der meisten gebildeten Russen, doch er freute sich an der religiösen Begeisterung, dem Opfermute des Volkes, und auch unter den höheren Ständen fand er treffliche Helfer, so die Grafen Kotschubey und Lieven. Er sah in dem russischen Kriege nur ein Mittel für seinen teuersten Zweck, die Befreiung Deutschlands. Stein stand an der Spitze des deutschen Komitees in Petersburg, ließ Aufrufe unter den Rheinbundstruppen ver-

breiten, um sie zur Fahnenflucht zu verleiten, und durch die Schriften seines treuen E. M. Arndt auf die Herzen der Deutschen wirken, er bildete — mit geringem Erfolg — die deutsche Legion als den Kern des künftigen deutschen Heeres, er drang auf Verbindung mit England und zeigte der Regierung die Mittel, welche ihr nachher ermöglichten, 40 Millionen Rubel russischen Papiergeldes in Deutschland umzusetzen und also den Krieg fortzuführen. Während er also jeden Hebel in Bewegung setzte zur Bekämpfung Napoleons, fand er doch Worte der Billigkeit für jene preußischen Offiziere, welche, dem Fahneneide treu, im Heere des Imperators fochten.

Die Pläne, welche er in jenem Petersburger Winter für Deutschlands Umgestaltung entwarf, sind das Idealste und Verwegenste, was jemals über deutsche Politik gedacht worden. Und dies bildet, nächst seiner Teilnahme an der Umgestaltung Preußens und der Befreiung Europas, das dritte welthistorische Verdienst des Mannes: er hat früher und schärfer als irgendein Staatsmann die Einheit Deutschlands, ohne Phrasen und Vorbehalte, als das höchste Ziel deutscher Politik aufgestellt, er war der erste unter unseren Staatsmännern, der in jedem Wechselfalle unwandelbar und mit hellem Bewußtsein nur das Wohl des ganzen Vaterlandes ins Auge faßte. „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland" — schrieb er an Münster, der ihn des einseitigen Preußentums beschuldigte — „und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben." Wer ihm von Schonung der althergebrachten Zersplitterung redete, dem erwiderte er: „Einen solchen Zustand wiederherstellen ist gerade so, als wolle man darauf bestehen, daß ein toter Mann auf seinen Beinen stehen solle, weil er es tun konnte, solange er noch lebte." Jede Rücksicht auf die Dynastien verwarf er: „Als ob es in Deutschland darauf ankäme, ob ein Mecklenburg usw. existiert, und nicht, ob ein starkes, festes, kampffähiges deutsches Volk ruhmvoll im Krieg und Frieden dastehe!" Sein Ziel war die „Einheit, und ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Übergang". In jenem Augenblicke, da der gesamte Länderbestand Europas im Wanken war, schien ihm selbst das Höchste erreichbar: eine große Monarchie von der Weichsel bis zur Maas und den Vogesen, ebenso Italien zu einer geschlossenen Masse verbunden — ganz Mitteleuropa in jenem Zustande „der Kraft und Widerstandsfähigkeit", den er in seiner Lieblingszeit, „unter den großen Kaisern vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert", zu finden glaubte. Sei dies nicht möglich, so solle man Deutschland nach dem Laufe des Mains zwischen Österreich und Preußen teilen, die Rheinbundsfürsten als „betitelte Sklaven und Untervögte" des Eroberers behandeln und auch die von Napoleon verjagten Fürsten nicht als Bundesgenossen gelten lassen. Könne man auch dies nicht erreichen, so bleibe als letzter Ausweg, daß man jedem der

beiden „verfassungsmäßigen Königreiche" Österreich und Preußen einige Kleinstaaten als Vasallen unterordne, etwa Bayern, Württemberg, Baden mit geschmälertem Gebiete der südlichen, Hannover, Hessen, Oldenburg, Braunschweig der nördlichen Macht. Man wird in diesen Plänen den hochherzigen Patriotismus ebensowenig verkennen, wie die leidenschaftlich unklare Erregung der Zeit und den Stolz des Mediatisierten, der nicht begriff, warum „man mit diesen Zaunkönigen so viel Umstände mache".

Als das Heer die deutsche Grenze überschritten hatte, nahm er die Leitung der ostpreußischen Angelegenheiten in die Hände, zog sich jedoch besonnen zurück, da er Yorck und Schön und die Männer des preußischen Landtags voll Eifers für die große Sache, aber auch voll Sorge wegen der russischen Eroberungslust sah. Am 25. Februar 1813 erschien er mit Anstett in Breslau und beredete den zaudernden König, Scharnhorst in das russische Hauptquartier zu schicken — eine Sendung, welche den Abschluß des preußisch-russischen Bündnisses zur Folge hatte. Er folgte nunmehr dem Hauptquartiere der Monarchen, rastlos anspornend und ermutigend, ein Todfeind aller halben Maßregeln und „verderblichen Waffenstillstände", der feste Bundesgenosse des Blücherschen Hauptquartiers. Zugleich leitete er den Verwaltungsrat, der die eroberten Länder, zunächst Sachsen, zu verwalten hatte, und seine kühne, schroffe Weise stieß hart zusammen mit der Unentschlossenheit „dieser weichen sächsischen Wortkrämerei". Er betrieb eifrig den Abschluß der Allianz mit England. Nach dem Waffenstillstand trat der lähmende Einfluß Österreichs auf die Große Allianz hervor. Die kühnen Gedanken jenes Petersburger Winters erwiesen sich als unausführbar. Steins Zweifel an der Lebenskraft Preußens waren längst verstummt angesichts der großen Erhebung, er fühlte sich unter dem begeisterten Volke Norddeutschlands „wie in einem unbekannten Lande". Andererseits sah er mit Trauer, daß in dem Österreich Metternichs der Geist von 1809 gänzlich verschwunden war, daß die Bevölkerung der Kleinstaaten den Dynastien noch eine sehr starke Anhänglichkeit entgegenbrachte und England in den Reichenbacher Verträgen sich für Hannover bedeutende Gebietserweiterungen ausbedang. Sonach war selbst der bescheidenste jener drei Petersburger Pläne unmöglich, und Stein hielt jetzt die Herstellung der Kaiserwürde, des Reichstages und der Reichsgerichte für notwendig, damit eine monarchische Gewalt die kleinen Dynastien in Zucht halte und das halbdeutsche Österreich durch die Pflichten des Kaisertums an Deutschland gekettet werde. Vergeblich versuchte er, in Böhmen während des Stillstandes der Kriegsoperationen nach der Schlacht von Kulm, diesen Plan bei den Monarchen durchzusetzen. Metternich erklärte seine Absicht, die deutschen Staaten nur durch ein System von Verträgen zu verbinden, bald darauf schloß Österreich die Verträge von Ried und Fulda und erkannte die Souveränität der rheinbündischen Könige an. Seitdem war jede Aussicht auf eine gesicherte Verfassung

Deutschlands versperrt, und wenn fortan die Ansichten Steins über die Zukunft des Vaterlandes in jähen Sprüngen wechselten, so war dies nur die Folge der Unmöglichkeit, auf Grund der gegebenen Sachlage einen dauernden Rechtszustand zu schaffen.

Nach der Schlacht von Leipzig ward sehr fühlbar, daß Stein, beschäftigt mit der Organisation Sachsens und der definitiven Einrichtung der Zentralverwaltung, dem Hauptquartier nicht gefolgt war. Erst nach seiner Rückkehr faßte man den Entschluß, den Krieg über den Rhein zu tragen. Stein entfaltete eine ungeheure Tätigkeit bei der Leitung des Lazarettwesens und der provisorischen Einrichtung der eroberten Länder. Die Zentralverwaltung war bedeutsam für die öffentliche Meinung, weil sie der Welt wieder das Schauspiel einer Behörde für gesamtdeutsche Angelegenheiten gab. Im Feldzuge von 1814 wiederholte sich das alte Spiel: Stein und die Helden des schlesischen Heeres drängten vorwärts, während das österreichische Hauptquartier zauderte. Der Aufenthalt in Paris erfüllte Stein mit tiefem Mißmut, man sah ihn stachliger und heftiger denn je. Sein Einfluß auf den Zaren begann zu sinken, umsonst forderte er bei den Friedensverhandlungen gesicherte Grenzen für Deutschland, umsonst verlangte er, daß Preußen die gute Stunde zur Befriedigung seiner gerechten Ansprüche benutze. Die Wiedereinsetzung der Bourbonen war ihm willkommen, als ein „Ruhepunkt" für die ermüdete Nation, obwohl er den Doktrinen der Legitimisten nicht huldigte.

Von dem Wiener Kongresse sah er früh voraus, daß „das Ganze auf eine flache und übertünchte Weise endigen werde", er sah „die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen" gekommen. In den Händeln über die Territorialfragen ragte er hervor als Verteidiger der Einverleibung Sachsens, er warf Talleyrand und dessen Genossen die treffende Beschuldigung zu, daß sie es seien, welche die Zerteilung der Völker verlangten. Sein Vorschlag, das eroberte Land durch einen trefflichen Statthalter, den Prinzen Wilhelm, zu gewinnen, fand keine Erfüllung. Wie ihn einst Napoleons Bulletins als einen Demagogen geschildert hatten, so ward er jetzt in der Presse als ein Borussomane und ein Spießgeselle der brutalen Gewalt angefeindet. Er aber hielt noch im hohen Alter mit voller Überzeugung seine wohlbegründete Meinung fest. Dagegen erkannte er die Unmöglichkeit, ein unabhängiges konstitutionelles Polen mit Rußland auf die Dauer friedlich zu verbinden. Für die deutsche Verfassung hatte er während des französischen Feldzugs in Chaumont einen neuen Plan entworfen, wonach die beiden Großmächte mit Bayern und Hannover als Direktoren die exekutive Gewalt besitzen und den Bundestag leiten sollten. Im Sommer darauf schlug er wiederum ein Direktorium der vier mächtigsten Staaten und eine Kreisverfassung vor, welche so tief in die inneren Landesangelegenheiten eingreifen sollte, daß die Großmächte sich ihr nicht völlig unterwerfen konnten; daher verfiel er auf den Ausweg, daß Preußen nur

mit den Ländern links der Elbe, Österreich gleichfalls nur mit seinen westlichsten Provinzen beitreten solle. Wenn Steins Meinungen über die Leitung Deutschlands nicht minder unsicher wechselten, wie die Ansichten der übrigen Zeitgenossen, so bieten seine Pläne doch sämtlich eine glänzende Seite, die den großen Staatsmann bekundet; sie enthalten alle sehr bestimmte Garantien für die Volksfreiheit: — Grundrechte für alle Deutschen und ausgedehnte, von Bundes wegen garantierte, durch ein Bundesgericht gesicherte Befugnisse für die Landstände. Desgleichen verlangte er in allen seinen Entwürfen unbedingte Einheit der Gesetzgebung für den Verkehr im weitesten Sinne. Er wünschte, daß die beiden Großmächte und Hannover die Vorberatung der deutschen Verfassung auf dem Kongresse allein in die Hand nähmen. Als statt dessen das Fünferkomitee gebildet ward und das Werk schon im Beginn an dem Widerstande Bayerns und Württembergs zu scheitern drohte, rief er den Zaren und den Verein der kleinen Fürsten zu Hilfe. Im Laufe des Winters kehrte er nochmals zu seinem Kaiserplane zurück. Als auch dieser verworfen ward, versuchte er nur noch, abermals umsonst, dem Artikel 13 der Bundesakte einen Inhalt zu geben, den Landständen der Einzelstaaten bestimmte Rechte von Bundes wegen zu gewährleisten. Das vollendete Werk erschien ihm gänzlich hoffnungslos. Er stand allein auf dem Kongresse, ohne Vollmacht, ohne Stimmrecht, und sein persönlicher Einfluß war im Sinken, je mehr die Erinnerung an die großen Tage des Krieges verblaßte.

Nach Napoleons Rückkehr brauste Steins alter Haß wieder auf, ein Haß, dessen Glut sich doch sehr wohl vertrug mit scharfsichtiger Würdigung des Feindes — wie denn Stein unter den ersten den Zug der Gemeinheit in dem Wesen des Imperators durchschaute. Stein zuerst ersann den Gedanken, Napoleon zu ächten. Bei den Verhandlungen über den Zweiten Pariser Frieden betrieb er rüstig die Rückführung der geraubten Kunstschätze, doch umsonst verlangte er, diesmal im Bunde mit den Staatsmännern Preußens und der kleinen deutschen Staaten, Elsaß und Lothringen für Deutschland zurück. Nachdem also fast alle Pläne, welche er an die Befreiung der Welt angeknüpft, gescheitert waren, zog er sich in das Privatleben zurück. Den Posten eines österreichischen und eines preußischen Bundestagsgesandten lehnte er ab, den einen, weil er sein Preußen nicht verlassen, den anderen, weil er nicht unter Hardenberg dienen mochte und von der Frankfurter Versammlung kein Heil erwartete.

Er verlebte ein reiches Alter auf seinen Gütern Kappenberg und Nassau, in lebhaftem brieflichen und persönlichen Verkehr mit bedeutenden Männern. Die persönlichen Erfahrungen dieser letzten Jahre verstärkten noch seine Liebe zu Preußen, da er in Nassau den kleinen Krieg der Bureaukratie wider die Mediatisierten ertragen mußte, während er in Kappenberg als Landtagsmarschall der Provinz Westfalen eine hochangesehene Stellung einnahm. Der Tod seiner Gattin, die erst in späterer Zeit seinem

Herzen nahegetreten war, gab seinem Geiste eine streng religiöse Richtung. Im Eifer seiner Rechtgläubigkeit wünschte er wohl, der Staat möge „ein Dutzend Rationalisten extra statum nocendi versetzen". Sein Glaube war echt und ohne Prunk, und obwohl er, nach der Weise dieser romantischen Tage, dem Katholizismus nähertrat, so blieb er doch allen ultramontanen Bestrebungen feind: Stein wünschte, wie sein Freund Erzbischof Spiegel, nationale Selbständigkeit unserer katholischen Kirche.

Die neuen politischen Zustände boten ihm wenig Anlaß zur Freude. Er sah auf der einen Seite die Bureaukratie mit ihrer „Wut zu generalisieren" und überhäufte diese Klasse mit schweren Vorwürfen, deren Härte sein alter Freund Kunth dem Aristokraten oftmals verwies. Der Adel andererseits schien ihm „in Selbstsucht, Einseitigkeit, Leerheit, Unbeholfenheit, Egoismus versunken". Stein suchte mit Montesquieu das Urbild freier Verfassung in England und „den deutschen Wäldern" und verwarf die durch neufranzösische Ideen befruchtete Richtung des süddeutschen Liberalismus als „seichten, rechtlosen Neologism". Die neue demokratische Strömung schien ihm darauf hinauszulaufen, „das Ganze in ein Aggregat von Gesindel, Juden, neuen Reichen, phantastischen Gelehrten zu verwandeln". Die rheinische Gesetzgebung bekämpfte er mit dem ganzen Hasse des Franzosenfeindes. Während er so alle vorherrschenden Richtungen im Staatsleben der Einzelstaaten bekämpfte, fand er die gesamtdeutsche Politik noch unglücklicher bestellt. Den Bundestag verachtete er als eine „vom Philistergeist durchdrungene politische Maschine", und sein Zorn wallte auf, als die Mainzer Zentraluntersuchungskommission ihn selber als einen Haupturheber der demagogischen Umtriebe beschuldigte. Ebensowenig wollte er teilhaben an dem neuen Teutonentum „dieser unbärtigen fratzenhaften Studenten". Die Opposition am Bundestage galt ihm als eine neue Form der alten Rheinbundsbestrebungen; er verdammte schonungslos jeden Bund im Bunde und das gesamte Treiben der „Afterbündler".

Dem Kundigen fällt nicht schwer, in dieser Fülle des Tadels, die der Alternde nach allen Seiten hin ausspendete, einige große positive Gedanken zu erkennen, welche zeigen, daß Stein noch immer auf der Höhe der Zeit stand, während er zu Wien als ein Haupt der militärischen Jakobiner, unter den Alltagsliberalen als ein Junker verrufen war. Zunächst verlangte er immer aufs neue Erfüllung der dem Volke gegebenen Verheißungen; denn „den durch die lautere Milch des Jesuitismus noch nicht getrübten Menschenverstand" werde man nicht überzeugen, daß es von dem Willen der Fürsten abhänge, ob und wie sie ihr Wort halten wollten. Die unheilvollen Folgen der Ausschließung der Nation von der Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten, die er schon in jenem Programme vom Jahre 1807 vorausgesagt, gingen Wort für Wort in Erfüllung. Jetzt wie damals wollte er den Grundbesitz in den Reichsständen überwiegend vertreten sehen, aber der Reichstag sollte wirksame Rechte haben: „Beratende

Stände sind eine inerte Masse oder ein turbulenter Haufe, der ins Blaue hineinschwätzt, ohne Würde, ohne Achtung." Wie schroff und herrisch der Marschall oftmals die liberalen Redner des westfälischen Landtags anließ — auf dem Verlangen nach Reichsständen bestand der gewissenhafte Mann unverbrüchlich, auch nachdem die Julirevolution alle konservativen Neigungen seiner Natur mächtig aufgeregt hatte. Über alle Verstimmungen und Beschwerden des Tages rettete er sich seine Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern und seinen Glauben an Preußen als den Hort unserer Zukunft. Er nannte Berlin selbst in jenen stillen Jahren, da das öffentliche Leben fast erstorben war, „den interessantesten Ort Deutschlands" und sah mit Stolz auf das preußische Heer; kriegserfahrene Offiziere waren dem streitbaren Manne die willkommensten Gäste. Unberührt von den Modekrankheiten des neuen Liberalismus, hielt er den Blick fest auf die Größe des ganzen Vaterlandes gerichtet. Auch da die kleinen Staaten des Südens als die beneidenswerten Stätten der Freiheit gepriesen wurden, schaute er mit unwandelbarer, grenzenloser Verachtung auf die unheilbaren Mängel des kleinstaatlichen Lebens. Er wußte, die Zeit sei noch nicht gekommen, die Staatsbildungen Napoleons vom deutschen Boden hinwegzufegen, und begrüßte mit Freuden jeden Anfang praktischer Einigung der Nation, so den werdenden preußisch-deutschen Zollverein. Auf die unverwüstliche Gesundheit unseres Volkes baute er felsenfest; nur „das Land der Phäaken", Österreich, schloß er in der Regel von seinem Lobe aus. Mit unvergeßlichen Worten rief er den Demagogenverfolgern zu, ein treues, sittliches, gebildetes Volk, das soeben einen glorreichen Krieg bestanden, verdiene Vertrauen und wieder Vertrauen. In solchem hohen patriotischen Sinne hat er auch das wissenschaftliche Unternehmen der Monumenta Germaniae begründet und ihm einen guten Teil seines Alters gewidmet. Radikale Blätter des Rheinlandes witterten in dieser Sammlung der Geschichtsquellen unserer Vorzeit feudale Bestrebungen. Der instinktive Widerwille aller Menschen ohne Vaterland, vornehmlich der liberalen Partikularisten, bildet den sichersten Maßstab für Steins Größe. Wer einzelne Ausbrüche der hypochondrischen Laune und der Tadelsucht des Staatsmanns außer Dienst auszuscheiden weiß, findet in den Briefen seines Alters eine unvergleichliche Quelle der Belehrung über die Zeitgeschichte und über die wichtigsten Probleme der Politik, dazu in der ausdrucksvollen Gewalt der eckigen, wuchtigen Sprache mit ihrer Fülle sich drängender Beiwörter ein getreues Charakterbild.

Stein starb, und mit ihm sein Geschlecht, am 29. Juni 1831. Sein Testament schließt mit der Mahnung an seine Erben, sich des göttlichen Segens würdig zu erhalten ... „vornehmlich durch treue und zu jeder Aufopferung bereite Liebe zum Vaterland". Auf der Inschrift seines Grabes wird er genannt: „Demütig vor Gott, hochherzig gegen Menschen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerschüt-

terlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier." — Die arge Verbildung unserer Zustände spiegelte sich wider in der Teilnahmlosigkeit, womit die Nation die Kunde von Steins Abscheiden aufnahm. Erst zwanzig Jahre nach seinem Tode ist Steins Bild dem Volke wieder nähergetreten. Der größte Staatsmann der Deutschen dieses Jahrhunderts war ein stolzer Preuße und ein Unitarier.

Samuel Pufendorf

Berlin 1875

Nahe dem Altar der alten Nikolaikirche, die inmitten des lauten Gewühls der deutschen Hauptstadt noch von den bescheidenen Tagen der ehrenfesten märkischen Landstadt Berlin erzählt, steht in dunkler Nische ein halbvergessenes Grab. Eine verblichene lateinische Inschrift unter einem grell bemalten Freiherrnwappen meldet, daß hier die Gebeine Samuel Pufendorfs ruhen: „Seine Seele ist in den Himmel aufgenommen, sein Ruhm fliegt über den ganzen Erdkreis." Unter den Hunderten, welche im Oktober 1694 diese offene Gruft umstanden — und was Berlin an Glanz und Macht besaß, der kurfürstliche Hof voran, war dort versammelt — blickte vielleicht mancher mit Groll und Neid auf die Bahre des streitbaren Denkers; doch niemand hätte jenes volltönende Lob der Prahlerei zu zeihen gewagt. Die Nation empfand: eine Größe unseres Landes und des Weltteils war geschieden. Im Laufe der Jahre ist der einst hochgepriesene und tödlich gehaßte Name verschollen und vergessen. Der Masse der Ungelehrten erwacht bei seinem Klange wohl nur die unbestimmte Vorstellung von einem gravitätischen Professor in Goldbrokatkleid und Allongeperücke, oder sie erinnern sich lächelnd der Verse Schillers:

Drum laßt der wilden Wölfe Stand
Und schließt des Staates dauernd Band!
So lehren vom Katheder
Herr Pufendorf und Feder.

Selbst in der Wissenschaft war das stattliche Bild des größten Publizisten der alten Reichszeit langehin dermaßen verdunkelt und entstellt, daß Häusser in seiner Pfälzischen Geschichte den furchtbaren Störenfried der zünftigen Gelahrtheit geradezu als „einen charakteristischen Ausdruck dieser unermeßlich gelehrten, aber in ihrer patriotischen Gesinnung so ganz leb- und farblosen Bücherzeit" schildern konnte. Erst in der jüngsten Zeit hat Droysen dem Historiker, Bluntschli dem Politiker Pufendorf die gebührende Ehre gegeben; seitdem beginnt die gelehrte Welt, dem Vergessenen

wieder ihre Augen zuzuwenden, und es mehren sich die Stimmen, welche den Seherblick des Severinus de Monzambano preisen. Indem ich zu schildern versuche, was die Zeitgenossen an ihm bewunderten und fürchteten, fühle ich schmerzlich die Armut meines Wissens. Hat der stolze Mann, der in allem von dem Handwerksbrauch abwich, auch die Briefseligkeit der Gelehrten seiner Tage verschmäht, blieb ihm bei dem Übermaße der Arbeit und der Kämpfe keine Muße für vertraulichen Gedankenaustausch, oder hat nur ein rätselhafter Unstern über seinem Nachlaß gewaltet? Genug, bis auf wenige dürftige Bruchstücke ist uns alles verloren, was von den Herzensgeheimnissen dieses stürmischen Geistes erzählen könnte. Mehr als von anderen Gelehrten gilt von ihm, daß des Denkers Leben in seinen Werken liegt. —

Als Ernst Moritz Arndt im Frühjahr 1848 zu Frankfurt unter den Vertretern der Nation erschien und den Schwergeprüften der jubelnde Hochruf der Versammlung begrüßte, da ergoß sich sein überströmendes Gefühl in die Worte: „Ich glaube an die Ewigkeit meines Volkes." Wer diesen rührenden Ausspruch des Alten verstehen und sich überzeugen will, daß wir wirklich, menschlich zu reden, auf die unverwüstliche Dauer deutschen Volkstums bauen dürfen, der wird den festesten Anhalt für solche frohe Zuversicht nicht in den Zeiten deutscher Macht und Herrlichkeit finden, sondern in den jammervollen Tagen nach dem Dreißigjährigen Kriege. Durch die völlige Zerstörung seiner alten Gesittung, durch eine beispiellose Verwüstung des Wohlstandes und des sittlichen Lebens hatte das Vaterland der Reformation dem Weltteil die Freiheit des Glaubens gerettet. Mit dem stärksten Volke Europas spielten die Fremden. Jene Sprache, die zu Luthers und Huttens Zeiten zugleich im Glanze reiner Bildung und in der gedrungenen Kraft volkstümlicher Derbheit geprangt, war verwelscht und verschnörkelt, ein widriges Gemisch von Flachheit und Schwulst, von Künstelei und Roheit, so knechtisch, so unfähig, das Edle und Erhabene in einfacher Großheit auszusprechen, daß auf die Frage, welche deutschen Schriften jener Tage wir heute noch lesen können — die ehrliche Antwort lauten muß: außer einigen Gedichten von Simon Dach, Logau, Paul Gerhard allein die schnurrigen Abenteuer des Simplizissimus und die gespaßigen Predigten Pater Abrahams a St. Clara! Die Angst und Not der Zeit, die Herrschaft der rohen Gewalt und das Eindringen fremder Sitten hatten das Gemütsleben der Nation bis in seine Tiefen verwirrt und gestört. Treu und Glauben war verschwunden wie der stolze Freimut und die helle Lebenslust der Väter. Häßliche Geldgier beherrschte hoch und niedrig; die prahlerische Hoffart üppiger Verschwendung währte fort mitten in der allgemeinen Verarmung. Was allen gemein war, hatte für ehrenwert gegolten in besseren Tagen, jetzt war das Gemeine verächtlich. Schlecht und recht zu leben dünkte den Alten rühmlich, jetzt ward das Schlechte zum Schimpfwort. Und dennoch,

in dieser entsetzlichen Verwüstung, die jedes schwächere Volkstum vernichtet hätte, begann der große Werkeltag der neuen deutschen Geschichte. Damals hat Kurfürst Friedrich Wilhelm den Grund gelegt für den neuen Staat unseres Volkes; damals erhob sich der Kampf des weltlich freien Gedankens gegen die theologische Verbildung und den blinden Überlieferungsglauben einer verkommenen Wissenschaft, jener Kampf, der das Werk der Reformation vollendet und, siegreich hinausgeführt, den Deutschen die Binde von den Augen riß und die Zungen löste, also daß sie fähig wurden, der Welt die Ideale der Humanität zu verkündigen.

Wenn der Ruhm jener politischen Neubildung allein den Märkern und den Preußen gebührt, so haben an den schweren ersten Anfängen dieses Ringens der Geister kursächsische Männer den reichsten Anteil. Der hochbegabte obersächsische Stamm, von jeher reich an hellen Köpfen, hat seit Luthers Tagen nie wieder so entscheidend eingegriffen in die Bildung unseres Volkes wie damals, da er neben einer Fülle kleinerer Talente rasch nacheinander die drei reformatorischen Denker der Epoche, Pufendorf, Leibniz, Thomasius, in das verödete deutsche Leben hinaussandte — drei Männer, die, allesamt verstoßen von der Heimat, doch in Art und Unart immer echte Söhne Obersachsens blieben.

Im Jahre der Schlacht von Lützen (8. Januar 1632) wurde Samuel Pufendorf im Pfarrhause von Dorf-Chemnitz geboren, ein Altersgenosse von Spinoza, Locke und Cumberland. Sein Geschlecht zählte zu den alten Theologenfamilien; in langer Reihe erscheinen die bibelfesten Elias, David, Jeremias, Samuel, Esaias Pufendorf unter den Pastoren des Meißnerlandes. Zwei Jahre darauf wurde der Vater nach Flöha versetzt. Dort in den Bergen, im malerischen Tale der Flöha, ist der Knabe aufgewachsen, mitten unter den Trümmerstätten des großen Krieges; denn zweimal hatten droben im Erzgebirge die wildesten Söldner des wilden Jahrhunderts, die Holkischen Jäger, gehaust. Die Almosen eines Edelmannes ermöglichten dem armen Pfarrer, den kleinen Samuel auf die Fürstenschule nach Grimma zu schicken. Der Krieg hatte die Schüler verscheucht; nur zwei oder drei Tische waren noch besetzt in den vormals überfüllten Sälen. Dann und wann streiften wohl brandschatzende Fouriere herüber aus der schwedischen Garnison im nahen Leipzig. Unabänderlich ging inmitten der Schrecken des Krieges die alte geistlose Methode des Unterrichts ihren Gang: strenge Unterweisung in Grammatik, Logik, Rhetorik und den Dogmen des rechtgläubigen Luthertums. Aber dem stämmigen Jungen mit den trotzigen Lippen und den großen braunen Augen wollte die „Bärenhäuterei" nicht behagen. „Gott gab mir zu Grimme ein," schreibt er in späteren Jahren zufrieden, „daß ich denselbigen Quark fahren ließ und las sofort brave Autores." Wie oft hat der gestrenge Konrektor Brodkorb den Schüler geohrfeigt, wenn er heimlich unter der Bank die historischen Werke der Alten verschlang. So stand der Jüngling früh auf eigenen

Füßen und trug von der Schule heim, was die philologische Pedanterei der Lehrer ihm nicht bieten konnte, eine umfassende Kenntnis der Geschichte und der Gedanken des klassischen Altertums.

Als er die Leipziger Universität bezog, wurde soeben das prunkende Friedensfest gefeiert (1650); die Schweden zogen ab, und die akademische Herrlichkeit reckte sich wieder behaglich aus in der alten Musenstadt. Die Stadtsoldaten präsentierten wieder das Gewehr, wenn der Rector magnificus in seiner Pracht daherschritt; und derweil die diplomatische Welt über den Exzellenztitel der kurfürstlichen Gesandten haderte — dem Leipziger Professor der Theologie, als einer festen Säule von Staat und Kirche, wagte niemand die Exzellentia zu bestreiten. Der Name Leipzigs hat jederzeit mit vollem Rechte einen guten Klang gehabt unter den deutschen Universitäten. Doch während fast jede unserer größeren Hochschulen irgendeinmal belebend und neuernd auf die Gesittung der Nation eingewirkt hat und die Namen Wittenberg, Heidelberg, Halle, Göttingen, Königsberg, Jena, Berlin unzertrennlich verflochten sind mit der Geschichte der großen Umwälzungen unserer Bildung, ja selbst kleinere Universitäten als Bahnbrecher deutscher Kultur im bedrohten Grenzlande oder auch durch die Umgestaltung einzelner Wissenschaften reformatorische Tatkraft bewährt haben: — blieb das Athen an der Pleiße immer eine hochkonservative Macht, mehr eine Wahrerin überlieferten Wissens als eine Schöpferin neuer Gedanken.

Und niemals stand die Leipziger Gelehrsamkeit den lebendigen Kräften der Zeit so feindlich gegenüber wie in jenen Tagen, da sie mit hineingerissen ward in den Niedergang des kursächsischen Staates. Unaufhaltsam war der Staat der Albertiner hinabgesunken von seiner glänzenden Stellung an der Spitze der deutschen Protestanten. Seit eine blutige Verfolgung die milden Anhänger Melanchthons aus der Landeskirche vertrieben, seit der Kanzler Nikolaus Crell den letzten kecken Versuch, große protestantische Politik zu treiben, mit dem Leben gebüßt hatte, erschien Kursachsen als das klassische Land des altlutherischen Episkopalsystems, das in dem Leipziger Benedikt Carpzov seinen theoretischen Verherrlicher fand. Unumschränkt schaltete in Staat und Kirche der geistliche Stand verschwiegerter und verschwägerter Theologengeschlechter. Mit ihm fest verbündet der politische Stand, das Landjunkertum, damals wie heute der hochmütigste Adel des deutschen Reichs: umsonst versuchte Graf Rochus Lynar seinen Standesgenossen zu beweisen, daß die Arbeit des Architekten einem Edelmanne nicht unziemlich sei; der Groll der Kaste blieb unbelehrt, der geistvolle Baumeister mußte nach Brandenburg hinüberziehen, um dort in Ehren seinem Künstlerberufe zu leben. Die Masse des Volkes fand bei der schwachen Gewalt des Landesherrn keinen Schutz wider die Willkür dieser beiden herrschenden Stände; dem vielgeplagten status oeconomicus blieb auferlegt, in der Kirche die Heilswahrheit aus

dem Munde der Heiligen des Herrn zu empfangen, im Staate die Beschlüsse des adligen Landtags gehorsam zu befolgen.

Wie die Verfassung der Landeskirche der römischen Hierarchie sich näherte, so kam die Politik des sinkenden Staates Schritt für Schritt den Plänen der Habsburger entgegen. Die Hofprediger jubelten, als in der Schlacht am Weißen Berge der calvinistische Pfalzgraf von der katholischen Liga niedergeworfen wurde, denn mit dem abendländischen Antichrist zu Rom können sich die wahren Christen zur Not vertragen, nicht mit dem morgenländischen Antichrist, dem Islam, die reformierten Sakramentsschänder aber stehen den Mohammedanern gleich! An jedem Sonntag flehte das Kirchengebet den Himmel an, daß er das rechtgläubige Volk bewahre vor den Tücken des Calvinismus, und noch heute erinnert das obersächsische Schimpfwort „Du Sakermenter" an den alten Bruderzwist der Protestanten. Während des Dreißigjährigen Krieges focht die Vormacht des deutschen Protestantismus nur vier Jahre hindurch für die evangelische Sache; sechsundzwanzig Jahre lang verblieb sie im Lager des Kaisers oder in kläglicher Neutralität und erwarb endlich den Besitz der Lausitzen durch den Verrat an ihren schlesischen Glaubensgenossen. Als dann beim Beginn der Friedensverhandlungen der junge Kurfürst von Brandenburg dem zerrissenen Vaterlande den Weg der Rettung wies und die unbedingte Amnestie, gleiches Recht für die drei großen Glaubensbekenntnisse Deutschlands forderte, da widerstrebte das sächsische Luthertum ebenso leidenschaftlich wie die Wiener Jesuiten; erst nachträglich, nach vergeblichen Protesten, trat Kursachsen dem Westfälischen Frieden bei.

Also hatten die Albertiner längst den abschüssigen Weg beschritten, der sie schließlich zum Abfall vom evangelischen Glauben führen sollte. Die Macht ihres Staates war gesunken trotz des vergrößerten Gebietes; denn schon begann der deutsche Protestant in Berlin den Schutz zu suchen, den man in Dresden schwach versagte. Voll Haß und Eifersucht verfolgte der Dresdner Hof das Aufsteigen seines unruhigen nordischen Nebenbuhlers, der soeben in dem Wettkampfe um Kleve und Magdeburg die Albertiner geschlagen hatte; dort in den Marken erhob sich der Staatsgedanke einer neuen Zeit, die absolute Monarchie, ein unheimlicher Nachbar für die Libertät der sächsischen Stände.

An allen Sünden dieser ständisch-lutherischen Oligarchie hatte die Leipziger Universität ihren reichen Anteil. Sie galt unbestritten als die erste der deutschen Hochschulen, im Auslande als der Mittelpunkt deutscher Bildung; ihre Lehrer führten gern das Wort im Munde: Extra Lipsiam vivere est miserrime vivere. Der kleinliche Begriff des deutschen Auslandes war den Gelehrten jener Zeit noch unbekannt; während heutzutage Preußen allein unter allen deutschen Staaten seinen Studenten unbedingt gestattet, sich ihre Bildung außerhalb der Landesuniversitäten zu suchen,

verband damals eine schrankenlose Freizügigkeit alle deutsche Hochschulen. So strömten denn drei- bis viertausend Studenten aus allen Gauen des Reiches an der Pleiße zusammen. Dies bewegte akademische Treiben und der schwunghafte Fremdenverkehr der Messen gaben der Stadt, die noch kaum fünfzehntausend Einwohner zählte, ein großstädtisches Gepräge; die deutschen Buchhändler, die bisher in Frankfurt ihren Markt gehabt, begannen bereits vor der gestrengen kaiserlichen Zensur sich nach dem Osterlande zu flüchten. Die wohlhabende Bürgerschaft, allezeit empfänglich für geistiges Leben, bedachte ihre Hochschule mit reichen Stiftungen; weithin im Reiche pries man die alamodische Feinheit, die weltläufige Bildung des galanten Sachsens, die noch in Lessings Minna von Barnhelm der rauhen Schroffheit der Märker überlegen gegenübertritt. Ein gewaltiger Wissensschatz lag in den Hallen des Paulinums aufgetürmt; und es war kein Zufall, daß auf diesem Boden Polyhistoren wie Pufendorf und Leibniz erwuchsen. Selbst dies Geschlecht, das schreibseligste der deutschen Geschichte, wußte Wunder zu berichten von der riesigen Arbeitskraft der Leipziger Gelehrten; man erzählte von Professoren, die um Zeit zu sparen sich niemals auskleideten. Die Ordinarien bildeten eine festgeschlossene Zunft und Vetterschaft. Einige große Gelehrtendynastien, die nach Fürstenweise allen ihren Söhnen denselben Vornamen gaben, die Benedikt Carpzov, die Polykarp Lyser, beherrschten die Universität — zumeist wohlhäbige Herren, verschwägert mit den reichen Kaufleuten, trefflich ausgestattet mit Sporteln und Naturallieferungen, und wer ein übriges tun wollte, nahm Studenten in Kost oder verband auch wohl mit seinem Kollegium einen einträglichen Wein- und Bierschank. Obwohl der sprichwörtliche Kindersegen der Leipziger Professoren späterhin den gelehrten Magister Fiebiger veranlaßte, eine tiefsinnige Abhandlung de polyteknia eruditorum zu schreiben — für den Genossen dieser mächtigen Sippen blieb immer noch ein Lehrstuhl frei.

Wohl gesichert wie das Einkommen der Ordinarien war auch ihre politische Machtstellung. An der Entscheidung der Theologen von Leipzig und Wittenberg hing das Heil jeder Seele im Lande; die vier Leipziger Dekane übten die Zensur über alle neuen Bücher. Der Schöffenstuhl der Juristenfakultät fällte unermüdlich seine blutigen Sprüche, verfolgte mit frommem Eifer die argen Friedensstörer der argen Zeit, die Hexen; und der alte Carpzov rühmte sich gern, wie viele tausend Todesurteile er schon unterzeichnet habe. Neben den Ordinarien lehrte die lange Schar der Magistri legentes, weit zahlreicher als unsere heutigen Privatdozenten, aber auch weit abhängiger als sie von der Gunst der Fakultäten; selten einmal gelang es einem barbarus Doctor, der in Orleans oder Padua seinen Doktorhut erworben, einzudringen in diese scharf umgrenzten Kreise, wenn er sehr stark im Glauben war oder den goldenen Schlüssel, der in dem alten Kursachsen alle Türen öffnete, zu handhaben verstand.

Unheimlich tritt hinter der anmaßlichen Herrlichkeit dieser respektabeln Zunftgelehrten und alamodischen Studenten die Herzenshärtigkeit und Gedankenarmut einer verkommenen Epoche hervor. Auf die naturwüchsige Zentaurenplumpheit der alten Zeit war eine verfeinerte Roheit gefolgt, prunkend mit allen Lastern der höher gesitteten Nachbarvölker. Ein Pennalismus, dessen abgefeimte Grausamkeit zuweilen sogar den Regensburger Reichstag zum Einschreiten zwang, erzog ein Volk von Knechten, vernichtete jeden männlichen Stolz; und mitten in dem gefeierten Sitze der deutschen Musen blühte der blöde Aberglaube, um jene Zeit zog der ewige Jude in Leipzig bettelnd von Tür zu Tür und erntete reiche Gaben. Unter dem Wust überlieferten Wissens erstickte der letzte Funke des prometheischen Feuers; die Erkenntnis, daß die Wissenschaft ein ewiges Werden ist, dieser Gedanke, der den Hochschulen der Gegenwart die Luft des Lebens bildet, blieb der theologischen Verstocktheit jener Tage unfaßbar.

Verfassung und Lehrweise der Universitäten ließen noch überall erkennen, daß sie einst ausgegangen waren von der alten Königin der Wissenschaften; das Volk in Niederdeutschland nannte die Studenten noch Halfpapen. Die Glaubenseinheit des akademischen Körpers bestand überall als unverbrüchliche Regel, und für selbstverständlich galt, daß die Wissenschaft dem wahren Glauben niemals widersprechen könne. Wie der Theolog verpflichtet war, die Schrift und die symbolischen Bücher lauter und unverfälscht zu lehren, so wurde der Jurist auf das Corpus juris vereidigt, der Philosoph auf den Aristoteles; vier Professoren der aristotelischen Philosophie hatten zu sorgen, daß dem sächsischen Studenten die Weisheit des alten Griechen treu und ohne Zutat überliefert werde.

Die alte Zanksucht dieser im Autoritätsglauben erstarrten Wissenschaft entbrannte eben jetzt in tobendem Zorne, seit der milde Georg Calixtus und seine Helmstedter Genossen die hadernden Konfessionen wieder an den gemeinsamen Boden des ältesten Christentums zu erinnern wagten. Calovius in Wittenberg und Hülsemann in Leipzig donnerten wider die synkretistischen Mameluken, verfluchten die gemischte Ehe zwischen Lutheranern und Reformierten als eine Todsünde. Nachdrücklicher als je zuvor wurde dem sächsischen Täufling der Teufel ausgetrieben, und wehe dem Leipziger Kandidaten, der als ein neuernder Theolog, ein theologus novaturiens, erfunden ward! Das Deutsche Reich hallte wider von dem Schlachtgeschrei der Protestanten und der lauten Schadenfreude der Jesuiten, und Friedrich von Logau schrieb klagend:

Ehr' mir Gott Religion, die zwar reinen Glauben gibt,
Aber nichts als Haß und Neid wider ihren Nächsten übt!

Da untersagte Friedrich Wilhelm von Brandenburg seinen Geistlichen das Lästern wider die evangelischen Brüder. Calov aber schrieb zornig:

„Schon gut, daß man den Calvinern das Maul verbietet, denn einen Grundirrtum können sie uns nicht nachweisen; nur der getreue lutherische Wächter auf Zion muß frei reden dürfen, wenn der Geist ihn treibt!" Und so zügellos ward fortan auf dem entweihten Lehrstuhl Martin Luthers gegen den brandenburgischen Ketzerfürsten gehetzt und gezetert, daß Friedrich Wilhelm endlich seinen Landeskindern den Besuch der Wittenberger Hochschule verbieten mußte.

Dem Luthertum jener Tage war von dem ursprünglichen Geiste der Reformation schlechthin nichts mehr geblieben. Als hätte Luther niemals mit seinen gewaltigen Fäusten unter die Scholastiker geschlagen, feiern die Lutheraner den Doctor angelicus Thomas von Aquino wieder als den Fürsten der Moralisten. Ehrfurchtsvoll wie in den Jesuitenschulen wird „der Papst der Metaphysiker" Suarez auf den sächsischen Kathedern gepriesen; Escobar und Mariana, alle die spanisch-italienischen Jesuiten, welche den Habsburgern die Waffen wider die Ketzer geschliffen, gelten dem verkommenen Luthertum als Säulen der Kirche so gut wie „unser seliger Stuhl", der gestrenge Glaubenswächter von Jena. Lutherische Theologen und Juristen gebrauchen wetteifernd das verstaubte Rüstzeug der scholastischen Formeln und Definitionen und trösten sich mit dem bequemen Vorwand: nur durch solche Waffen könne man das Papsttum bekämpfen! Die lutherische Wissenschaft ging an dem reichen Tische der Jesuiten zu Gaste; was Wunder, daß die alte Kirche noch immer mächtig um sich griff im protestantischen Deutschland, einen Reichsfürsten nach dem andern zum römischen Glauben zurückführte! Dabei verstanden die sächsischen Theologen trefflich, ihre Herrschsucht hinter gleisnerischer Untertänigkeit zu verstecken; während sie den Staat ausbeuteten, rühmten sie ihre Kirche, weil sie „die servilste von allen ist und mehr als jede andere die Obrigkeit favorisiert", und forderten für sich im irdischen Jammertale nichts weiter als obsequii gloriam — ohne den grimmen Hohn zu ahnen, den Tacitus in jene Worte gelegt hat.

In diese verknöcherte Welt tritt jetzt der junge Pufendorf ein, ein feuriger Jüngling mit dem ganzen Ungestüm des obersächsischen Blutes — denn wohl kein anderer Stamm in diesem leidenschaftlichen Deutschland zählt so viel stürmisch aufbrausende Naturen — derb und rücksichtslos, schnellfertig im Urteil, ungewillt, die rasche Zunge zu bändigen. Seine gediegene klassische Bildung läßt ihn schnell die Leere der akademischen Wissenschaft erkennen, sein scharfer Witz stößt sich an den pedantischen Formen des Zunftbrauches, und bald liegt er in beständigem Kampfe mit seiner gesamten Umgebung. So wächst er früh zu streitbarem Freimut heran, wie nachher unter verwandten Verhältnissen seine Landsleute Lessing und Fichte; den Warnungen weltkluger Behutsamkeit antwortet er mit seinem Luther: „Ich kann nicht wider die Wahrheit." Er war sein Lebtag ein treuer Lutheraner und bewahrte neben freiem, hei-

terem Weltsinn immer das schöne Erbteil seines frommen Vaterhauses, ein tiefes religiöses Gefühl; die theologischen Studien aber verließ er angewidert schon nach wenigen Wochen. Ihn empörte dieser geistliche Hochmut, der über der Rechthaberei des dogmatischen Parteigezänks den sittlichen Inhalt des Christentums ganz vergessen hatte. Exegese wurde in Leipzig gar nicht gelesen, und der fromme Francke mußte einige Jahre später in den Buchhandlungen der Meßstadt lange vergeblich nach einer Bibel suchen. Schönere Kränze, als die Erklärung der Heiligen Schrift sie bot, winkten dem sächsischen Theologen, wenn er aus den tausend Büchern über die Erbsünde das tausendunderste zusammenstellte oder durch eine Dissertation „Über das Gewicht der Weintrauben im Lande Kanaan" einen im Weinberge des Herrn längst gehegten Zweifel beseitigte, oder wenn er gar die schwierige Frage beantwortete: „Ob Pythagoras ein Jude war oder ein Karmelitermönch?"

Die in den Kreisen der Gottesgelahrtheit empfangenen Eindrücke hat Pufendorf nie verwunden; bis an sein Ende blieb ihm der rechtschaffene Haß gegen „die Priester, die unter dem Namen des Gebets nur die greuliche Wut ihres erbitterten Gemütes ausschnauben". Also schied er von den Theologen und ist fortan allezeit als ein rechter Bönhase fern von der geebneten Straße der Zünftler seines eigenen Weges geschritten. Er warf sich mit planlosem Eifer auf alle Zweige des Wissens, blieb dabei jugendfrisch und lebenslustig, ein frohmutiger Genosse des Collegium anthologicum, wo das junge Volk „unter Liedern der Freundschaft die Wahrheit suchte". Außer der Theologie und der Medizin ward ihm jedes Fach der Gelehrsamkeit vertraut; nur die Welt des Schönen blieb ihm verschlossen wie allen Söhnen jenes prosaischen Geschlechts. Andere junge Männer schwärmten wohl mit erzwungener Begeisterung für die leblosen Gebilde einer ohnmächtigen Dichtung, und ein Leibniz konnte im Überschwang teutonischen Selbstgefühls jene unbegreiflichen Verse dichten:

Was lobt man viel die Griechen?
Sie müssen sich verkriechen,
Wenn sich die teutsche Muse regt. —
Horaz in Flemming lebet,
In Opitz Naso schwebet,
In Greiff Senecens Traurigkeit.

Pufendorfs derbe Wahrhaftigkeit hat sich nie bemüht, Gefühle zu erkünsteln, die ein gesunder Sinn nicht hegen konnte.

Als er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre für kurze Zeit nach Jena übersiedelte, fand er zum ersten Male einen Lehrer, der ihn zu fesseln und seinen unstet schweifenden Sinn auf ein festes Ziel zu richten verstand: den geistreichen Mathematiker Erhard Weigel. Nur von der überlegenen Bildung des Auslandes konnte die verwilderte deutsche Wissenschaft den

Anstoß zu neuem Schaffen empfangen. So war auch Weigel erst in der Schule des Cartesius zum selbständigen Denker geworden; er verstand nach der vielseitigen Gelehrtenweise der Zeit, die mathematische Methode des Meisters auch auf das Naturrecht und die politischen Wissenschaften anzuwenden, und ist vielen guten Köpfen, späterhin auch dem jungen Leibniz, ein Erwecker gewesen. In diesem Kreise zuerst ward mit der lutherischen Scholastik entschieden gebrochen; hier lernte Pufendorf, obgleich er niemals ein Cartesianer ward, wissenschaftlich zu denken und allen Autoritäten unabhängig gegenüberzutreten. Er begann jetzt sich zu sammeln, wurde durch seinen freundlichen Lehrer in die Werke des Grotius und Hobbes eingeführt und sah beschämt, wie weit die heimische Staatswissenschaft hinter dem voraussetzungslosen Denken der Nachbarn zurückstand.

Wie lächerlich erscheinen ihm nun die leeren Wortgefechte der deutschen Professoren: Mars Germaniae perpetuus! Höhnisch fragt er, durch welche verhängnisvolle Vergünstigung (quo fatali favore) denn dieser Aristoteles dazu gelangt sei, für den Gipfel aller menschlichen Weisheit zu gelten. Er spottet der Rechtslehrer, die vor dem sanctissimum corpus juris die Knie beugen, und ruft den Theologen zu: seit unsere Kirche in die Scholastik zurückfiel und die jesuitischen Sophisten verehrt, geht es abwärts mit ihr, und das Papsttum steigt auf! Aus der Vernunft allein will er die Welt verstehen und eine christliche Philosophie so wenig anerkennen wie eine mohammedanische; trotzig pocht er auf das Recht der Lebendigen und hält sich an jenen Ausspruch des Hobbes, der die innerste Überzeugung aller freien Köpfe dieser ringenden Zeit verkündigt: „Sollen wir das Alter ehren, nun wohl, die Gegenwart ist älter als die Vorzeit." Er verschmäht, den feilen juristischen Doktorhut zu kaufen; mit Mühe beredet ihn Weigel, daß er sich mindestens den unentbehrlichen Magistertitel erwirbt. So kehrt er als ein abgesagter Feind der zünftigen Gelehrsamkeit nach Leipzig zurück; zu arm und zu stolz, um die Gunst der akademischen Machthaber zu erbitten, steht er bald ratlos in bitterer Not.

Da nimmt sein Bruder Esaias sich des Verlassenen an. Geschwister zeigen häufig eine seltsame Verwandtschaft der Anlagen, die zugleich einen schroffen Gegensatz enthält; einzelne Charakterzüge ungewöhnlicher Männer finden wir oft bei ihren Brüdern bis zum Zerrbild gesteigert wieder. Wie jener mephistophelische Zug, den Friedrich der Große mit der Kraft des Genius zu bändigen wußte, in dem Prinzen Heinrich als die Grundstimmung der Seele auftritt, so wird Esaias Pufendorf durchaus beherrscht von den verneinenden und zersetzenden Kräften, die in Samuels Geist gärten. Ihm fehlt die Tiefe, die Vielseitigkeit und darum auch die Mäßigung des Bruders; Samuels kritische Schärfe erscheint bei ihm als liebloser Spott, dessen tapfere Kampflust als kecker Abenteurermut. Vier Jahre älter als Samuel, hatte Esaias gleich jenem die Theologie bald ver-

lassen und sich den politischen Wissenschaften zugewendet; auch er war ein eifriger Protestant, doch sein Haß wider Rom blieb nicht ohne einen Anflug weltmännischer Skepsis, vor allen anderen Denkern liebte er den feinen Spötter Erasmus. Um die Zeit, da Samuel die Universität bezog, eröffnete der Ältere bereits als Leipziger Magister staatswissenschaftliche Vorlesungen, ward dem jüngeren Bruder ein freundlicher Mentor und machte ihn zuerst mit den politischen Fächern bekannt. Aber das Katheder vermochte den rastlosen Tatendrang Esaias Pufendorfs nicht lange zu fesseln. Er ging mit einem Grafen Königsmarck auf Reisen, wurde durch ihn in die Kreise des schwedischen Adels eingeführt und trat bald selbst in den diplomatischen Dienst der nordischen Macht; das menschenarme Land bedurfte beständig deutscher Kräfte, um seine künstliche Großmachtstellung zu sichern. Seitdem ist er in mannigfaltiger Wirksamkeit zu Paris und Stockholm, zu Königsberg und Wien als diplomatischer Agent der Krone Schweden tätig gewesen, ein echtes Kind seiner gewissenlosen Zeit, mit unruhigem Ehrgeiz nach Macht und Einfluß strebend. Die Skandalsucht der Zeitgenossen wußte viel zu erzählen, wie oft er den Schweden Spionendienste geleistet und als Bauer oder Handwerker verkleidet das Deutsche Reich durchwandert habe; der Große Kurfürst ließ ihn einmal aus Ostpreußen ausweisen, denn warum mußte der Vielgewandte, angeblich in postalischen Angelegenheiten, so lange in Danzig und Königsberg sich umhertreiben?

Seine Gesandtschaftsberichte zeigen den ganzen Mann: weiten, freien Blick, die boshafte Ironie des überlegenen Kopfes, scharfe Beobachtung und eine seltene Kunst lebendiger Erzählung. Wie meisterhaft hat er die Jesuiten am Hofe Kaiser Leopolds geschildert, wie sicher durchschaut er die Hohlheit jener habsburgischen Staatskunst, die über ihren europäischen Plänen die Wohlfahrt des eigenen Landes vergißt: „Die kaiserlichen Minister haben ihrem Herrn schon von langer Hand her weisgemacht, daß sie sich um die Kammersachen nicht bekümmern dürften, sondern selbige Sorgen, als die mit ihrer Grandeur und Dignität nicht konvenabel und dazu sehr verdrießlich und schwer wären, denen so darüber bestellet, allerdings und absolute überlassen und also in diesem Stück nur mit fremden Augen sehen müssen." Er aber weiß, daß „die allerklügsten Konsilia gute Gedanken bleiben, wenn sie nicht zuvor mit dem Beutel in Rat gestellet sind". Der skrupellose Realist schätzt nur die Macht, verachtet die Schwäche des zerrissenen Deutschen Reiches und dient, gut schwedisch, unbefangen der ausgreifenden Herrschsucht seines Militärstaats; er lebt in den Überlieferungen der Politik Axel Oxenstiernas, will den deutschen Protestanten an den verbündeten Kronen Frankreich und Schweden einen Rückhalt geben und also den Habsburgern die Stange halten. An der Herrschaft der Fremden auf deutschem Boden nimmt er keinen Anstoß: die Eitelkeit der deutschen Fürsten soll sich nicht „flattieren, daß fremde

Potentaten ihnen notwendig umsonst und gleichsam ihres gelben Haares wegen zu Hilfe kommen müßten".

Mit seiner reichen Welterfahrung, seiner gewiegten Kenntnis der praktischen Staatskunst ist Esaias dem jüngeren Bruder immer ein unschätzbarer Lehrer gewesen; beherrscht hat er ihn niemals. Samuel war nicht der Mann, in die Fußtapfen eines anderen zu treten; doch bei vielfacher Meinungsverschiedenheit blieb die herzliche Eintracht ungetrübt. Jeder Mensch verlangt nach einer Heimat; es war, als wollten die Brüder durch treue Zuneigung einander die verlorene Heimat ersetzen, die beiden fortan nur Haß und Verfolgung gespendet hat. Immer wieder hat Samuel in Büchern und Briefen den Vielverdächtigten dankbar gepriesen; er nennt ihn gern animae dimidium meae.

Durch Esaias' Vermittlung erhielt der junge Magister die Stelle eines Hauslehrers bei dem schwedischen Gesandten Ritter Coyet in Kopenhagen. So trat er denn im Frühjahr 1658 seine Gelehrtenreise an, die peregrinatio academica, die damals noch von jedem angehenden Professor verlangt wurde; sie sollte ihm höchst unakademische Erfahrungen bringen. Es war der Fluch der Zeit, daß Theorie und Praxis des Staatslebens noch völlig unvermittelt nebeneinander hergingen. Während die deutschen Staatslehrer mit feierlichem Ernst die hohlen Formeln des Reichsrechts erläuterten, wurde das Schicksal der Staaten bestimmt durch die neue Staatsräson[1], eine Politik der Gewalttat und der Lüge, die sich trotzig zur Verachtung jedes Rechts und jeder Treue bekannte; im Volke sprach man entrüstet von dem Teufelskatechismus, den umgekehrten zehn Geboten der Politiker.

Eine der frechsten Taten dieser modischen Staatsräson sollte Pufendorf jetzt aus nächster Nähe beobachten. Die schwedische Großmacht lebte vom Kriege, sie konnte nur durch neue Beute die unerschwinglichen Kosten ihres Heeres bestreiten. Gleich einem Seekönige der skandinavischen Urzeit war jener nordische Alexander, König Karl Gustav, urplötzlich in Polen eingebrochen, den Krieg entzündend, der sechs Jahre lang die weiten Lande des Nordens und Ostens mit Blut und Brand erfüllte; er hatte sodann in rascher Schwenkung sich gegen Dänemark gewendet und durch den verwegenen Zug über den gefrorenen Belt den überraschten Feind zum Roeskilder Frieden gezwungen. Pufendorf traf gerade in Kopenhagen ein,

[1] Beiläufig, es wäre lehrreich, festzustellen, wann dieser Ausdruck zuerst aufkam. Er stammt unzweifelhaft aus Italien wie der Name „Staat" und wie die Gedanken des Machiavellismus. Machiavelli selbst kennt ihn noch nicht; doch schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts scheint das Wort ragione di stato geläufig gewesen zu sein. In der berühmten Prachtrede, die Giovanni della Casa (1547) im Auftrage des Papstes Paul III. an die Signorie von Venedig richtete, schildert er, wie bedrohlich die Weltherrschaftspläne Karls V. für die Freiheit Italiens würden, und fährt fort: se egli usa adunque la sua ragione, non riprendiamo lui, ma dell' ufficio suo ci dolghiamo.

als Schweden mit den zaudernden Dänen über die Ausführung dieses Friedens unterhandelte, und bemerkte bald ein befremdliches verdecktes Spiel zwischen den beiden schwedischen Gesandten: Ritter Coyet hielt sich streng an seine Instruktionen, sein vornehmerer Genosse Steno Bjelke, ein zweifelhafter Charakter, vielleicht von den Dänen bestochen, suchte die Verhandlungen zu Dänemarks Gunsten zu wenden. Da kam plötzlich geheime Weisung aus Stockholm, man solle die Dinge zum Bruche treiben. Karl Gustav glaubte zu bemerken, daß der geschwächte Gegner noch härtere Friedensbedingungen ertragen könne, und entschloß sich sofort, ohne Grund noch Vorwand einen neuen Krieg zu beginnen — eine frevelhafte Ruchlosigkeit, die selbst in jenen Tagen kaum ihresgleichen fand. Mit allen Mitteln diplomatischer Grobheit suchte nun Coyet den Abbruch der Verhandlungen herbeizuführen, schon im August erklärt Schweden den Krieg. Coyet selbst hatte sich zur rechten Zeit geflüchtet; sein Amtsgenosse aber und das Gefolge mitsamt dem deutschen Hauslehrer wurde von den erbitterten Dänen in den Kerker geworfen.

Unter solchen Erfahrungen gelangte der junge Denker zu jener vornehmen, echt wissenschaftlichen Mittelstellung, die er seitdem immer in der politischen Theorie behauptet hat: er wollte weder, wie die Zunftgelehrten daheim, „auf die Rede des Meisters schwören und leere Worte machen, noch unter dem Namen der ratio status die sittlichen Grundsätze der Politik umstoßen", wie jene Praktiker in Kopenhagen. Acht Monate lang sitzt er nun im dänischen Kerker, ohne Verkehr, ohne Bücher. Jeder andere deutsche Gelehrte jener Zeit hätte in solcher Lage sich wie ein Fisch auf dem Sande gefühlt; er aber faßt sich in der tiefen Einsamkeit das Herz, alle Krücken wegzuwerfen und der Kraft des eigenen Gedankens zu vertrauen. Er durchdenkt noch einmal alles, was er von den Meistern des Auslandes, von Macchiavelli und Bodin, von Grotius und Hobbes über das Wesen des Staates und des Rechtes gelernt, prüft und verwirft selbständig und stellt endlich sein eigenes System der philosophischen Rechtslehre zusammen, die Elementa jurisprudentiae universalis. Das Bedeutendste an dem kleinen Buche ist der Plan, der in Deutschland noch niemals gewagte Versuch, die Grundsätze der Rechtsphilosophie nach dem Vorbilde des Grotius allein durch die Vernunft zu finden, ohne Rücksicht auf die zehn Gebote und das positive Recht. Die Ausführung zeigt überall noch die unsicher tastenden Hände des Anfängers. Er kommt noch nicht ganz los von den scholastischen Formeln; hatte doch selbst Grotius, um dem Verdachte dilettantischer Oberflächlichkeit zu entgehen, die hergebrachten Definitionen der Scholastik nicht völlig aufgegeben.

Endlich aus der Haft befreit, geht Pufendorf mit dem Ritter Coyet zu längerem Aufenthalt in die Niederlande, bewundert den Reichtum, die Freiheit und vor allem die Duldung des glücklichsten Staates der protestantischen Welt und beteiligt sich eifrig an den historisch-philologischen

Studien der klassischen Lateiner von Leyden. Damals hat auch diesen tapferen Geist für kurze Zeit jener mißtrauische Kleinmut angewandelt, der um die Mitte der zwanziger Jahre, in der schweren Zeit des Überganges vom Lernen zum Lehren, den gewissenhaften Gelehrten so leicht zu ergreifen pflegt. Er wagt sich nicht auf den Markt hinaus mit den Früchten seiner Kerkereinsamkeit, bis ein frischer Brief des Bruders Esaias ihn ermutigt, „auf die Gunst des Jahrhunderts zu hoffen". Die Elementa werden gedruckt und dem gefeierten Gönner der Wissenschaft, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, zugeeignet; ohne Fürstengunst kann in jenen Tagen kein Deutscher sich durchs Leben schlagen. Der Pfalzgraf antwortet mit einem freundlichen Briefe und beruft den jungen Gelehrten bald nachher auf eine Professur des römischen Rechts. Pufendorf schlägt aus, ihm graut vor der landesüblichen geistlosen Erklärung der Pandekten. Da erbietet sich sein Gönner, in der Heidelberger philosophischen Fakultät ein neues Katheder für den Verfasser der Elementa zu gründen, und so besteigt denn der neunundzwanzigjährige Magister, der noch immer den juristischen Doktortitel hartnäckig verschmäht, den ersten Lehrstuhl des Naturrechts in Deutschland, unter den Weherufen der gesamten Zunft der Rechtsgelehrten. Die frohesten Tage seines Lebens brachen an.

Überall in dem Garten des rheinischen Oberlandes erzählten noch beredte Trümmer von den Schrecken des großen Krieges: die verödeten Höfe in den Dörfern der Bergstraße, die zerschossenen Mauern des Dilsbergs, die leeren Bücherschreine in der Heidelberger Heiligengeistkirche; die schönste Bücherssammlung Deutschlands, die Palatina, war durch Tillys Soldaten geraubt und nach Rom entführt. Aber die frische Tatkraft der leichtlebigen Pfälzer begann bereits wieder in tapferer Arbeit sich zu tummeln, das kluge und sorgsame Regiment Karl Ludwigs brachte dem schwer heimgesuchten Lande, zum letzten Male unter dem alten Fürstenhause, eine kurze Zeit der Blüte. Hier zuerst lernte Pufendorf den Segen der Monarchie schätzen. Unter grausamen Erfahrungen war Karl Ludwig früh zum Manne gereift. Er hatte den jammervollen Sturz der pfälzischen Macht erlebt, war heimatlos mit seinen Eltern umhergeirrt, hatte sodann unglücklich für die evangelische Sache gefochten und endlich mit eigenen Augen angesehen, wie das Haupt seines königlichen Oheims Karl unter dem Henkerbeile der Puritaner fiel. Nach solchen Erlebnissen blieb ihm ein tiefer Widerwille gegen die gehässige Leidenschaft religiöser Kämpfe. Ein nüchterner Weltmann, auf der Leydener Hochschule vielseitig unterrichtet, schnell bei der Hand mit einer fertigen Formel für jede Frage des Lebens, voll Verachtung wider „die Niaiserien und vulgären Opiniones" des ungebildeten Haufens, erscheint er als einer der ersten Vertreter jenes aufgeklärten Despotismus, dem das nächste Jahrhundert gehörte. Er schwelgte in dem Bewußtsein fürstlicher Machtvollkommenheit so selbstgefällig, wie nur irgendein Zeitgenosse Ludwigs XIV. In persönlichen

Angelegenheiten kennt seine Selbstsucht keine Schranken; als ihn seine Gemahlin nicht in Frieden freigibt, da erteilt er sich selber die Erlaubnis zu der Doppelehe mit der schönen Raugräfin. Doch von den Pflichten des Landesherrn hat er immer groß gedacht. Als er heimkehrt in das Land seiner Väter, weiß er sich klug in das Unabänderliche zu schicken, tritt zu dem alten Feinde seines Hauses, dem kaiserlichen Hofe, in ein leidliches Verhältnis, also daß ihn Kaiser Ferdinand III. „mein politischer Kurfürst" nennt, und deckt sich zugleich, nach rheinischem Fürstenbrauche, den Rücken durch die Freundschaft Frankreichs. Das Gold Ludwigs, das an allen deutschen Höfen umlief, ward auch in Heidelberg nicht verschmäht, und zuweilen spielte der Kurfürst sogar mit dem Traumgebilde einer austrasischen Königskrone, das ihm von Versailles her als lockender Preis gezeigt wurde. Seine beste Kraft galt dem Wiederaufbau der verwüsteten Heimat; er wollte als der Hersteller der Pfalz in dem Gedächtnis seines Volkes leben. Bald füllten sich wieder die verlassenen Dörfer; bis herab zu dem großen Fasse im Schloßkeller wurde mit treuer Sorgfalt und umsichtigem Fleiße alles wieder aufgerichtet, was Kaiserliche und Schweden zerstört hatten.

Karl Ludwig schenkte dem Lande, was dieser Brandstätte des Glaubenshasses vor allem not tat, den kirchlichen Frieden. Das älteste rheinische Kurfürstentum, der einzige größere weltliche Staat an der langen Pfaffengasse des Reiches war den geistlichen Herren ringsum allezeit ein Dorn im Auge gewesen. Welch ein Entsetzen nun, da in der Pfalz Katholiken, Lutheraner und Reformierte in buntem Gemenge friedlich nebeneinander leben durften und der calvinistische Kurfürst seinen Lutheranern in Heidelberg die Providenzkirche erbaute. Bald riefen auch die sächsischen Theologen Wehe über den pfälzischen Freigeist, der sich unterfing, in Mannheim eine Friedenskirche mit drei Kreuzen für alle drei Konfessionen gemeinsam zu errichten. Die alte Rupertina, hundert Jahre zuvor der Hort des streitbaren Calvinismus, greift jetzt zum zweiten Male als die Trägerin eines schöpferischen freien Gedankens in die Geschichte deutscher Wissenschaft ein; sie zerbricht das Joch der Theologie, gibt die Glaubenseinheit auf und erhebt, zuerst unter allen unseren Hochschulen, das Banner der modernen weltlich freien Wissenschaft. „Jawohl," ruft Pufendorf den lutherischen Eiferern spottend zu, „dies ruchlose Heidelberg, wo Lutheraner und Calvinisten einträchtig zusammen hausen, einig in dem Glauben, daß der Wein noch besser schmeckt als das Bier!" Karl Ludwig läßt die Professoren der drei weltlichen Fakultäten nur noch auf das Wort Gottes und die ältesten ökumenischen Symbole verpflichten; er geht bald noch weiter und versucht Baruch Spinoza für Heidelberg zu gewinnen. Eine stattliche Schar tüchtiger Lehrer, zumeist jüngere Männer, finden sich am Neckar zusammen. Die reformierte Theologenfakultät, geleitet von einigen freien Köpfen wie Friedrich Spanheim und Mieg, läßt die Weltlichen gewähren;

und in den Hallen, wo vor kurzem noch, geschützt durch die Hellebarden der bayerischen Eroberer, katholische Priester ihre Klosterweisheit lehrten, wird jetzt mit herausfordernder Keckheit verkündet, hier stehe die feste Burg akademischer Freiheit inmitten der Lande des Krummstabs.

Aus Pufendorfs späteren Briefen tönt immer ein Klang der Sehnsucht, sooft er der fröhlichen Pfalz gedenkt. Wie lieblich ging ihm hier das Leben ein, in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe, in einer glänzenden akademischen Wirksamkeit. Seine feurige Beredsamkeit fesselte bald einen dichten Zuhörerkreis; selbst die jungen Edelleute, die sonst der gelehrten Pedanterei lachend den Rücken drehten, fühlten sich angezogen von der weltmännischen Feinheit des jungen Professors und dem gesunden Realismus seiner Vorträge — was in diesem Zeitalter der Adelsherrschaft sehr wichtig war. Pufendorf nahm teil an der Erziehung des Kurprinzen, verkehrte viel bei Hofe und gewann im Gespräche mit Karl Ludwig manchen Einblick in das geheime Getriebe der Reichspolitik. Auch dem feuchten Genius loci, der über dem heiteren Neckartale schwebte, wurde die gebührende Huldigung geleistet, manche frohe Nacht beim Becherklang unter übermütigen Scherzen verbracht. Die freie Heiterkeit des Mannes hatte längst wieder die Oberhand gewonnen; sein Name war berühmt, noch bevor er irgendein größeres Buch geschrieben. Alle Welt fürchtete seinen scharfen Spott, und noch heute leben in den Heidelberger Juristenkreisen allerhand Geschichten von Pufendorfs schneidigem Freimut. Einmal besuchte Kaiser Leopold den Pfalzgrafen und empfing die Juristen der Hochschule sehr ungnädig; die Urteile des Spruchkollegiums in den zahlreichen Prozessen, womit der Wiener Hof seine getreuen Reichsfürsten zu ängstigen liebte, waren selten zugunsten des Kaisers ausgefallen. „Wie kommt es denn, ihr Herren," fragte Leopoldus Glorioſus ärgerlich, „daß ich bei euch immer unrecht bekomme?" — „Weil Kaiserliche Majestät immer unrecht haben", war die blitzschnelle Antwort des Sachsen.

Er hatte um jene Zeit eine kleine Schrift über Philipp von Mazedonien geschrieben; das wunderliche Buch sprach von seinem eigentlichen Gegenstande wenig, entwickelte vielmehr mit großer Zuversicht eine Reihe völlig neuer Gedanken über den Begriff des unregelmäßigen Staates und erregte abermals das Mißtrauen der Juristenzunft wider den Bönhasen, zumal da die Nutzanwendung der ketzerischen Lehre auf das Heilige Römische Reich sehr nahe lag. Als nun eine Professur für deutsches Staatsrecht zu besetzen war, überging man Pufendorf und zog ihm den gelehrten Publizisten Bökelmann vor. Im Unwillen darüber, so gesteht er selbst[1], faßte er den Plan zu jenem übermütigen Werke, das der Welt zum ersten Male die ganze Eigenart seines Geistes gezeigt hat. Er wollte den Juristen beweisen,

[1] Conscriptus hic (liber) fuit impellente indignatione praereptae ab altero professionis quam sibi deberi crediderat autor. (Pufendorfs Vorwort zur editio posthuma des Severinus.)

wie gründlich er das deutsche Reichsrecht kenne, er wollte der Nation die unheilbare Krankheit ihres Staates enthüllen und endlich einmal mit der Fackel wissenschaftlicher Kritik die gespenstische Fabelwelt der Reichspublizistik beleuchten; die Zunftgelehrten sollten sich winden unter dem Spotte des Severinus de Monzambano.

Lügen, nichts als Lügen: — das bleibt doch der erste und der letzte Eindruck, den der Anblick der verfallenden Reichsverfassung jedem ehrlichen Betrachter hinterläßt. Das Vaterland der Reformation in theokratischen Formen regiert; der gekrönte Schirmvogt der römischen Kirche zugleich verpflichtet zum Schutze der Ketzerei; der Religionsfriede feierlich verkündigt und dabei an allen Kirchentüren der Habsburgischen Erblande mit kaiserlicher Genehmigung jene päpstliche Bulle angeschlagen, die den Friedensschluß verdammt; prahlerische Titel und unbestimmte Ansprüche auf die Beherrschung der Christenheit, während alle Nachbarmächte herrisch auf deutschem Boden schalten; alle gesunden politischen Kräfte zu beständiger Opposition gezwungen, alle verfaulten mit dem Kaiserhause treu verbunden; die Reichstagsmehrheit in der Hand der schwächsten Reichsstände — überall ein schreiender, unausgleichbarer Widerspruch zwischen den Formen des Rechts und den lebendigen Mächten der Geschichte. Über diesem gespenstischen Mummenschanz hängt ein dickes Gewölk von Phrasen, so unwahr wie das Reichsrecht selber: salbungsvolle reichsväterliche Vermahnungen des Kaisers, der die Macht der Nation für die Zwecke seines Hauses mißbraucht; inbrünstige Beteuerungen altdeutscher Treue und fromme reichspatriotische Erbietungen aus dem Munde derselben Fürsten, die von Frankreich Pensionen beziehen.

Nicht minder verlogen als die Staatskunst des Reiches ist auch seine politische Wissenschaft. Mit freudiger Übereinstimmung preisen alle deutschen Staatsrechtslehrer die elendeste Verfassung, welche je ein großes Volk dem Gespött der Nachbarn preisgab, als das vollkommene Werk ausbündiger Weisheit. Knechtischer Philistersinn und gedankenloser Buchstabenglaube hatten aus der Bibel, aus dem mißverstandenen Aristoteles und dem Corpus juris ein System des Reichsrechts erklügelt, das, in jedem einzelnen Satze falsch, gleichwohl unangreifbar schien, weil seine Fabeln einander gegenseitig trugen und stützten. Die in Bildern denkende Methode der Scholastik beherrschte noch immer die deutsche Staatswissenschaft. Wie einst die Anhänger des Thomas von Aquino schlossen: Der Mond erhält sein Licht von der Sonne, folglich empfängt der Kaiser seine Macht durch die Verleihung des Papstes — so bewiesen jetzt Theodor Reinkingk und die Cäsarianer: Es steht geschrieben Danielis am siebenten: „Diese vier großen Tiere sind vier große Reiche, so auf Erden kommen werden", darnach sind auf Erden gekommen die assyrische, die persische, die griechische und endlich die vierte, die römische Monarchie, das Römische Reich aber ging auf die Deutschen über, folglich ist unser Reich eine Monarchie, seine

Kurfürsten müssen von der Wissenschaft als die praefecti praetorio, die obersten Beamten der Sacra Caesarea Majestas betrachtet werden; mit dem Kaisertum ist auch die geschriebene Vernunft, das römische Recht, zu den Deutschen gelangt und durch ein Gesetz Kaiser Lothars des Sachsen im Reiche verkündigt worden. Die cäsarianische Doktrin erweckte, zumal seit Wallenstein sie zu verwirklichen versucht hatte, den Widerspruch des Partikularismus; die Schulen der Fürstenerianer und Kurfürstenerianer priesen das Heilige Reich als eine wundervolle Mischung von Monarchie und Aristokratie, einzelne fanden sogar noch einen Zusatz von der dritten aristotelischen Staatsform, der Demokratie, in dieser unvergleichlichen Reichsverfassung.

Es war ein unfruchtbares Wortgezänk, die Lehren beider Parteien ebenso barbarisch wie ihre Namen. Beide Teile wetteifern in untertäniger Verherrlichung der bestehenden Unordnung, im geistlosen Wiederholen der überlieferten aristotelischen Begriffe, beide reden mit der gleichen stumpfsinnigen Gelassenheit von der Ohnmacht des Vaterlandes, und während sie mit massenhaften Zitaten aus den Pandekten und dem longobardischen Lehenrechte prunken, verstehen sie von Politik und deutscher Geschichte „so viel wie der Esel vom Lautenschlagen" — so lautet Pufendorfs unehrerbietiges Urteil. Als das Orakel des Staatsrechts galt der große Limnäus; Pufendorf rühmt ihm nach, sein Werk übertreffe an Dickleibigkeit alle anderen. Auch dieser „Patriarch und Erzvater" deutscher Reichsrechtswissenschaft ließ sich's wohl sein auf der Lehre vom gemischten Staate, dem alten Lotterbette publizistischer Gedankenarmut, und entdeckte scharfsinnig, das Licht der Aristokratie strahle im Deutschen Reiche doch etwas heller als das Gestirn der Monarchie.

Bereits einmal hatte ein Störenfried das stille Behagen dieser ruheseligen Wissenschaft erschüttert. Während der letzten Jahre des großen Krieges hatte Philipp Bogislaw v. Chemnitz, ein harter Kämpe, der schon oft mit dem Schwert und der Feder gegen das Haus Habsburg gefochten, das trotzige Buch veröffentlicht „Hippolithus a Lapide über die Staatsräson in unserem römisch-deutschen Reiche." Dies Programm der schwedischen Partei verkündet ungescheut die letzten Hintergedanken der deutschen Libertät, des reichsfeindlichen Partikularismus. Mit der Weltkenntnis des praktischen Staatsmannes werden die Hirngespinste der untertänigen „Legisten" zurückgewiesen, wie der schönfärbenden Wissenschaft ein entsetzlich treues Bild von Deutschlands wirklichen Zuständen, von „dem unheimlich leichenhaften Angesicht Germaniens" entgegengehalten und die Nation aufgefordert zum Kampfe auf Tod und Leben wider das Haus Österreich. Immer wieder, in schwungvoll beredten Worten, kehrt Hippolithus zurück zu seinem ceterum censeo: exstirpandam esse domum Austriacam. Der ganze wilde Haß des Religionskrieges tobt in seinen Worten: der Würfel ist geworfen, der Rubikon überschritten; sie können uns das Leben nehmen, doch nicht den Himmel, das Vaterland, doch nicht die Welt!

Die schneidige Schrift verfiel dem gewöhnlichen Schicksal der Parteiwerke. Sie erregte auf kurze Zeit ungeheueres Aufsehen und schadete, wie Ferdinand III. gestand, der kaiserlichen Sache mehr als eine verlorene Schlacht; sie ist auch in späteren Tagen stets von neuem lebendig geworden, sooft die Nation den Druck des österreichischen Joches unmutig empfand — so unter Friedrich dem Großen und zur Zeit des Rheinbundes; und noch nach dem Tage von Olmütz habe ich manchen leidenschaftlichen Patrioten gesehen, der an dem Hippolithus wie an einer politischen Bibel mit ingrimmiger Hoffnung sich erbaute. Wissenschaftlicher Wert gebührt dem Buche nicht; die glänzende Kunst der Rede vermag nicht über die tendenziöse Unwahrheit der Darstellung zu täuschen. So richtig Hippolithus die politischen Kräfte seiner Gegenwart würdigt, wenn er den Schwerpunkt deutscher Macht in den größeren weltlichen Territorien sucht: ebenso willkürlich stellt er die Tatsachen der Geschichte auf den Kopf, indem er das Reich als eine ursprüngliche Aristokratie, die kaiserliche Gewalt als eine beständige Usurpation schildert. Das Titelbild zeigt den kaiserlichen Aar, wie er auf der Weltkugel thront. Der König von Frankreich mit dem Lilienmantel und der schwedische Löwe rupfen ihm die Federn aus den Schwingen, und ein geharnischter Mann, der deutsche Reichsfürst, erhebt das Schwert, um den Kopf des Adlers zu zerschmettern. Auf solche Gedanken des Landesverrats läuft die Staatsräson des feurigen Anwalts deutscher Libertät hinaus; Chemnitz schrieb wahrscheinlich auf Befehl der Krone Schwedens, schwerlich in gutem Glauben. Nach dem Westfälischen Frieden verlor das Buch viel von seinem Ansehen. Zwar bestand noch eine schwedische Partei im Reiche; Esaias Pufendorf hat an den Chemnitzischen Gedanken mit diplomatischer Behutsamkeit immer festgehalten. Doch der großen Mehrzahl der Reichspublizisten galt Hippolithus als ein frecher Majestätsschänder, gleich den englischen Königsmördern; die Fakultäten frohlockten, als das Libell von Reichs wegen verboten wurde.

Ungleich wichtiger war eine große wissenschaftliche Entdeckung, die etwa gleichzeitig mit der Calixtinischen Bewegung von der rührigen kleinen Helmstedter Hochschule ausging. Der gelehrte Arzt Herman Conring unterstand sich, in seinem Buche Origines juris Germanici (1643) der entsetzten juristischen Welt die Frage vorzulegen, ob es denn wahr sei, daß das römische Recht schon seit 600 Jahren im Reiche herrsche — und fand mit der sicheren Intuition des Genies aus seinen dürftigen, ungesichteten Quellen die überraschende Antwort: die Rechtsbücher Justinians sind niemals durch ein Reichsgesetz den Deutschen auferlegt worden, sie haben erst seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, seit die Schüler der Bologneser Juristenschule in unseren Gerichten die Oberhand gewannen, das alte nationale Recht verdrängt. Mit dieser glänzenden Entdeckung war der Grund gelegt für die neue Wissenschaft der deutschen Rechtsgeschichte und zugleich der herrschenden Doktrin des Reichsrechts

der Boden unter den Füßen hinweggezogen; denn ganz von selbst ergaben sich nun die Schlüsse, daß die Begriffe des römischen Rechts mindestens auf das deutsche Staatsrecht nicht angewendet werden dürften, daß die alte deutsche Königswürde mit dem römischen Kaisertum nur äußerlich verbunden sei usw. Die juristische Zunft sträubte sich lebhaft wider die unbequeme neue Wahrheit, und mit solchem Erfolge, daß Conrings Gedanken bekanntlich erst durch Savignys Forschungen zu einem anerkannten Gemeingute deutscher Wissenschaft geworden sind. Dem großen Helmstedter Polyhistor selber fehlte leider, wie ihm Pufendorf vorwarf, gänzlich jener Mut der Gesinnung, der dem Lehrer der Staatswissenschaften fast ebenso unentbehrlich ist wie das Talent. Er nahm das Geld, wo er es fand, bezog Pensionen von Frankreich und Schweden, suchte die Gunst des großen Ludwig zu gewinnen, indem er ihm die Besiegung der Türken und die Herrschaft auf dem Mittelmeere verhieß. Ein solcher Charakter konnte wohl den deutschen Protestanten auswärtige Bündnisse zum Schutze ihrer Libertät empfehlen, doch die Ergebnisse seiner tiefen historischen Forschung auf das bestehende Staatsrecht anzuwenden, mit freimütigem Urteil die Gebrechen der Reichsverfassung aufzudecken, kam ihm nicht in den Sinn.

Wie wenig produktive Kritik von diesem Helmstedter Kreise zu erwarten stand, das lehrt die immerhin beste reichsrechtliche Schrift der Conringschen Schule, die Abhandlung de statu regionum Germaniae (1661) von dem jungen Ludolf Hugo, der späterhin als welfischer Staatsmann eine Rolle spielte. Von der Weissagung Daniels und der vierten Monarchie ist hier freilich nicht mehr die Rede, aber welche unmaßgebliche Leisetreterei, welcher Mangel an juristischer Schärfe, welches Spielen mit unklaren Bildern! Mit glatten Worten gleitet Hugo über die ungeheuerlichen Widersprüche der Reichsverfassung hinweg: das Reich ist ein Staat, die Territorien desgleichen; der Oberstaat (summa res publica) besorgt die allgemeinen, die Unterstaaten die besonderen Angelegenheiten; die Einzelstaaten sind als Analoga von Staaten aufzufassen, ihre Landeshoheit, die Nebenbuhlerin (aemula) der Reichsgewalt, muß nach der Analogie der Souveränität erklärt werden. Dieser Staatenstaat lebt in glückseliger Harmonie, wenn seine Glieder gleichsam ein Abbild (quasi effigiem) des ganzen Körpers darstellen. Natürlich werden dann auch die Bündnisse der rheinischen Fürsten mit Frankreich als ein nützliches Beispiel für die Nachwelt gepriesen. Kurz, überall zeigt das Buch neben einzelnen guten Gedanken jene mattherzige Neigung, den Aberwitz eines unwahren positiven Rechts theoretisch zu rechtfertigen, jene Kunst, Feuer und Wasser zu verschmelzen, worin die Literatur des deutschen Reichs- und Bundesrechts stets so Wunderbares geleistet hat.

Wie ein reinigendes Gewitter fuhr nun im Jahre 1667 in die Stickluft dieser wissenschaftlichen Fabelwelt das kleine Buch: Severinus de Monzambano über den Zustand des Deutschen Reichs. Pufendorf fühlte,

daß gegen die gespreizte Feierlichkeit gelehrter Gedankenarmut der Spott die beste Waffe sei; er nimmt gewandt die Maske eines Ausländers vor und betrachtet die den Deutschen geläufigen Ungeheuerlichkeiten des Reichsrechts mit den verwunderten Augen eines vornehmen Veronesers. Der geistreich frivole Weltmann Severinus erzählt seinem Bruder Laelius, in dem man leicht den getreuen Esaias wiedererkennt: er habe versucht, aus gelehrten Büchern die politischen Zustände dieses gewaltigen Volkes kennenzulernen, das dreißig Jahre lang mit Hilfe der Fremden sich zerfleischte und selbst so entsetzliche Schläge lebenskräftig überdauern konnte. Aber die langweilige Breite der deutschen ICti widert den feinen Italiener an, und nun wird mit jenem überlegenen Hohne, der das Vorrecht aller großen Publizisten bleibt, die unersättliche Schreibseligkeit unserer erstarrten Wissenschaft verspottet. Mehrmals kommt Severinus zurück auf ein schweres Gebrechen des deutschen Lebens, das damals noch kein anderer Deutscher erkannt hatte, auf das unnatürliche Übergewicht der gelehrten Berufe: dies verwüstete Land bedarf derber wirtschaftlicher Arbeit, die Reihen seines Bauernstandes sind gelichtet durch den großen Krieg, sein Gewerbfleiß von den Nachbarn längst überflügelt, und doch widmen sich Tausende dem unfruchtbaren Schaffen einer geistlos sammelnden Gelehrsamkeit; „unter so vielen, die den Lorbeer tragen, wird nur selten ein Phöbus gefunden". Der Italiener versucht nunmehr, durch den Verkehr mit Staatsmännern sich zu belehren; er bereist das deutsche Land, betrachtet in Regensburg das lächerliche Treiben des Reichstags, trinkt sich durch an unzähligen geistlichen und weltlichen Höfen, was dem mäßigen Südländer hart genug ankommt, lernt auch Conring kennen, den einzigen deutschen Publizisten, der ihm Bewunderung einflößt, und berichtet dem Bruder, was er also erfahren.

Zunächst entwirft er, oftmals den Spuren Conrings folgend, in großen Zügen einen Abriß der deutschen Geschichte, der noch heute, bis auf einige unwesentliche Irrtümer, der strengsten Prüfung standhält; erst seit wenigen Jahrzehnten ist unsere historische Wissenschaft von den Verirrungen romantischer Kaiserschwärmerei wieder zurückgekehrt zu jener nüchternen politischen Anschauung, die hier mit genialer Sicherheit vertreten wird. Ein ungeheures Wissen verbirgt sich hinter dieser kurzen lebendigen Erzählung; Pufendorf war der erste Deutsche, der die Ergebnisse schwer gelehrter Forschung in durchsichtiger, gemeinverständlicher Form wiederzugeben verstand. Er schildert, wie erst nach den Zeiten Karls des Großen ein selbständiges französisches Volkstum neben dem deutschen entstand, und widerlegt damit jene überrheinischen Geschichtsfälschungen, welche damals zuerst dem Reiche bedrohlich wurden. Einige Jahre zuvor hatte König Ludwig als legitimer Nachfolger Karls des Großen seine Hand ausgestreckt nach der Kaiserkrone. Aubery und andere Pariser Hofpublizisten bewiesen in rechtsgeschichtlichen Abhandlungen „die gerechten An-

sprüche des Allerchristlichsten Königs auf das Reich". Sodann bekennt sich Pufendorf zu seinem Staatsideale, der absoluten Monarchie. Nur diese härteste Form der Staatseinheit konnte die zuchtlose Selbstsucht der deutschen ständischen Libertät einer gerechten Ordnung unterwerfen; darum sind die freien Geister unter den Publizisten und Staatsmännern jener Generation, Leibniz und Thomasius, Jena und Meinders, allesamt überzeugte Absolutisten gewesen. Nur in dem regnum rite compositum findet Severinus die dauernde Macht des Staates, gesicherten Rechtsschutz für hoch und niedrig und die entschlossene Tatkraft eines von einem Geiste geleiteten Volkes. Dieser vollkommensten Staatsform hat Deutschland in den Anfängen seiner Geschichte sehr nahe gestanden; doch die alte nationale Monarchie verfiel durch die unselige Erblichkeit der Reichsämter — einen schweren politischen Fehler, den nur gelehrte Torheit loben kann —, und sie zerbröckelte völlig, seit das deutsche Königtum mit der römischen Kaiserwürde verbunden wurde. Schon der Name Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation enthielt einen inneren Widerspruch; die Pläne kaiserlicher Weltherrschaft haben nur Unheil über das Vaterland gebracht, Ströme deutschen Blutes und Geldes wurden auf Italiens undankbarem Boden verschüttet, und die Macht der deutschen Krone ward zum Schatten. Grade in der einseitigen Härte dieser Schilderung offenbart sich das politische Talent des Denkers; wer wie er noch mitteninne stand in dem greulichen Verfalle des alten Reiches, der konnte und durfte kein Verständnis haben für die unvergängliche Herrlichkeit, die einst in den entgeisteten Formen des Kaisertums gelebt hatte.

Dann wird mit einigen Meisterstrichen die Stellung Österreichs zum Reiche gezeichnet; das fromme Erzhaus hat durch allerhand Privilegien so trefflich für sich gesorgt, daß Österreich einem nichthabsburgischen Kaiser sofort den Gehorsam aufsagen kann. Die Dynastie benutzt Deutschlands Kräfte, ohne jemals selber eine Pflicht gegen das Reich zu erfüllen; in favorabilibus est membrum imperii, in odiosis non item. Darum hat sie auch ihre burgundischen Lande zum Schein in das Reich aufnehmen lassen, „damit die Deutschen um so bereitwilliger für die Bewahrung fremden Gutes ihr eigenes opfern sollen". Auch die Angst vor dem erschrecklichen Großtürken, die noch immer unser Volk beherrschte und Tausende in untertäniger Treue an das Haus Österreich fesselte, findet vor dem weltkundigen Italiener keine Gnade. Spottend ruft er: durch solchen Schrecken wissen die Pfaffen dafür zu sorgen, „daß die harmlosen Leute offenen Leib und offenen Beutel behalten"; die Macht der Türken ist längst gesunken und Österreich wohl imstande, sie aus Ungarn zu vertreiben — ein Seherwort, das nach einem Menschenalter durch die Siege des Prinzen Eugen in Erfüllung ging. In den Händen dieser fremden Macht dienen die leeren Formen, die inania simulacra des Kaisertums nur noch dazu, Eifersucht zwischen den deutschen Staaten zu erregen, Kabinettsjustiz zu üben und mit

deutschen Heeren die Kriege der habsburgischen Hauspolitik auszufechten. Die Gerechtigkeit ist aus dem Reiche geflohen: das Reichskammergericht fällt seine Urteile erst nach Jahrhunderten, beim Reichshofrat entscheidet Gunst und Bestechung. Der Reichstag hat soeben die Beratung der ewigen Wahlkapitulation begonnen und damit einen willkommenen Vorwand für unendliches Zusammenbleiben gefunden und eine bequeme Antwort auf die Frage, „was denn diese Masse von Gesandten so viele Jahre lang treiben und warum sie vormittags spanischen, nachmittags Rhein- und Moselwein trinken müssen."

Die wirkliche Macht des Reiches liegt in den größeren weltlichen Fürsten, nur daß auch sie durch beständigen Hader und durch Zettelungen mit dem Auslande das Vaterland schwächen. Die Reichsstädte sind zum Untergang reif, auch die Reichsritter bestehen nur noch durch die gegenseitige Eifersucht der mächtigeren Nachbarn. Die volle Schale seines Spottes ergießt der Italiener über die geistlichen Staaten. Unter Eingeweihten darf das tiefe Geheimnis wohl ausgesprochen werden, das so viele gelehrte und beredte Priester durch salbungsvolle Reden vor dem frommen Haufen zu verbergen wissen: die römische Kirche ist keine Glaubensgenossenschaft, sondern eine politische Macht, mit der einzigen Aufgabe, die weltliche Herrschaft der Priester aufrechtzuerhalten. Diesem Zwecke dienen ihre Dogmen — denn wer sollte sich nicht beugen vor einem Pfaffen, der Christi Leib und Blut hervorzuzaubern vermag? — diesem Zwecke die Orden, die nach den Gütern der Weltlichen das Netz auswerfen. Das apostolische Gebot der Armut hat vermutlich nur für die älteste Kirche gelten sollen. Kein anderer Stand hegt so viel Ehrgeiz, Habgier, Neid, Zorn und Schmähsucht wie diese Priester; freilich ergießt sich auch der Heilige Geist über ihren geschorenen Scheitel weit reichlicher als über das volle Haar der Weltkinder. Und in keinem anderen Lande sind die Priester so mächtig wie im Heiligen Reiche; sie haben das ganze Mittelalter hindurch gegen die Kaiser gemeutert und nach und nach das reichste Drittel Deutschlands, die schönen Rheinlande, sich erworben; dort hausen sie behaglich in ihren Domkapiteln — das lästige Zölibat wird ja durch gefällige Mädchen um vieles erträglicher —, und der fromme Adel versorgt nach dem glorreichen Beispiele unseres geliebten Heiligen Vaters seine Söhne und Vettern mit fetten Pfründen. Das Deutsche Reich aber bleibt „zweiköpfig", rettungslos der Anarchie preisgegeben, solange dieser hohe Klerus seine Macht behauptet; denn er dient einem auswärtigen Souverän, dem unfehlbaren Stellvertreter Christi, bildet einen Staat im Staate.

Mit scharfen Worten wird darauf die weltliche Staatskunst der geistlichen Herren gezeichnet: die wüste Fehdelust des Bischofs von Münster, Bernhard von Galen, und vor allem die Großmachtspolitik des Mainzer Hofes. Ein großer Umschwung der europäischen Machtverhältnisse hat sich soeben vollzogen: die spanische Krone sank seit dem Pyrenäischen Frie-

den zu einem Staate zweiten Ranges herab, und auf den Trümmern ihrer Macht erhob sich das französische Königtum. Der großen Mehrzahl der Zeitgenossen blieb diese verhängnisvolle Änderung noch lange verborgen. Die deutschen Protestanten lebten in den Anschauungen einer überwundenen Epoche, sie zitterten noch vor dem Schreckbilde des spanisch-österreichischen Weltreichs; erst ein oder zwei Jahrzehnte später, nach der Überrumpelung Hollands, nach dem Falle Straßburgs und der Verwüstung der Pfalz, begann die Mehrheit der Nation zu ahnen, welche Gefahr ihr von dem räuberischen Ehrgeiz des Versailler Hofes drohte. Zugleich mit dem Übergewichte Frankreichs und beständig genährt durch französische Ränke erwuchs dem Deutschen Reiche eine neue Macht des Unheils: die unruhige Großmannssucht der Mittelstaaten. Wenn die kleinen Höfe bisher in der Regel tatlos dem Gange der großen Politik zugeschaut hatten, so versuchen sie jetzt voll rastloser Eitelkeit eine europäische Rolle zu spielen, sie drängen sich jetzt ein in die Händel der Großmächte mit ungebetenen Ratschlägen und benutzen das neu gewonnene Recht der Bündnisse zu einem unredlichen diplomatischen Spiele, das schließlich nur den Plänen Frankreichs zugute kommt. Als die Ahnherren dieser neuen Mittelstaatenpolitik erscheinen der Mainzer Kurfürst Johann Philipp von Schönborn und sein Minister Freiherr von Boineburg, der Beust des siebzehnten Jahrhunderts.

Nirgends erklang die reichspatriotische Phrase so inbrünstig, so schwungvoll wie in den wortreichen Depeschen des Erzkanzlers, der nach alter kurmainzischer Überlieferung sich stolz als den Führer des deutschen Fürstenstandes fühlte. Die aufgeklärte Welt rühmte die Duldsamkeit dieses geistlichen Hofes, die freilich den Übertritt Boineburgs zur römischen Kirche nicht ausschloß. Die ersten Gelehrten der Zeit, Conring und Leibniz, wetteiferten um die Gunst des freisinnigen Kurfürsten und seines geistreichen Ministers. Die irenische Politik des Mainzer Hofes vermaß sich, mit der gesammelten Macht der rheinischen Kleinfürsten den Weltfrieden zu wahren, den Bourbonen und den Habsburgern zugleich Ruhe zu gebieten. Meisterhaft verstanden die französischen Staatsmänner, die Eitelkeit des kleinen Nachbarn zu benutzen. Es war ja doch nur Frankreichs Vorteil, wenn der Mainzer durch die Wahlkapitulation dem Kaiser jede Einmischung in die spanisch-französischen Händel untersagen ließ; zum Lohne durfte dann Boineburg teilnehmen an den Verhandlungen auf der Bidassoainsel, weilte monatelang als weiser Friedensstifter unter den Diplomaten der Großmächte, strich selbstgefällig den Dank Europas ein, den ihm seine deutschen Bewunderer aussprachen, und nicht minder bereitwillig die wohlverdienten französischen Gelder. Frankreichs Truppen rückten mitten im Frieden bis in das Herz von Deutschland, um dem irenischen Kurfürsten seine aufsässige Stadt Erfurt zu unterwerfen; Frankreich und Schweden entschieden, des Reiches ungefragt, die kleinen nachbarlichen Streitigkeiten zwischen Mainz und Pfalz. Als Österreich und Branden-

burg, endlich einmal einig in einem großen nationalen Unternehmen, ihren ersten Siegeszug gen Düppel und Alsen begannen und die Schweden vom Boden des Reiches zu verdrängen suchten, da erscholl aus dem Kreise der Mainzer Patrioten, widerhallend an allen kleinen Höfen, der Weheruf über den Ehrgeiz Friedrich Wilhelms, über „den immer tiefer ins Reich dringenden brandenburgischen Dominat"; und die rheinischen Fürsten, Mainz voran, schlossen den ersten Rheinbund, der unter Frankreichs Protektorat den Frieden des Reiches sichern, den deutschen Reichsstand Schweden vor Vergewaltigung bewahren sollte.

Fast die gesamte Nation pries die irenische Weisheit; Pufendorf allein unter ihren Publizisten durchschaute die Nichtigkeit dieser Politik der edeln Worte und der verräterischen Taten. Er kannte die Mainzer Herren aus seinen Heidelberger Erfahrungen, hatte soeben, in einem Gutachten über den bekannten pfälzischen Wildfangsstreit, die Rechte seines Landesfürsten verteidigt gegen die Ansprüche des geistlichen Nachbarn. Sein unbarmherziger Realismus verachtete die leere Vielgeschäftigkeit der prahlerischen Ohnmacht; noch in seinem letzten Geschichtswerk sagt er spottend: „Der Kurfürst von Mainz war der Ansicht, daß in der Politik Redensarten mehr ausrichten als das Schwert (plura consilio quam vi molienda)." So wird auch im Severinus der Politik Frankreichs und seiner Verbündeten mit fester Hand die Maske abgerissen. Der unförmliche Zustand des Reiches ist den Franzosen hochwillkommen, sie wollen nicht unsere Verfassung vernichten, sondern durch Geschenke und Pensionen, durch Sonderbünde und freundnachbarliche Vermittlung die deutschen, vornehmlich die rheinischen Fürsten an sich fesseln: „Ein Tor, wer nicht einsieht, daß durch solche Mittel der Weg geebnet wird zur gänzlichen Vernichtung der deutschen Freiheit." Zugleich wird Boineburg, der soeben bei seinem Herrn in Ungnade gefallen war, mit einer Fülle boshafter Lobsprüche überhäuft, die dem Gepriesenen kaum minder peinlich sein mußten als dem Mainzer Hofe.

Unter einer starken Krone, fährt der Italiener fort, würde dies Reich mit seinen Millionen wehrhafter Männer den Franzosen überlegen, ja dem ganzen Weltteil furchtbar sein; überall in der Welt bringt der deutsche Adel sein tapferes Blut zu Markte. Nur die elende Verfassung hält die gewaltigen Kräfte der Nation darnieder; in einer solchen Vielheit von geistlichen und weltlichen, großen und kleinen, monarchischen und republikanischen Staaten kann Einheit des Entschlusses nicht bestehen. Auch Handel und Wandel leiden unter der Vielherrschaft; die zahllosen deutschen Münzen besitzen nur die eine Tugend der Bescheidenheit, sie verraten durch ihr Erröten, wie sehr sie sich ihres geringen Silbergehaltes schämen. Das Reich ist keine Monarchie; lassen wir uns nur nicht täuschen durch den Genius der deutschen Sprache, die mit leeren Ehrentiteln zu prunken liebt. Die Kaiserliche Majestät, die plenitudo potestatis, wovon die Hymnen der kaiserlichen Hofdekrete (decretorum carmina) zu singen wissen, besteht in

Wahrheit längst nicht mehr — wenn man nicht etwa den straflosen Ungehorsam der Untertanen als das eigentliche Kennzeichen der Majestät betrachten will. Das Reich ist aber auch kein Bund, da der Einfluß des Kaisers noch sehr weit reicht; es vereinigt in sich alle Übel eines lockeren Staatenbundes und einer schlecht geordneten Monarchie, erscheint der Wissenschaft als ein unregelmäßiger und ungeheuerlicher Körper (irregulare aliquod corpus et monstro simile), der zwischen jenen beiden Staatsformen mittenninne steht und unter keine der üblichen Kategorien des Staatsrechts fällt. Und wie man einen am Abhang niederrollenden Stein mit leichter Mühe in die Tiefe, doch nur schwer wieder auf die Höhe emporwälzen kann, so kann auch die deutsche Verfassung nur durch die härtesten Erschütterungen wieder zurückgeführt werden zu ihrer ursprünglichen monarchischen Form. Sie eilt vielmehr, wie durch Naturgewalten getrieben, der extremen Ausbildung ihrer heutigen föderalistischen Entartung entgegen; das Reich wird sich verwandeln in einen Bund unabhängiger Staaten.

Die Worte muten uns an, als wären sie gestern geschrieben. Der rollende Stein des deutschen Gemeinwesens „eilte" zwar noch durch anderthalb Jahrhunderte bergab; doch die letzten Ziele dieses Niedergangs hat Severinus mit wunderbarer Sehergabe voraus verkündigt, und auch die Formen der künftigen Bundesverfassung sind ihm schon klar: der deutsche Bund wird die republikanischen wie die theokratischen Kräfte des Heiligen Reichs beseitigen und nur weltliche Fürstentümer umfassen. Mit einigen kecken Streichen zerreißt der Italiener das Lügengewebe, das die lutherischen Hoftheologen über die Geschichte des jüngstvergangenen Jahrhunderts ausgespannt hatten. Er erklärt rundweg: die evangelische Lehre konnte, sich selber überlassen, sehr leicht in ganz Deutschland zur Herrschaft gelangen; doch der geistliche Vorbehalt des Augsburger Religionsfriedens verschloß ihr die geistlichen Territorien, die Protestanten versäumten in Zwietracht und Kleinmut, diese künstliche Fessel abzustreifen. Dann verkündet er zuversichtlich den Gedanken der Säkularisation, jenen rettenden Gedanken, der seit Luthers Tagen in allen großen Krisen unserer Geschichte wieder auftauchte, bis endlich die Gewalt der Fremden ihn verwirklichte: verständen die deutschen Fürsten ihren Vorteil, so würden die geistlichen Gebiete evangelisch oder in weltliche Staaten umgewandelt und damit die politische Macht des Papsttums im Reiche vernichtet werden. Aber, fügt der Veroneser mit schlauem Schmunzeln hinzu, unsere heilige Kirche mag ruhig sein, die Fürsten werden diesen Gedanken schwerlich fassen; denn gottlob, der Zufall der Geburt verleiht die Herrschaft nur selten dem Klugen.

Also offenbaren sich in dem geistvollen Buche überall jene beiden Gaben, deren Verbindung den großen Publizisten macht: der Sinn für das Lebendige, das Wesentliche, der hinter dem Scheine der Macht und

des Rechtes die Wirklichkeit der Dinge erkennt, und die Sicherheit einer mächtigen Phantasie, die in den unfertigen Gebilden der Gegenwart schon das bleibende Ergebnis zu ahnen vermag. Und doch wird kein Deutscher heutzutage den Severinus ohne ein Gefühl des Befremdens, ja des Mitleids aus der Hand legen. Wer so unbarmherzig die Blöße seines eigenen Landes vor der Welt aufdeckt, der speist uns nicht ab mit noch so geistreichen Schilderungen einer fernen Zukunft; will er uns nicht als ein frevelhafter Spötter erscheinen, so muß er uns sagen, was denn hier und heute geschehen solle gegen das Elend des Vaterlandes. Und auf diese Frage gibt Severinus nur eine resignierte, fast hoffnungslose Antwort. So lebhaft er die Einheit seines Landes ersehnt, in der Reichspolitik des Augenblicks ist er konservativ — und er muß es sein, weil seine Nüchternheit nirgendwo in der deutschen Gegenwart eine lebensfähige revolutionäre Kraft zu entdecken vermag; er muß es sein, wie ja alle besonnenen Reformer dieser letzten Zeiten des Reichs, auch Friedrich II. und der Große Kurfürst, die bestehende Reichsverfassung als eine vorläufig unzerstörbare Ordnung hingenommen haben. Er redet nicht ohne Teilnahme von den verwegenen Gedanken des Hippolithus a Lapide und verspottet dessen untertänige Gegner als Faseler und Schmeichler; doch den Rat, das Haus Österreich zu vernichten, verwirft er durchaus. Das sei die Meinung eines Scharfrichters, nicht eines Arztes. Nicht ohne fremde Hilfe können die Deutschen ein solches Unternehmen wagen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde nur Frankreich Vorteil ziehen von der Vernichtung des Kaisertums — eine Weissagung, die in den napoleonischen Tagen sich bewähren sollte. Kennt ihr nicht, fragt Severinus, die Fabel von den Fröschen, die sich den Storch zum König wählten? und wer weiß denn, ob nicht nach dem Ausscheiden Österreichs auch andere Glieder das zerrüttete Reich verlassen würden? Wie heute die Dinge liegen, bleibt nur übrig, dem Kaiser einen permanenten Rat von Gesandten der mächtigsten deutschen Staaten an die Seite zu stellen; so mögen dann die Angelegenheiten des Vaterlandes in ehrlichem Einvernehmen zwischen den lebendigen Gliedern des Reichs beraten, willkürliche Schritte des kaiserlichen Hofes verhindert, alle Sonderbündnisse mit dem Auslande aufgehoben und dem Reiche ein leidlicher Zustand des Friedens vorläufig gesichert werden.

Sicherlich ein dürftiges positives Ergebnis nach so grausamer Kritik; eine nüchterne, maßvolle Realpolitik, aber die Politik eines hoffnungslos darniederliegenden Staates! Nur in einem Falle hält Severinus eine Reform des Reiches an Haupt und Gliedern für möglich: wenn der Mannesstamm der Habsburger aussterben sollte. Dieser Fall schien bekanntlich in jenen Jahren nahe bevorzustehen, da dem Kaiser Leopold aus seinen beiden ersten Ehen kein Sohn am Leben blieb; und auch hier wieder bewährt sich der prophetische Blick des Denkers, denn in der Tat erst nach

dem Aussterben des alten Erzhauses ist der erste ernstliche Versuch zur Umgestaltung des Reichs gewagt worden. Aber eine deutsche Macht, die dem Hause Österreich heute schon die Spitze bieten könnte, findet Severinus nirgends; auch er ahnt noch nichts von der großen Zukunft der Hohenzollern.

Elf Jahre, bevor das Buch erschien, hatten die blauen brandenburgischen Regimenter auf dem Felde von Warschau ihre graden Klingen gekreuzt mit den polnischen Krummsäbeln und zum ersten Male den siegesfrohen Schlachtruf: Mit Gott! angestimmt. Neun Jahre zuvor war Friedrich Wilhelm gegen die Schweden ausgezogen und hatte der Nation die bodenlose Tiefe ihrer Schande schildern lassen in jener köstlichen Flugschrift „An den ehrlichen Deutschen". „Siehe an dein edles Vaterland" — hieß es dort. „Es ist leider im letzten Kriege unter dem Vorwand der Religion und Freiheit gar jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgesogen, daß von dem einst so herrlichen Körper schon nichts mehr übrig ist als das Skelett. Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Was sind Rhein, Elbe, Oder, Weserstrom heute anders als fremder Nationen Gefangene? Was ist unsere Freiheit und Religion mehr, als daß Fremde damit spielen?" — Und solche Worte, die uns Nachlebenden wie mächtiger Glockenklang am Morgen einer neuen besseren Zeit das Innerste erschüttern, konnten in dem wüsten Parteigezänke jener Tage so spurlos verhallen, daß der erste Publizist der Nation sie nicht vernahm! Noch mehr. Vor wenigen Jahren erst hatte Graf Georg Friedrich von Waldeck mit dem Großen Kurfürsten den Plan einer Reichsreform erwogen, die den Gedanken des Severinus sehr nahe kam: ein Bund der mächtigeren Reichsfürsten sollte das Haus Österreich zwar nicht vom Reiche ausschließen, doch die Willkür der kaiserlichen Gewalt beschränken. Von dem allen scheint Pufendorf ebensowenig gehört zu haben wie die große Mehrzahl der Zeitgenossen; er erwähnt den Brandenburger nur einmal mit kühler Achtung als einen mächtigen Herrn, der zweihundert Meilen weit im Reiche reisen und dabei täglich auf seinem eigenen Gebiete übernachten könne. So langsam reiften Gottes Saaten; auch Pufendorf sollte erst nach langen Jahren, hart geschüttelt durch schwere Erfahrungen, das Wesen der jungen deutschen Großmacht verstehen lernen.

Mit allen Mängeln, die er der unfertigen Bildung des Zeitalters verdankt, bleibt der Severinus doch ein glänzendes Werk, das alle gleichzeitigen Schriften der Reichspubliziſtik einfach totschlägt, meisterhaft auch in der Form. Kein einziger deutscher Poet jener Zeit vermag einen Charakter zu zeichnen; die dramatischen Helden fallen beständig aus der Rolle, schreien mit polterndem Pathos die Empfindungen des Dichters in die Welt hinaus. Wie kunstvoll dagegen weiß Severinus den leichten Ton der eleganten Reisebeschreibung zu treffen; die Reisenden dieser nüchternen Epoche, noch unberührt von der gefühlsseligen Landschaftsbegeisterung mo-

derner Touristen, ergehen sich ja allesamt in der Schilderung von Sitten, Volkswirtschaft und Verfassungsverhältnissen. So natürlich klingt die spöttelnde Rede des weltkundigen Italieners, der, selber glaubenslos, um der politischen Herrschaft willen an der römischen Kirche festhält, daß noch heute die Erklärer des Buches manchen ironischen Ausspruch des Severinus für Pufendorfs eigene Meinung halten. Knapp und klar, scharf und streng sachlich eilt die Darstellung dahin, seltsam abstechend von der breitspurigen Förmlichkeit der Zeitgenossen, unwiderstehlich siegreich, also daß der Leser hinter jedem Satze ruft: So ist es! Severinus redet mit der ganzen Zuversicht des eingeweihten Kenners, fertigt alle Einreden rasch ab mit einem entschiedenen cordatioribus non difficulter subolet oder stupidus sit qui non animadvertat. Sein Latein ist keineswegs elegant, doch überaus lebendig und ausdrucksvoll; nur wer eine gebildete Sprache vollkommen beherrscht, kann ironisch sprechen, in deutscher Sprache war ein Buch dieses Schlages damals noch unmöglich. Ergreifend bricht zuweilen aus der leichten Rede ein starker Naturlaut politischer Leidenschaft, vaterländischen Stolzes hervor: auch der Veroneser hat seine Freude an diesem ehrlichsten der Völker, an diesen treuen und tapferen Menschen, die sich so leicht regieren lassen — was in dem Munde des Absolutisten ein hohes Lob ist. Immer liegt ein eigentümlicher Zauber über dem Erstlingswerke eines bedeutenden Mannes, der während der gärenden zwanziger Jahre enthaltsam geblieben und erst in der vollen Reife des Geistes mit einer größeren Arbeit auf den Markt hinaustritt; solche Bücher scheinen keinem Alter anzugehören. So verbindet sich im Severinus der jugendliche Übermut eines zweiunddreißigjährigen Mannes mit reifer Welterfahrung und tiefer Gelehrsamkeit.

Pufendorf hatte die Handschrift schon im Jahre 1664 vollendet und legte sie seinem Kurfürsten vor. Der freute sich des feinen Spottes, sah mit weltmännischer Gelassenheit darüber hinweg, daß der herbe Tadel des Severinus wider die auswärtigen Verbindungen deutscher Kleinfürsten auch den Pfälzer Hof traf, und hat vielleicht sogar einige Pinselstriche hinzugefügt zu der getreuen Schilderung der geliebten geistlichen Nachbarn. Von selbst versteht sich, daß auch Bruder Laelius in Paris den Schatz seiner diplomatischen Erfahrungen geöffnet und mit boshafter Geschäftigkeit allerhand kleine Züge aus dem Hofleben beigesteuert hatte. Doch das Imprimatur für die gefährliche Schrift konnte der Pfalzgraf vor Kaiserlicher Majestät nicht verantworten; er bestand darauf, das Buch solle im Auslande und ohne den Namen des Heidelberger Professors gedruckt werden. So mußte wieder der gewandte Esaias aushelfen. Er gab die Handschrift einem Pariser Zensor, dem Historiker Mezerai. Der aufgeklärte Franzose verteidigte jedoch, wie sein Rabelais, die Freiheit des Gedankens nur jusqu'au feu — exclusivement, und erwiderte: „Das Buch ist vortrefflich, aber die Pfaffen würden mich in dieser Welt verdammen, für

das Jenseits fürchte ich sie nicht". Der Severinus erschien endlich nach jahrelangem Umherwandern bei einem Haager Verleger, natürlich unter einer falschen Firma, wie fast alle die verwegenen Schriften der europäischen Opposition, die in Hollands freier Presse eine Zuflucht fanden.

Ein Aufschrei der Entrüstung empfing „das monströse Buch", das sich erdreistete, die vollkommenste Verfassung des Weltteils für ein Monstrum zu erklären. Die nächsten Jahre brachten eine Flut von Gegenschriften. Bald wurde das anstößige Libell verboten, und sofort stieg der Absatz, wie Pufendorf vorausgesagt; Drucker und Nachdrucker überschwemmten den Markt mit vielen tausend Exemplaren. Alle Welt suchte nach dem Verfasser. Dem jungen Samuel Pufendorf wollte niemand eine solche Fülle praktischer und theoretischer Kenntnisse zutrauen; für den unverkennbar jugendlichen Ton des Severinus hatten die Pedanten kein Ohr. Man riet auf Esaias, auf Conring, auf den Kurfürsten von der Pfalz; die stumpfe Kritik der Gelahrtheit bemerkte nicht, daß die ketzerische Schrift weder schwedisch, noch französisch, noch pfälzisch, sondern deutsch war. Dem Freiherrn von Boineburg, so schrieb er selbst, „standen alle Haare zu Berge", da man auch ihn, wegen jener ironischen Lobsprüche des Severinus, als den Verfasser des Libells bezeichnete. Endlich gerieten die Spürer doch auf die rechte Fährte, und jeder Zweifel mußte schwinden, seit Pufendorf öffentlich den Severinus verteidigte und kurzab aussprach: „Die Schrift wird ihre Stelle in der Nation behaupten, solange die Freiheit der Reichsstände und der evangelische Glaube bestehen!"

Und so geschah es. Als das Buch herauskam, hat allein Conring gewagt, den Lästerer zu verteidigen; angezogen von der Wahlverwandtschaft des genialen Kopfes, gab er einmal seine natürliche Zaghaftigkeit auf und erklärte, dies herrliche Werk stehe in der deutschen Literatur ohnegleichen da. Nach und nach verstummte das Gebell der kleinen Kläffer, und die Gedanken des Severinus fanden in der Stille ihren Weg. In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ließ Gundling den Severinus im Auftrage der neuen Berliner Akademie wieder drucken; auch Thomasius veranstaltete eine neue Ausgabe, die er seinen staatsrechtlichen Vorlesungen an der Universität Halle zugrunde legte. Der Name des Geschichtschreibers des Großen Kurfürsten war in Brandenburg längst zu hohem Ansehen gelangt. In diesen preußischen Kreisen blieb Pufendorfs Ansicht von deutscher Geschichte und Reichspolitik noch lange lebendig; ihre Nachwirkung ist noch in den Schriften Friedrichs II. erkennbar. Der Große König hat den Severinus sicherlich nie gelesen und, nach hoher Herren Weise, Pufendorf wie so viele andere Helden des deutschen Geistes kurzweg unter die langweiligen Pedanten verwiesen. Doch man kennt Friedrichs Vorliebe für Thomasius, der ganz in Pufendorfs politischen Ideen lebte; und schlagen wir jene geistreiche Übersicht der deutschen Geschichte auf, die in die mémoires de Brandebourg verwebt ist, so begegnen uns fast in jedem

Satze die Gedanken des tapferen Sachsen wieder, ohne wissenschaftliche Vertiefung, aber mit staatsmännischer Berechnung auf ein praktisches Ziel hin gerichtet: dieselbe rationalistische Gleichgültigkeit gegen das alte Kaisertum, dieselbe Geringschätzung der leeren Formen und des Reichsrechts, derselbe Hohn wider die geistlichen Fürsten, derselbe Haß gegen Österreich, neben der nüchternen Erkenntnis, daß nur eine ebenbürtige deutsche Macht den Waffengang wider das Kaiserhaus wagen dürfe, dieselbe stolze Abweisung aller auswärtigen Einflüsse, endlich dieselbe Überzeugung von der Lebenskraft der größeren weltlichen Staaten.

Weil Pufendorf die Dinge sah, wie sie waren, darum konnten seine Gedanken fortwirken, solange das Reich bestand; und weil es in dieser schattenhaften Reichsverfassung so schwer war, die Wirklichkeit vom Scheine zu unterscheiden, darum blieb das alte Deutschland so trostlos arm an großen Publizisten. Überblicken wir das gesamte achtzehnte Jahrhundert, so finden wir treffliche Erforscher des Reichsrechts in stattlicher Anzahl, von dem alten Moser bis auf Pütter und die Göttinger Juristen; auch freimütige Tadler einzelner Mißbräuche, wie Schlözer und Karl Friedrich Moser, und geistvolle Kenner des Volkslebens, wie Justus Möser; doch wo ist in dieser langen Reihe stattlicher Namen ein Publizist großen Stiles, der, dem Severinus gleich, die Grundschäden des heimischen Staatslebens aufgedeckt, den Finger in die Wunden seines Volkes gelegt hätte? Ich kenne nur einen: Friedrich den Großen, dessen politische Schriften mit ihrer grausamen Wahrhaftigkeit wie Eichen über niederem Gestrüpp aus der Publizistik des Zeitalters emporragen — und allenfalls den geistreichen Schüler des Königs, den Grafen Hertzberg. Erst als die Stürme der Revolution die alte deutsche Welt aus den Fugen hoben, da begann jener Geist schöpferischer Kritik, der in unserer Kunst und Philosophie schon längst erwacht war, auch auf dem Gebiete der politischen Theorie Funken zu schlagen, und in Friedrich Gentz erstand uns wieder ein mächtiger Publizist, der das Wirkliche zu sehen vermochte.

Wer dem Severinus gerecht werden will, der vergleiche, was der erste wissenschaftliche Kopf der Epoche, Leibniz, über die Reichspolitik geschrieben. Wie schwer hat sich doch die Gegenwart an diesem Denker versündigt! Klingt es nicht unglaublich, daß unsere gelehrte Nation noch keine Gesamtausgabe seiner Werke besitzt? Sollte nicht endlich die Berliner Akademie die Ehrenpflicht fühlen, ihrem Stifter das einzig würdige Denkmal zu setzen? Und ist es nicht fast ebenso traurig, daß der unerfreulichste Teil seines Wirkens, seine politische Tätigkeit, bisher nur von zwei so ganz unpolitischen Köpfen, wie Guhrauer und Edmund Pfleiderer, eingehend geschildert wurde? Die unverständigen Lobsprüche dieser wohlmeinenden historischen Dilettanten fordern geradezu den Spott heraus; beide halten für Gewissenspflicht, sooft sie vor Leibniz auf die Knie fallen, zuerst an Pufendorf einen Fußtritt zu verabreichen. Leibniz stand auf der Höhe, wo

sich das Wort erfüllte: „Alles verstehen heißt alles verzeihen." Er wußte wie kaum ein anderer schöpferischer Denker die revolutionäre Kraft des Genies mit überlegener Milde zu verbinden und suchte die prästabilierte Harmonie, die er in dem Weltganzen ahnte, auch in den endlichen Kämpfen des Menschenlebens wiederzufinden. So mit der Stimmung des Vermittlers und Versöhners trat er ein in die zerfahrene Welt der deutschen Politik, wo nur die radikale Härte einseitigen Entschlusses frommte. Sein großer Sinn strebte zum Ganzen, er wollte leben für das Allgemeine. Er beneidet die Männer, denen Gott zum Verstande auch die Macht gegeben, als „die prinzipalsten Instrumente der Vorsehung" und strebt mit brennender Sehnsucht hinaus aus dem Schatten der Forschung „in das Licht der Staatsgeschäfte". Und doch, dort im Schatten hat er Unsterbliches getan, hier im Lichte ward er von kleineren Geistern übertroffen.

Der große Denker unterlag einer wunderlichen Selbsttäuschung, wenn er sich zu politischem Wirken berufen wähnte. Das ehrgeizige Verlangen nach einer Tätigkeit, die seiner Begabung widerstrebte, verwickelte ihn in das gewissenlose Ränkespiel erbärmlicher kleiner Höfe. Dies unstete Treiben hat seinem Charakter manche Sünden der verkommenen Zeit, manche Untugend des zweideutigen Abenteurers aufgeprägt; den Menschen Leibniz rückhaltlos zu lieben ist ebenso unmöglich, wie seinen Genius nicht zu bewundern. Keine der Kräfte, die den großen Politiker bilden, war ihm beschieden. Ihm fehlt der streitbare Mut. Er hat alle seine politischen Schriften namenlos oder unter falschem Namen erscheinen lassen, um ihnen eine unbefangene Aufnahme zu sichern und „sich nicht so viel Haß und Neid zuzuziehen"; dieser vornehme Widerwille gegen „den wenig liebenswürdigen Namen der Eris" ehrt den gelehrten Forscher, doch der politische Mann will nur im Kampfe leben. Ihm fehlt auch die Methode des politischen Denkens. Eine proteische Natur, ein Virtuos in der Kunst des Anempfindens, wunderbar befähigt, den Standpunkt zu wechseln und in grundverschiedene Anschauungen sich hineinzudenken; zudem vielleicht der größte Weltbürger, der je gelebt hat, beständig in regem Verkehre mit allen neuen Gedanken des Auslandes, das seinem rastlosen Geiste reichere Nahrung bot als sein verödetes Vaterland: so konnte er fast auf allen Gebieten menschlichen Wissens eine Saat ausstreuen, deren Früchte noch heute nicht alle eingeheimst sind, er mochte auch wohl in geistsprühendem höfischen Gespräche einem andächtig lauschenden Staatsmann eine Fülle neuer politischer Gesichtspunkte eröffnen. Solche geniale Vielseitigkeit ist das genaue Gegenteil von der Gesinnung des Publizisten, der auf den Willen wirken, mit gesammelter Kraft alle Gedanken auf ein klar begrenztes, erreichbares Ziel richten soll. Dem Philosophen fehlt sogar, wenn wir schärfer prüfen, die tiefe, leidenschaftliche Teilnahme an dem Leben des Staates; er steht zu hoch für einen Publizisten, seine Gedanken fliegen weit über den Staat hinaus. So lebhaft Ehrgeiz und Vaterlands-

liebe in dieser Seele sich regten, und so bedeutsam Leibnizens reiche juristische Bildung auf die Entwicklung seiner Ideen eingewirkt hat: der Mittelpunkt seiner Gedanken war doch nicht der wirkliche Staat in seiner endlichen Bedürftigkeit, sondern, wie dem Philosophen geziemt, „das Reich Gottes", die ideale Einheit des Menschengeschlechts. Nur als ein Bruchteil dieser allumfassenden spiritualistischen Ordnung gewinnt ihm das staatliche Leben Wert und Bedeutung; Staat und Kirche, Recht und Sittlichkeit vermischen und verschlingen sich unzertrennlich in seinem Geiste, während das praktische Bedürfnis der Zeit danach drängte, die weltliche Natur des Staates von theologischer Verbildung zu erlösen.

Auch Leibniz hatte, wie Pufendorf, in jungen Jahren den engherzigen Kleinsinn der Zunftgelehrten erfahren, als die Leipziger Juristen um seiner Jugend willen ihm den Doktorhut versagten; er sah sein lebelang mit der Ironie des Hofmanns auf die akademischen Pedanten herunter, wollte die Universitäten gern in die Hauptstädte verlegen, um Gelehrsamkeit und Weltbildung zu versöhnen. So leidenschaftliche Kämpfe mit der zünftigen Wissenschaft, wie sie seinem streitlustigen Landsmanne bevorstanden, blieben ihm doch erspart; er hat niemals gebrochen mit den Anfängen seiner Bildung. Er war aufgewachsen in den Anschauungen des rechtgläubigen Luthertums und bewahrte sich auch, als seine Kritik die höchsten Flüge wagte, mitten im weltlichsten Leben eine innige Frömmigkeit; die Religion allein vermochte seinem prosaischen Geiste zuweilen einen poetischen Klang zu entlocken, wie jene tief empfundenen Zeilen:

Laß die matte Seel' empfinden
Deiner Liebe süßen Saft.

Schon in früher Jugend war er mit den Werken der alten und neuen Scholastik vertraut geworden, namentlich mit dem „Anker der Papisten", Suarez; und wie denn gemeinhin Jugendeindrücke in genialen Naturen sehr fest zu haften pflegen, so blieb ihm fortan eine hohe Achtung für die alte Kirche. Für den großen Zweck der Wiedervereinigung der Christenheit war er bereit, den konservativen Mächten der lutherischen und der römischen Kirche sehr weit entgegenzukommen, obgleich er sich selber immer seinen evangelischen Glauben und die volle Freiheit der Forschung vorbehielt. Auch die politischen Gedanken, die ihn in Leipzig umfingen, hat er niemals gänzlich aufgegeben, er verstand nur nach seiner vielbeweglichen Art ganz verschiedene Ideen damit zu verschmelzen. Der Kurfürst von Sachsen blieb ihm noch lange sein verehrter „natürlicher Herr", die alte kursächsische Ehrfurcht vor dem löblichen Hause Österreich und dem Heiligtum der Reichsverfassung verließ ihn nie, so scharf er auch die Gebrechen des Reiches durchschaute. Sein Staatsideal war theokratisch; er träumte von einem Heiligen Römischen Reiche, das, einmütig geleitet von Papst und Kaiser, die befriedete Christenheit umschließen sollte.

Welch ein Verhängnis nun, daß dieser vielseitige Geist noch in seinen bestimmbaren Jugendjahren an jenen ireniſchen Mainzer Hof verſchlagen wurde, wo man die Kunst verstand, den Vaterlandsverrat mit schwungvoller nationaler Begeisterung zu betreiben. Hier unter den Helden der reichspatriotischen Phrase ist Leibniz in doktrinäre Phantasterei versunken; er blieb seitdem außerstande, Macht und Ohnmacht in der Politik zu unterscheiden. Er begeistert sich für den freisinnigsten aller Kirchenfürsten, der einst bei den Friedensverhandlungen zu Osnabrück so viel Duldsamkeit bewiesen und soeben eine deutsche Bibelübersetzung im goldenen Mainz drucken ließ; er will in untertäniger Verehrung sogar die Aufsicht über das gesamte deutsche Bücherwesen dem Mainzer Kurfürsten übertragen, auf daß fortan alle Angriffe gegen das Reich und die römische Kirche, gefährliche Bücher wie der Hippolithus und Severinus „mehr und mehr eingespannt" werden. Alle die windigen Projekte, die der vielgeschäftige geistliche Herr den großen Mächten aufdrängt, nimmt sein gelehriger Schüler für bare Münze; er redet sich ein, der Erzkanzler sei als vornehmster Reichsfürst auch der wichtigste und mächtigste. Er preist Johann Philipp, der auf seinen starken Schultern das Schicksal des Weltteils trägt, feiert Boineburg als den Herkules dieses Atlas und singt dem Kleinfürsten zu: „Schirme den Frieden Europas und gib ihm dauernde Ruhe!" Der Rheinbund, den Pufendorf als eine gefährliche Spielerei verdammt, erweckt die brünstige Bewunderung seines jüngeren Landsmanns; für jede Unart des Kleinfürstentums findet der Vielgewandte eine bequeme Entschuldigung: „Sonderbünde sind Gift für einen gesunden Körper, Arznei für den kranken Leib des Deutschen Reichs!" Dann hofft er selbst durch einen Sonderbund deutscher Fürsten den Häusern Bourbon und Habsburg Frieden zu gebieten und entwirft das bekannte Bedenken über die securitas publica des Reichs — eine Denkschrift, die mit allen ihren geistreichen Einfällen doch in der leeren Luft schwebt; nirgends verfällt der Philosoph auf die entscheidende Frage, ob ein solcher Bund ohnmächtiger, zwieträchtiger und zumeist von Frankreich bestochener Kleinfürsten nicht notwendig ein Werkzeug des Landesverrates werden müsse.

Als nun die begehrlichen Pläne des Versailler Hofes gegen Holland und die Rheinlande klarer und klarer hervortreten, da schreibt der Unermüdliche seinen „Ägyptischen Plan", der für den weiten geschichtsphilosophischen Horizont des Denkers ein ebenso beredtes Denkmal bleibt wie für seine praktische Unfähigkeit. Leibniz hofft den Allerchristlichsten König zu gewinnen für die Eroberung Ägyptens, für einen Vernichtungskrieg gegen Frankreichs natürliche Bundesgenossen, die Türken, und ihn also abzulenken von der lockenden Beute, die am Rheine dicht vor der Spitze seines Schwertes liegt. Er verheißt ihm nach der Niederwerfung der Osmanen die Herrschaft auf dem Mittelmeer, die Feldherrnschaft der Christenheit, das Schiedsrichteramt der Welt und die erbliche Kirchenvogtei —

immer mit dem stillen Hintergedanken, am letzten Ende werde der Kaiser diese seine alten Rechte gegen den betrogenen Franzosen behaupten. Dann eilt er nach Paris, seinen untrüglichen Plan der Krone Frankreich zu empfehlen, empfängt die kühle Antwort, seit Ludwig dem Heiligen seien die Kreuzfahrten aus der Mode gekommen, und singt dem unbelehrten Könige klagend zu: „Gelten dir statt des Nils wirklich die Ill und die Saar?"

Das Verderben rückt näher, Holland wird von Ludwigs Truppen überfallen, der Brandenburger allein unter den zaudernden und bestochenen Fürsten des Reichs erkennt den Ernst der Stunde, wirft sein kleines Heer den Franzosen entgegen. Und in solchem Augenblick schickt Leibniz seinem Mainzer Gönner die Denkschrift de castigando per Saxonem Brandenburgico, ein Meisterstück politischer Treulosigkeit, das Häßlichste, was je aus seiner Feder floß. Der irenische Politiker zürnt, weil die groben Naturalisten in Berlin den Tiefsinn seines ägyptischen Friedensplanes nicht verstehen wollen; darum sollen sie gezüchtigt werden, an Brandenburg und Holland soll die Welt erfahren, daß „man den König von Frankreich nicht ungestraft beleidigt". Der Brandenburger ist der natürliche Feind von Frankreich, weil er die Schweden bekämpft — von Mainz, weil er die Führung der deutschen Protestanten an sich gerissen — von allen größeren deutschen Staaten, weil seine Machtstellung jedermann bedroht. Also muß Kursachsen ihm in die Flanke fallen, solange sein Heer noch am Rheine kämpft; und der Schwärmer für die Einheit der christlichen Kirche entblödet sich nicht, sogar den Glaubenshaß der sächsischen Lutheraner gegen die reformierten Märker in die Waffen zu rufen. Vielleicht gelingt es dann, dem Brandenburger einige Provinzen abzunehmen und ihm möglichst entlegene Gebiete, etwa in Holland, dafür zu geben, ut dispersior sit potentia. Dabei regt sich immer wieder die Tatenscheu der Mainzer Irenike; diesen politischen Dilettanten ist es niemals ganzer, schwerer Ernst mit der Staatskunst. Wie drohend Leibniz redet, er hofft doch, schon die Rüstung Kursachsens, solus armorum terror werde genügen, die Franzosen von dem dreisten Brandenburger zu befreien. Das alles mit tiefer, lauterer vaterländischer Begeisterung!

Man begreift, wie verletzend die schonungslose Schärfe des Severinus diesen Mann der allbereiten Vermittlung berühren mußte. In Leibniz und Pufendorf verkörpern sich zwei Seiten des obersächsischen Charakters: dort zu bezaubernd geistvoller Liebenswürdigkeit gesteigert die glatte, schmiegsame Feinheit, die in dem Stamme überwiegt, hier jener schroffe Wahrheitstrotz, der, in natürlichem Rückschlage, zuweilen einzelne Söhne des Landes beherrscht hat. Leibniz verdammte den Severinus als ein freches Pasquill, schrieb bittere Noten dazu, die er sich vorsichtig hütete herauszugeben, kam in Briefen und Schriften häufig auf das verhaßte Buch zurück. Was er aber selber der Ketzerei seines Landsmannes zu entgegnen weiß, ist überraschend schwach, auch für das leidenschaftslose wissen-

schaftliche Urteil. Um nur nicht aufgescheucht zu werden aus der holden Selbsttäuschung, die Pufendorf mit grausamer Hand zerstörte, nimmt der tiefe Denker alle die hohlen Schlagworte der politischen Scholastik wieder auf, die jener gröblich als Albernheiten verwarf. Wer mag es ohne Beschämung lesen, wenn ein Mann von solchem Geiste feierlich niederschreibt, die Weissagung Danielis von der vierten Monarchie sei „das Fundament" des Deutschen Reichs? Welch ein faunisches Lächeln mag dabei um seine feinen Lippen gespielt haben! Dem scharfen klaren Souveränitätsbegriffe Pufendorfs hält er die Phrase entgegen: „Die Souveränität besteht nicht in der Macht, sondern in der Ehre, die Majestät ist dem Rufe ähnlich" (majestas est similis existimationi). So geht es fort in unklaren bildlichen Redewendungen; die Sätze schillern in allen Farben, schielen nach jeder Seite. Das Reich ist ein wirklicher Staat, da dem Kaiser das dominium über die Fürsten zusteht, freilich ein unregelmäßiger Staat, der eines Willens zwar bedarf, doch ihn nicht immer hat. Die kaiserliche Gewalt scheint aus der päpstlichen Gewalt zu entspringen, wie aus ihrer Ursache (tanquam causa), sie bedarf der absoluten Machtvollkommenheit nicht. Vielmehr läßt sich Einheit und Freiheit wohl verbinden, wenn nur Eintracht besteht zwischen Haupt und Gliedern und „die uralte heilsame Mixtur" der Reichsverfassung getreulich bewahrt wird.

Während er also die Staatsgewalt des Reichs in leere Redensarten auflöst, träumt er zugleich überschwenglich von Deutschlands ungeheurer Macht: die Schweizer und Niederländer werden zum Reiche zurückkehren, auch die Italiener, unsere Vasallen, werden den Regensburger Reichstag beschicken, sobald sie ihren Vorteil recht erkennen. In tiefer Ehrfurcht beugt er sich vor dem Hause Österreich; das alte Anagramm pello duos, das die Wiener Jesuiten so oft zur Verherrlichung verschiedener habsburgischer Leopolde angewendet, kehrt bei Leibniz wieder: Kaiser Leopoldus wird Türken und Franzosen, die beiden Todfeinde Deutschlands, zugleich verjagen; sein Österreich ist unsere Vormauer gegen die Barbaren des Ostens und „der Österreicher Treue um so mehr zu loben", da sie durch ihre Privilegien der Reichspflichten entbunden sind. Das einzig Feste in diesem phantastischen Durcheinander ist die Ruheseligkeit, die sich mit sanften Worten über die entsetzliche Fäulnis des heimischen Staates hinwegzureden weiß.

Überall bewährt sich, daß der große Philosoph kein Politiker war; ungleich wichtiger als der irdische Staat bleibt ihm die res publica una der Christenheit mit dem Papst als Primas und dem Kaiser als Schwertträger. Bezeichnend für die wunderliche Allseitigkeit des Mannes ist schon der Titel der Schrift, die er nachher im Dienste der Welfen herausgab: Caesarinus Fürstenerius. Hier versucht er dem Kaiser das Seine zu geben, aber auch den Fürsten, geißelt die Sünden der deutschen Libertät und verteidigt zugleich das unselige Recht, worauf diese Libertät wesentlich ruhte,

die selbständige auswärtige Politik der kleinen Höfe. Erfreulicher erscheint sein politisches Schaffen in späterer Zeit, als die deutschen Dinge sich etwas klärten und die Reichskriege gegen Frankreich begannen. Damals hat er in zahlreichen Flugschriften seine warme Vaterlandsliebe, seinen Haß gegen den übermütigen Friedensstörer ausgesprochen. Das Gewissen der Nation zu packen gelang ihm doch niemals. Er lernte nie die Kunst des Publizisten, ohne Umschweife auf das Ziel loszugehen, und stets von neuem überkamen ihn die alten phantastischen Lieblingsgedanken. Noch immer hofft er die Macht Frankreichs vom Rheine ab gegen die Türken zu lenken, noch immer preist er den Jammer der deutschen Verfassung: „Das Reich ist wohlgeordnet, und in unserer Macht steht es, glückselig zu sein." So ist die publizistische Wirksamkeit des großen Mannes für das nationale Leben leider völlig unfruchtbar geblieben, unschätzbar freilich für den Historiker, denn schlagender als an den Irrfahrten dieses gewaltigen Geistes läßt sich der rettungslose Zerfall des alten deutschen Staates nicht erweisen.

Von Pufendorf ist uns, soviel ich sehe, kein einziges Wort über den rastlosen Gegner erhalten. Der streitbare Mann war völlig neidlos, eine hochherzige Natur, bereit, jedes fremde Verdienst freudig anzuerkennen, ganz frei von jener mäkelnden Grämlichkeit, welche damals mit dem einbrechenden Philistertum den alten großen Sinn unseres Volkes zu entstellen begann; er wußte auch in der Hitze des Streites zur rechten Zeit die Stimme zu senken und zu heben, behandelte geistreiche Feinde ganz anders als pfäffische Eiferer. Daher dürfen wir wohl vermuten, daß er absichtlich vermieden hat, sich zu messen mit einem politischen Gegner, der auf anderen Gebieten so bewunderungswürdig war. Leibniz hingegen verfuhr kleinlich und unwahr wider den verhaßten Neuerer. Er hat nicht nur höchst ungerecht über Pufendorfs Werke abgeurteilt, wollte ihm nichts zugestehen als etwas Scharfsinn und eine gewandte Feder; er scheute sich auch nicht, alle die albernen Klatschgeschichten, welche die erbitterten Orthodoxen von ihrem tapferen Feinde berichteten, geschäftig umherzutragen. Schon in jungen Jahren erzählte er schadenfroh, die Elementa seien aus Weigels Heften abgeschrieben, der Severinus aus Conrings Werken — abgeschmackte Märchen, worüber Weigel und Conring selbst nur lächeln konnten. Und lange nach Pufendorfs Tode versichert er noch, der arge Mann sei durch einen rechtzeitigen Tod dem Zorne seines Königs entrissen worden — was sich wiederum als eine grobe Unwahrheit herausstellt. Darum verdient es auch wenig Glauben, wenn Leibniz ein andermal ohne Angabe der Tatsachen behauptet, Pufendorf habe sich treulos erwiesen bei einem Geschäft, das ihm der Philosoph für den Stockholmer Hof aufgetragen. Von Falschheit liegt gar nichts in Pufendorfs herrisch schroffem Wesen, und wir müssen bis auf besseren Beweis annehmen, daß auch hier wieder ein Mißverständnis obgewaltet hat oder eine der

zahllosen Zwischenträgereien, welche unter dem klatschsüchtigen Gelehrtengeschlechte jener Zeit umliefen. Als Publizist übertraf der Verfasser des Severinus den großen Denker durch mutigen Gradsinn, Bestimmtheit der Rede, Schärfe der Begriffe; er übertraf ihn, gerade weil sein Geist minder reich, reizbar und umfassend war als das Genie des Philosophen. Da Leibniz die politische Überlegenheit des Gegners im stillen fühlen mochte, so hat sich sein Widerwille gegen den Störer des Reichsfriedens bis zu krankhafter Gehässigkeit verhärtet.

Unterdessen wimmelten die kleinen Ameisen der Reichsrechtswissenschaft, aufgestört durch den Fleiß des Severinus, geschäftig hin und her. Es lohnt der Mühe nicht, die abschreckend langweiligen und geistlosen Schriften aufzuzählen, die jetzt in rascher Folge gegen das monströse Buch in die Schranken traten. Ergötzlich nur, wie vornehm diese kleinen Leute „den welschen Sophisten" von oben herunter abfertigen. Da gibt Andreas Oldenburger unter dem Namen Pacificus a Lapide den Severinus noch einmal heraus und kanzelt den Verfasser in schulmeisternden Anmerkungen mit verächtlichem ohe! und mi homo! ab. Da fragt der pseudonyme Teuteburg, wie nur dieser profane Welsche über den leeren Titelprunk des Kaisertums spotten könne: des Reiches Stände sind doch, wie männiglich bekannt, sehr vornehme Herren, und der Kaiser unbestreitbar noch viel vornehmer! Da beweist der Leipziger Schaarschmidt, die Souveränität sei ein Wahnbegriff (majestatem esse non-ens), und das Heilige Reich mit seiner unfindbaren souveränen Gewalt erfreue sich blühender Gesundheit — eine bequeme Theorie, die sich nahe berührt mit dem Leibnizschen Satze, die Souveränität bestehe in der Ehre. Da zetert ein frommer Lutheraner: der frivole Heidelberger hat seinen evangelischen Glauben verraten, indem er unter der Maske eines Papisten schrieb! Ein Regensburger Jurist des Namens Prasch veröffentlicht gar geheime Briefe des Severinus, läßt darin den Italiener reuig seine Ketzereien zurücknehmen und demütig bekennen: jetzt weiß ich's besser, das Heilige Reich ist wirklich ein musterhafter „gemischter Staat".

In zwei geharnischten Dissertationen hat Pufendorf solche Angriffe zurückgewiesen[1] und seine Auffassung wissenschaftlich tiefer begründet.

[1] Wenn S. Brie (Geschichte der Lehre vom Bundesstaate S. 22) sich verwundert, daß Pufendorf neben so vielen unbedeutenden Gegnern den geistreicheren Ludolph Hugo nicht erwähnt, so hätte er die Erklärung schon aus den Jahreszahlen entnehmen können. Der Verfasser des Severinus fertigt nur die Einwendungen ab, welche gegen sein Buch erhoben wurden; Hugos Regiones aber waren schon sechs Jahre vor dem Severinus erschienen. Auch konnte Pufendorf trotz seiner Sehergabe doch unmöglich voraus wissen, daß der Versuch des jungen Helmstedter Doktors, die verfallene Verfassung des alten Reichs theoretisch zu konstruieren und zu rechtfertigen, zweihundert Jahre später unter dem neuen Reiche von einem gelehrten Kenner des deutschen Staatsrechts als der glänzende Ausgangspunkt der allein wahren Bundesstaatstheorie gefeiert werden würde.

Diese beiden Abhandlungen „Über die Staatenverbindungen" und „Über den unregelmäßigen Staat" zählen noch heute zu dem Besten, was auf dem phrasenreichen Gebiete der Lehre von den Föderationen geleistet worden ist. Unerbittlich stellt er dem verschwommenen Gerede vom gemischten Staate den schroffen Satz entgegen: jeder geordnete Staat bedarf der Einheit des politischen Willens (unitas voluntatis publicae), er bedarf einer höchsten Gewalt, die wie König Gustav Adolf niemanden über sich anerkennt als einen Gott und das Schwert des Siegers (neminem nisi Deum et ensem). In der Gliederung der Staatsbehörden und Verfassungsorgane kann wohl eine Mischung von monarchischen, aristokratischen und demokratischen Grundsätzen sich zeigen; aber die Frage, wer der Souverän sei, wem die höchste Gewalt zustehe, darf in einem gesunden Staate nicht zweifelhaft bleiben. Die Unteilbarkeit der Souveränität ist nicht ein scholastisches Dogma, sondern der allerwichtigste Lehrsatz der Staatswissenschaft. Darum sind nur zwei regelmäßige Formen des zusammengesetzten Staates möglich: das monarchische Reich und der Bund souveräner Staaten. Entweder sind untertänige Gemeinwesen, die im Innern einige Selbständigkeit behaupten, dem Befehle eines monarchischen Oberhauptes unterworfen: so im Deutschen Reiche zur Zeit seiner Blüte. Oder souveräne Staaten bilden für ihre gemeinsamen Zwecke eine Bundesgewalt, welche die einstimmigen Beschlüsse der verbündeten Souveräne ausführt, also unter den Bundesgliedern steht: so in der Republik der Niederlande, die Pufendorf als ein Schüler des Grotius durchaus im Sinne der partikularistischen Staatenpartei beurteilt.

Gleich allen seinen Zeitgenossen ahnt er noch nicht, daß noch eine dritte Form der Staatenverbindung möglich ist: der Bundesstaat, die Unterwerfung untertäniger Territorien unter eine souveräne Bundesgewalt, die unter Mitwirkung der Territorialgewalten gebildet wird; diese kunstreichste Form der Föderation ist ja erst seit dem Entstehen der amerikanischen Union der Staatswissenschaft bekannt geworden. Auch verraten seine Gedanken überall die Härte des Absolutisten, der die unbedingte Vereinigung aller Staatsgewalten in einer Hand erstrebt. Er versäumt den dehnbaren Begriff der Souveränität zu zergliedern und nachzuweisen, welche Hoheitsrechte der Staat nicht aufgeben kann, ohne sich selber aufzugeben. Gleichwohl bleibt ihm der Ruhm, daß er durch seinen harten Souveränitätsbegriff für alle Zukunft den Weg gewiesen hat, der allein zum wissenschaftlichen Verständnis der Föderationen führt. Auch die historischen Voraussetzungen des bündischen Lebens, wofür die formalistische Staatswissenschaft jener Zeit noch gar kein Auge hat, werden von Pufendorf feinsinnig erörtert: er verlangt für einen kräftigen Staatenbund Gleichheit der Sprache, der Sitten, der Interessen und erkennt bereits, daß Republiken leichter als Monarchien einer Bundesgewalt sich fügen können.

Das Deutsche Reich, das die Souveränität weder dem Ganzen noch den Teilen unzweifelhaft gewährt, ist und bleibt ihm ein Monstrum, muß über lang oder kurz in einen Staatenbund oder in eine wirkliche Monarchie sich verwandeln, obwohl die Geschichte manche langlebige Monstra kennt. Während Leibniz die kaiserliche Macht in Österreichs Händen wohl aufgehoben sieht und nur zugibt, in den Tagen Wallensteins seien einige Mißbräuche vorgekommen, erklärt Pufendorf rundheraus, ein natürlicher Gegensatz der Interessen trenne den Kaiser von den Reichsständen, rückhaltlose Eintracht sei unmöglich in diesem Reiche. So, mit unbeirrtem Freimut, hält er seinem Lande den Spiegel vor und ruft: „Es wäre Feigheit, wenn ich mich schrecken ließe durch die Menge der Gegner"! —

Inzwischen gingen die frohen Heidelberger Tage zu Ende. Der Verteidiger der absoluten Monarchie war kein Hofmann, und der aufgeklärte Kurfürst konnte sein launisches Stuartblut nicht ganz verleugnen, er zürnte heftig, da Pufendorf einige Mißgriffe der pfälzischen Verwaltung offen zu tadeln wagte. Zu einem erklärten Bruche ist es nicht gekommen; Karl Ludwig wünschte seiner Hochschule den glänzenden Namen des Sachsen zu erhalten. Aber die Verstimmung des Hofes und der Haß der Kollegen wider den Spötter Severinus wurden in den engen Verhältnissen der kleinen Stadt sehr lästig, und Pufendorf fühlte sich von peinlichem Drucke befreit, als er (1668) nach Lund berufen wurde — sicherlich nicht ohne Zutun des Bruders Esaias. Es bezeichnet die deutschen Zustände, daß ein Mann, der mit seinem bewußten nationalen Stolze unter den Zeitgenossen fast einsam dastand, so ganz unbedenklich einem Rufe ins Ausland folgen konnte. Der Staats- und Kriegsdienst begann erst allmählich herauszuwachsen aus den Gewohnheiten des heimatlosen Söldnerwesens. Sehr langsam hat sich der Große Kurfürst ein treues Beamtentum erzogen, das unter dem roten Adler heimisch blieb; auch unter ihm geschah es noch zuweilen, daß ein Würdenträger mit einem hohen Beamten des Nachbarlandes unbefangen tauschte, so wurden die Generale Barfus und Schöning zwischen Kursachsen und Brandenburg ausgetauscht. Vollends die Gelehrten, die überall ihre weltbürgerliche Wissenschaft und die lateinische Unterrichtssprache wiederfanden, lebten durchaus von der Scholle gelöst; häufig stand ein berühmter Professor, wie Conring, als Geheimer Rat im Solde mehrerer Fürsten, gab Rechtsgutachten und politische Denkschriften an drei oder vier Höfe zugleich.

Der skandinavische Norden galt der deutschen Gelehrtenwelt nicht als Ausland; sein Volkstum fing kaum erst an, der Übermacht deutschen Kapitals und deutscher Bildung zu entwachsen. Wie in allen Handelsplätzen des Nordens noch von den Zeiten der hansischen Seeherrschaft her viele deutsche Kaufleute saßen, deutsche Sprache und Sitte am dänischen Hofe überwog, deutsche Bergleute die Eisenwerke Schwedens leiteten, so hatten auch die nordischen Hochschulen ihr Luthertum und

die Methode ihrer Forschung von Deutschland empfangen. Zahlreiche junge Männer aus den deutschen Provinzen der Krone Schweden studierten in Lund, auch ein großer Teil der Professoren stammte aus dem Reiche; das Leben dort am Sunde unterschied sich nicht wesentlich von dem Tone der anderen Ostseeuniversitäten. Noch bestand eine Gemeinschaft baltischer Kultur. In Lund wie auf den beiden deutsch-schwedischen Hochschulen Greifswald und Dorpat, in Rostock und Königsberg wie auf der neuen Kieler Universität zeigte sich dieselbe eigentümliche Mischung deutschen und halbdeutschen Wesens, überall die unberührte Lutherische Bildung des Nordens und eine streng aristokratische Gesellschaft, die feierliche Pracht eines hochausgebildeten akademischen Zeremoniells neben den derben Berserkersitten einer lebenskräftigen nordischen Jugend.

Pufendorf ahnte nicht, daß er in die Fremde zog, als er das Neckartal mit den Gestaden von Schonen vertauschte; er fühlte sich geehrt durch den Ruf der mächtigen Krone, bei der schon Cartesius, Grotius, Salmasius und so viele andere namhafte Gelehrte eine Zuflucht gefunden. Erst nach Jahren begann er zu empfinden, wie übermütig der Schwede auf den Deutschen herabschaute. In jedem Schlosse dieser stolzen Adelsgeschlechter hingen noch die Trophäen aus dem deutschen Kriege. Ihr König trug die Schlüssel des Festlandes an seinem Gürtel, beherrschte von Bremen und Verden her Elbe und Weser, von Stettin aus die Oder, von Riga die Düna, nannte die Ostsee ein schwedisches Meer, da auch der Kieler Hafen den treu verbündeten Gottorper Herzögen gehörte; und wie gewandt immer die heitere schwedische Gastlichkeit ihre Herzensgedanken zu verbergen verstand, das Heilige Reich galt hier doch nur als ein offenes Jagdgebiet für die sieggewohnten Heere der Wasas, der einzelne Deutsche nur als der geborene Diener des nordischen Herrenvolkes.

Die reichen Südküsten Schwedens, die Landschaften Halland, Schonen und Blekingen waren erst vor wenigen Jahren durch die Siege Karl Gustavs an das Reich der drei Kronen gekommen. Der Stockholmer Hof unternahm, die widerstrebenden neuen Provinzen, die noch treu an Dänemark hingen, durch eine sorgsame Verwaltung zu versöhnen. Um das alte Lund für seine verlorene Handelsgröße zu entschädigen, wurde dort die neue Universität gegründet, und Pufendorf trat als hochbesoldeter professor primarius an die Spitze des Lehrkörpers. Er war jetzt ein vornehmer Herr geworden; die kräftige Gestalt, der große Kopf mit den feurigen Augen und dem scharfen ironischen Zuge um die starken Lippen erschienen stattlich in der anspruchsvollen Gelehrtenwelt. Wieder wie in Heidelberg kam ihm die Begeisterung der Jugend entgegen; er muß, nach den Berichten von Freund und Feind, die den meisten Obersachsen angeborene Redegabe in seltener Vollendung besessen haben. Wenn er disputierte, so drängten sich die nordischen

Grafen und Barone, die Banér, Horn, Flemming, um die Ehre, ihm zu opponieren; auch mit dem Kurator, dem Admiral Graf Stenbock, stand er auf gutem Fuße. Und wieder wie in der Pfalz umgab ihn die rastlose Tätigkeit einer absoluten Fürstenmacht, die seiner Überzeugung entsprach. Mit eiserner Strenge, hart und gewaltsam, doch nicht ohne einen Zug von Größe zwang der junge König Karl XI. die Parteien des Adels zum Gehorsam, beugte die Macht des hadernden Reichstags, zog das verschleuderte Krongut in Massen an die Krone zurück, unterwarf die Landeskirche seiner oberbischöflichen Gewalt.

Auf Augenblicke erwachte dem Gelehrten wohl die Sehnsucht nach staatsmännischem Wirken, jene gefährliche Versuchung, die jedem bedeutenden politischen Denker einmal nahegetreten ist; „ich muß", schreibt er dem Bruder wehmütig, „mit schattenhaften Gedanken (umbratica speculatione) betrachten, was Du mitten in den Geschäften durch die Tat vollführen darfst". Doch er verstand sich zu bescheiden; er erkannte, nüchterner als Leibniz, daß die Gabe der Voraussicht allein den Staatsmann noch nicht bildet, und begann mit unermüdlichem Fleiße, die politischen Gedanken, die seit dem Entwurfe der Elementa ihn beschäftigten, zu einem geschlossenen Systeme auszugestalten. In rascher Folge entstand eine Reihe von Dissertationen[1]: so die beiden oben geschilderten über die Staatenbünde und eine Abhandlung über die Pflichten gegen das Vaterland, die von der lebendigen Staatsgesinnung des Mannes ein merkwürdiges Zeugnis gibt. Das historisch Gegebene unbefangen hinzunehmen ist diesem Geschlechte noch unmöglich; Pufendorf sucht ängstlich nach einem Rechtsgrunde der Vaterlandsliebe und findet ihn in der väterlichen Gewalt, die dem Lande über seine Söhne zusteht. Aber wie frei und weit, wie anders als Grotius versteht er die so künstlich begründete Verpflichtung: in allem und jedem soll der Bürger als ein Glied des Ganzen sich fühlen, auch an ungerechten Kriegen seines Landes soll er ohne Murren teilnehmen, nur in seltenen äußersten Fällen des Unrechts steht ihm frei, durch Auswanderung sein Gewissen zu retten.

Alle diese Schriften sind nur Nebenwerke und Vorarbeiten zu dem Buche, das ihm zuerst einen gesicherten Namen in der Wissenschaft verschaffte. Im Jahre 1672 erschien das „Naturrecht", ein Jahr nachher ein Auszug daraus: „Über die Pflicht des Menschen und des Bürgers". Mit diesem Werke ward er für Deutschland der Vater des Naturrechts, wie die alte vergeblich angefochtene Überlieferung sagt. Als ein brauchbares Handbuch, das die gesamten staatswissenschaftlichen Kenntnisse der Zeit übersichtlich zusammenfaßte, ist das Buch fast in alle Sprachen, auch in das Russische auf Peters des Großen Befehl, übersetzt worden und hat bis auf Kant, der zuerst wieder auf dem Gebiet der Rechtsphilosophie einen großen Schritt vorwärts wagte, die deutschen Katheder so unum-

[1] Gesammelt erschienen Upsala 1677.

schränkt beherrscht, daß jene lustigen Schillerschen Verse von „Herrn Pufendorf" volle hundert Jahre nach seinem Tode noch reden, als stände er heute noch auf dem Lehrstuhl. Solche grundlegende, langlebige Schriften erscheinen der Nachwelt leicht trivial und geistlos, weil uns jeder Satz durch hundert Erklärungen und Nachbesserungen geläufig geworden; und es ist um so schwerer, über das Werk historisch zu urteilen, da die Lieblingsvorstellungen des alten Naturrechts dem vulgären Liberalismus tief ins Blut gedrungen sind und auch heute noch unwillkürlich den Widerspruch reizen.

Der bleibende historische Wert dieser Richtung, der fast zwei Jahrhunderte hindurch den Gang der Staatswissenschaft bestimmte, liegt darin, daß sie einen Grundgedanken der Reformation theoretisch verwirklichte. Sie befreite die Politik von der Theologie und schuf damit erst den festen weltlichen Boden für die Staatswissenschaft. Begreiflich daher, daß alle theologischen Juristen, wie der jüngere selige Stahl, mit unhistorischer Parteilichkeit über die befreiende Macht dieses „Rationalismus" wehklagen. Den Denkern des Mittelalters erscheint die sittliche Welt als eine festgeordnete sichtbare Einheit; Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft empfangen die sittlichen Gesetze ihres Lebens aus der Hand des Stellvertreters Christi. Wie kühn auch Dante und die tapferen Minoritäten in den Tagen Ludwigs des Bayern für die Selbständigkeit des Staates stritten, die Lehre des heiligen Augustin behielt doch die Oberhand: die Kirche ist das Reich Gottes, der Staat das Reich des Fleisches, sündhaft an sich und zu sittlichem Dasein nur berechtigt, wenn er der Kirche seinen dienenden Arm leiht, ihre Befehle vollführt. Erst Macchiavelli bricht entschlossen mit dieser Anschauung, er wagt die Lebensgesetze des Staates aus der Natur des Staates selber abzuleiten. Aber auch er steht noch mit einem Fuße in der Welt des Mittelalters; eine Sittlichkeit, die nicht kirchlich gebunden ist, vermag er sich noch nicht vorzustellen. Indem er den Staat von der Kirche befreit, wirft er die Politik aus der Ethik heraus und leugnet, daß irgendein sittliches Gesetz die Machtkämpfe der Staaten beherrsche. So durfte denn Luther mit vollem Rechte sich rühmen, daß er zuerst der christlichen Welt gezeigt habe, was Würde und Stand weltlicher Obrigkeit vor Gott sei. Schon in der Schrift an den christlichen Adel erklärte er den Satz „Weltliche Gewalt ist unter der geistlichen" für die erste der drei Mauern der Romanisten. Er brach diese Mauer, gab dem Staate die Befugnis zurück, unabhängig seinen eigenen Zwecken nachzugehen, und suchte nun nach einem natürlichen Rechte, das dem Leben der Staaten die sichtliche Regel geben und selbstverständlich mit der Heiligen Schrift übereinstimmen sollte. Als der Schmalkaldische Krieg herannahte, kam der Reformator nach schweren Gewissenskämpfen zu dem Schlusse: öffentliche violentia hebt auf allen Nexus zwischen Obrigkeit und Untertan jure naturae.

Auf dieser Bahn, die Luthers tief religiöser Geist mehr gewiesen als selbst betreten hat, ist dann der Protestantismus weitergeschritten. Alle fruchtbaren politischen Denker der folgenden Zeit sind Protestanten, auch Bodinus stand unter dem Einfluß hugenottischer Bildung. Den Streitern der alten Kirche fehlte der Glaube an die sittliche Berechtigung des Staates; er blieb ihnen das sündhafte Werk menschlicher Willkür, wertvoll nur als ein Diener der Kirche. Darum konnten die Jesuiten mit vollkommener Gemütsfreiheit bald den Despotismus, bald die Volkssouveränität für das Reich des Fleisches empfehlen. Allein die Protestanten, tief durchdrungen von dem sittlichen Berufe des Staates, suchten ernstlich nach einem vernünftigen Gesetze des politischen Lebens; lange vergeblich, da die Theologie auch ihre Gedanken noch in Banden hielt. Die kampflustigen Monarchomachen der Hugenotten und Puritaner wurden doch nicht frei von der Vorstellung, daß der Herr Zebaoth mit seinem gläubigen Volke einen ursprünglichen Vertrag geschlossen habe, einen covenant, dessen Satzungen den Staat beherrschten. Vollends das deutsche Luthertum fiel auch mit seinen politischen Gedanken bald wieder ganz in die Scholastik zurück. Oldendorp, Henning, Benedikt Winkler, alle die frommen Politiker, die man als Vorläufer des Grotius zu bezeichnen pflegt, reden zwar in unbestimmten Worten von einem natürlichen Rechte, doch in Wahrheit stellen sie die Rechtswissenschaft in den Dienst der Theologie, „die uns über den Willen Gottes belehrt"; das höchste aller Staatsgesetze ist das von Gott selbst verkündigte Recht der zehn Gebote.

Da erhob sich endlich die Lehre des Grotius in dem protestantischen Lande, das im Mittelpunkte der neuen Völkergesellschaft stand und die Zerrüttung aller überlieferten Rechtsbegriffe am schmerzlichsten empfand. Der Holländer begründete den Staat auf den Trieb des Wohlwollens, der die vereinzelten Menschen zur Geselligkeit führt, und unternahm durch die Vernunft allein für diese weltliche Gemeinschaft Rechtsregeln zu finden, welche wahr bleiben, „auch wenn es möglich wäre, daß es keinen Gott gäbe". Diese schlechthin weltliche Auffassung des Staates ward durch Pufendorf in die deutsche Wissenschaft eingeführt. Sie konnte sich nur durchsetzen im Kampfe mit der Überhebung der Theologie, die beständig meisternd eingriff in das Gebiet des Staates; doch sie war keineswegs der Theologie selber feind, sie fußte vielmehr auf der Überzeugung, daß die Gebote des natürlichen Rechts der recht erkannten, geoffenbarten Wahrheit niemals widersprechen können. Die maßvoll versöhnliche Haltung der Wissenschaft gegenüber dem Glauben ergab sich notwendig aus der Gesittung eines paritätischen Volkes, das drei mächtige Glaubensbekenntnisse nebeneinander ertragen und ihren menschlichen Wert unbefangen würdigen mußte; sie ist das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch der unterscheidende Charakterzug der deutschen Humanität geblie-

ben, während die englische und die französische Aufklärung dem Sensualismus und der Religionsspötterei verfielen.

Über die Gebrechen der Naturrechtslehre kann heute kaum noch ein Zweifel bestehen. Ihr fehlt, wie der gesamten Zeit, durchaus der historische Sinn. Sie versucht nicht die geschichtlichen Erscheinungen des Staatslebens zu verstehen, sondern sie befiehlt, was im Staate sein soll und nicht anders sein kann, da alle vernünftigen Wesen darin übereinstimmen müssen. So wird sie unfähig, die Bewegung des Staates zu erklären; in ungelöstem Dualismus stellt sie das allein wahre unwandelbare Naturrecht dem beweglichen positiven Rechte gegenüber, während die Wissenschaft vielmehr zeigen soll, wie die göttliche Vernunft durch eine unendliche historische Entwicklung in den Verfassungsgebilden der Menschheit sich offenbart und entfaltet. Die Naturrechtslehrer wollen, wie Cartesius, die Welt aus dem Selbstbewußtsein des denkenden Ich verstehen; aber diese tiefe Wahrheit führt sie zu dem Trugschlusse, daß der Staat durch die freie Willkür der unabhängigen Einzelnen entstanden sei. Unfähig, den Menschen als das Glied einer uranfänglichen Gemeinschaft, den Staat und die Familie als ursprüngliche Vermögen der Menschheit zu begreifen, stellen sie also den Staat als ein Werk des Zufalls hin, das auch nicht sein könnte, und erniedrigen ihn, der einer der großen Zwecke der menschlichen Freiheit ist, zu einem Mittel für die Lebenszwecke des Einzelnen. Durch die Fiktion eines weder denkbaren noch historisch nachweisbaren staatlosen Naturzustandes wird der spielenden Phantasie Tür und Tor geöffnet; die Brücke, die von da hinüberführt zum Staate, der freie Vertrag, ist schon darum haltlos, weil die bindende Kraft der Verträge nur im Staate selber möglich wird. Auf den Vertrag als die einzige Schranke des freien Einzelwillens wird jede Verpflichtung der Menschheit zurückgeführt: die Familienpflichten entspringen einem Vertrage, der die Pflicht der Ernährung einerseits, die des Gehorsams andererseits festgesetzt hat; die Lüge ist verwerflich, weil nach einem ursprünglichen Vertrage jedes Wort einen bestimmten Sinn haben soll usw. Die Väter des Naturrechts sind Aristokraten wie Grotius oder Absolutisten wie Pufendorf; doch den letzten bündigen Schluß aus ihrer Lehre haben erst die radikalen Franzosen des nächsten Jahrhunderts gezogen. Der Satz nullum imperium sine pacto führt unaufhaltsam zur Volkssouveränität, zur Unterwerfung der Staatsgewalt unter das Belieben der Bürger. Das Naturrecht vermag nicht, dem Leben des Staates einen positiven Inhalt zu geben; der Staat erscheint hier nicht als das notwendige Gebilde einer nationalen Geschichte, das durch die Weltstellung und die Gesittung des Volkes bestimmte historische Aufgaben empfängt, sondern als ein Mechanismus von Institutionen; er führt ein abstraktes Dasein, verfolgt lediglich den formalen Zweck der Sicherheit.

Gleichwohl waren die Lehren des Naturrechts eine notwendige und

heilsame Entwicklungsstufe in der Geschichte der politischen Ideen. Sie haben nicht nur das politische Denken von theologischer Vormundschaft befreit, sondern auch, solange man ihre revolutionären letzten Folgesätze noch nicht bemerkte, während eines Jahrhunderts unbegrenzter Fürstengewalt eine sehr wirksame Schranke gebildet gegen höfische Willkür. Sie haben die Achtung vor der festen Rechtsordnung des Staates in weiten Kreisen verbreitet und den Frevelmut gewaltsamer Staatsräson theoretisch so vollständig geschlagen, daß er bald nur unter heuchlerischer Maske sich hervorwagen durfte. Friedrich der Zweite namentlich war durchaus erfüllt von der Überzeugung, daß die Menschen, nur um ihre Rechte zu sichern, sich der Obrigkeit unterworfen haben. Sein Ausspruch „Der Fürst ist der erste Diener des Staates", das strenge Rechtsgefühl des altpreußischen Beamtentums und die tief gewissenhafte Auffassung des Fürstentums als eines rein politischen Berufes, die nach dem Vorbilde des Großen Königs unter den besseren deutschen Fürsten sich verbreitete, stehen in engem Zusammenhange mit den naturrechtlichen Doktrinen. Der Rechtsstaat dieser Theorie ist auch mitnichten so starr und unwandelbar, wie man nach ihren Vordersätzen erwarten sollte; vielmehr betont sie mit glücklicher Inkonsequenz sehr entschieden die Befugnis des Staates, gemeinschädliche Privilegien aufzuheben, und ebnet dadurch den Weg für die Reformen des aufgeklärten Absolutismus.

So hat auch Pufendorf seine Lehre verkündigt mit dem stolzen Bewußtsein, daß er einer menschlicheren Zeit als Herold diene. „Alle Katheder", ruft er aus, „hallen heute wider von Ulpian und Papinian, das ungleich schwerer zu verstehende ursprüngliche Gesetz des Schöpfers selbst wird wenig beachtet; das natürliche Recht ist gleichen Alters wie die Menschheit und beginnt doch erst in unserem Jahrhundert wissenschaftlich begriffen zu werden." Doch erscheinen seine Gedanken in diesem Buche weniger ursprünglich und selbständig als im Severinus. Er lehnt sich im ganzen an Grotius an, mildert, berichtigt, erweitert im einzelnen, vermeidet vorsichtig abwägend die Extreme, da ihm vieljährige Beobachtung gezeigt hat, wie viele Kräfte und Gegenkräfte den Staat bewegen. Obgleich Pufendorf den wilden Haß des Hobbes gegen den antiken Staat nicht teilt, so fühlt er doch als ein moderner Mensch sich den Alten überlegen, er zerbricht die Fesseln des Corpus juris und wahrt dem Staate die volle Freiheit, seine Gesetze nach dem Bedürfnis der Gegenwart fortzubilden. Man erkennt leicht, wie diese Gedanken in dem preußischen Beamtentum fortgewirkt haben. Er verwirft die einseitige Schroffheit des Nationalstolzes der Alten und behandelt ihre Republiken geringschätzig als unfertige Gemeinwesen ohne feste Einheit. Darum bekämpft er auch die politischen Theorien des Calvinismus: die fehlerhafte Verfassung dieser Kirche, „die dem Pöbel das Stimmrecht gibt", die republikanischen Gewohnheiten der Schweizer, sowie der Monarchenhaß der französischen und

niederländischen Rebellen haben die Puritaner und Hugenotten zu „dem gefährlichen Irrtum" geführt, daß die Souveränität dem Volke gebühre; der rechte Staatsmann soll durch eine feste Rechtsordnung das Bestehende vor neuernder Willkür zu bewahren suchen.

Ebenso entschieden verwirft er die modische theologisierende Verherrlichung des absoluten Königtums. Es war die Zeit, da Veit Ludwig von Seckendorff den Landesherrn erbaulich als den frommen Familienvater seines „Christenstaates" schilderte und Filmer die göttliche Weihe der Stuarts bis auf Adam, den ersten der Könige, zurückführte; mit verwandten Gründen pries bald nachher Bossuet die Machtvollkommenheit des Allerchristlichsten Königs. Solche politische Mystik erscheint Pufendorfs weltlichem Sinne lächerlich; er begnügt sich, die Monarchie als die gerechteste und kräftigste Staatsform zu loben. Das Königtum ist um nichts heiliger als die Würde des Senats in der Aristokratie, die der Volksversammlung in der Demokratie; das Wohl des Volkes zu fördern bleibt die höchste Aufgabe jeder Staatsgewalt. Auch der alles verschlingende Leviathan, der Staat des Hobbes mit seiner schrankenlosen Macht, ist dem maßvollen deutschen Absolutisten unheimlich, obwohl er den Scharfsinn des englischen Denkers bewundert. Mit gutem Grunde schreibt er sich selber das Verdienst zu, daß er zuerst die Schwächen dieser Lehre aufgedeckt habe: der Bildungsgang des Mathematikers, die einseitige Betrachtung des Gebotes der Selbsterhaltung, das allerdings für den Staat hochwichtig ist, und vor allem die Furcht vor den Greueln des Bürgerkrieges erklären den „eigentümlich unheiligen Geist" des englischen Sensualisten (nescio quid profani sapiat); um nur das Ganze zu sichern gegen die Willkür der Teile, unterwirft Hobbes alle Rechte, ja selbst den Glauben der Bürger schutzlos dem Belieben der Staatsgewalt. Noch weniger fühlt der praktisch geschulte Politiker sich angezogen von dem spekulativen Tiefsinn der Staatslehre Spinozas; den großen Satz „Das Recht des Staates reicht so weit als seine Macht" findet er bedrohlich für Recht und Sicherheit. Unter den Zeitgenossen steht ihm Richard Cumberland am nächsten, der gleichzeitig mit dem „Naturrecht" sein Buch De legibus naturae herausgab. Alle Gelehrten jener Tage bewachen eifersüchtig die Priorität ihrer Gedanken, selbst Newton und Leibniz führten den bekannten unerquicklichen Streit über die Vaterschaft der Integralrechnung; Pufendorf aber denkt nur an die Sache und begrüßt den unerwarteten Gesinnungsgenossen mit freudiger Anerkennung.

Die Übereinstimmung der wahren Politik mit der christlichen Religion hatte der Verfasser des Naturrechts schon in einer seiner akademischen Dissertationen erörtert; sie gilt ihm als unanfechtbar, da derselbe Gott, der uns die Offenbarung verkündigt, die Menschheit auch mit Vernunft und dem staatsbildenden Geselligkeitsbedürfnis begabt hat. Aber die Wissenschaft des Naturrechts befaßt sich nur mit dem äußeren Zusammen-

leben der sündhaften Menschen. Sie sieht ab von den Glaubenssätzen, die aus der Vernunft sich nicht erweisen lassen, überläßt den Theologen und Moralisten, den Weg zur Erlösung zu zeigen, die Gesinnungen der Menschen vor den Richterspruch ihres forum internum zu stellen; sie begnügt sich mit dem forum externum, beurteilt, salva S. Scripturae autoritate, durch die Vernunft allein die aus den Handlungen der Menschen entstehenden Rechtsverhältnisse und findet also politische Grundsätze, die ebenso unerschütterlich sind wie die Lehren der exakten Wissenschaften. Im Verlaufe der Darstellung hält Pufendorf freilich diese Grenzen nicht ein; ihm fehlt die unerbittliche mathematische Folgerichtigkeit des Hobbes. Seine reiche Geschichtskenntnis sagt ihm, daß der Staat doch mehr ist als eine Rechtsordnung und auf die sittliche Gesinnung seiner Bürger zählen muß. Daher wird als „das letzte und festeste Band des Staates" die „natürliche Religion" gefordert, die allen Bürgern gemeinsame Überzeugung von dem Dasein Gottes und der Vergeltung nach dem Tode; sie reicht nicht aus zur ewigen Seligkeit, doch sie genügt, den Frieden im Staate zu sichern.

Alle großen politischen Denker hegen eine sehr bescheidene Vorstellung von der durchschnittlichen Begabung der Menschheit; ja ein gewisser zynischer Zug der Menschenverachtung scheint zum Wesen des politischen Kopfes zu gehören. Auch Pufendorf findet die Lehre des Grotius, die den Staat auf den Geselligkeitstrieb des Wohlwollens gründet, allzu überschwenglich. Er sieht den natürlichen Menschen unendlich bedürftig und von dem Triebe der Selbsterhaltung beherrscht, andererseits reizbar, boshaft, andere zu schädigen geneigt. Der Naturzustand — den Pufendorf einmal in genialer Ahnung nur für eine wissenschaftliche Fiktion erklärt — der Naturzustand ist also zwar nicht ein roher Krieg aller gegen alle, wie bei Hobbes, wohl aber ein Zustand der Unsicherheit. Die gegenseitige Bedürftigkeit, die Notwendigkeit, sich zu schützen gegen den bösen Willen, bewegt dann die Menschen, durch einen Vertrag sich zu einigen; durch einen zweiten Vertrag unterwerfen sie sich dem Staatsoberhaupte, ein Befehl der Staatsgewalt ordnet endlich die Verfassung des Gemeinwesens. Aus dieser Pufendorfschen Lehre sind nachher die berühmten drei Grundverträge des Naturrechts hervorgegangen, die pacta unionis, subjectionis, ordinationis, die dem gesamten gebildeten Deutschland hundert Jahre lang für unbestreitbar galten. So entsteht der Staat, eine moralische Person, deren Wille für den Willen aller gehalten wird.

Damit ist keineswegs gesagt, daß das gesamte Volksleben im Staate aufgehe, wie in dem Leviathan des Hobbes, dessen Souverän von den Untertanen beauftragt wird to bear their person. Nur der politische Wille aller Bürger wird durch die Staatsgewalt ausgesprochen. Seinen persönlichen Zwecken mag ein jeder frei nachgehen; jedes Glaubensbekenntnis, das der natürlichen Religion nicht widerspricht, Gott und Unsterblichkeit

nicht leugnet, darf Duldung fordern. Mit diesem Begriffe der Toleranz geht Pufendorf weit hinaus über die Hoffnungen der meisten Zeitgenossen. Die höchste Staatsgewalt kann der Idee nach nichts wollen, was dem Staatszwecke widerspricht, sie ist daher notwendig unverantwortlich und steht über allen menschlichen und bürgerlichen Gesetzen, doch ist es sittlich wohlanständig (decorum), wenn sie ihre eigenen Gesetze befolgt; den Untertanen kann nur in seltenen Fällen äußerster Gewalttaten ein Recht des Widerstandes zukommen.

Diese harten Sätze verlieren in der weiteren Ausführung viel von ihrer Schroffheit. Die so hochgestellte Staatsgewalt wird auch mit hohen Pflichten belastet. Der Monarch lebt allein dem Staate, nicht sich selber; er ist nicht befugt, die Güter des Staates zu verschleudern, jeder Nachfolger darf solche Geschenke zurückfordern. Ersichtlich haben hier die Lehren des Bodinus mit ihrer streng politischen Auffassung des altfranzösischen Königtums und der Anblick der schwedischen Domänenreduktion auf den deutschen Denker eingewirkt. Da der Staat nur mittelbar von Gott herstammt, so sind seine Formen veränderlich; das Volk bleibt dasselbe unter veränderter Staatsverfassung. Auch eine vertragsmäßige Beschränkung der fürstlichen Gewalt ist zulässig; nur müssen die Landstände gleich dem Fürsten die öffentliche Wohlfahrt, nicht ihre Sonderinteressen im Auge haben. Beschränkt oder unumschränkt, soll der Monarch die Sicherheit des Staates durch ein starkes Heer behüten, die Interessen der Bürger durch eine sorgsame Verwaltung fördern und jedem gleichen Rechtsschutz gewähren. Aber alle Rechte der Einzelnen finden ihre Schranke an dem gemeinen Wohle; sie können und sollen beseitigt werden, wenn das gesamte Volk darunter leidet. Dieser verwegene Satz war wohl der folgenreichste der Naturrechtslehre. In ihm hat die aufsteigende absolute Monarchie eine scharfe wissenschaftliche Waffe gefunden, denn nur im Kampfe mit einem verlebten positiven Rechte, mit den „habenden Freiheiten" der Stände, der Landschaften, der Zünfte konnte sie ihr Ziel erreichen. Die persönliche Freiheit wird bereits als ein natürliches Recht gefordert; doch vermag Pufendorf noch nicht diesen kühnen Gedanken bis zum Ende zu verfolgen. Fast allen Theoretikern jener höfischen Epoche ist eine tiefe Verachtung der „Kanaille" gemeinsam; so fällt auch er wieder zurück in die Meinung, daß für ganz rohe, unfähige Menschen die Leibeigenschaft unter dem Schutze Höhergebildeter der natürliche Zustand sei. Auch in seiner volkswirtschaftlichen Bildung steht er hoch über der Mehrzahl seiner Landsleute, verlangt entschieden das Recht der freien Auswanderung und die Steuerpflicht für alle, selbst für den Fürsten persönlich.

Wenn Pufendorf dies Buch seinem jungen Könige widmete, so wollte er nicht bloß dem allgemeinen Brauche der Zeit folgen und sich den Arbeitslohn verschaffen, den der Schriftsteller anders noch nicht erwerben

konnte; er wollte zugleich eine prinzipielle Huldigung dem Fürsten aussprechen, der den Staatsgedanken der weltlichen Monarchie verwirklichte. Aber noch weit näher als das Reich Karls XI. stand die Monarchie des Großen Kurfürsten dem Staatsideale des Sachsen. Hier erschien alles vereinigt, was Pufendorf forderte: eine absolute Fürstenmacht, die offen ihr weltliches Wesen bekannte, aber pflichtgetreu herrschen wollte „für Gott und das Volk"; eine feste Staatseinheit, die sich durchsetzte im Kampfe mit der ständischen Libertät, ohne die Landstände selbst aufzuheben; eine weitherzige Duldung, die das hart lutherische Schweden nicht kannte; dazu ein starkes Heer, geordnete Finanzen, sorgsame Verwaltung, Rechtsschutz für jedermann und die Anfänge der allgemeinen Steuerpflicht. Pufendorf selbst ist sich dieser Verwandtschaft erst am Abend seines Lebens klar bewußt geworden; uns Rückblickenden erscheint sein Naturrecht als das wissenschaftliche Gegenbild zu der praktischen Politik Friedrich Wilhelms, wie ja alle bahnbrechenden politischen Theorien in Wechselwirkung stehen mit den großen Neubildungen der politischen Geschichte. Verletzend berührt uns die maßlose Verherrlichung der von allen irdischen Gesetzen entbundenen souveränen Gewalt. Dies ganze Zeitalter berauscht sich an dem Gedanken der Herrschaft, seine Denker und Künstler tun sich nie genug im Preise fürstlicher Machtvollkommenheit; ganz unbefangen stellt Andreas Schlüter die Gestalten gefesselter Sklaven unter das Reiterstandbild seines milden und menschenfreundlichen Fürsten. Aber wie er mit solchen knechtischen Symbolen einfach die Herrschergröße Friedrich Wilhelms veranschaulichen wollte, so umschließen die harten absolutistischen Sätze von Pufendorfs Naturrecht nur wie eine stachlige Schale den reifen Kern einer modernen Staatsidee, die gerechter, menschlicher und darum freier war als der Krieg aller gegen alle und die Ausbeutung der Schwachen in dem versinkenden Gemeinwesen der altständischen Libertät.

Auch über dies neue Werk des alten Gegners hat Leibniz in Briefen und Notizen seinen Tadel ergossen; und hier auf rein wissenschaftlichem Gebiete, wo er nicht vornehmen Gönnern nach dem Munde schreibt, zeigt sich der Philosoph ungleich größer als in der Publizistik. Die herbe Männlichkeit dieser Pufendorfschen Staatslehre, die den Gedanken der Macht so scharf hervorhebt, ist dem friedfertigen Denker zuwider, der die verträglichen Chinesen, das Volk der Pietät, den raufluſtigen Europäern gern als ein leuchtendes Muster vorhält. Seine harmonische Weltanschauung verwirft die schroffe Trennung von Recht und Moral, die Pufendorf selber nicht überall aufrechthalten konnte. Leibniz läßt den Staat hervorgehen aus dem Glückseligkeitstriebe; damit sind bereits innere Pflichten gegeben. Die Gemeinschaft wird erhalten durch die Gerechtigkeit, die von der Liebe unzertrennlich ist; der Vernunft gehorchen und Gott gehorchen ist das nämliche. Die Gerechtigkeit umfaßt außer dem strengen Rechte, das niemanden

verletzen will, noch zwei höhere Grade: die Billigkeit, die jedem das Seine gibt, und die Frömmigkeit des ehrbaren Wandels; sie gelangt zu vollkommener Herrschaft nur in dem Universalstaate, in der Kirche Gottes, die Gott selbst regiert. Tiefe, fruchtbare Gedanken, die, als man ihren spekulativen Sinn verstehen lernte, von der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts wieder aufgegriffen wurden. Auf die Zeitgenossen konnten sie nur verwirrend wirken; sie mußten jenem Geschlechte als eine neue Vermischung von Theologie und Politik erscheinen. Die Staatswissenschaft rang aber danach, den Staat sich selber zurückzugeben, der Theologie ein: Bis hierhin und nicht weiter! zuzurufen. Und dies zeitgemäße Werk — darüber soll uns kein schönfärbender Heroenkultus täuschen — diese Tat der Befreiung hat Pufendorf getan, nicht Leibniz. —

Abermals, und vollstimmiger noch als nach dem Erscheinen des Severinus, erhob sich das Wutgeschrei der rechtgläubigen Welt wider den vermessenen Neuerer. Es gibt geborene Kämpfer, die den Widerspruch magnetisch anzuziehen scheinen. Noch während das Naturrecht gedruckt wurde, traten einige Lunder Theologen zu einem geheimen Glaubensgerichte zusammen: Jos. Schwartz und der Dithmarsche Nikolaus Beckmann, zwei unwissende Pfaffen des gemeinen Schlages, und der altersschwache Bischof von Schonen, Winstrup. Der Neid gegen den hochbesoldeten, von den Studenten vergötterten Kollegen beflügelte den frommen Eifer. Schwartz hatte Pufendorfs Vorlesungen über Naturrecht behorchen und einige der ärgsten Ketzereien aufschreiben lassen. Aus diesen Aufzeichnungen stellte nun Beckmann, im Einverständnis mit seinen theologischen Genossen, den Index novitatum zusammen, eine für das verrottete Luthertum der Zeit höchst charakteristische Schmähschrift, welche die Neuerungen des Naturrechts schon im voraus dem weltlichen und dem ewigen Richter zur Verdammung empfahl. Das Pasquill ward an allen deutschen Hochschulen geschäftig umhergetragen, und bald erklang ein Echo aus jedem Winkel des Reiches. Gesenius in Gardelegen, Zentgraf in Straßburg, Slevoigt und unzählige andere schlossen sich den Lunder Lutheranern an. Valentin Veltheim, eine feste Säule der Barbarei, wie Pufendorf ihn nennt, hielt im Hörsaal zu Jena eine Rede „zum Lobe der Scholastik", verlas dabei die Stellen des Naturrechts, die sich gegen die Staatsanschauung des Mittelalters und der Gesellschaft Jesu wenden, und rief nach jedem Satze: so verletzt dieser profane Pufendorf das vierte Gebot und alle Gebote Gottes! Sogar der gutmütige Seckendorff ward von den Eiferern aufgehetzt gegen den Heiden, der das Christentum aus der Staatswissenschaft vertrieben.

Am lautesten tobte die Entrüstung in Pufendorfs Heimat. Man fühlte zu Leipzig und Wittenberg sehr richtig, daß, sobald ein einziger Zweig der Wissenschaft von der Vormundschaft der Theologie befreit wurde, das gesamte Lehrgebäude des gelehrten Autoritätsglaubens ins Wanken kam.

Dazu der alte Haß gegen die beiden Brüder, die man in Sachsen längst als Abtrünnige und Landesverräter ansah. Valentin Alberti, der einst im Collegium anthologicum mit Pufendorf zusammen gezecht und gesungen, ließ ein „der orthodoxen Theologie konformiertes" Naturrecht erscheinen, das, unter heftigen Ausfällen gegen den Jugendfreund, wieder nach der alten Weise die zehn Gebote als das oberste Gesetz des Staatslebens feierte. Der Leipziger Jurist Schaarschmidt stimmte ihm zu; die theologische Fakultät aber sendete den Index Beckmanns schleunigst nach Dresden und erwirkte bei dem kursächsischen Konsistorium ein Verbot des Naturrechts, noch ehe es auf den deutschen Büchermarkt kam.

Ein Abgrund pfäffischer Unwissenheit und Niedertracht tut sich auf in dieser Polemik. Die ganze rohe Schmähsucht der Zeit entlud sich in wüsten Verleumdungen; der gute Name des tapferen Mannes ist aber selbst aus diesem Kotregen rein hervorgegangen. Als die schwedischen Waffen um jene Zeit unglücklich fochten, da mußte wieder der bekannte Finger Gottes vorhalten; das sei die Strafe, rief Beckmann, für die Herrschaft der Pufendorfschen Sekte in den Landen der drei Kronen. Es kam so weit, daß man ernstlich versicherte, der Mann Gottes trachte seinem weltlichen Kollegen nach dem Leben. Die Vorwürfe der theologisierenden Juristen gipfeln allesamt in dem gewichtigen Satze, daß Pufendorf nur die Gesellschaft der Menschen nach dem Sündenfalle betrachte, von dem Stande der Gnade aber in seiner Verstocktheit gar nicht rede. Schweren Anstoß gab auch die Lehre von der Ehe — einer der schwächsten Abschnitte des Naturrechts, der in seiner Unfertigkeit deutlich zeigt, wie schwer es hielt, in solcher Zeit weltlich zu denken. Unbestreitbar waren mehrere achtungswerte Kulturvölker des Orients jahrtausendelang in der Vielweiberei glücklich gewesen; ja sogar der alte Jehova hatte, wenn man näher zusah, über diese Frage ziemlich lockere Grundsätze gehegt und seinen Patriarchen mehrere Weiber gestattet; anders ließen sich die massenhaften Zeugungen, die so viele Kapitel des Alten Testamentes füllen, doch kaum erklären. Angesichts dieser Tatsachen wußte sich Pufendorf selber nicht zu helfen; statt einfach zu sagen, was sich der historischen Bildung der Gegenwart von selbst versteht, daß die Monogamie die reinere, im Verlaufe der Geschichte allmählich ausgebildete Form der Ehe sei — kommt er nach langen Erwägungen zu einem non liquet und schließt: man könne nicht geradezu behaupten, daß die Vielweiberei dem natürlichen Rechte widerspreche. Grundes genug für die Feinde, um sein glückliches häusliches Leben mit widrigem Unflat zu bewerfen; das Kapitel von der Polygamie blieb fortan auf lange hinaus das Prachtroß der Gegner des Naturrechts.

Die gesamte Gottes- und Rechtsgelahrtheit der deutschen Lutheraner war im Aufruhr. Den Kampf gegen dieses Heer von Feinden hat Pufendorf viele Jahre hindurch ganz allein geführt. Der Zorn war seine Muse. Das Naturrecht war ziemlich schwerfällig geschrieben; jetzt im Kampfe

wuchsen ihm die Schwingen. Die von Geist und Witz sprühenden Streitschriften, die er nunmehr rasch unter die Gegner schleudert, stehen völlig einsam in der weiten Öde zwischen der gedankenreichen polemischen Literatur der Reformationszeit und den ernsten Fehden des jungen Lessing. Sie sind nachher (Frankfurt 1686) unter dem Titel Eris Scandica gesammelt worden, und wir würden sie heute noch gleich dem Anti-Goetze als Blut von unserem Blute ehren, wenn uns das Latein nicht störte. Welchen Schatz besaßen doch unsere Nachbarn an dem reinen französischen Stile des Cartesius, an dem kräftigen Englisch der ersten Ausgabe des Leviathan! Die deutsche Prosa, die heute noch lebt, ist nicht älter als hundertunddreißig Jahre; was über Lessings reifere Werke zurückreicht, gehört der gelehrten Forschung. Zwischen den Prosaschriften der Reformatoren und unserer Empfindung liegt die breite Kluft des Dreißigjährigen Krieges; es bleibt unmöglich, daß irgendein Buch Luthers, außer der Bibel, heute so massenhaft in Volksausgaben verbreitet würde wie etwa Bacons Essays, die dem heutigen Engländer kaum fremder sind als sein Macaulay. Zur Zeit des Großen Kurfürsten mußten die besten deutschen Gedanken in französische und lateinische Formen sich kleiden oder in ein Deutsch, das uns noch ferner steht als jene fremden Sprachen. Und doch war es ein deutscher Kampf, den Pufendorf vom nordischen Sunde her in der weltbürgerlichen Sprache der Gelehrten führte; „an die Freunde in Deutschland" sind seine Apologien und offenen Briefe gerichtet. Im Vaterlande wurzelte seine Kraft fester, als er damals selber wußte; die Führung deutscher Wissenschaft den Theologen zu entreißen, war sein Ehrgeiz.

Getrosten Mutes spricht er aus: der Stand der Unschuld im Paradiese ist ein Zustand ohne Staat und Gesittung, ohne Bewegung; nur die gefallene Menschheit führt ein historisches Leben, das dem Urteile des Naturrechts unterliegt. Und dies Urteil kann nur *eines* sein für Christen wie für Heiden; ob der politische Denker den Islam bekennt oder das Evangelium, tut ebenso wenig zur Sache, als ob der Musiker einen Bart trägt oder ein glattes Gesicht. Das Naturrecht gehört der Menschheit. Die Staatswissenschaft hat den heidnischen Römern mehr zu verdanken als dem Evangelium, das von Staatseinrichtungen nichts weiß. Allerdings ist die menschliche Vernunft nicht der Maßstab für die göttliche Allmacht, Gott vermag Wunder zu tun; aber das Naturrecht prüft nur die Handlungen der Menschen und der Völker, ihm „ist es gleich, mit welchen schmutzigen Kleidern die Theologen ihr Wissen umhüllen". Der also geweckte Geist der Kritik führt den gläubigen Lutheraner unmerklich weiter. Er wagt zu behaupten, einige der biblischen Wunder, wie die Sonne Josuas, seien doch wohl nur aus der mangelhaften Naturkenntnis der Juden zu erklären — ganz wie Hobbes, der um der bürgerlichen Ordnung willen „die Dogmen wie Pillen unzerkaut verschlucken" wollte und dennoch zu dem Schlusse gelangte: da das Deuteronomium den Tod des Moses er-

zähle, so könne mindestens dies fünfte Buch nicht von Moses selbst geschrieben sein. Aber Pufendorf wirft solche Gedanken nur achtlos hin; er unterscheidet kurzab den göttlichen Kern der Religion und die theologischen Zutaten, die aus Gründen des Staatswohles verboten werden können. Ihm ist es genug, die Vernunftwahrheiten seiner Wissenschaft vor theologischer Begriffsverwirrung zu behüten: — und es war genug, denn diese weltliche Politik einzufügen in ein harmonisches Gedankensystem konnte nur der langen Arbeit einer kühnen philosophischen Kritik gelingen, wofür in jenem Zeitalter noch jeder Boden fehlte.

Jede Waffe der Polemik steht diesem Streiter zu Gebote: pathetischer Ernst und dialektische Feinheit so gut wie die maßlose Grobheit seines theologischen Zeitalters und eine possenhaft übermütige Laune, die an die Briefe der Dunkelmänner erinnert. Spottend zeigt er den deutschen „ICtis, die gleich den Gänsen immer dasselbe Lied singen", welche Beschränktheit schon in dem Namen Index novitatum liegt: „In der Wissenschaft ist die Neuerung ruhmvoll." An den Primarius der Leipziger Theologen, Scherzer, richtet er die ergebene Bitte, ihm doch mitzuteilen, was denn die amtlich anerkannte politische Doktrin sei, und an welchem Tage, Monat und Jahre die kursächsische Wissenschaft eine solche Stufe der Vollendung erstiegen habe, daß sie nicht mehr weiterschreiten könne. Der deutsche Humor wird leicht grausam, weil er auf leidenschaftlicher Überzeugung ruht. Wie einst Luther den Rotzlöffel Cochläus, so zerzaust Pufendorf mit der Lust eines spielenden Kobolds „den Faseler Schaarschmidt"; den Asinius Tenebrio Beckmann verhöhnt er gar unter der Maske eines Lunder Unterpedellen. Gegen diese „schwarzen Abcschützen der schwarzen Schule" kommt es ihm nicht an auf ein male pereas, infame caput. Verdiente Männer wie Zentgraf und Seckendorff werden milder behandelt; doch erklingt auf jedem Blatte der Eris Scandica ein Ton selbstgewisser geringschätziger Ironie, der um so tiefer verletzen mußte, weil noch kein anderer Deutscher solche Saiten anzuschlagen verstand.

Zuweilen überfällt ihn zwar der Ekel an diesem Kriege wider die bare Dummheit, „wo selbst der Sieg geringen Ruhm bringt und der dem Gelehrten geziemende Ernst sich nicht immer bewahren läßt". Doch er hält aus, und als die Gegner von ihren unsauberen Schmähungen nicht ablassen, da zeigt sich der helle Kopf, der so oft die Torheit der Bücherverbote verspottet, zuletzt doch als ein Sohn seines gewalttätigen Jahrhunderts. Gegen Lästerzungen scheint ihm jedes Mittel erlaubt; nur in der Schule der politischen Freiheit lernt man die Gemeinheit kalt zu verachten. Er erwirkt sich durch den Grafen Stenbock zweimal einen königlichen Befehl, der den Lunder Theologen Schweigen auferlegt, und da die Wütenden gleichwohl weiter schelten, so wird endlich ein Pasquill Beckmanns auf dem Marktplatze zu Lund durch den Henker verbrannt und der elende Mensch aus dem Lande verwiesen. Der letzte Ausgang dieser

wilden Kämpfe war ein vollkommener Sieg, so durchschlagend, so entscheidend, daß wir heute selbst die Namen von Pufendorfs Feinden längst vergessen haben und kaum verstehen, wie ein solcher Streit möglich war. Nach drei Jahrzehnten wollte niemand mehr etwas gegen das Naturrecht gesagt haben; selbst in Kursachsen durfte das verketzerte Werk frei umlaufen, und Seckendorff bot in Berlin dem Verfasser treuherzig Frieden und Freundschaft. Sobald man nur erst den revolutionären Grundgedanken des Buches, die Befreiung der Staatswissenschaft von der Theologie, allgemein angenommen hatte, so erkannte man auch, wie gemäßigt und behutsam der verrufene Himmelstürmer im einzelnen urteilte. Diese vielseitige und eklektische Haltung hat sicher, neben dem Stoffreichtum und der geschickten Komposition, am meisten dazu beigetragen, dem Buche ein so langes Leben auf den deutschen Lehrstühlen zu sichern. Wir Heutigen wissen nicht mehr, was wir den schmetternden Schwertschlägen der Eris Scandica verdanken.

Die Mitwelt wußte es, denn durch dies Buch wurde Christian Thomasius für die Anschauungen des neuen Jahrhunderts gewonnen. Der war vordem als ein frommer Leipziger Professorensohn gemächlich auf der breiten Straße der Orthodoxie einhergewandert. Mißtrauisch nahm er die Streitschriften des Lunder Ketzers in die Hand; da erkannte er, wie er selbst erzählt, „daß er sich bisher von anderen nach Gefallen wie das Vieh hatte leiten lassen, und ihm war zumute, als ob er aus einer despotischen Monarchie in eine Republik gekommen und zuerst die Freiheit gekostet hätte". Und sofort begann er mit vierschrötiger Grobheit die Ideen seines verhaßten Landsmannes mitten in der festen Burg lutherischer Wissenschaft lärmend zu verkündigen — massiv in Worten und Gedanken, keck bis zur Frechheit, jeder Anmut bar, gänzlich unfähig zu dem feinen Spotte des Severinus, aber auch ohne jede Menschenfurcht, von derbem Mutterwitz und geradem Verstande. So ist er der erste deutsche Journalist geworden und hat in seinem ungeschlachten und doch eindringlichen Deutsch mit der Rastlosigkeit des geborenen Agitators jeden Unfug der entarteten Kirche bekämpft: die Gehässigkeit der Lutheraner wider die Reformierten, die Hexenprozesse, die Herrschaft der Theologie im Staate wie in der Staatswissenschaft. Nach dem Rechte der Jugend ging er bald weit über die Lehren des Meisters hinaus und gelangte zu rein rationalistischen Ansichten, denen der Lutheraner Pufendorf nicht mehr folgen konnte. —

Währenddem war die französische Partei am Stockholmer Hofe nach langem Schwanken wieder ans Ruder gelangt; sie bewog den König zu dem verhängnisvollen Entschlusse, den am Rheine kämpfenden Franzosen durch einen Einbruch in die Marken Hilfe zu bringen (1674). Noch einmal zitterte der deutsche Norden von dem Schrecken der schwedischen Waffen; wieder wie in Gustav Adolfs Tagen strömten Scharen deutscher Freiwilliger unter die sieggewohnten Fahnen der drei Kronen, und in dem

unglücklichen Brandenburg erneuten sich alle Greuel der dreißig Jahre. Da fiel der Schlag von Fehrbellin, ein mißachteter Feind nahm dem nordischen Eroberer den Ruhm der Unbesiegbarkeit; die junge norddeutsche Großmacht erwachte zur Selbständigkeit und entriß ihm in mächtigem Siegeszuge die letzte Scholle seiner deutschen Ostseelande, bis die Trümmer seines Heeres hinter den Wällen von Riga verschwanden. Zugleich trat Dänemark in den Kampf ein und versuchte die Südküsten Schwedens zurückzugewinnen. Das Volk von Schonen und Blekingen begrüßte frohlockend die Rückkehr des Danebrog, Banden von Schnapphähnen begannen den kleinen Krieg wider die schwedischen Herren. Vor den Toren Lunds wurden die Dänen geschlagen, die alte Stadt ging in Flammen auf, Professoren und Studenten stoben auseinander. Pufendorf suchte mit den Seinen Schutz hinter den Festungsmauern von Malmö und mußte dort noch die Nöte einer langen Belagerung überstehen. Dann wurde er (1677) von König Karl nach Stockholm berufen, um dort als Nachfolger des verstorbenen Loccenius das Amt des Historiographen und Staatssekretärs zu übernehmen.

Der Deutsche war tief verstimmt über den frevelhaft heraufbeschworenen Krieg. Doch er mußte den sittlichen Mut des jungen Königs bewundern, der ungebeugt die Schläge des Schicksals ertrug und nach so schweren Niederlagen beim Friedensschlusse alle seine verlorenen Provinzen zu behaupten verstand; und dieser Fürst forderte ihn auf, zu dem Ruhme des Publizisten und politischen Denkers noch den Kranz des Historikers hinzuzufügen und die Taten Gustav Adolfs aus den ersten Quellen zu erzählen. Pufendorf folgte dem Rufe. Er war seit jenem Aufenthalt in Leyden an ernste Geschichtsstudien gewöhnt, sie bildeten den festen Unterbau des Severinus wie des Naturrechts, und von nun an hat er fast seine ganze Kraft der Historie gewidmet.

Sein Staatssekretariat war schwerlich viel mehr als ein Ehrenposten. Daß der deutsche Plebejer unter diesen stolzen nordischen Edelleuten eine bedeutende politische Rolle gespielt haben sollte, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil während der nächsten drei Jahre seine Gegner, die französische Partei, noch im Rate des Königs überwogen; erst später gewann Bengt Oxenstierna die Oberhand, und Schweden begann sich langsam von Frankreich zurückzuziehen. Auch hätte selbst die ungeheure Arbeitskraft dieses Mannes nicht ausgereicht, um neben den massenhaften wissenschaftlichen Arbeiten, die ihn einmal auf das Krankenlager warfen, noch eine große praktische Tätigkeit zu ertragen[1]. Bei jener glücklichen Wendung

[1] Karl Sam. Schurzfleisch (Epistolae d. d. 16. Februar 1677) erwähnt in einem Briefe an Heinrich von Friesen, den Führer der österreichischen Partei am Dresdener Hofe, daß Pufendorf soeben eine Arbeit für die Schweden übernommen habe, da zeige sich denn die knechtische Gesinnung des Schönredners usw. Mit den Worten Pufendorfii pro Sueionibus susceptus labor ist schwerlich, wie man vermutet hat,

der schwedischen Politik hat der Sekretär des Königs allerdings mitgewirkt. Er überreichte im Jahre 1680 seinem Herrn eine lateinische Denkschrift „Über die Bündnisse zwischen Frankreich und Schweden"; sie ist die einzige seiner Staatsschriften, die uns erhalten blieb (in einer französischen Übersetzung, Haag 1709). Da wird in kühnen Zügen geschildert, wie Schweden, seit Gustav Adolf zuerst mit Charnacé unterhandelte, von den Franzosen immer übervorteilt, niemals als gleichberechtigte Macht betrachtet worden sei; wie man versäumt habe nach dem Westfälischen Frieden, zur rechten Zeit ein Bündnis zu lösen, das seinen Grund verloren hatte und nur noch das Mißtrauen aller Welt gegen Schweden erregen konnte; wie dann Frankreich den Staat in den jüngsten unglückseligen Krieg hineinlockte und jetzt endlich der gefährliche Bund beseitigt, das französische Gold verschmäht werden müsse. Es ist eine historisch-politische Abhandlung in großem Stile, ähnlich der Einleitung zum Severinus; auf die Personen und Zustände des Augenblicks geht sie nicht näher ein. Man erkennt daran, welche Stellung Pufendorf einnahm. Er besaß das Vertrauen des Königs; bei wichtigem Anlaß, wenn es galt, große politische Gesichtspunkte aufzustellen, wurde der berühmte Publizist wohl zu einem Gutachten aufgefordert, doch mitten in den Geschäften stand er nicht.

Selbst die gelegentliche politische Wirksamkeit mußte ihm bei den heftigen Parteikämpfen des schwedischen Adels manche Feindschaft erwecken. Sein Bruder selbst stand unter den politischen Gegnern. Esaias hatte beim Ausbruch des Krieges als Gesandter in Wien eine Politik der Vermittlung einhalten müssen und dabei seine französischen Neigungen kaum verhehlt; er wurde dann Kanzler der Herzogtümer Bremen und Verden, besorgte dort mit der alten unbedenklichen Entschlossenheit die Einziehung der Krongüter. Nach wie vor verfocht er gegen den Bruder die Notwendigkeit der französischen Allianz, blieb ein erklärter Feind Bengt Oxenstiernas. Auch die äußere Lage des Historiographen war wenig erfreulich. Er hatte sich in Lund gewöhnt, auf großem Fuße zu leben, und beklagt nun bitter, daß ihm in der Hauptstadt die Mittel fehlen, sich ein Landhaus vor den Toren zu kaufen. Immer lästiger wird ihm der schwedische Stolz und die Ungerechtigkeit gegen die Deutschen. Kaum ist sein historisches Werk erschienen, so fühlt er auch die Dornen, die den Darsteller zeitgenössischer Geschichte ritzen; die Großen des Hofes stellen ihn erzürnt zur Rede, weil er ihre oder ihrer Väter Verdienste nicht nach Gebühr hervorgehoben habe.

Es blieb doch ein ungesundes Verhältnis, erklärbar nur aus der trostlosen Verwirrung der deutschen Dinge: während die tapferen Bauern Brandenburgs und Preußens wider den fremden Landverderber kämpfen

irgendeine noch unbekannte Staatsschrift gemeint, sondern höchstwahrscheinlich die schwedische Geschichte, die genau in jenen Tagen begonnen wurde. Der heftige Ausfall erklärt sich leicht; der Haß dieser kursächsischen Kreise gegen den abtrünnigen Freigeist war völlig blind.

und Friedrich Wilhelm mit seinen Dragonern über das Eis des Kurischen Haffs den geschlagenen Schweden nachsetzt, verweilt der Mann, der nächst dem Kurfürsten wohl der wärmste deutsche Patriot seines Zeitalters war, drüben in Stockholm und schreibt von Amts wegen die Geschichte des Staates, der vorzeiten das Evangelium in Deutschland gerettet hatte, doch jetzt längst als der Todfeind norddeutscher Macht und Selbständigkeit erschien! Nicht bloß die Lutheraner, die Kursachsen und die Reichspublizisten ergingen sich in wohlfeilen Anklagen wider den Landesverräter. Auch mancher unbefangene Mann schüttelte den Kopf; seit den Siegen des Großen Kurfürsten begann man da und dort zu ahnen, daß Schwedens Macht im Sinken und Brandenburg sein Erbe sei. Wer mag erraten, was der Verfasser des Severinus empfunden hat, als die Trompeten von Fehrbellin über das befreite Norddeutschland erklangen? Nach dem Frieden ward es dem Fernstehenden fast unmöglich, den verschlungenen Wegen der Politik Friedrich Wilhelms zu folgen. Preisgegeben von Kaiser und Reich, betrogen um den Lohn seiner Siege, schloß sich der Kurfürst an Frankreich an. Er hatte dreimal, im diplomatischen und im Waffenkampfe, erfahren, wie ganz vergeblich es war, die beiden fremden Mächte, die sich auf dem Reichsboden eingenistet, zugleich zu bekämpfen; er dachte jetzt die Gegner zu teilen und, gegen Frankreich gedeckt, dereinst noch einmal um Pommern zu kämpfen, sein Vandalenkönigreich mit der Hauptstadt Stettin zu erobern. Pufendorf dagegen befestigte sich mehr und mehr in der Einsicht, daß der Ehrgeiz des exorbitanten Versailler Hofes der ganzen Welt bedrohlich und ein großer Krieg für „die Staatenfreiheit" gegen Frankreichs Übermacht notwendig werde. Wie sollte er also Friedrich Wilhelms französische Allianz billigen oder gar verstehen, warum Brandenburg die Franzosen in Straßburg ruhig gewähren ließ?

Nach achtjähriger Arbeit (1685) war das große Werk über die schwedische Geschichte vollendet; es umfaßte die Zeit vom deutschen Kriege bis zur Thronentsagung Christinens. Gleich darauf verlangte der König die Fortführung der Erzählung bis zum Tode seines Vaters; so entstand in der unbegreiflich kurzen Zeit von kaum drei Jahren die Geschichte Karl Gustavs. Unzweifelhaft hatten die Vorarbeiten zu diesem zweiten, bedeutenderen Werke schon früher begonnen. Auf die Geschichte Karl Gustavs war der ursprüngliche Wunsch des Königs gerichtet; der Historiker überzeugte sich aber bald, daß er weiter ausholen und mit dem deutschen Kriege, der „ein neues Bild der schwedischen Dinge" eröffnete, anheben müsse. Für diese ältere Zeit lag eine unschätzbare Quelle vor: Chemnitz' Geschichte des Deutsch-Schwedischen Krieges, ein Buch, das der Verfasser des Hippolithus einst auf Axel Oxenstieras Veranlassung aus den schwedischen Akten geschöpft hatte, um „scriptorum Irrtümer" zu widerlegen und den Ferdinandeischen Annalen des Grafen Khevenhiller, die das Haus Österreich verherrlichten, ein Bild des schwedischen Ruhmes gegenüber-

zustellen. Zwei Teile des Werkes waren gedruckt, der Rest der Handschrift lag im Stockholmer Archive. Pufendorf folgt der trefflichen Darstellung, soweit sie reicht, bald exzerpierend, bald geradezu übersetzend und fügt im wesentlichen nur hinzu, was zum Verständnis der europäischen Politik gehört. Chemnitz schreibt deutsch für die Deutschen, Pufendorf lateinisch für die europäische Leserwelt. Erst in den letzten Büchern der schwedischen Geschichte, wo sein Vorgänger abbricht, wird Pufendorfs Erzählung ganz selbständig. Von da an und in der Geschichte Karl Gustavs folgt er getreu den Akten, wie Chemnitz fühlt er sich stolz als den Bahnbrecher einer neuen historischen Methode. Wie jener sich rühmt, „nicht nach den gemeinen Gerüchten und Advisen" zu berichten, so will auch er nur ex indubiis documentis erzählen. Er stellt den Rohstoff der Archive nicht, wie Khevenhiller, formlos und mit tendenziösen Auslassungen zusammen, sondern hebt aus den Akten, freilich nicht immer ohne Willkür, das Wesentliche heraus, um ein Bild von dem pragmatischen Zusammenhange der Ereignisse zu geben. Streng hält er sich an seine archivalischen Quellen und berichtet allein, was er dort in Depeschen, Schlachtberichten, Proklamationen und Festprogrammen gefunden. Darum gibt er nur die Geschichte der Kriege, der diplomatischen Verhandlungen und der großen Staatsaktionen. Von der Entwicklung der Verfassung und Verwaltung wird grundsätzlich nicht geredet, weil „sie für ausländische Leser wenig Anziehendes bietet".

Er hat sich einen sehr bestimmten Begriff von den Pflichten historischer Objektivität gebildet, ist ganz erfüllt von der Ehrfurcht vor den Tatsachen, die den Historiker macht; aus jedem Satze spricht die Überzeugung: not Heav'n itself upon the past has power. Deshalb erzählt er nur, was er sicher weiß, er begnügt sich zu schildern, wie die europäischen Dinge in Stockholm erschienen, welche Pläne und Ziele der schwedische Hof bei seinen Entschlüssen verfolgte (quibus consiliis acta sint). So entsteht eine in ihrer Einseitigkeit doch völlig zuverlässige Darstellung. Der Leser bleibt über den Standpunkt des Erzählers nie im Zweifel; der Historiker, der das Buch benutzt, weiß genau, welche Lücken zu ergänzen sind. Der Verfasser verschwindet hinter seinen Gestalten. Er zeichnet zwar die Charaktere der Handelnden mit kurzen, kräftigen Strichen, mit einem unumwundenen Freimut, der selbst für den Glaubenswechsel der Königin Christine die rechten Worte findet. Indes der große Gang der Ereignisse erscheint gleich wie das notwendige Walten elementarischer Kräfte: die Macht kämpft wider die Macht, wie auf dem Titelbilde des einen Buches die beiden Löwen Schwedens und Dänemarks in wütendem Ringen verbissen sind. Wo der Abfall des Großen Kurfürsten von dem schwedischen Bündnis erzählt wird, da heißt es kühl: zwischen den beiden Höfen entstand jetzt eine tiefe Erbitterung, „wie es zu geschehen pflegt zwischen Männern, die aus Freunden zu Feinden geworden sind". Daher konnte er, als ihn Friedrich

Wilhelm in märkische Dienste berief, unbefangen dem brandenburgischen Gesandten die halbvollendete Handschrift des Karl Gustav zeigen: sie beweise genugsam, daß er den Feinden des Schwedenkönigs nirgends zu nahe getreten sei. Uns erscheint heute als das wichtigste Ergebnis der Kriege Karl Gustavs, daß Schweden in den Besitz seiner natürlichen Grenzen gelangte und also durch seine Siege selbst die Abtrennung seiner fremdländischen Besitzungen vorbereitet wurde. Von solchen geschichtsphilosophischen Urteilen ist in den beiden Werken keine Spur zu finden. Pufendorf will nicht fragen, was die Ereignisse bedeuteten; er erzählt, was geschah, wie die Tatsachen einander bedingten, welche Gedanken die schwedische Krone dabei bestimmten; „nicht Redeblumen und Sentenzen, sondern das feste Gefüge der Tatsachen", solida rerum, soll man bei ihm suchen.

Der Methode entspricht der Stil. In ruhiger Größe, gemessen und würdig geht der Bericht dahin, von einem gleichmäßigen Pathos getragen; man hört die schweren Falten des königlichen Purpurmantels rauschen. Auf die Dauer erscheint eine solche den Humor grundsätzlich verbannende Erzählung dem erregbaren modernen Gefühle sehr eintönig; namentlich in der Geschichte Karl Gustavs wirkt die peinlich genaue Ausmalung der großen Staatsaktionen höchst ermüdend. Doch gibt gerade diese feierliche Haltung ein getreues Bild von der Stimmung einer Zeit, die ganz in dem Gedanken politischer Macht aufging und den Kothurnschritt der Helden Corneilles nicht unnatürlich fand. König Karl war hochbefriedigt, ließ die Geschichte Karl Gustavs mit prächtigen Kupfern ausstatten, damit der Leser in Bild und Wort die Majestät schwedischer Waffengröße vor sich sehe, von der Thronbesteigung an bis zu dem zehn Fuß langen Bilde, das den Leichenzug des nordischen Alexanders darstellt. In der gelehrten Welt stand bald das Urteil fest, daß das Jahrhundert seit dem Thuanus keinen größeren Historiker gesehen habe; noch niemals, hieß es wohl, sei „mit solcher Hardiesse und heroischem Stilo" Geschichte geschrieben worden. Die üblichen schwungvollen Distichen wünschten dem Lehrer des Naturrechts Glück zu dem neu erworbenen „zweiten Ruhme". Selbst die alten unversöhnlichen Gegner in Kursachsen konnten ihre Bewunderung nicht verbergen; einer der Leipziger, Benedict Carpzov, sang:

Clarus Hyperboreae conditor historiae!

Der Gefeierte aber nahm alles Lob als eine gebührende Huldigung mit ruhigem Selbstgefühle auf; in dieser Zeit trägt man den eigenen Ruhm noch ganz so unbefangen zur Schau wie einst im Zeitalter des Humanismus. In Pufendorfs späteren Werken findet sich häufig eine Vignette mit der Inschrift: Gradatim ad sidera tollor: ein Mann steigt über Berggipfel hinweg zum Himmel empor, eine Hand aus den Wolken reicht ihm eine Krone entgegen.

Mitten in diesen großen Arbeiten fand der Unermüdliche noch Zeit, die „Einleitung zur Historie der vornehmsten Reiche und Staaten" (1682) niederzuschreiben. Das Buch ist offenbar aus Lunder Vorlesungen hervorgegangen und für angehende Staatsmänner bestimmt, da „die Historie die anmutigste und nützlichste Wissenschaft ist, welche sonderlich Leuten von Kondition und so in Staatsgeschäften gebraucht werden, wohl anstehet". Unter den heutigen Geschichtsforschern nimmt in erschreckendem Maße eine kenntnisreiche Gedankenarmut überhand, die alle Ideen aus der Geschichte verbannen möchte: nur eine grau in grau gemalte Aufzählung der Tatsachen, die auf jedes sittliche und politische Urteil verzichtet, soll noch des Historikers würdig sein. Jener alte Denker sah schon weiter: er wußte, daß das unermeßliche Gebiet seiner Wissenschaft grundverschiedene Formen der Geschichtschreibung erlaubt, ja fordert. Wie er in seinen großen Geschichtswerken grundsätzlich nur die Tatsachen reden läßt, so tritt hier, in einem propädeutischen Buche, überall die lehrhafte Absicht hervor. Hier will er das Urteil der Leser bestimmen, hier will er die Entwicklung der Verfassungen, die er in jenen Werken überging, in ihrem Zusammenhange verfolgen und zeigen, wohin „das Interesse" der verschiedenen Staaten geht, wie groß ihre wirkliche Macht ist, wo sie ihre natürlichen Gegner oder Bundesgenossen in der Staatengesellschaft zu suchen haben. Also eine noch unfertige Verbindung von politischer Geschichte und Staatskunde; „diese Wissenschaft ist momentanea und unbeständig und muß dannenhero mehr aus eigener Praxi oder Relationen unvernünftiger Bedienten als aus Büchern erlernt werden". Die Mitwirkung des vernünftigen Bedienten Esaias steht demnach wohl außer Zweifel. Verwandte Schriften über einzelne Staaten waren in der unermeßlich viel politisierenden Zeit nicht selten. Peter de la Courts „Interesse von Holland" hatte vielfache Nachahmung gefunden; die Staatsmänner der Epoche liebten, aus gedrängten historisch-statistischen Übersichten sich über die Verhältnisse fremder Mächte zu unterrichten. Doch das Unternehmen, die gesamte europäische Geschichte für die Zwecke der praktischen Staatskunst anschaulich darzustellen, war in Deutschland neu; und wie sicher greift der energische Mann hier wieder das Wesentliche aus einem massenhaften Stoffe heraus, wie klar und bestimmt treten die großen Wendepunkte der Staatengeschichte hervor.

Leider wird dem modernen Leser jede Freude verdorben durch die unausstehliche Sprache; dies einzige deutsch geschriebene Buch Pufendorfs zeigt deutlich, wie unmöglich es noch war, bedeutende Gedanken in deutscher Sprache würdig auszudrücken. Der gewandte Lateiner bemüht sich gleich Leibniz die Fremdwörter spärlich zu gebrauchen, doch gleich jenem spricht er seine Muttersprache wie ein Ausländer. Er kennt nur die allgemeine Bedeutung der Wörter, nicht die feinere Schattierung ihres Sinnes und fällt darum beharrlich aus dem Tone; die Rede klingt bald greisen-

haft, bald kindisch, die gespreizten Formeln des Kanzleistils stehen dicht neben Ausdrücken niedrigster Grobheit, auf dannenhero und sintemalen folgen „die Pfaffen, die den evangelischen Fürsten papistische Weiber aufhenken". Trotzdem hat die Schrift sehr tief und nachhaltig gewirkt. Sie ist nicht nur selber noch nach Generationen als Lehrmittel benutzt worden; beliebte Lehrbücher pflegen ja immer ein sehr zähes Leben zu haben; ich kenne selbst noch eine geistreiche alte Dame, die vor fünfzig Jahren aus Pufendorf neue Geschichte gelernt hat. Auch in der gesamten publizistischen Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts ist Pufendorfs Einfluß unverkennbar. Der Stammbaum seiner Ideen läßt sich leicht verfolgen; sie gelangen zuerst in Halle, in dem Collegium Thomasianum, zur Herrschaft und verzweigen sich von da in das preußische Beamtentum und in die Göttinger Publizistenschule. Gatterers Werke sind ganz von ihnen erfüllt, und Spittlers Geschichte der europäischen Staaten konnte nie geschrieben werden, wenn nicht Pufendorf hundertundzwölf Jahre zuvor ihr die Wege gebahnt hätte. Dem größten Kopfe der alten Göttinger Historiker galt die Verfassungsgeschichte als der eigentliche Inhalt der Historie; der Zeitgenosse der Revolution ging überall darauf aus, die Entstehung eines dritten Standes nachzuweisen. Darum urteilte er sehr hart über Pufendorfs schwedische Geschichtswerke, die „sich wenig um innere Reichssachen bekümmern". Diese anspruchslose Einleitung dagegen mit ihren bestimmten Urteilen über die Ausbildung der Stände, der Parteien, der Institutionen diente ihm selber zum Vorbilde; und er verstand, zugleich den Gedankenreichtum einer reiferen Zeit in seine Darstellung aufzunehmen und die Staatskunde, die Schilderung der gegenwärtigen Zustände, aus der politischen Geschichte auszuscheiden. In der Tat hat diese Form der Geschichtsbehandlung ein gutes Recht, und es bleibt ein Gebrechen unserer heutigen historischen Literatur, daß wir kein Buch besitzen, das, ebenso wie Spittlers Werk, auf der Höhe der neuesten Forschung stehend, mit großem und freiem Urteile uns eine Übersicht gäbe über die entscheidenden Momente der neueren politischen Geschichte. Statt diese Lücke zu verdecken durch jene hochmütige Geringschätzung der „epitomatorischen Darstellungen", die heute für vornehm gilt, sollten wir lieber bescheiden den Mangel eingestehen. Er entspringt zum Teil aus der mächtig angewachsenen Fülle des Stoffs, die dem Historiker auf Schritt und Tritt kritische Bedenken vor die Füße wirft und ihn fast von selber in die Bahnen der Einzelforschung treibt; er entspringt aber auch aus der verwahrlosten philosophischen Bildung unserer Tage. Sobald wir einst wieder ein lebendiges System der Philosophie besitzen, wird auch unzweifelhaft ein denkender Historiker sich finden, der den Versuch erneuert, die wesentlichen Entwicklungsstufen der Menschheit, wie sie dem historischen Bewußtsein der Gegenwart erscheinen, aus der Masse der Tatsachen herauszuheben.

Das merkwürdigste Kapitel der Einleitung ist der Abschnitt „Vom Papst". Thomasius hat ihn noch ein Menschenalter später als eine selbständige Schrift herausgegeben. Mit gutem Grunde; denn schärfer, grimmiger hatte seit den ersten Jahrzehnten der Reformation noch kein Lutheraner wider das Papsttum geschrieben. Alles, was Severinus mit feiner Ironie über das Wesen geistlicher Staaten gesagt, wird hier in schwerem Ernst, mit hahnebüchener Grobheit wiederholt. Gleich zu Eingang stellt Pufendorf die Prinzipienfrage: wer über den Staat des Römischen Stuhles urteilen will, muß sich darüber klar sein, „ob die christliche Religion eine äußerliche selbständige Direktion fordert". Aus diesen äußerlichen Zwecken ist der Bau der römischen Kirche wie die Politik des Kirchenstaates zu erklären. „Die Lehre wird im Papsttum nach'm Staat eingerichtet. Das päpstliche Reich hat eigentlich diesen Zweck, daß die Klerisei von anderer Leute Mitteln mächtig und reich werde." Sehr fein wird dann Machiavellis Gedankengang weiter verfolgt und nachgewiesen, wie der Papst „die Jalousie zwischen Frankreich und Spanien" nähren müsse, um die Selbständigkeit seines Staates zu behaupten. Alles im Tone des bittersten Hohnes gegen eine Macht, deren Dasein schon dem Wesen des Christentums widerspricht: das Papsttum muß ein Wahlreich sein, „da es denn ganz nicht klingen wollte, daß einer, der noch auf'm Stecken ritte, Gottes Statthalter heißen sollte". —

In der leidenschaftlichen Heftigkeit dieser Ausfälle verspüren wir bereits den Hauch der tiefen Erbitterung, die in jenem Augenblicke die protestantische Welt erfüllte. König Ludwig, längst schon den Nachbarn unheimlich durch die vermessenen Übergriffe seiner Eroberungspolitik, erschien jetzt dem gesamten Protestantismus als ein geschworener Feind, seit er alternd der Maintenon und den Jesuiten in die Hände fiel. Schon begannen bedrängte Hugenotten das Land zu verlassen, schon hörte man die Kunde von den ersten Dragonaden. Da kam das verhängnisvolle Jahr 1685. Jakob der Zweite bestieg den englischen Thron und zeigte sich gewillt, an den Strängen des französischen Siegeswagens zu ziehen, wenn Ludwig ihm dafür Hilfe lieh gegen sein Parlament und die anglikanische Kirche; die katholischen Kronen der Bourbonen und der Stuarts drohten vereint, zu Land und zur See, den Kampf zu beginnen wider die protestantisch-germanische Welt und das Entsetzen der Glaubenskriege von neuem über den Weltteil zu verhängen. Zur nämlichen Zeit hob Ludwig das Edikt von Nantes auf, legte die Axt an die Wurzeln der Glaubensfreiheit, worauf die Überlegenheit der französischen Bildung bisher beruht hatte, bereitete den Boden für jene Mächte der Zerstörung, die hundert Jahre darauf Thron und Altar stürzen sollten. Als nun die unglücklichen Söhne der Märtyrerkirche des Evangeliums hinausströmten aus dem verpesteten Staate, da erhob sich noch einmal, wo immer freie Männer die Bibel lasen, der Geist des streitbaren Protestantismus, ganz so wild und finster

wie hundertundzwanzig Jahre zuvor, als die Bilderstürmer der Niederlande unter den Klängen von Marots Psalmen den Baal aus der Kirche trieben.

Von Heidelberg bis Stockholm, von Amsterdam bis Königsberg flog ein Ruf des Zornes durch die evangelische Kirche, und an der Spitze dieser mächtigen protestantischen Bewegung stand Kurfürst Friedrich Wilhelm. Niemals, auch nicht auf dem Felde von Fehrbellin, war er seinem Volke so groß erschienen wie jetzt, am Ende seiner Tage, da der verspottete Monsieur de Brandebourg sich unterfing, dem Allerchristlichsten Könige vor aller Welt zu trotzen, und die Vernichtung der Hugenotten mit dem Potsdamer Edikt beantwortete: er sprach „der geläuterten Kirche, die so grausamer Verfolgung unterliege, sein gerechtes Mitleid" aus und bot den Glaubensgenossen, die wider das Verbot des Königs ihr Land verlassen würden, Schutz und Hilfe. In solcher Stellung hat die deutsche Nation das Bild der beiden Herrscher festgehalten: dort die glänzende und doch hohle Größe des Bourbonen, der mit dem Zucken seiner majestätischen Augenbrauen den Weltteil zu schrecken wähnt, hier der fromme deutsche Held, der den treuesten und tapfersten der Franzosen eine neue Heimat schenkt. Der Protestantismus hatte wieder einen entschlossenen Schirmherrn gefunden, als Friedrich Wilhelm in seinem Potsdam den einziehenden Hugenotten selber gastlich entgegenkam und droben in den Alpentälern die Waldenser für den nordischen Fürsten beteten, der soeben eine „piemontesische Kompanie" von landflüchtigen Ketzern in sein Heer einstellte. Friedrich Wilhelm hatte das französische Bündnis noch nicht aufgelöst, doch er weigerte sich, trotz den Beschwerden Ludwigs, irgendein Wort von dem Potsdamer Edikte zurückzunehmen; sein Gesandter in Paris, Ezechiel Spanheim, Pufendorfs alter Heidelberger Genosse, fuhr fort, die Hugenotten mit Rat und Tat zu unterstützen. Behutsam zog sich der Kurfürst Schritt für Schritt von dem unnatürlichen Bunde zurück, nahm die antifranzösische Politik seiner früheren Jahre und den alten Verkehr mit Wilhelm von Oranien wieder auf. Unterdessen trat der papistische Stuart mit der blinden Hast des Konvertiten die Gesetze seines protestantischen Staates mit Füßen; die evangelischen Mächte begannen die gewaltsame Befreiung Englands zu erwägen, geheime Verhandlungen in Potsdam, im Haag und an den größeren norddeutschen Höfen bereiteten jene gemeinsame Schilderhebung des protestantischen Nordeuropas vor, welche die Briten in ihrer Bescheidenheit als ihre glorreiche Revolution zu preisen pflegen.

Es waren Jahre schwerer Besorgnis, atemloser Spannung. Was zusammengehörte, fand sich endlich zusammen. Auch Pufendorf wurde durch die Wendung der europäischen Politik den verschrobenen Stockholmer Verhältnissen entrissen. Wie mochte dem alten Kämpfer jetzt das Blut kochen, da dies Frankreich, das er so grimmig haßte, das Banner des Papismus

erhob und ein deutscher Fürst die Dulder des Evangeliums unter die Flügel seines Adlers nahm. Im Tiefsten erregt, entwarf er die Schrift „Über das Verhältnis der christlichen Religion zum Staat" (1687) und widmete sie dem Großen Kurfürsten — das schönste literarische Denkmal, das jener europäische Kampf der Nachwelt hinterlassen hat, und doch das bestvergessene von Pufendorfs Werken. Unsere heutigen kirchenrechtlichen Schriften erwähnen des Buches kaum, nur einzelne theologische Werke gedenken seiner noch, aber ohne jedes Verständnis. Wie der fromme Lutheraner noch heute oft von den Theologen als ein Eudämonist geschildert wird, weil er weltfreudig behauptete, auch in der sündigen Welt des Staatslebens sei eine relative Glückseligkeit möglich, so pflegt man diese Schrift abzufertigen mit der grundfalschen Bemerkung, sie versuche die Lehre vom ursprünglichen Vertrage auf die Kirche anzuwenden. In Wahrheit hat Pufendorf mit erstaunlicher Klarheit schon vor fast zweihundert Jahren jene Grundsätze der Kirchenpolitik aufgestellt, zu denen die gebildete deutsche Welt nach schweren Kämpfen heute wieder zurückgekehrt ist; sieht man ab von der veralteten Form, von manchem Unfertigen, von mehreren hart absolutistischen Gedanken und von einzelnen noch halbscholastischen Wendungen, so meinen wir beim Lesen des Buchs, mitten in dem Streite unserer Tage zu stehen. Die Schrift ist wie der Severinus eines jener bahnbrechenden Werke, die erst in der Kette der Zeiten, in dem Zusammenhang der Jahrhunderte ihren vollen Wert offenbaren.

In dem Widmungsbriefe an Friedrich Wilhelm wird wieder, wie in der Staatengeschichte, die entscheidende Frage erhoben: hat Christus eine staatbildende sacra potestas eingesetzt, einen alleinseligmachenden geistlichen Staat gegründet, der unter der Herrschaft des römischen Bischofs steht? Wäre dies wahr, dann müßten wir uns dem harten Joche, das unsere Väter abschüttelten, wieder fügen „und auf den Knien uns demütig heranwälzen, um die stolzen Füße des Pontifex zu küssen"; dann gäbe die Verderbnis der römischen Klerisei uns ebensowenig ein Recht zum Abfall, wie die Fehler schlechter Fürsten den Aufruhr rechtfertigen. Es gilt also die Burg zu stürmen, die Usurpation von Jahrhunderten zu beseitigen und nachzuweisen, daß „die protestantischen Fürsten aus frommen, ehrbaren und notwendigen Beweggründen sich dem Römischen Stuhle widersetzten, die katholischen mit Recht ihre ursprüngliche Gewalt vom Papste zurückfordern dürfen". Allein aus der Vernunft und der Heiligen Schrift muß die Grenze gefunden werden zwischen Staat und Kirche, die weder in *eines* zusammenfallen noch als zwei völlig unabhängige Körper nebeneinander stehen dürfen.

Nun werden die beiden großen Grundsätze aufgestellt: Gewissensfreiheit für den Einzelnen und Unterordnung der Kirchen unter das Aufsichtsrecht des Staates. Der Glaube ist persönliche Gewissenssache; den religiösen Sinn zu pflegen gebührt ursprünglich dem Hause, größere

religiöse Genossenschaften sind an sich nicht notwendig. Hier allerdings verrät sich die Befangenheit des Naturrechtslehrers; wie er den Staat aus dem Vertrage der Einzelnen hervorgehen läßt, so vermag er auch nicht zu erkennen, daß der Trieb der Gemeindebildung im Wesen jeder positiven Religion liegt. Die Taten des Gewissens, fährt er fort, die actus interni, sind von allen irdischen Strafen frei. Folglich muß als ein Recht des Menschen die Freiheit jedes Bekenntnisses gefordert werden, die bisher allein in dem gastfreien Handelsstaate der Niederlande, und auch hier nur tatsächlich, bestand. Im scharfen Gegensatze zu Hobbes und unter zornigen Anklagen gegen die Bourbonen zeigt er sodann, wie das Verbrechen der Ketzerei gänzlich aus dem Strafrechte verschwinden müsse, wie der Untertan für die Obrigkeit zwar das Leben, doch nicht die Seele opfern dürfe und der Widerstand um des Gewissens willen seit den drei Männern im feurigen Ofen allezeit rühmlich gewesen. Eben deshalb darf kein Bekenntnis die anderen durch Überhebung öffentlich beleidigen. Schon der Name „katholisch" enthält eine Kränkung der übrigen Christen und soll von Amts wegen nie gebraucht werden; er war auch bekanntlich durch die Reichsgesetze des sechzehnten Jahrhunderts verboten und erst in der Stille durch die Jesuiten wieder in die erschlaffte protestantische Welt eingeführt worden. Die Gewissensfreiheit findet ihre Grenze an „der natürlichen Religion"; diese bildet die Grundlage der guten Sitten und ist darum auch dem Staate unentbehrlich, obgleich er selber nur für das Recht und die äußere Wohlfahrt sorgt. Was der natürlichen Religion widerspricht, ist unzulässig, auch wenn es sich selber mit dem Namen des Glaubens schmückt: also die Anbetung des Teufels, die Gotteslästerung, die fromme Unzucht. So wird in unreifer Form die Wahrheit ausgesprochen, daß der Staat gemeinsamer sittlicher Grundgedanken bedarf, die dem Belieben des Einzelnen Schranken setzen.

Eine so weitherzige Auffassung der Gewissensfreiheit war bisher unbedingt nur von einzelnen holländischen Arminianern verfochten worden; selbst Milton, der kühnste Kopf der Independenten, hatte die Papisten von der Duldung ausgeschlossen, und in Deutschland ging noch kein politischer Denker ernstlich über die Satzungen des Westfälischen Friedens hinaus. Ganz deutsch dagegen und zugleich ganz neu sind die folgenden Abschnitte des Buches, die von der Kirche als Korporation handeln; sie enthalten das wissenschaftliche Programm der modernen deutschen Kirchenpolitik, wie sie aus Brandenburgs eigenartigen Zuständen sich ergab. Das Reichsrecht gab den alten Grundsatz cujus regio ejus religio noch nicht unbedingt auf; und das Episkopalsystem der Lutheraner beruhte, wie gewandt man das auch verdecken mochte, doch auf der zwiefachen Voraussetzung, daß die große Mehrheit des Volks zum wahren Glauben sich bekennen und der Landesherr dieser Landeskirche angehören müsse, denn nur als vornehmstes Mitglied der Kirche besaß er die Gewalt des obersten Bischofs. Dies Sy-

stem ward in Brandenburg sofort unhaltbar, seit die Hohenzollern dem Glauben der Minderheit sich zuwandten. Mit Recht pries Thomasius „als ein großes Geheimnis der Vorsehung, daß sie den Lutheranern einen reformierten Landesherrn gegeben". Dies Fürstenhaus über einem andersgläubigen Volke war gezwungen, nicht nur die Gewissensfreiheit weit über das Maß des Reichsrechts hinaus zu gewähren, sondern auch die Grenzfrage zwischen Staat und Kirche grundsätzlich zu entscheiden und kraft seiner Souveränität das Aufsichtsrecht über die Kirche zu behaupten. Hier zuerst auf deutschem Boden wurde die Trennung von Staat und Kirche, soweit sie berechtigt und möglich ist, durchgeführt und dem Staate gegeben, was des Staates ist.

Von diesem rein politischen Standpunkte aus betrachtet auch Pufendorf die Frage. Er hebt wieder an mit seinem alten Kernsatze von der unteilbaren Souveränität. Zwei Souveräne im Staate sind undenkbar. Christus wollte nur ein Lehrer sein; seine Weltkirche ist nur ein corpus mysticum und besitzt keinerlei politische Macht, auch nicht die Gerichtsbarkeit, denn durch die Vergebung der Sünden spendet sie göttliche Gnade, nicht weltliches Recht. Sie ruht auf der Offenbarung; der Gläubige unterwirft sich nicht einer priesterlichen Gewalt, sondern allein Gott und der Heiligen Schrift, die ihm zu freier Forschung offensteht. Der Staat dagegen ruht auf dem ursprünglichen Vertrage, auf der Unterwerfung aller unter seine Souveränität und besitzt darum ein Recht der Aufsicht über die Kirche wie über jeden anderen Verein. Ist aber der Fürst ein Christ, so gebühren ihm noch weitergehende Pflichten und Rechte gegen sämtliche christlichen Konfessionen. Er ist nicht Bischof, hat in Sachen der Lehre keine Autorität; doch er soll die Kirche schützen gegen lästerliche Angriffe profaner Menschen, obwohl in solchen Dingen der Zwang wenig fruchtet, soll für ihren Unterhalt sorgen und darüber wachen, daß die geistlichen Ämter nur mit ehrlichen und genügend gebildeten Männern nach den gesetzlichen Vorschriften besetzt werden. Er darf nicht dulden, daß die Kirchenzucht in das bürgerliche Leben übergreife; der Kirchenbann kommt bei einem christlichen Volke in seiner Wirkung der capitis diminutio gleich und kann also nur durch die Obrigkeit verhängt werden. Der Staat hat das jus reformandi gegen kirchliche Mißbräuche, darf die Canones der Kirchen seiner Durchsicht unterwerfen und die staatsgefährlichen Sätze daraus streichen; bricht in der Kirche dogmatischer Zwist aus, so beruft der Landesherr eine kirchliche Synode, die den Streit beilegt. Am allerwenigsten kann der Staat gestatten, daß ein fremder Priester durch willkürliche Machtsprüche die Spendung der Gnadenmittel störe; mit Befriedigung wird dabei der Signorie von Venedig gedacht, die einst (1606) trotz des päpstlichen Bannes ihren Geistlichen befahl, den Gottesdienst zu halten, und bei den treuen Priestern unweigerlichen Gehorsam fand. Gegen dies Papsttum und die jesuitischen Lehren Bellarmins, der die Kirche für

einen sichtbaren Staat erklärt, müssen alle Obrigkeiten, welches Glaubens sie seien, zusammenstehen, um die Souveränität des Staates zu behaupten; sie finden in solchem Machtkampfe einen Rückhalt an dem ursprünglichen Christentum, das eine umwandelbare äußere Ordnung der Kirche nicht kennt. Die Hure von Rom hat das Blut von hunderttausend frommen Christen vergossen; nicht von seiner Kirche, sondern von der babylonischen Hure sagt der Herr, daß sie trunken sei von dem Blute der Heiligen.

Man sieht, wie hier die Gedanken Paolo Sarpis und die eben in jenem Zeitpunkt zur vollen Ausbildung gelangten Ideen der gallikanischen Kirche sich verschmelzen mit dem altprotestantischen Hasse wider den römischen Antichrist und zugleich mit der humanen Weltbildung eines neuen Zeitalters. Aus diesem Buche Pufendorfs hat dann Thomasius die Lehren seines „Territorialsystems" geschöpft, das im achtzehnten Jahrhundert dem alten Episkopalsystem siegreich entgegentrat. Der Schüler verfiel freilich in manche Irrtümer, die der Meister vermieden, leitete die Kirche wie den Staat aus einem ursprünglichen Vertrage her. Auch die Staatskunst der Krone Preußen, die auf die Theorie des Thomasius sich berief, entsprach nicht durchaus dem Programme von 1687; die Fiktion der oberstbischöflichen Gewalt des Landesherrn, die Pufendorf verwarf, ward in Berlin niemals gänzlich fallen gelassen. Aber die beiden Grundgedanken jener Kirchenpolitik, die unserem Staate ein volles Jahrhundert konfessionellen Friedens gesichert hat, sind von Pufendorf zuerst klar, scharf und kühn als Forderungen der Wissenschaft begründet worden: das Recht des Einzelnen auf freien Glauben und das Recht des souveränen Staats, die Kirche zugleich zu schützen und in den Schranken des öffentlichen Friedens zu halten.

In allen protestantischen Ländern traten literarische Kämpfer auf wider den Bedränger der Hugenotten und seinen britischen Bundesgenossen. Gleichzeitig mit Pufendorf, der sein Vorwort vom 3. September 1686 datiert, bewies Pierre Bayle in der geistvollen Schrift Contrains-les d'entrer das Unrecht und die Unfruchtbarkeit des Gewissenszwanges. Drei Jahre darauf erschienen Lockes Letters concerning toleration, die bei den Engländern als ein Werk der glorreichen Revolution noch heute hoch in Ehren stehen. Vergleicht man unbefangen, so wendet Locke mit unaufhaltsamer Redseligkeit doch nur den einen Gedanken der persönlichen Gewissensfreiheit hin und her; die andere Seite der Frage, das Recht des Staates gegenüber der Kirche, berührt er ebensowenig wie Bayle. Wieviel roher und äußerlicher als der deutsche Lutheraner beurteilt der britische Sensualist das kirchliche Leben: der Kirchenbann soll statthaft sein, weil niemand ein Recht hat „auf den Genuß des mit fremdem Gelde gekauften Weines und Brotes!" Und wieviel engherziger ist seine Duldsamkeit; die wilden No-popery-Rufe, die dem fliehenden Stuart nach-

klangen, betörten auch ihn, für die katholische Kirche bleibt kein Raum im Staate Lockes. In der dichten Schar protestantischer Schriften, die der Gewalttat König Ludwigs antworteten, behauptete Pufendorfs Buch unzweifelhaft den ersten Platz; und es gereicht uns nicht zur Ehre, daß wir über der englischen Schrift, die in jedem Lehrbuche zitiert und doch niemals bei uns gelesen wird, den Landsmann ganz vergessen haben, der in solcher Zeit so frei und so besonnen, so streng politisch und so tief religiös über Staat und Kirche zu reden vermochte.

Von dem Protestantenzorne jener Jahre erzählt auch eine kleine Streitschrift, die Pufendorf gegen Varillas' Geschichte der religiösen Revolutionen, ein Lieblingsbuch der französischen Papisten, richtete. Grob und derb, wie immer, wenn er deutsch schreibt, geht er hier „des Varillas' Tausendlügen" zu Leibe und zeigt die Armseligkeit einer Geschichtsauffassung, die sich die Kirchenspaltung nur aus der weltlichen Herrschsucht der deutschen Fürsten zu erklären wußte. Der wunderliche Gönner Leibnizens, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, ein geistreicher Konvertit, sagte darauf dem Anwalt der Protestanten feierlich die Freundschaft auf; es blieb Pufendorfs Schicksal, daß er überall mit dem großen Philosophen feindlich zusammenstieß. Auch die sächsischen Theologen regten sich wieder. Die Vertreibung der Hugenotten war selbst von den Lutheranern als ein Schlag gegen den gesamten Protestantismus empfunden worden; man entsann sich auf einen Augenblick der evangelischen Gemeinschaft und nahm sogar einen kleinen Teil der Flüchtlinge in lutherischen Landen gastlich auf, während die große Masse der Auswanderer bei den reformierten Häusern Brandenburg und Hessen Schutz fand. Da erweckte die Schrift über Staat und Kirche den alten Haß aufs neue; man wußte nicht, was empörender sei, die unbedingte Gewissensfreiheit oder die Unterwerfung der Kirche unter die Souveränität des Staates. Wieder erdröhnten die Kirchen und die Hörsäle Kursachsens von Flüchen und Klagen. Als sodann ein des Atheismus verdächtiger Student in Wittenberg sich entleibte und man bei der Leiche das neueste Buch Pufendorfs vorfand, da wies der Finger Gottes nochmals auf den Erzketzer im Norden, und die gläubige Heimat wendete sich schaudernd von dem verlorenen Sohne. —

Als Pufendorf sein Buch an den Großen Kurfürsten schickte, war bereits sein Übertritt in brandenburgische Dienste beschlossene Sache. Schon vor zwei Jahren hatte der Gesandte Friedrich Wilhelms ihn eingeladen, als Geheimer Rat mit reicher Besoldung nach Berlin zu kommen und die Geschichte des Kurfürsten zu schreiben. Seit dem Sommer 1686 war man einig; und zuversichtlich ruft der Historiker in jener Widmung seinem Helden zu: gelingt mein Werk, „dann wirst du ebenso groß, wie du heute dastehst, das Jahrhundert mit dem Ruhme deines Namens erfüllend, fortan in dem Gedächtnis aller Zeiten leben". Er hegt noch wie die Männer des Cinquecento den stolzen Glauben, daß dem Humanisten die Macht

verliehen ist, den Männern der Tat unsterblichen Ruhm zu schenken. König Karl indes wollte seinen berühmten Sekretär nicht ziehen lassen, auch das Buch über Karl Gustav mußte noch vollendet werden. Erst zu Anfang des Jahres 1688 wurde der Deutsche seiner schwedischen Verpflichtungen ledig, ließ die Handschrift seines Geschichtswerks in Stockholm zurück und segelte heim ins Vaterland. Drüben in Greifswald empfingen ihn die Freunde mit ängstlichen Warnungen; sie fürchteten, schwerlich ganz ohne Grund, daß der Kaiser auf Anstiften der Wiener Jesuiten oder des Dresdener Hofes den Majestätsschänder aufgreifen lassen würde. Erst als ihm sein Kurfürst eine Sauvegarde ausgestellt hatte, wagte er sich über die schwedische Grenze und fand in Potsdam den alten Helden auf dem Totenbette. Seltsames Spiel des Schicksals: er hat den Fürsten, für dessen Dienste er geschaffen schien, niemals oder doch nur zum letzten Abschied gesehen! Aber der Sohn hielt, was der Vater versprochen; unter den vielgerühmten inepuisabeln Händen Friedrichs III. war gut wohnen für Künstler und Gelehrte. Dies kampferfüllte Leben sollte doch noch einen schönen, versöhnenden Abschluß finden. So lange hatte das Geschick den Heimatlosen umhergeschleudert und ihn nirgends feste Wurzeln schlagen lassen; hier endlich ward der Sachse mit seinem Herzen heimisch, in dem deutschen Staate, der die Gedanken des Naturrechts ins Leben führte. So oft hatte er schelten und zürnen müssen; jetzt am Ende seiner Tage ward ihm noch das dem deutschen Gemüte so unschätzbare Glück, mit gutem Gewissen zu loben und zu danken.

Wie war doch das deutsche Leben verwandelt in den zwanzig Jahren, seit Pufendorf über den Sund gezogen; die Nation begann zu erwachen und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Auf seinem Sterbebette hatte der alte Kurfürst die Parole ausgegeben: Amsterdam und London; nach wenigen Monaten wurden die Träume seiner letzten Stunde zur Wahrheit. Wilhelm von Oranien wagte seinen kühnen Zug gen England, und an Bord der Schiffe, die das holländisch-deutsche Heer des Befreiers trugen, stand auch der Oberst v. d. Marwitz mit den brandenburgischen Dragonern. Zugleich brachen Ludwigs Heere in die Pfalz ein und begannen dort jene grauenhafte Zerstörung, die, nach Pufendorfs Worten, seit den Tagen des Attila ihresgleichen nicht fand. Die Empörung darüber erweckte in dem ermatteten deutschen Volke doch ein Gefühl, das dem Nationalstolze ähnlich sah. Selbst die weltbürgerliche Gelehrsamkeit blieb während der nächsten zwei Jahrzehnte solchen Stimmungen nicht fremd; als der Franzose Bouhours die höhnische Frage stellte, „ob es möglich sei, daß ein Deutscher Geist habe" — da antwortete der Märker Cramer mit deutscher Derbheit. Der Reichskrieg brach aus; einmütiger als seit langen Jahrzehnten stand fast das gesamte Deutschland gegen die Franzosen. Friedrich III. vor allen hielt in unwandelbarer Treue zu Kaiser und Reich, ließ seine tapferen Regimenter schlagen, wo immer Ludwigs Heere und

Bundesgenossen sich zeigten, wider die Türken, die Franzosen, die Iren; vor den Wällen von Venloo und Namur wie in den Wiesengründen des Boynefluſſes und auf dem Felde von Salankemen floß das Blut der Märker, klang der Ruhm der Waffen Brandenburgs.

Pufendorf hat nur diese ersten, besseren Jahre Friedrichs III. erlebt, die Zeit, da Eberhard Danckelmann das Ruder des Staates in Händen hielt. Neben dem einen großen Zwecke der Bekämpfung Frankreichs verschwand ihm jede andere Rücksicht; er erkannte nicht mehr, daß die blinde „reichsfürstliche Devotion" seines jungen Herrn doch nicht große deutsche Politik war, daß Brandenburg nicht die Aufgabe hatte, überall in der Welt auf entlegenen Schlachtfeldern unfruchtbaren Kriegsruhm zu ernten, sondern vielmehr an einer Stelle, wo ein großes nationales Interesse auf dem Spiele stand, mit seiner gesammelten Kraft die Entscheidung zu geben. Alle Schriften Pufendorfs aus dieser letzten Zeit atmen glühenden Haß gegen Frankreich; wie grimmig hat er jenen Melac geschildert, den Zerstörer seines geliebten Heidelbergs.

In solcher Stimmung mag er den Tod seines Bruders wohl als eine gnädige Fügung, die gänzlicher Entfremdung zuvorkam, empfunden haben. Esaias war seiner französischen Gesinnung treugeblieben, hatte deshalb sogar mit der Krone Schweden gebrochen und dänische Dienste genommen; er starb beim Ausbruch des Krieges (1689) als dänischer Gesandter am Reichstage zu Regensburg. Als Samuel in jenen Jahren seine vielgescholtene Jugendschrift wieder zur Hand nahm und sich entschloß, „die Maske fallen zu lassen", den Severinus unter seinem wahren Namen neu herauszugeben, da mußte ihm vieles an dem Buche fremd erscheinen. Ich kann nicht finden, was man oft behauptet hat, daß der Geheime Rat Pufendorf ein anderer gewesen sei als der Heidelberger Professor. Nur die großen Gegensätze der Politik und seine Stellung in der Welt hatten sich geändert. Was er jetzt als ein angesehener Rat seines Fürsten schrieb, wollte reiflicher erwogen sein als vordem die kecken Worte des namenlosen jungen Gelehrten. Er sah Österreich und Brandenburg einig in einem großen Kriege, der ihm heilig war, und hielt für unrecht, den Verrat, der noch an den rheinischen Höfen umherschlich, jetzt durch Anklagen gegen das Kaiserhaus zu ermutigen. Es war Recht und Pflicht des deutschen Publizisten, aus den zahllosen offenen Fragen deutscher Reichspolitik jedesmal die den Augenblick beherrschende hervorzuheben. Daher sind in der letzten Ausgabe des Severinus, die erst nach des Verfassers Tode erschien, mehrere scharfe Stellen über Österreich gestrichen: nicht zum Vorteil des Buches; wer die eigentümliche Verwegenheit der Schrift rein genießen will, muß zu den älteren Ausgaben greifen. Aber von ängstlicher Behutsamkeit findet sich keine Spur; der schroffe nationale Stolz und der trotzige Freimut des Severinus leben noch ungebrochen, sie wenden sich nur gegen ein anderes Ziel. Das Bitterste, was der Jüngling einst wider das Haus

Österreich geschrieben, wird überboten durch die heftigen Anklagen des Mannes gegen Frankreich und die französische Partei im Reiche. Hier sucht er jetzt Deutschlands gefährlichste Feinde. Das Recht der Bündnisse, ruft er aus, darf nicht zum Untergange des Vaterlandes mißbraucht werden; und — kurz und gut — „wer es mit Frankreich hält, ist ein offenbarer Verräter an seiner Nation".

Also konnte er am Abend seines Lebens doch einmal mit dem Strome schwimmen, die Politik seines Hofes rückhaltlos billigen. Ihm blieb erspart, noch zu erleben, wie die deutsche Einigkeit auch diesmal nicht vermochte, die mangelnde Einheit zu ersetzen, und Frankreich beim Friedensschlusse seinen Raub behauptete. Voll froher Hoffnung sah er dem Ausgange des Krieges entgegen. Und wieviel erfreulicher noch war der Anblick der neuen geistigen Bewegung in der Nation. Die Saat der Freiheit, wovon er selbst so manches Korn in den verwüsteten deutschen Boden geworfen, begann bereits in Halme zu schießen. Auf den meisten Hochschulen fanden die Ideen der weltlichen Staatslehre und der kirchlichen Duldung schon vereinzelte Vertreter. In Leipzig wuchs der Anhang des Thomasius von Tag zu Tag, und der verwegene Neuerer wagte bald auf dem Katheder deutsch zu reden, ja sogar die calvinischen Ketzer offen gegen die Angriffe des Wittenberger Theologen Kaspar Löscher zu verteidigen. Da beschloß man das brandige Glied von der rechtgläubigen Hochschule abzuschneiden. Thomasius aber flüchtete vor den Verfolgern unter brandenburgischen Schutz, und die Leipziger Professoren ließen das Armesünderglöcklein auf der Paulinerkirche läuten, als der Ketzer mit seinen treuen Studenten nach Halle hinüberwanderte (1691). So stieß die ehrwürdige Alma mater, die einst selber durch den Auszug der deutschen Studenten aus dem slawischen Prag gegründet worden, jetzt ihre streitbaren Kräfte von sich. Aus dem Hörsaal des Thomasius erwuchs binnen kurzem die neue Friedrichs-Universität, lutherisch wie Leipzig, aber frei und duldsam, während des nächsten Menschenalters der Sammelplatz für die kühnsten Köpfe deutscher Theologie und Rechtswissenschaft. Die beiden Nachbarstädte standen einander gegenüber wie die alte und die neue Zeit; der ungesalzene Witz der Leipziger Orthodoxen spottete über die Hallenser Halloren und Hallunken.

Ein denkwürdiger Augenblick preußisch-deutscher Geschichte: sobald der Schwerpunkt der protestantischen Politik sich gen Norden verschiebt, strömen alle Talente deutscher Kunst und Wissenschaft dem preußischen Staate zu; die alte Heimat der Gelehrsamkeit, Obersachsen, verliert ihre begabtesten Söhne an das Nachbarland. In Halle wirken Seckendorff und Ludewig neben Thomasius; in Berlin findet Pufendorf seinen alten Spanheim wieder. Bald wird auch Leibniz in die geistreichen Kreise der „republikanischen Königin" Sophie Charlotte gezogen; Schlüter und Nering erschaffen jene prächtigen Bauten, die den architektonischen Charakter Berlins

für immer bestimmt haben. Mit vollem Behagen wiegte sich Pufendorf auf den Wellen dieses reich daherflutenden geistigen Lebens; er genoß des Ruhmes und der Auszeichnungen in Fülle, und als er einmal zu einem kurzen Besuche nach Stockholm zurückkehrte, um den Druck seines Karl Gustav zu leiten, gab ihm König Karl den Freiherrntitel. Einige Jahrzehnte lang gewann es den Anschein, als ob der Staat, der Deutschlands Schwert in Händen trug, auch der Herd der idealen Bestrebungen der Nation werden sollte. Da hat sich doch bald erwiesen, daß die Kraft der werdenden deutschen Großmacht dieser zweifachen Aufgabe noch nicht gewachsen war; die vorzeitige Blüte der Künste und Wissenschaften zerstörte die genaue wirtschaftliche Ordnung, lockerte die Bande der politischen Manneszucht. Mit König Friedrich Wilhelm I. beginnt dann das sittliche Erstarken, die großartige Neubildung der Verwaltung, aber auch der Rückfall in das Banausentum. Der lange Kampf um Preußens Dasein und die Entfremdung Friedrichs II. von der deutschen Bildung haben nachher den Staat noch lange in dieser einseitigen Richtung festgehalten. Es blieb ein Land der Waffen und des Rechts, des hausbackenen Schulunterrichts und der derben bürgerlichen Arbeit; das klassische Zeitalter unserer Dichtung fand seine Bühne in den kleinen Nachbarlanden. Erst hundert Jahre später, etwa zur Zeit der Gründung der Berliner Universität, errang sich Preußen wieder eine glänzende Stelle in dem Kulturleben der Nation, wie einst unter seinem ersten Könige; Mars und die Musen lernten sich zu vertragen.

Zu den reformatorischen Denkern, welche damals, verstoßen von dem kursächsischen Luthertum, in Brandenburg eine Freistatt fanden, zählten auch die Führer der jungen pietistischen Schule. Im selben Jahre, da Thomasius seinen Auszug hielt, ging Spener von Dresden nach Berlin; dann kamen auch Francke und Anton, die in Leipzig keine Stätte gefunden, nach Halle hinüber. Ganz unerwartet fanden die Lehrer des Naturrechts Bundesgenossen im Lager der lutherischen Theologie; der Pietismus rettete das erstarrte deutsche Luthertum vor dem sicheren Untergange. Die befreiende Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben hatte sich unter den Händen theologischer Herrschsucht längst in ihr Gegenteil verwandelt; was die entartete Kirche predigte, war die Rechtfertigung durch unseren Glauben. So schwelgte sie wieder in dem katholischen Gedanken der alleinseligmachenden Kirche und hätte früher oder später ihren Frieden mit dem Papsttum geschlossen, wäre sie nicht durch jene Stillen im Lande zurückgeführt worden zu dem lebendigen Grunde des Glaubens, dem religiösen Gefühle. Zugleich hielt Spener dem selbstgewissen Dünkel der Rech.gläubigen jene berechtigte Werkheiligkeit entgegen, die zum Wesen der Religion gehört, die Praxis pietatis. Jedes Wort dieses herzlosen Pfaffentums war ein Hohn auf die Religion der Liebe. Nun endlich erklang wieder eine evangelische Predigt, die in die Tiefen des Gewissens

niedersank; sie mahnte die Gemeinde, das Evangelium zu leben in gemeiner, brüderlicher und christlicher Liebe, und wies die Glaubenssicheren auf das Bibelwort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Und wie lauter waren die ersten Früchte dieses Glaubens. Wie werktätig und opferfreudig erwies sich das deutsche Gemüt, zum ersten Male seit der Verkümmerung der dreißig Jahre, als Francke mit den Scherflein seiner Frommen die großartige Stiftung des Waisenhauses schuf; wieviel feiner, wärmer, traulicher ward der verwilderte gesellige Verkehr unseres Volkes, seit die Frauen in den Gemeinden der Erweckten wieder den Ton des Umgangs bestimmten. Der Pietismus ist rasch gesunken, denn ihm fehlte der puritanische Mut, erweckend einzugreifen in das öffentliche Leben; in der Stille des Hauses und der Konventikel verfiel er bald der weinerlichen Gefühlsseligkeit und der eitlen Selbstbespiegelung der schönen Seelen. Aber seine Anfänge sind echt und edel, seine ersten Lehrer Revolutionäre im besten Sinne. Für jeden freien und gesunden Gedanken der Zeit zeigen Spener und Francke bereits Verständnis, vor allem für den alten Lieblingsplan der Hohenzollern, die Union der beiden großen Kirchen des deutschen Protestantismus. Diese tiefernste Auffassung des Christentums mochte nicht als lutherische oder calvinische Sekte ein mit den Namen sündiger Menschen geschmücktes Parteibanner schwingen; sie wollte evangelisch sein, nichts weiter. Es war doch ein bedeutsames Stück deutscher Kulturgeschichte, das jetzt in den bescheidenen Hallen der Berliner Nikolaikirche sich abspielte: Propst Spener verkündete die Verbrüderung des gesamten evangelischen Namens, derweil am Neumarkt in St. Marien hartgläubige Lutheraner die Pietisten und Separatisten verfluchten; auch hier rang das neue mit dem alten Jahrhundert.

Pufendorfs helle Weltlust mag wohl an manchem trübselig krankhaften Zuge der neuen Schule Anstoß genommen haben; er konnte nicht in schwärmerischer Verzückung für das herzliebe Lämmlein Jesu schwärmen, nicht mit schmerzlicher Wollust die Sündenmale seines eigenen Herzens betrachten. Doch wenn selbst das weltlichste aller Weltkinder, Thomasius, die Männer des Waisenhauses als Bundesgenossen gegen die buchstabengläubigen Tenebriones warm begrüßte, um wieviel freudiger mußte er, der Lutheraner, das Recht des Pietismus anerkennen. Speners werktätiges Christentum wirkte am stärksten auf die Lutheraner; denn die Kirche Luthers war am weitesten abgeirrt von der praktischen Pietät, die unter den Reformierten immer lebendig blieb. Wie Leibniz sich mit Spener zusammenfand in dem Gedanken: „Keine Frömmigkeit ohne Liebe", so ist auch Pufendorf dem Propst von St. Nikolai herzlich entgegengekommen und der großen Frage der evangelischen Union nähergetreten. Dieser Bund des rationalistischen Naturrechts und des Pietismus erscheint uns heute wunderlich, da wir nur die fratzenhaften Nachkommen der Erweckten kennen, und war doch für jene Zeit ebenso notwendig wie späterhin die

Verbindung der Kantischen Philosophie mit der klassischen Dichtung. Die Lehrer des Naturrechts schenkten dem verknöcherten deutschen Protestantismus wieder die Kraft des Gedankens, die Pietisten erschlossen ihm die Welt des Gefühls, und so haben sie beide den Boden bereitet für die neue reifere Form protestantischer Bildung, für die Humanität der Tage von Weimar. —

„Das Nachtgevögel aus der Unterwelt, das den deutschen Himmel mit seinen ewigen Dogmenkämpfen verfinsterte", fing doch an, in seine Höhlen zurückzuweichen. Pufendorf spürte den Atem einer freieren Zeit. Gehobenen Herzens ging er an seine historische Arbeit, die Freigebigkeit des Kurfürsten gewährte ihm eine völlig ungestörte Muße, und schon nach fünf Jahren beendete er die Geschichte des Großen Kurfürsten. Der alte Herr hatte ihm für die Erzählung der allerjüngsten Geschichte die Schätze der Archive ohne jede Bedingung zur Verfügung gestellt — eine stolze Sicherheit des Selbstgefühls, die bis zum heutigen Tage ohnegleichen geblieben ist —, und der gutherzig duldsame Nachfolger fand kein Arg daran; noch weit freier als vordem in Stockholm durfte der Historiker „die unverderbte Wahrheit aus den ursprünglichen Quellen getreu der Nachwelt überliefern". Und er erreichte sein Ziel. Erst hundertundsiebzig Jahre nach Pufendorfs Werk hat die wissenschaftliche Erforschung der Zeiten Friedrich Wilhelms wieder einen großen Schritt vorwärts getan: durch das Buch von Droysen. Alles, was zwischen diesen beiden Werken liegt, lehnt sich an Pufendorf an, auch wenn die Verfasser über den Alten vornehm schelten. Und vergleicht man ihn vollends mit seinen Vorgängern, mit Leutinger und den anderen stillvergnügten brandenburgischen Kuriositätensammlern, so erscheint der Abstand erstaunlich. Überhaupt war noch niemals ein Zeitraum deutscher Geschichte so umfassend, mit so tiefer Gelehrsamkeit und so einschneidendem politischen Urteile geschildert worden.

Wie großartig wird die Aufgabe erfaßt. Der königliche Mann, der den meisten Zeitgenossen doch nur als ein vom Glücke begünstigter deutscher Kleinfürst galt, erhält sofort die Stellung, die ihm gebührt, in der Mitte der Staatengesellschaft; er tritt auf als der Schöpfer einer neuen Macht, die dem Westen und dem Osten des Weltteils zugleich angehört; man verfolgt, wie die Weltkämpfe am Rhein und an der Weichsel den jungen Staat in ihre Wirbel hineinreißen, die Geschichte Friedrich Wilhelms erweitert sich zur Geschichte der europäischen Politik. Und wie mannhaft erklingt in dieser knechtischen Zeit das freimütige Vorwort an Friedrich III. So stolz hatte noch kein Deutscher von dem Berufe des Historikers gesprochen; die Rede des Alten wirkt noch heute erfrischend, da uns die flaue Mattherzigkeit wieder als ein Vorzug der Geschichtschreibung gepriesen wird. Die Historie setzt dem echten Ruhme ein Denkmal, das alle anderen an Glanz und Dauer übertrifft, und sie darf dabei „den Haß nicht scheuen, der die allzu nackte Wahrheit zu treffen pflegt". Sie zeigt aber auch den

nichtigen Ruhm jener Fürsten, „die kein fremdes Recht achten, über alle anderen zu glänzen streben, wider Recht und Treue die Nachbarn beleidigen; mögen sie den irdischen Strafen entrinnen, dem freien Urteil der Menschheit entfliehen sie nicht; mag das Volk der Schmeichler ihre Missetaten schönfärben, die Nachwelt mindestens wird einem jeden nach Verdienst Lob und Tadel zuwägen". Es war ein Protest des wiedererwachten deutschen Gewissens gegen die Liebediener des großen Ludwig. Pufendorf wußte wohl, was es auf sich habe, das durchtriebene Ränkespiel der jüngsten deutschen Politik zu enthüllen; „mein Alter selbst", sagt er in einem vertrauten Briefe, „erhöht mir den Mut, die ganze Wahrheit auszusprechen." In der Tat wird selbst bei der pathetischen Charakterschilderung des Helden am Schlusse des Werkes kein Wort des Lobes zuviel gesagt; Friedrich Wilhelms Wesen erscheint, wie es war, eine glückliche Verbindung von Majestät und Güte, von Tatkraft und Überlegung, die Unbeständigkeit seiner Staatskunst findet ihre Erklärung in der eingepreßten Lage seines Staates, die ihm den geraden Weg oft versperrte.

Wieder wie in der Geschichte Karl Gustavs hält sich der Historiker fast ausschließlich an die auswärtige Politik. Die Darstellung wird oft trocken und einseitig, weil sie das innere Leben des Staates, die Ausbildung der Verwaltung und des Heerwesens, fast ganz übersieht. Selbst die Schilderung der diplomatischen Aktion zeigt manche Lücken. Der ungeheure Stoff ließ sich in so kurzer Zeit nicht ohne Flüchtigkeit im einzelnen bewältigen; zudem lag unterdessen die Handschrift des Karl Gustav druckfertig in Stockholm, und es war nur menschlich, daß der Historiker die Geschichte des Nordischen Krieges, die er dort aus schwedischen Quellen erzählt hatte, nicht nach den brandenburgischen Akten gänzlich umgestalten wollte. Am auffälligsten erscheint, daß der Verfasser des Severinus von den großen Reichsreformplänen des Kurfürsten so wenig sagt; hier, und hier allein, mag wohl die Rücksicht auf den österreichischen Alliierten mitgespielt haben. Durch die massenhaften Aktenauszüge schwellen manche Kapitel zu formloser Breite an. Es rächte sich doch, daß Pufendorf in seinen langen Kämpfen wider die Autorität des Aristoteles auch der Schönheit des klassischen Altertums sich entfremdet hatte; von der köstlichen prägnanten Kürze der Alten ist in den würdevoll dahinrauschenden Perioden des modernen Historikers keine Spur zu finden. Noch strenger als in den schwedischen Geschichtswerken befolgt er hier den Grundsatz, nur den Inhalt seiner Akten wiederzugeben, nur zu sagen, wie die politischen Händel seinem Helden erschienen; er will „des Herrn Sentimente exprimieren".

Dies erschwert uns Deutschen die unbefangene Vergleichung, da die Sentimente des deutschen Kurfürsten uns so viel näherstehen als die Eroberungspläne Karl Gustavs; gleichwohl ist es nicht nationale Parteilichkeit, wenn alle unsere Historiker den Friedrich Wilhelm für das größte von Pufendorfs Geschichtswerken erklären. Man fühlt doch rasch heraus,

daß er in den deutschen Dingen besser zu Hause ist als in Schweden; der Stoff ist reicher, die Darstellung gräbt tiefer. Auch ein wärmerer Ton geht durch die Erzählung; von den schwedischen Siegen berichtet er mit feierlicher Kälte, seine Brandenburger sind ihm die nostri. Dabei bewahrt er durchweg die epische Haltung; nach der Schlacht von Fehrbellin drängt er sich nicht selber mit seinen Betrachtungen vor, sondern erzählt, wie die Wiener Hofburg erstaunte, wie der französische und englische Hof mit Schrecken eine neue Kriegsmacht aufsteigen sahen. Immer ist er mit seinem Herzen bei dem Helden; er spricht zugleich seine eigene Überzeugung aus, wenn er den Kurfürsten den Grundsatz verkünden läßt, „daß Gott die Menschen richte nicht nach den Dogmen, sondern nach den Früchten ihrer Frömmigkeit". Wärmer als sonst wird seine Rede, sobald er das Ringen der Staatseinheit mit der partikularistischen Libertät, die Kämpfe Friedrich Wilhelms mit den Ständen von Magdeburg und Preußen schildert. So unbefangen er sich selber seiner vornehmen Stellung in der Gesellschaft freute, gegen das zucht- und vaterlandslose Junkertum hegte er einen tiefen Haß; wie er einst im Severinus gespottet: „Die Enthaltsamkeit gilt diesem Adel für ebenso schimpflich wie die Gleichgültigkeit gegen Pferde und Hunde," so schildert er jetzt die törichte Selbstsucht des Königsberger Landtags, der endlich gezwungen werden mußte, „weil er die Vernunft nicht hören wollte." Diese Teilnahme des Herzens, wie spröde sie sich zurückhält, bricht in den kritischen Augenblicken der Geschichte Friedrich Wilhelms immer durch; die Erzählung, wie im Nymwegener Frieden ein Bundesgenosse nach dem anderen den Kurfürsten verrät, ein Meisterstück der Gruppierung, wirkt in ihrer schmucklosen Einfachheit tief ergreifend. Immer bleibt der Standpunkt des Urteils streng politisch; an dem Maße der Macht wird jedes politische Unternehmen gemessen. Der böhmische Zug Friedrichs von der Pfalz war eine Torheit, weil die genügende Rüstung fehlte, der Prager Frieden eine verderbliche Schmach, aber die notwendige Folge der Ohnmacht Georg Wilhelms, der noch nicht den miles perpetuus seines Sohnes besaß. Zuweilen schließt die langatmige Einzelschilderung mit einer kernigen taciteischen Wendung ab: das erste Verlangen des Kurfürsten nach Parität im Reiche „hatte nur den einen Erfolg, daß es in die Akten eingeschrieben wurde"; im Frieden von St. Germain „blieb dem Sieger nichts als die Schande".

Die Neuheit des historischen Stoffes macht den Erzähler, wie natürlich, zuweilen unfrei im Urteile, doch sie gibt auch dem Werke seinen größten Vorzug, den monumentalen Charakter; das Buch ist seinem Helden kongenial. So und nicht anders, in dieser schwungvollen und doch geschäftlich nüchternen Form mußte Friedrich Wilhelm sein Leben geschrieben wünschen; auch die ausführlichen Erwägungen des Für und Wider vor jedem Entschlusse, die uns Neuere ermüden, hätten dem Herrscher behagt, der noch nach altem deutschen Fürstenbrauche lange Beratungen mit

Bedenken und Gegenbedenken liebte. Das Geschichtswerk gehört ebenso notwendig zu dem historischen Bilde des Helden wie die prächtigen Kanonen und die reichen Medaillen mit den stolzen Inschriften, die er zur Feier seiner Siege schlagen ließ, und wie das Reiterbild auf der Langen Brücke; mit allem Roste der Zeiten ist es groß und ursprünglich wie dieses. Unter den brandenburgischen Landsleuten war auch nur *eine* Stimme des Lobes; Ludewig in Halle wollte außer der Bibel und den Kirchenvätern kein ähnliches Werk kennen. In der alten Heimat aber erklang nochmals das gewohnte Wehegeschrei. Profanus ille Pufendorfius behauptete in Leipzig, Wittenberg und Jena noch den alten Ruf, und jetzt waren dem Frevler nicht einmal die Geheimnisse seines fürstlichen Brotherrn mehr heilig! Am Reichstage zürnte man laut; das scharfe Urteil des Historikers hatte weder den Kaiser noch die Fürsten verschont, das Unternehmen einer solchen zeitgenössischen Geschichte erschien wie eine Störung des Reichsfriedens. Ein Epigramm, das in diesen Regensburger Kreisen umlief, tadelt bitter Pufendorfs Angriffe wider den Rheinbund und gibt dem Berliner Hofe den Rat, seine Heimlichkeiten besser zu verwahren: Servat et arcanum rectius Aula suum.

Kurfürst Friedrich war hocherfreut, ließ eine französische und eine deutsche Übersetzung des Werkes veranstalten, schenkte dem Verfasser 10 000 Taler — eine königliche Gabe nach damaligen Begriffen — und beauftragte ihn, die Erzählung fortzusetzen, eine Geschichte der gegenwärtigen Regierung zu schreiben. Unzweifelhaft hat Pufendorfs Stimme auch im Rate des Kurfürsten viel gegolten; der Geheimratstitel hatte damals noch einen Inhalt. Der Historiker stand in vertrautem Verkehr mit den leitenden Staatsmännern und ihren Familien. Er war mit Danckelmann befreundet und dankte wahrscheinlich ihm die unerhörte Freiheit in der Benutzung der neuesten Akten; eine der beiden Töchter Pufendorfs hat einen Jena geheiratet. Bot sich die Gelegenheit, so gab man dem Gelehrten auch diplomatische Aufträge. Als er zu jenem letzten Besuche nach Stockholm ging, erhielt er zugleich die Weisung, den König von Schweden über die Berliner Politik zu unterrichten. „Er ist", sagt das Beglaubigungsschreiben, „von meinen Actionibus dergestalt informiert, daß er Ew. K. Maj. die rechte idée davon und absonderlich, was ich von Ew. K. Maj. vor sentiments habe, am besten geben kann." Im ganzen nahm er wieder eine ähnliche, dem Historiker angemessene Stellung ein wie einst in Schweden; er stand den Geschäften nahe genug, um mit gründlicher Sachkenntnis die Geschichte der Gegenwart schreiben zu können; doch sie störten ihn nicht in seiner gelehrten Muße.

Drei Bücher der Geschichte Friedrichs III. hat der Rastlose dann noch vollendet. Das Fragment entbehrt der letzten Feile und ist darum noch formloser als die früheren Geschichtswerke; mit seiner streng sachlichen

Haltung, seinem schonungslosen politischen Urteile schließt es sich würdig an die Geschichte Friedrich Wilhelms an. Nicht bloß die Politik Ludwigs XIV. wird mit unerbittlicher Strenge geschildert, auch die Mißgriffe des Kurfürsten selber treten uns völlig ungeschminkt entgegen; trocken berichtet der Hofhistoriograph, sein Herr habe sich als Kurprinz gröblich von Österreich mißbrauchen und verführen lassen, da er versprach, den Schwiebuser Kreis, den sein Vater zum Ersatz für die schlesischen Ansprüche der Hohenzollern erhalten, wieder an den Kaiser zurückzugeben. Sehr ausführlich betrachtet der Erzähler die europäischen Verhältnisse; es war ja die Schuld dieser „genereusen" Regierung, daß unter ihr der Staat ganz außer sich geriet, seine Kräfte in den Händeln aller Welt verzettelte. Pathetisch wird am Eingang der große Umschwung des Jahres 1688 geschildert, den Pufendorf selbst bei seiner Rückkehr ins Vaterland beobachtet hatte: wie damals die Pläne französisch-katholischer Weltherrschaft zur Reife kamen und der Protestantismus sich zur Wehr setzte. Die breite Erzählung von dem Befreierzuge des Oraniers, die nun folgt, ist während anderthalb Jahrhunderten der einzige getreue Bericht von der zweiten englischen Revolution geblieben, der einzige, der den internationalen Charakter dieses Kampfes, wie er wirklich war, vergegenwärtigt. Die Historiker der Whigs haben nachher den Dank, den das parlamentarische England dem protestantischen Deutschland schuldet, auf gut britisch dadurch abgetragen, daß sie die Mitwirkung der Deutschen bei der Vertreibung der Stuarts ganz verschwiegen oder in den Hintergrund stellten, und wir sprachen die englischen Märchen bewundernd nach; erst in den jüngsten Jahrzehnten ist die deutsche Geschichtschreibung wieder zurückgekehrt zu jener tatsächlich richtigen Auffassung, die der zeitgenössische Historiker vertrat.

Pufendorfs Urteil über die glorreiche Revolution beweist zugleich, wie frei und menschlich die alte preußische Monarchie das Wesen des Staates verstand. Wie grundfalsch ist doch die Anschauung, die sich unter der Alleinherrschaft der konstitutionellen Doktrin bei uns eingenistet hat, als ob der englische Staat zu jener Zeit der alleinige Träger der „Freiheit" gewesen sei. Hier dieser schroffe deutsche Absolutist, der so entschieden Partei nimmt gegen die ständische Libertät seiner Heimat und das Recht des Widerstandes auf wenige äußerste Fälle beschränken will, er verdammt die meineidigen Stuarts so hart, wie nur Macaulay, verwirft durchaus „die unredliche Schmeichelei" der Juristen des Temples und ihre Lehre: a Deo rex, a rege lex. Er billigt unbedingt die Erhebung des englischen Volkes und urteilt wie die Whigs, daß König Jakob den ursprünglichen Vertrag zwischen Fürst und Volk gebrochen habe. So weit ist Pufendorfs monarchische Gesinnung von blinder Unterwürfigkeit entfernt. Der alte preußische Absolutismus, der hoch und niedrig in den Dienst des Staates zwang, war mitnichten unfreier als jene englische Adelsherrschaft,

die ihren parlamentarischen Ruhm stützen mußte auf die himmelschreiende Mißhandlung Irlands, auf die grundsätzliche Verwahrlosung der niederen Klassen, auf die Korruption der Wählerschaft und auf eine zynisch gewalttätige Handelspolitik. Die deutsche Dürftigkeit mochte die glückliche Insel beneiden um ihre alte Kultur, ihren gesicherten Reichtum, ihre längst befestigte Staatseinheit, wie um den ungebundenen Kampf der Meinungen in den höheren Ständen; doch der Gedanke der salus publica, das Regiment zum Besten aller, ward in den guten Tagen der preußischen Monarchie gerechter, unparteiischer verwirklicht als durch Englands parlamentarischen Adel. —

Bei herannahendem Alter ist Pufendorf, wie alle tieferen Gemüter, häufiger in sein Inneres eingekehrt; der Umgang mit Spener lenkte seine Gedanken, die bisher ganz nach außen gerichtet gewesen, auf die göttlichen Geheimnisse. Es drängte ihn bald, sein religiöses Bekenntnis auszusprechen und dem Hader der Konfessionen einen Weg zum Frieden zu weisen; mitten zwischen seinen historischen Arbeiten schrieb er das kleine Buch Jus feciale. Die berühmte Klausel des Westfälischen Friedens, welche die Möglichkeit einer dereinstigen Beilegung der Kirchenspaltung offen ließ, wurde von den helleren Köpfen der Zeit sehr ernst genommen; die gräßlichen Erinnerungen der Glaubenskriege drängten zur Versöhnung. Jedermann weiß, wie viele bedeutende Männer seit Grotius und Calixtus sich mit solchen Gedanken trugen. Johann Matthiä, der geistreiche Lehrer der Königin Christine, stand ihnen nahe; der milde Papst Innozenz XI. ließ den Bischof Spinola an den protestantischen deutschen Höfen umherreisen, und Landgraf Ernst von Hessen schrieb sein Buch vom „wahrhaften Katholischen", um seine verlassenen protestantischen Glaubensgenossen für eine gemäßigte katholische Anschauung zu gewinnen. Niemand hatte diese Hoffnungen tiefer, großartiger erfaßt als Leibniz. Der Philosoph ahnte dunkel die große Umwälzung, die nach hundert Jahren hereinbrechen sollte; er fürchtete, daß die mächtig überhandnehmenden sensualistischen Ideen dereinst jede sittliche Ordnung zerstören würden, und wollte alle konservativen Kräfte zu einem heiligen Reiche um das Banner des Glaubens versammeln. So erhaben der Gedanke, ebenso unglücklich war seine Ausführung. Der scholastisch-lutherische Bildungsgang des Philosophen, seine irenische Neigung, das relative Recht jeder Meinung herauszufinden, seine doktrinäre Geringschätzung der politischen Macht — das alles erschwerte ihm, die große Machtfrage, die in diesen dogmatischen Streit hineinspielte, zu verstehen. Die tiefe Kluft, welche die Kirche der Autorität von der Kirche des Gewissens trennt, hat er viele Jahre hindurch nicht richtig erkannt; er hielt eine Unterordnung unter den Papst für möglich, die gleichwohl das Gewissen nicht beschränken sollte, und versuchte sogar in seinem „Systeme der Theologie", die berechtigten Gedanken der alten Kirche dem Verständnis der Protestanten näherzubringen. Da mußte

er endlich, in seinem Briefwechsel mit Bossuet, die Erfahrung machen, daß selbst der geistreichste Anhänger Roms, wenn er irgend folgerecht verfährt, zuletzt an einem Punkte anlangt, wo das Opfer der Vernunft gefordert wird und der Protestant nur noch protestieren kann; und hier hörte auch für den Protestanten Leibniz jede Verhandlung auf.

Anders, härter und nüchterner, sah Pufendorf die Frage an. Die römische Kirche erscheint ihm durchaus nur als eine politische Macht; „wo für den Gott Bauch gekämpft wird, ist Versöhnung unmöglich". Er verfolgte mit Besorgnis die zahlreichen Übertritte an den deutschen Höfen. Er wußte, wie an jeder protestantischen Hochschule verkappte Jesuiten tätig waren, wie nahe die erstarrte lutherische Orthodoxie mit der römischen Kirche sich berührte, und sah, gleich seinen pietistischen Freunden, in den Unionsbestrebungen der milderen Katholiken nur einen neuen Anlauf zur Wiederaufrichtung der päpstlichen Weltherrschaft. Wenn Spener die Evangelischen vor Spinolas papistischen Fallstricken warnte, so mochte er die Gesinnung des wohlmeinenden Bischofs verkennen, in der Sache hatte er recht; denn anders als durch die Unterwerfung war selbst unter Papst Innozenz die Versöhnung mit Rom nicht zu erlangen.

Darum verzichtet Pufendorf von Haus aus auf die Vereinigung der ganzen Christenheit und begnügt sich mit dem Gedanken der evangelischen Union, der in den englischen Latitudinariern und in den deutschen Pietisten warme Verteidiger, in dem Hause Hohenzollern seinen natürlichen Beschützer fand. Friedrich III. wollte nur evangelisch heißen und führte die versöhnliche Kirchenpolitik seines Vaters fort. Mit herzlicher Freude erfuhr der alte Denker in Berlin, wie sein getreuer Thomasius den Lutheranern praktische Duldsamkeit predigte. Der lutherische Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Naumburg hatte sich soeben mit einer reformierten brandenburgischen Prinzessin vermählt. Die Rechtgläubigen tobten; der Propst Philipp Müller in Magdeburg verdammte die Todsünde in der Schrift „Fang des edlen Lebens durch ungleiche Glaubensehe." Wider dies „famose Scartequgen" ging nun Thomasius vor; und der warme Hauch christlicher Liebe macht uns selbst die unbändige Grobheit seiner Rede erträglich. Gott segne dies Eheband, ruft er zum Schlusse, „daß dadurch die Herzen so vieler Christen in rechtschaffener Liebe zueinander geführt werden." Der Streit erregte überall im deutschen Norden großes Aufsehen und hat sehr wirksam dazu beigetragen, die Lutheraner an Duldsamkeit zu gewöhnen; daß der Berliner Hof schließlich den eifernden Magdeburgischen Propst nach Spandau abführen ließ, tat nach den Anschauungen der Zeit dem Siege des Menschenverstandes keinen Eintrag. Pufendorf lobte den wackeren Genossen, sendete ihm die Handschrift des Jus feciale zur Prüfung. Diesmal aber widersprach der Schüler dem Meister und erklärte in seiner unverblümten Weise, „das Buch sei zum wenigsten zu drei Vierteln γνησίως lutherisch".

Thomasius urteilte richtig. Die lutherische Überzeugung des sächsischen Pfarrersohns war wirklich in seiner jüngsten Schrift übermächtig durchgebrochen. Sein Leben lang hatte er mit den lutherischen Orthodoxen gerungen, seine praktische Moral war ganz erfüllt von jener mächtigen ethischen Gestaltungskraft, worin die Größe des Calvinismus liegt; aber die starke Seite des Luthertums, die tiefsinnig mystische Dogmatik, konnte er nicht aufgeben. Er will nicht, äußerlich vermittelnd, einzelne Sätze der Glaubenslehre als wesentlich bezeichnen, sondern erkennt bereits, daß der Offenbarungsglaube selber zusammenbricht, sobald man dies oder jenes Dogma für gleichgültig oder zweifelhaft erklärt. Darum unternimmt er, aus der Heiligen Schrift ein System der Theologie zusammenzustellen, das „in einer Kette zusammenhängend" allen Unbefangenen einleuchten soll. Und dies System ist wesentlich lutherisch. Nicht bloß die Lehre von der Gnadenwahl, dieser Stein des Anstoßes für die Lutheraner, der bekanntlich in die reformierte Kirche Brandenburgs niemals Eingang gefunden, wird unbedingt verworfen; auch die Auffassung der meisten anderen Dogmen schließt sich eng an die lutherische Kirche an. Auf solchem Wege offenbar war die Union nicht zu erreichen. „Kein Reformierter", sagte Thomasius treffend, „kann dies Bekenntnis unterschreiben, und wer es täte, würde als Anhänger einer neuen Kirche angesehen werden." Pufendorf verfiel der alten Selbsttäuschung der Theologen: er bemerkte nicht, daß auch seine Glaubenslehre durch die Hand eines sündigen Menschen aus der Bibel ausgehoben war. Überschwengliche Erwartungen hegte er nicht; er fand die Zeit noch nicht reif für die völlige Versöhnung: inzwischen, bis alle Protestanten jenen Kern der Christenlehre angenommen haben, sollen sie tapfer den gemeinsamen Feind zu Rom bekämpfen, Nachsicht haben mit den Irrtümern ihrer evangelischen Brüder (wozu freilich die Sozinianer und Wiedertäufer nicht gerechnet werden) und in brüderlichem Wetteifer „ihr Leben nach der Lehre Christi gestalten". Wie dieser Satz unverkennbar an Speners Pia desideria erinnert, so klingt auch an anderen Stellen aus der dürren dogmatischen Darstellung ein Ton tiefer Frömmigkeit hervor: einige unerforschliche Fragen bleiben noch übrig, wobei der Mensch nur staunend rufen kann: O altitudo, und — so schließt das Buch — „ist hier irgend etwas gesagt gegen den ursprünglichen Sinn der Heiligen Schrift, so soll es ungesagt sein". — Also ringt in diesem wahrhaftigen Menschen bis zum Ende der weltlich freie Gedanke mit der dogmatischen Gebundenheit einer versinkenden Zeit; und wie sein Name verbunden ist mit allen den neuen politischen Ideen, welche Preußens Größe schufen, so hat er auch, suchend und irrend, den Pfadfindern der evangelischen Union sich angeschlossen. —

Es war das letzte Buch, das Pufendorf beendete. Noch in voller Kraft, mitten im rüstigen Schaffen, starb er am 26. Oktober 1694; ein

unglücklicher Schnitt in einen Leichdorn am Fuße soll die kurze tödliche Krankheit herbeigeführt haben. Die Leiche ward in der Kirche der Pietisten beigesetzt; nahe dabei, an der Außenwand von St. Nikolai, hat Spener seine Ruhestätte gefunden. Dröhnend erklang auf allen Kanzeln Obersachsens die Posaune des Jüngsten Gerichts über den armen Sünder; „die Dunkelmänner, die er so oft gezüchtigt, beeilten sich," wie der wackere Leipziger Gottfried Thomasius sagt, „den toten Löwen zu beißen." Kurfürst Friedrich aber empfand den schweren Verlust mit aufrichtiger Trauer.

Erst mehrere Jahre nachher änderte sich die Stimmung des Hofes. Pufendorfs Freund Eberhard Danckelmann wurde gestürzt, und mit ihm brach die kühne Politik des Großen Kurfürsten zusammen. Die drei bösen preußischen W, Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben, begannen ihr schlaffes Regiment, überall drängten sich die kleinen Leute hervor, und was noch an jene besseren Tage erinnerte, ward verfolgt und verleumdet. Jetzt trug auch jener Regensburger Ratschlag seine Früchte; man fand die rücksichtslose Veröffentlichung der Staatsgeheimnisse hochgefährlich, fürchtete die Verstimmung der anderen Höfe. Zum Überfluß erwies der wohlmeinend beschränkte Johann Friedrich Cramer in einer Eingabe an den neuen König, wie viele Fehler Pufendorfs Geschichtswerk enthalte. Die anbefohlene französische Übersetzung kam ins Stocken, in der Stille suchte man die Verbreitung der gefährlichen Schrift zu verhindern; schon in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts klagen die Historiker, wie schwer das Buch zu erlangen sei. Das hinterlassene Bruchstück der Geschichte Friedrichs III. wurde im Archive verborgen; doch die nachlässige Verwaltung ließ es geschehen, daß Pufendorfs Witwe ein Exemplar der Handschrift zurückbehielt.

Zu den Gegnern des Historikers gesellte sich bald auch das neue Beamtentum mit seinem Standesstolze, seiner Sparsamkeit, seiner Vorliebe für das handgreiflich Nützliche. Diese Kreise dankten dem Lehrer des Naturrechts einen guten Teil ihrer Bildung, und eine Zeitlang haben sie den Alten auch in Ehren gehalten; dann hat sich der hereinbrechende banausische Haß gegen die Wissenschaft auch wider ihn gewendet. Als die Stiftung der Akademie der Wissenschaften vorbereitet wurde, da warnte eine Denkschrift aus bureaukratischer Feder den König vor der unnützen Ausgabe und beklagte bitter, wieviel Geld man „zum Fenster hinausgeworfen für des Pufendorfs Schreibereien"; es sei bedenklich, „die Historien publique zu machen und unter Professorenhände kommen zu lassen". Diese Richtung gewann die Oberhand unter König Friedrich Wilhelm I. Die Zeit drängte nach einem Neubau der Verwaltung, und da jedes Geschlecht berechtigt ist, die Vergangenheit mit seinen eigenen Augen zu betrachten, so verlor Pufendorfs Werk, das über die innere Entwicklung wenig Auskunft gab, bei dem preußischen Beam-

tentum schließlich jede Achtung, und der sparsame König entzog der Witwe des Historikers die Pension.

Seitdem sank der Ruhm des tapferen Mannes unaufhaltsam. Nicht einmal das Los ist ihm geworden, das der Dichter allen politischen Kämpfern weissagt:

Denn es werden einst Geschlechter,
Die auf unsern Siegen stehn,
Ungerührt im wunden Fechter
Nur ein prächtig Schauspiel sehn.

Schlechterdings kein anderer Held des deutschen Gedankens hat eine so grausame Mißachtung erfahren; eine unbeschreiblich abgeschmackte Biographie (von Adlemannsthal 1710) ist alles, was das achtzehnte Jahrhundert über sein Leben zu schreiben wußte. Es kam die Zeit, die Severinus vorausgesehen: die Habsburger starben aus, König Friedrich unternahm den Versuch einer Reichsreform, und die Pläne, die er mit seinem Schattenkaiser Karl VII. beriet, bewegten sich genau in den Bahnen des monströsen Buches. Aber während die Gedanken des Alten in den Taten des neuen Jahrhunderts Fleisch und Blut gewannen, stritten sich unsere gelehrten Zeitschriften, zur Zeit der beiden ersten Schlesischen Kriege, ernstlich über die Frage, ob nicht Pufendorf vielleicht der Verfasser des — Hippolithus a Lapide sei! Nur seine Lehrbücher lebten fort auf den Kathedern, und ganz wie ein langweiliger Schulmeister erschien der Mann mit dem geistvoll ironischen Lächeln vor den Augen des Großen Königs. Ein- oder zweimal mag Friedrich wohl in dem alten Folianten geblättert haben, dann meinte er, abgeschreckt durch das Latein wie durch den mächtigen Umfang: eine solche Stoffsammlung sei ebensowenig eine Geschichte wie ein Haufe von Buchstaben ein Buch. Der Ausspruch stellt sich dem bekannten Urteil über Macchiavelli würdig zur Seite; gerade die beiden politischen Denker, die ihm selber am nächsten standen, hat Friedrich am ärgsten verkannt. Graf Hertzberg, damals unbestreitbar der beste Kenner der preußischen Geschichte, dachte anders. Er beklagte laut, daß das verweichlichte Jahrhundert jenen Schatz historischen Wissens nicht mehr lese, „fast das einzige wahrhaft pragmatische und authentische Geschichtswerk außer Cäsars Kommentarien". Nachher verschaffte er sich durch seinen Freund Gutschmid das Manuskript der Geschichte Friedrichs III., das unterdessen aus den Händen der Witwe nach Dresden gekommen war, und ließ es drucken (1784); aber die Zeit war vorüber, da ein lateinisches Buch noch bemerkt wurde. Das Unvergängliche von Pufendorfs Ideen lebte fort in den Besten der Nation; von dem Manne, der jene Gedanken einst dachte, war nirgends die Rede.

Erst die Gegenwart urteilt gerechter. Sie blickt zurück auf Jahrzehnte voll aufreibender Kämpfe, und die mächtige Gestalt des alten

Streiters rückt ihrem menschlichen Verständnis näher: wie er so trotzig hereinbricht in seine schlaffe Zeit, keines Mannes Schüler, ganz auf sich selber ruhend, und doch im Ganzen lebend, stets zur rechten Stunde mit dem rechten Worte bereit; wie er sich durchschlägt durch eine Welt von Feinden und jederzeit recht behält; und immer, wenn der Adler auffliegt und seine Schwingen im Lichte badet, dann flattern und krächzen die Raben; und dazu jener tragisch erschütternde Kampf mit der trotz alledem geliebten Heimat, dazu die Schuld und das Unglück eines ruhelosen Lebens, das erst am späten Abend seinen Frieden findet. Er steht in der Reihe jener arbeitsfrohen Männer, die unsere zum Tode erschöpfte Nation langsam wieder einführten in den Kreis der Kulturvölker; er war der erste Deutsche, der die rettungslose Fäulnis des alten Reichs klar erkannte; und er zuerst hat uns das Recht erobert, weltlich frei zu denken über die weltliche Natur des Staates. —

Hans von Gagern

München 1861

Auch in der Darstellung der Geschichte bewährt sich der Glaubenssatz jedes Künstlers, daß das Individuelle zugleich das Allgemeine bedeutet. Aus einer anspruchslosen Skizze von dem Wachsen eines innerlich ringenden und arbeitenden Charakters treten uns die Widersprüche des Lebens, die Gesetze der menschlichen Entwicklung leicht unmittelbarer, ergreifender entgegen als aus der Schilderung eines ganzen Zeitraumes. Sogar einige politische Wahrheiten lassen sich am klarsten aus dem Leben einzelner Menschen erkennen. Die ganze Schwere eines staatlichen Übels empfinden wir nie lebhafter, als wenn wir die Kraft eines wackeren Mannes dadurch verkümmert und auf falsche Wege geführt sehen. Unter den Staatsmännern der deutschen Kleinstaaten ist Hans Gagern von keinem in Lauterkeit des Willens, von wenigen in Einsicht übertroffen worden. Wenn wir dennoch in dem Leben des edlen Mannes so gar viel des Widerwärtigen erblicken, bald wahrhaft ungeheuerlichen Irrtum, bald verlorene Arbeit für reine Zwecke, bald das klägliche Schauspiel vergeudeter herrlicher Kraft im engsten Kreise: dann überkommt uns überwältigend und beschämend das Bewußtsein der Unreife, der Verworrenheit, der Kleinlichkeit unserer Zustände. Und schwer fällt uns Gagerns eigenes Wort auf das Herz: „Echte und gesunde politische Maximen, wie sie die anderen Nationen um uns her bereits praktisch befolgen, sind bei uns noch roh, Gegenstand der Kontroverse." Nur der Unverstand wird sich dieser ernsten Betrachtung mit dem leichtfertigen Troste entziehen: weil uns die Irrtümer der Gründer des Deutschen Bundes heute fast unerklärlich erscheinen, eben deshalb sind wir ihnen entwachsen. Sicherlich haben sich seitdem unsere theoretischen Überzeugungen wunderbar verwandelt; und nicht bloß wir, die wir der optischen Täuschung der Nähe unterliegen — auch die Nachwelt wird dereinst gestehen, unser Volk habe in diesem halben Jahrhundert erstaunlich rasch gelebt. Aber noch heute spukt in tausend Köpfen der verderblichste Wahn jener alten Zeit, als genüge für den nüchternen Ernst unseres politischen Daseins die gute Gesinnung, der ehrliche Wille, einträchtiglich zu leben. Auch die Institutionen

des Deutschen Bundes sind die alten geblieben und werden immer wieder die gleichen Verirrungen gebären. Solange wir als Volk politisch noch nicht existieren, solange wir einen deutschen Staat noch nicht besitzen oder nicht mindestens den festen Entschluß gefaßt haben, diesen einen deutschen Staat zu bauen — rund und nett, ohne jeden partikularistischen Vorbehalt: — ebensolange gibt es keine gesunde deutsche Staatskunst. Bis dahin wird die Politik unserer Kleinstaaten nach wie vor in unreinen Händen ein verräterisches Spiel treiben mit dem Vaterlande, in reinen Händen sich verflüchtigen in politischen Dilettantismus oder mit bitterer Enttäuschung endigen. Aus dem Leben des alten Gagern wird sich uns diese Erkenntnis dann ungesucht ergeben, wenn wir es schildern mit jener schlichten Aufrichtigkeit, die ihn selber zierte, aber ohne jene gutmütige Schonung, welche er, oft zur Unzeit, an Freund und Feind übte.

Schon die Erlebnisse seiner Jugend waren ganz dazu angetan, die wohlwollende, versöhnliche Milde des Charakters zu entwickeln, welche dem Reichsfreiherrn Hans Ernst Christoph von Gagern angeboren war. Sein Vater, dem er am 25. Januar 1766 zu Kleinniedesheim bei Worms geboren ward, hatte nach der Weise der Zeit, trotz seines reichsritterlichen Geschlechts, in seiner Jugend im Regimente Royal-Deuxponts, unter französischen Fahnen, gefochten und war dann im Zweibrückner Hofdienste zu den höchsten Würden aufgestiegen. Auch der Sohn ward natürlich zuerst von einem französischen Hofmeister erzogen. Dann brachte man den protestantischen Knaben zu den Jesuiten nach Worms, und die geistlichen Herren sorgten, daß der Zögling fleißig lerne, ohne sich um sein ewiges Heil zu kümmern. Endlich ward die Vorbildung des künftigen Weltmannes vollendet auf jener berühmten Schule des alten Pfeffel zu Kolmar, welche so viele tüchtige junge Leute aus guten Häusern nach den unzweifelhaften Grundsätzen deutsch-französischer Aufklärung erzogen hat. Schon im sechzehnten Jahre bezog Gagern die Leipziger Universität, später die hohe Schule der jungen Diplomaten des Heiligen Reiches, die Georgia Augusta. Lernte er bei Pütter die damals übliche fable convenue vom deutschen Staatsrechte, so ward sein historischer Sinn geweckt durch Spittlers Vorträge. Es war ein leichter, heiterer Bildungsgang. Von früh auf hatten gewaltige Kulturgegensätze nach- und nebeneinander auf den jungen Mann gewirkt: deutsches und französisches Wesen, protestantische und katholische Weltanschauung, Religion und Philosophie, die kaiserlichen Traditionen der reichsritterlichen Häuser wie die kleinstaatlichen Begriffe seines heimischen Hofes. Seine sanguinische, friedfertige Natur sprang leicht über diese Widersprüche hinweg. Die humanen Ideen der Zeit wurden sein Eigentum, als er in emsiger, doch nie gewaltsamer Arbeit an Herder, Hume, Montesquieu sich begeisterte. Aufrichtig fromm und herzlich dankbar seinem wohlwollenden Gotte, blieb er ein im guten Sinne weltlicher Mensch, dem Lichte zugewendet, gänzlich unempfänglich für mystische

Ideen. Eifrige, doch leider unmethodische Studien machten ihn vertraut mit dem politischen Leben aller Völker und Zeiten; und zu so umfassender wissenschaftlicher Kenntnis sollte bald eine reiche praktische Erfahrung hinzutreten. Aber sein rasch fassender, leicht verarbeitender Kopf war nicht original, nicht selbständig genug, um diese Vielseitigkeit der Bildung zu ertragen. Er wußte sich in seiner Gutmütigkeit mit den großen Gegensätzen des Lebens nicht besser abzufinden, als indem er versuchte, das Unversöhnliche zu versöhnen.

Das Vermitteln und Beschwichtigen ward ihm im Leben zur Leidenschaft, wie der Eklektizismus in seinen ausgebreiteten wissenschaftlichen Studien. Leibhaftig steht der zart gebaute, bewegliche Mann mit den feurigen Augen vor uns, wie er, rastlos mit den Armen zuckend, im lebhaften Gespräch zwischen dem Orthodoxen und dem Ungläubigen einhergeht, aufmerksam jedem Einwurfe lauschend, froh, bald den Karl Borromäus, bald einen großen Heiden mit warmen Worten zu preisen, bis er zuletzt mit seinem gewinnenden Lächeln sagt: „Ich bin Rationalist, aber ich hasse das kalte ergo, ergo, das endlich zu der Frage führt: wozu das Gebet? — Also so etwas wie Jacobi!" Das achtzehnte Jahrhundert, selber überreich an eigenartigen Charakteren, hegte herzliche Vorliebe für die Biographie; unzähligen seiner Söhne ward die Lebensbeschreibung eines großen Mannes bestimmend für das eigene Leben. Gagern fand ein solches Werk in dem Leben Ciceros von Middleton; vor dem Bilde des römischen Vaters des Vaterlandes kräftigte er den Entschluß, sein ganzes Sinnen dem Staate zu widmen, und der unselbständige Eklektizismus des römischen Denkers entsprach seiner eigenen Sinnesrichtung. Mit dieser vermittelnden Neigung vertrug sich sehr wohl ein starkes Rechtsgefühl, eine vornehme Abwendung von allem Niedrigen und Gemeinen. An Gagerns Bilde haftet etwas von dem friedlichen Zauber des Zeitalters der Humanität. Aber ehrte es die Zeit und den Menschen, wenn schon der Knabe in der Jesuitenschule an dem Zeitalter Ludwigs XIV. nicht den Schlachtenruhm, sondern die Werke Corneilles und Racines als das Höchste pries, wenn noch der Greis die Alten des Orients darum rühmte, daß die Priester den Kriegern voranstanden: so kamen doch eiserne Tage, wo nur die schneidige Einseitigkeit einer leidenschaftlichen Überzeugung retten konnte. Und leider ist auch in der Zeit des Kampfes Gagerns versöhnliche Natur oft stärker gewesen als das klare Gebot der Notwendigkeit. Solche sanguinische, leicht erregbare Menschen ändern wohl später ihre Meinung über dies und jenes, doch ihre eigentliche Entwicklung schließt früh ab. Gagern gehört zu jenen Männern, die wir uns am liebsten im Alter vorstellen; jene milde Weisheit, die an dem jüngeren Manne leicht fälschlich als Mangel an Grundsätzen erscheint, steht dem alten Herrn, der in dem Garten von Hornau seine Reben zieht, vortrefflich zu Gesicht.

Von solcher humaner Bildung erfüllt war Gagern, als er in den Zweibrückner Staatsdienst trat. Er blieb nur kurze Zeit, wenig erbaut von dem wüsten Regiment. Da traf ihn in seinem einundzwanzigsten Jahre ein Ruf, welcher über sein Leben entschied. Das Fürstentum Nassau-Weilburg bedurfte eines Premierministers. Familienverbindungen lenkten die Wahl auf den pfälzischen Assessor. Er schulte sich erst nach altem Reichsbrauch ein Jahr lang am Wiener Reichshofrate, widerstand den lockenden Anerbietungen des Fürsten Kaunitz — denn sein Ehrgeiz war von dem kleinen, ruhigen Dienste der rheinischen Heimat vollauf befriedigt — und übernahm sein leichtes Amt. Ein Kollegium alter, bewährter Räte hatte das Ländchen schlicht und recht, ganz nach dem Sinne des neuen Präsidenten, verwaltet. So gingen die Dinge im selben Geleise weiter; der brave junge Minister erwarb sich bald die Liebe des Landes und hatte Muße genug, die ersten Freuden einer glücklichen Ehe zu genießen. Damals glaubte er die Meinung, es gäbe kein vollkommenes Glück, als einen Wahn zu erkennen.

In diesen Jahren muß auch seine Auffassung der deutschen Politik sich gebildet haben, jene sonderbare Mischung kaiserlicher und kleinstaatlicher Gedanken, welche Stein später am treffendsten bezeichnete, wenn er von dem „Erföderalisten" Gagern sprach. Seines eigenen reinen Willens sicher, vermochte der wackere Reichsritter keineswegs, in dem verfaulten Heiligen Reiche jenes monstrum politicum zu erblicken, welches die großen Politiker vor seiner Zeit darin erkannt hatten und welches die nächste Zukunft jedem unverblendeten Auge offenbaren sollte. Er fand darin sein Lebtag eine heilsame Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente. Der Zauber jener historischen Romantik, welcher die Kaiserkrone und die großen Namen des Reichsadels umschwebte, blendete ihn gänzlich, der gegen die Dichtkunst kalt und der religiösen Mystik fremd blieb. Er sah sehr wohl, daß in dieser grauenhaften Wildnis des historischen Naturwuchses seit Jahrhunderten kein bewußter Wille aufgeräumt hatte, daß es keinen klaren Begriff mehr in diesem Reichsrechte gab, daß nicht einmal die Grenzen des Reiches fest bestimmt waren. Aber gerade jenes „lose Band", das Schlesien, Preußen, die Schweiz, die Niederlande an Deutschland kettete, war ihm „der echte Germanismus". „Wer uns zu anderen Formen, zu anderem Sinn bringen will, der drückt und preßt uns wider die Natur." Corpus nomenque Germaniae — in diesen klingenden Worten liegt ihm das Wesen der deutschen Politik. Er sah, daß die Anarchie im Reiche herrschte, die kaiserliche Gewalt ein Possenspiel geworden war. Aber selbst die Eifersucht gegen die kaiserliche Würde war ihm erfreulich; denn sie erhalte eine wachende Politik, die sehr nötig sei in einem Staatskörper, der immer in Gefahr schwebe einzuschlafen. Darum schien ihm der Fürstenbund Friedrichs des Großen, jener anarchische Notbehelf in einem tief verderbten Reiche, ein gutes Zeichen;

Preußen sei dazu berufen, immer an der Spitze der Opposition zu stehen. Während die anderen Nationen wie die asiatischen Sklaven sich in große Monarchien zwängen ließen, „sind wir unbesiegt geblieben und der Freiheit Lieblingssöhne". — Wir fassen uns heute an die Stirn, wenn wir solche Worte lesen, und fragen uns, wie es möglich war, daß geistreiche Patrioten jene unselige Libertät der deutschen Stände als einen Vorzug rühmen konnten. Aber ist diese Denkweise, welche damals Tausende teilten, bereits völlig überwunden? Haben wir etwa gelernt, das Abc der Politik auf den Deutschen Bund anzuwenden, oder streiten wir nicht vielmehr noch heute alles Ernstes über die Frage, ob die erbliche Opposition von Staat gegen Staat im Deutschen Bunde ein Vorzug sei oder ein Übel?

Zu jener Überschätzung des alten Reiches, die den Reichsrittern gemein war, gesellte sich bei Gagern die Vorliebe für die kleinen Staaten. Während von den regsameren seiner Genossen die Mehrzahl sich nach Österreich wandte, wohin sie der Name des deutschen Staates lockte, ging der größte Ritter des Reiches, Stein, nach Preußen, wo er das Wesen des deutschen Staates fand; Gagern aber war in einen jener Kleinstaaten geführt worden, welche bald darauf den Reichsrittern als die bittersten Feinde galten. Er sah das Ländchen glücklich, er bekannte sich zu dem allgemeinen Wahne der Epoche, welche den Kleinstaaten die Förderung der Kultur und des Wohlstandes als eine eigentümliche Tugend nachrühmte, ja er wollte die großen Mächte nur als ein notwendiges Übel gelten lassen in einer Zeit der Kriege. So bildete sich ihm der Entschluß, die Kleinstaaten als die getreuesten Stützen des Reiches zu verteidigen, insbesondere gegen Österreich und Preußen. Wohl sprach er schon damals mit Achtung, ja oft mit einer gewissen furchtsamen Scheu von Preußen. Aber der barsche Militärstaat war ihm unheimlich; das in jener Zeit zu einem vollen Dritteile slawische Land erschien dem eifrigen Deutschen als eine fremde Macht. Gedachte er vollends der polnischen Teilung, so überkam ihn ein erklärliches Mißtrauen. Wie die Mehrzahl der aufgeklärten Zeitgenossen wollte er die furchtbare Notwendigkeit dieser Tat nicht erkennen; er sah darin nicht ein Symptom jener Kabinettspolitik, welche seit Jahrhunderten die großen wie die kleinen Höfe beherrschte, sondern eine den Großmächten eigentümliche Schandtat, die „wahre Büchse der Pandora". — In allen inneren Streitfragen blieb er, der Aristokrat von Geburt und Gesinnung, den liberalen Ideen der neuen Zeit sehr zugänglich; er wußte sich das konstitutionelle System in seiner Weise zu idealisieren, dachte es sich mit Montesquieu in den deutschen Wäldern erfunden und nur während einer Übergangszeit durch einen undeutschen Despotismus verdrängt. Wie die Zustände der deutschen Gesamtheit immerdar um eine Welt zurückblieben hinter der politischen Durchbildung der Einzelstaaten, so geschah es auch mit den politischen Ideen der Zeit. Der Chef der tüchtigen, aufgeklärten Verwaltung eines Kleinstaates huldigte in der Reichspolitik der hohlsten

Phantastik. Derselbe vage Idealismus, der den Begriff des Vaterlandes weit über seine politischen Grenzen, bis zum Texel und zum Genfer See, ausdehnte, getröstete sich der gutmütigen Hoffnung, der rechtliche Sinn der Reichsfürsten werde die zerrüttete Reichsverfassung in jeder Gefahr erhalten.

Bald sollte dieser Gesinnung eine fürchterliche Probe bereitet werden. Die Heere der Revolution überschwemmten das Reich, und mit bitterem Unmute sah der wackere Reichsritter die Schmach seines Landes wie das Gebaren der Pariser Schreckensherrschaft. In ritterlicher Begeisterung für die Tochter seiner Kaiser erbot er sich, natürlich umsonst, Marie Antoinette zu verteidigen; in einem Aufruf beschwor er seine Landsleute, durch einen Bund der besseren Reichsstände das Reich zu retten. Der Baseler Frieden ward geschlossen, und in seinem patriotischen Zorne wollte Gagern nie begreifen, daß dieser Friedensschluß sich von selbst ergab aus der, auch von ihm gepriesenen, erblichen Opposition Preußens im Reiche. Der Nassauer Hof flüchtete unter preußischen Schutz. Dort im Exile, auf der Eremitage bei Bayreuth, entstanden Gagerns erste literarische Versuche, zumeist gegen revolutionäre Erscheinungen des Tages gerichtet, darunter ein Sendschreiben an den jungen Gentz. Gagern erkannte sehr fein den revolutionären Geist, der in dem berühmten Briefe von Gentz an Friedrich Wilhelm III. — in der Form mehr als im Inhalt — sich aussprach. Er stellte „den Berliner" streng zur Rede und hatte später die Genugtuung, daß der bekehrte Gentz ihm in tiefer Zerknirschung dankte für die wohlverdiente Züchtigung jener „törichten und heillosen Anmaßung, bei der mich mein guter Genius ganz und gar verließ". In dieser Zeit begann auch Gagerns diplomatische Tätigkeit. Nie ward ihm das Glück, in einem wirklichen Staate die harte Schule einer auf Traditionen und Interessen ruhenden Politik zu durchlaufen und eine ernste Verantwortlichkeit zu tragen. Mit dem gerechten Bewußtsein, daß er fähig sei, in der ernsten Zeit ein gutes Wort zu sprechen, aber ohne jeden Rückhalt an seinem lächerlichen Zwergstaate, trieb der unermüdliche Mann hinein in vage, allbereite Vielgeschäftigkeit und spielte nur zu oft die Rolle des ungerufenen Raters, des ungebetenen Vermittlers. So schon jetzt, als er, um die Wende des Jahrhunderts, nach Wien ging und dem kaiserlichen Hofe einen Bund der Mindermächtigen als das Heil des Reiches predigte. Seiner Seele fehlte die große Leidenschaft, der Ehrgeiz, an entscheidender Stelle in einem wirklichen Staate Großes zu wirken; aber so wenig er daran dachte, das Stilleben des Kleinstaates gänzlich zu verlassen, Selbstgefälligkeit und wohlmeinender Pflichteifer reizten ihn doch fortwährend, aus der Ferne keck hineinzureden in die großen Geschicke der Welt. In solcher schiefen Stellung erscheint der wackere Mann schonungslosem Urteile oftmals als eine komische Person.

Das Gebot der Not riß ihn aus diesem dilettantischen Treiben. Die

deutsche Fürstenrevolution begann, das Heilige Reich brach zusammen. Es galt, dem Hause Nassau seinen Anteil zu sichern an dem großen Raubzuge der Erbfürsten wider die geistlichen Staaten. Gagern ging mit unbeschränkter Vollmacht nach Paris. Selbst in dieser erniedrigenden Lage wußte er mindestens die äußere Haltung zu bewahren. Er überließ es anderen deutschen Fürsten und Gesandten, mit dem Schoßhündchen Talleyrands zu kosen, um sich die Gunst des Mächtigen zu sichern. Aber die kleinen Mittel der alten Diplomatie verschmähte er nicht, nicht das glänzende Haus und das eifrige Spiel „als ein Mittel der Annäherung", nicht die geheimen Verhandlungen in der Dachstube des Straßburger Matthieu, welcher damals die Geschicke unserer Fürsten entschied. Dort begründete sich auch die vielfach angefochtene Freundschaft des deutschen Ritters mit Talleyrand. Ein feiner Kopf, ein tüchtiger Gelehrter, im Grunde des Herzens gutmütig und ein stolzer Aristokrat, war der verschlagene Franzose dem Deutschen mehrfach verwandt. Fand sein gewissenloses Handeln an dem deutschen Freunde einen allzu milden Richter, die kurzsichtige Schlauheit seiner Staatskunst einen willigen Bewunderer, so lernte er dagegen Gagern schätzen, als selbst in den Tagen des Rheinbundes der deutsche Kleinminister niemals zum Sklaven Frankreichs herabsank. So haben die beiden manches Jahr, bald in der Rue du Bac zu Paris, bald in Warschau und Wien, Gedanken ausgetauscht, große und kleine Pläne geschmiedet, und nur allzuoft sollte der Deutsche das arglose Werkzeug des fremden Ränkeschmieds werden. Sie blieben bis zu Talleyrands Tode im Verkehr, und der Vielgewandte pflegte im Alter zu sagen, daß niemand ihn so ganz verstanden habe wie Gagern.

Die Früchte dieser Freundschaft reiften schnell. Gagern durfte sich rühmen, das Gesamtreich Nassau auf das Doppelte seines Umfangs gebracht zu haben. In welche seltsamen Widersprüche trieb doch die harte Zeit den milden Mann hinein! Er war ein Verehrer der konstitutionellen Monarchie, und doch mußte er auch an den absolutistischen Gewaltstreichen der Epoche teilnehmen. Stücke von Kurtrier waren an Nassau gefallen. Mit Widerstreben sah sich Gagern gezwungen, die landständische Verfassung dieser Lande zu beseitigen; gutmütig erklärte er in derselben Verordnung, welche die Verfassung aufhob, die Regierung erkenne sehr wohl die Vorzüge „dieser durch legislativische Weisheit und durch die Erfahrung geprüften Verfassungsform". Sein Vater war vom Adel des Reichs und hatte noch auf dem Rastatter Kongresse mit zähem Stolze die Ansprüche der oberrheinischen Reichsritterschaft vertreten. Auf den Sohn war vieles übergegangen von solcher Gesinnung. Wenn in späteren Tagen die Konservativen der neuen Zeit allzu eifrig redeten von der Legitimität der angestammten Fürstenhäuser, dann brauste das reichsritterliche Blut auf, und er rief: „Ich kenne noch eine andere, bessere Legitimität: die des deutschen Wahlkaisertums und — meine eigene, die freilich nur in der Mitherr-

schaft in einem Dorfe bestand!" — Und doch schuf er jetzt — „durch seine plastische Hand", wie Stein spottete — aus den Trümmern der alten Legitimität einen neuen Kleinstaat. Noch mehr. Er war Patriot, und doch förderte er im Eifer seiner dynastischen Ergebenheit, obwohl widerwillig, jene schmachvollen Verträge, welche die Linie Nassau-Oranien für den Verlust der Niederlande durch deutsche Länderfetzen entschädigten. So trieb man dem Verderben entgegen.

Das Jahr 1804 sah die Gewaltigen unseres Westens, auch den nassauischen Minister, zu Mainz den Thron des neuen Imperators umgeben. Im folgenden Jahre war Gagern mutig genug, jede unmittelbare Teilnahme am Kriege gegen Österreich zu verweigern. Aber als bald darauf Preußen um Nassaus Bundesgenossenschaft warb, gab man keine Antwort. Damit war Nassaus künftige Stellung gegeben. Zerfallen mit den deutschen Großmächten, Rebellen gegen das Reich, wie sollten die Kleinen zaudern, wenn sie wählen mußten zwischen Rheinbund und Vernichtung? Die Kunde kam, daß der Allgewaltige, nachdem die geistlichen Fürstentümer des Heiligen Reichs säkularisiert waren, nunmehr die weltlichen Fürsten und Herren zu mediatisieren gedenke. Alsbald drängten sich die geängsteten Kleinfürsten um den Imperator, flehten ihn an, ihr Schirmherr zu werden oder gar die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Auch Gagern eilte wieder nach Paris, und wie einige Jahre zuvor in der Mansarde Matthieus, so mußte er jetzt in dem finsteren Hinterzimmer des blinden Pfeffel markten und bitten für sein Fürstenhaus. Zufall und Laune entschied alles. Einmal warf Napoleon den Gedanken hin, Nassau zu mediatisieren. Der Minister des bedrohten Hauses aber vermittelte die Geldgeschäfte Talleyrands mit den deutschen Fürsten. Durch solche unziemliche Beflissenheit rettete Gagern das Dasein seiner Dynastie. Der Handel war für die deutsche Linie des Hauses Nassau um so schmählicher, da Napoleon gleichzeitig die holländische Linie Nassau-Oranien aus einem Teile ihres neuerworbenen deutschen Fürstentums verjagte und die deutschen Nassauer zwang, sich auf Kosten ihrer holländischen Verwandten zu vergrößern. Jede erdenkliche Demütigung ward den beute- und gunstsuchenden deutschen Ministern bereitet; man erlaubte ihnen nicht einmal, sich über die Rheinbundsakte gemeinsam zu beraten. Vom Spieltische hinweg rief Talleyrand eines Abends seinen deutschen Freund, zeigte ihm die fertige Gründungsakte des Rheinbundes — und Gagern unterschrieb. Glänzend bewährte sich Talleyrands Gunst: Nassau, ein neufürstliches Haus, erhielt die Herzogskrone und sogar den Vorsitz in dem Fürstenrate des Rheinbundes.

Da bestand er endlich, jener von Gagern ersehnte „Bund der Mindermächtigen"! Wie anders hatten ihn seine Träume gemalt! Und Gagern hat nie begriffen, daß ein solcher Bund der Kleinen in anderer Weise auf die Dauer nicht bestehen kann. Nichts törichter als jene wohlfeile Ge-

sinnungstüchtigkeit, welche wegen dieser rheinbündischen Tage über Gagern rasch den Stab bricht. Stein freilich machte damals seinen großen Namen zuerst der Welt ruchbar durch jenen herrlichen Brief an den Herzog von Nassau, worin er die Hoffnung aussprach, auch die Schützlinge Napoleons würden dereinst, wie jetzt die Reichsritter, vernichtet werden, „und Gott gebe, daß ich dies glückliche Ereignis erlebe"! Doch Gagern war darum noch kein Verräter, weil er nicht vermochte, sich zu einer Großheit des Sinnes zu erheben, die von den Zeitgenossen kaum verstanden ward. Der treue Diener glaubte in der kritischen Lage seine Dienste seinem Fürsten nicht versagen zu dürfen; und konnte er ihm zur Selbstvernichtung raten in einem Augenblicke, wo sie nur Deutschlands Feinden zugute kommen mußte? Wir Nachlebenden aber sollten, wenn wir beschämt die guten Namen Gagern und Reizenstein unter der Urkunde des Rheinbundes lesen, die furchtbare Wahrheit begreifen, daß für die Ohnmacht unserer kleinen Staaten, sobald sie auswärtige Politik treiben, die Grundsätze der Sittlichkeit nicht vorhanden sind.

Unwillig war er an das häßliche Werk gegangen und hatte jeden Lohn verschmäht. Doch kaum war der Bund gegründet, so begann er auch mit allem Eifer seines leichten Blutes die Gunst der Lage auszubeuten. Die Schlacht von Jena hatte die kleinen Dynasten des Nordens zu Napoleons Füßen geworfen. Jetzt war der Augenblick, sich als Retter der Kleinen zu erweisen. Er eilte über Berlin nach Polen in das französische Hauptquartier, und von Anhalt, von Lippe, von Reuß, Waldeck und den Ernestinern kamen ihm Briefe oder Gesandte oder gar die Fürsten selbst, um Rettung flehend. Auch Friedrich August von Sachsen erschien in Berlin, das leibhaftige Bild der versunkenen alten Zeit, groß geworden in der spanischen Etikette seines altväterischen Hofes, unfähig zu begreifen, „wie man mit diesen Leuten leben solle". Gagern hatte Trost für jeden. Der romantische Reiz der erlauchten Namen und das menschliche Mitleid mit den armen Kleinen mußten seine föderalistische Überzeugung noch bestärken. Er schmeichelte Napoleon und Talleyrand mit der feinen Frage, ob sie als Edelleute aus altem Hause es über sich gewinnen könnten, Deutschlands hohen Adel zu verderben? Auch drängte die Stunde: Napoleon bedurfte neuer deutscher Truppen für den Winterfeldzug. Und zu Gagerns Glück ließ der gutmütige La Besnardière, der jetzt an Matthieus und Pfeffels Stelle Deutschlands Verteilung besorgte, mit sich handeln. „Schenken Sie mir einige Ihrer Fürsten", meinte der Franzose. „Nicht einen! Il faut les avaler, und sollten Sie daran ersticken!" So gelang die rettende Tat, und jene Fürstenhäuser stammten ihren Völkern wieder an — durch ein Mißverständnis, wie wir jetzt aus den Memoiren des Grafen Senfft wissen. Napoleon sagte später zornig, über Lippe, Reuß und Waldeck sei er getäuscht worden; hätte er gewußt, wie es mit ihnen stände, so würden

diese Staaten nicht mehr bestehen. In der Tat, ein eigentümliches Zeugnis für Gagerns diplomatische Feinheit.

In eigner Sache hatte der nassauische Minister, wenn wir seiner Versicherung trauen dürfen, Bestechung verschmäht. Zum Besten anderer Dynastien scheute er, jetzt wie vordem in Paris, auch vor diesem Mittel nicht zurück und half sich mit dem leidigen Troste, daß er bloß bezahlt, doch nie gehandelt habe. Über diesen deutschen Händeln verging der Winter. Gagern war glücklich, daß das Unrecht der Teilung Polens durch die Gründung des Großherzogtums Warschau gesühnt sei, er schwärmte für das ritterliche Polen und seine schönen Frauen, und sein scharfer Blick erkannte sofort in dem Tage von Eylau den Wendepunkt des napoleonischen Glücks. Eine kurze Zeit trug er sich wohl mit dem Gedanken, Napoleon für den Plan eines karolingischen, wesentlich deutschen Reiches zu gewinnen, und noch im Jahre 1808 widmete er dem Kaiser, „dem großen Völkerhaupte meiner Zeit", den ersten Teil seiner Sittengeschichte, allerdings mit dem für einen Rheinbundsminister seltsamen Motto: virtus et in hoste laudanda. Aber das Gefühl der tiefen Unsittlichkeit der rheinbündischen Dinge lastete von Tag zu Tag quälender auf ihm. Stein ward geächtet, sein Besitztum eingezogen, und nur mit Mühe gelang es dem wohlwollenden nassauischen Minister, der bei solchem Werke helfen mußte, die bittere Not abzuwenden von der Familie des Patrioten. Als endlich das Edikt von Trianon (1811) alle auf dem linken Rheinufer Geborenen für französische Untertanen erklärte, so ergriff er gern diesen Vorwand und verließ den nassauischen Dienst, um in Wien als ein freier Mann für die Befreiung des Landes zu arbeiten.

Es war ihm heiliger Ernst mit dieser Arbeit, nur lag in seinem gutartigen Wesen keine Spur von jenem dämonischen, vernichtenden Franzosenhasse, dessen die Leiter der Bewegung bedurften, um den langen Schlaf zu enden. Überhaupt war unter den Männern der Kleinstaaten eine solche grimmige verzehrende Erbitterung nicht möglich wie in dem freventlich mißhandelten Preußen. Unsere reinsten Kräfte wirkten damals, daß die Nation wieder lerne, an sich selbst und ihre Größe zu glauben. Unter ihnen auch Gagern, als er in Wien seine „Nationalgeschichte der Deutschen" begann, kein wissenschaftliches Werk natürlich, aber eine beredte, feurige Schilderung der germanischen Vorzeit und — eine Verherrlichung des „echten Germanismus". „Der Mann wollte noch etwas mehr als ein Buch schreiben", urteilte Goethe, und der Erfolg des Werkes rechtfertigte die Meinung. Aber auch diesmal verleugnet sich nicht der Jünger der Humanität. Dasselbe Buch, das die Nation für den Entscheidungskampf entflammen soll, preist als das Ideal des Staatsmannes — Probus, den milden Sieger, der den bezwungenen Völkern das Glück der Reben bringt.

Es war die Zeit, da die Edelsten und Kühnsten das finstere Handwerk des Verschwörers trieben, da ein Stein mit chemischer Tinte schrieb und

Pläne entwarf, die Truppen des Rheinbundes in Masse zum Eidbruche zu verführen. Die Katastrophe von Moskau brach herein. Da ward auch Gagern in die geheimen Entwürfe der Patrioten eingeweiht. Erzherzog Johann hegte mit Hormayr und anderen Häuptern des Gebirgskrieges von 1809 die Absicht, das einzige zu beginnen, was noch retten konnte, den Volkskrieg zu entzünden in den Bergländern von Tirol bis Dalmatien. Gagern, der schon während der Revolutionskriege am Rhein bei den kleinen Höfen das Aufgebot des Landsturmes empfohlen hatte, nahm teil an der Verschwörung. Aber treu seinem alten Glauben, daß man die kleinen Dynastien um jeden Preis erhalten müsse, hoffte er auch jetzt noch zu vermitteln zwischen der drohenden Volkserhebung und den Interessen der Höfe. Er hatte Verbindungen in München und meinte sehr richtig, Bayern werde gegen volle Entschädigung auf Tirol verzichten. Noch weit minder als Gagern selber war das Wiener Kabinett gesonnen, die rheinbündischen Höfe durch eine hochbegeisterte Volkserhebung zu zermalmen. „Dem siegreichen Feinde stopfe ich mit einer Provinz den Mund; aber das Volk bewaffnen, heißt den Thron untergraben" — diesem alten Worte Cobenzls war das Haus Habsburg nur ein einziges Mal, im Jahre 1809, während der kurzen Monde der Verwaltung Stadions, untreu geworden. Unter Metternich stand die überlieferte Hauspolitik wieder hoch in Ehren. Kaum erhielt der Hof durch einen Verräter Kunde von dem Plane der Volkserhebung, so ward das alte Mißtrauen des Kaisers gegen den Ehrgeiz seiner Brüder geweckt. Die einheimischen Verschworenen verschwanden in Festungen, Erzherzog Johann in den steirischen Bergen. Gagern ward des Landes verwiesen, aber Metternich bat ihn (März 1813), in das Hauptquartier der Verbündeten zu gehen und Österreichs nahen Übertritt insgeheim anzukündigen. In diesem Gespräche enthüllte der Staatskanzler die geheimste Unwahrheit der habsburgischen Staatskunst: die persönliche Bekämpfung Napoleons sei die Aufgabe, nicht der phantastische Gedanke der Wiedererwerbung des linken Rheinufers. Und sein Zuhörer — bewunderte die Klugheit des Fürsten und erkannte „sein deutsches Herz und Gemüt"! Auch als später die Folgen dieser Politik der kleinen Menschen und der kleinen Mittel sich offenbarten, als mit dem Eintritt Österreichs in die Allianz der Volkskrieg zusammenschrumpfte zu einem Kriege der Kabinette, als Österreich in den Verträgen von Ried und Fulda die Souveränität der Rheinbundskönige anerkannte und somit jede Aussicht auf eine ernsthafte Neugestaltung der deutschen Verfassung abschnitt, da murrte der treue Anhänger des alten Reiches wohl über „so leere, zweideutige Verträge", aber sein Vertrauen auf den Wiener Meister blieb unerschüttert. Nach dem Frieden fragte ihn Kaiser Franz mit jener zweifellosen Selbstgefälligkeit, welche den vollendeten Despoten bezeichnet: „Schaun's, bin ich nicht viel gescheiter gewesen als Sie? Hab ich nicht in Ordnung

getan, was Sie in Unordnung tun wollen?" — und Gagern war so unverzeihlich gutmütig, diese Zurechtweisung ganz gerecht zu finden.

So voll Vertrauen auf Österreichs edle Absichten, überdies mit dem glücklichen Bewußtsein, daß er zu Wien die Heirat des Erzherzogs Karl mit einer nassauischen Prinzessin vorbereitet — wandte sich Gagern nach Breslau. Er sah es vor Augen, das Erwachen jener einzigen Tage, er sah dies Volk hingeben „Gold für Eisen", er sah die endlosen Züge der Freiwilligen, die einen Volkskrieg ohnegleichen verkündeten. Aber den ein zweideutiges Gespräch Metternichs von Österreichs Treue überzeugte, er blieb angesichts solcher Erscheinungen störrisch bei dem alten Mißtrauen gegen die preußische Habsucht! Schon auf seiner Reise hatten sich wiederum zitternde Kleinfürsten an den alten bewährten Retter gewendet; der Erbprinz von Oranien, der Prätendent der Niederlande, bedurfte der erprobten Dienste des treuen nassauischen Staatsmannes. Gagern trat als Vertreter dieses Fürsten und des entthronten Kurfürsten von Hessen in den provisorischen deutschen Verwaltungsrat unter Steins Befehle. Einsam stand dieser gewaltige Mensch unter den Genossen, der, hohen Sinnes, die Einheit als das große Ziel des Kampfes erblickte — „und ist sie nicht möglich, eine Vermittlung, einen Übergang". Hatte Gagern sich geschmeichelt, „seine Hochachtung im Sturm zu erobern", so stand er bald ratlos vor „dem heißen Kopfe und exasperierten Gemüte" des großen Mannes. Wir wissen heute: war die Hitze dieses Kopfes und die Erbitterung dieses Gemütes nur um einen Grad geringer, so endete der deutsche Krieg am rechten Ufer des Rheines „mit einem Possenspiele". Es war nicht wohlgetan, wenn Gagern jetzt versuchte, seinem Chef „Wasser in den Wein zu gießen", und Stein gab keine Antwort, als der Dienstwillige sich erbot, der Melanchthon dieses Luther zu werden.

Aber wie hoch auch Stein emporragte über seine Umgebungen, so war es gerade für einen Vertreter „rein deutscher" Staaten sehr wohl möglich, einen heilsamen Einfluß auf Stein zu üben. Sein in Rußland gefaßter Plan, die Fürsten des Rheinbundes als betitelte Sklaven und Untervögte des Eroberers zu behandeln, erwies sich schon jetzt als unausführbar, weil die Verbündeten selbst vor solcher Kühnheit zurückschraken, und mehr noch, weil die Völker damals noch fest an ihren Dynastien hingen und nirgends wagten, sich wider den Willen des Fürstenhauses für Deutschland zu erheben. Wenn Gagern in diesem Falle die wirkliche Lage richtiger beurteilte als Stein, so begegneten sich beide in der klaren Einsicht, man müsse schon jetzt für Deutschlands künftige Verfassung bindende Verträge schließen. Am wichtigsten aber war, dem einzigen entgegenzuwirken, was sich Stein in dieser Zeit vorwerfen läßt und von Gagern richtig durchschaut wurde — seinem allzu großen Vertrauen auf Rußland. Wenigstens versuchen konnte der rein deutsche Minister, für die eroberten kleinen Staaten zu erreichen, was in Altpreußen durch die Schön und

Auerswald bereits erreicht war — die Verwaltung des Landes durch ausschließlich deutsche Behörden. Statt dessen begann er wieder mit kleinen dynastischen Bestrebungen. Gagern erwirkte den Beschluß, daß der Kurfürst von Hessen sofort in sein Land zurückgeführt werden sollte. Also geschah es, daß Kurhessen, dank dem unverbesserlichen Geize seines Fürsten, keinen Anteil nahm an dem Freiheitskriege und Stein über den zurückgekehrten Herrscher in die grimmigen Worte ausbrach: „Geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts anzufangen." Zu Gagerns Glück rief ihn, bevor der offene Bruch mit Stein sich entschied, der Erbprinz von Oranien zu sich nach England.

Damit erschloß sich ihm endlich ein größerer Wirkungskreis, aber leider nicht auf dem Boden eines wirklichen, sondern in dem luftigen Bereiche eines erst zu bildenden Staates. Und phantastisch genug waren die Ideen, die damals in seinem regsamen Geiste entstanden. „Nassau-Oranien! Je maintiendray" — der historischen Poesie dieser Klänge vermochte er nicht zu widerstehen. Dieses Haus, dessen deutscher Zweig längst in Nichtigkeit versunken war, während der holländische längst aufgehört hatte, deutsch zu sein, erschien ihm jetzt als der geborene Träger der „Politik der rechten Mitte" in Deutschland und in Europa. Die Zustimmung, die er bei Stein vergeblich gesucht, fand er jetzt bei dem Grafen Münster, der sich in ähnlichen Spielen einer traumhaften Welfenpolitik gefiel. Während Stein alle dynastischen Ränke in solcher Zeit verächtlich als Streitigkeiten der Montecchi und Capuletti verdammte, begegneten sich in den Tagen, da Napoleons Herrschaft ins Wanken kam, sämtliche Staatsweise unserer Kleinstaaten in dem einen Gedanken: nicht von Preußen dürfe Deutschlands Rettung kommen. Daneben trug sich ein jeder mit der Hoffnung, von seinem Fürstenhause werde die Befreiung Europas ausgehen. So hoffte der Sachse Senfft, Deutschland werde befreit werden durch — die Polen, da ja das Haus Wettin in Warschau regierte oder vielmehr regiert wurde. Vor Gagerns leicht erregter Seele stiegen sinnbetörend die Heldengestalten des schweigsamen und des dritten Wilhelm von Oranien empor, und Münster träumte von der Herrlichkeit Heinrichs des Löwen. Während Stein auf den Staat Preußen und dessen soeben herrlich bewährte Lebenskraft seine Hoffnungen gründete, bauten die beiden ministeriunculi (wie Stein in grobem Zorne zu sagen pflegte), weil sie nie in der Zucht eines wirklichen Staates gelebt hatten, auf die Wunderkräfte zweier fürstlicher Häuser, die ihrer alten Größe seit langem untreu geworden. Bei Münster trat dazu ein neidischer Preußenhaß, der Gagerns ängstliches Mißtrauen weit überbot. Der welfische Staatsmann gedachte — in dem Jahre der Schlachten von Dennewitz und Großbeeren! — Altpreußen den Russen zu geben und Preußen auf das Land zwischen Weichsel und Elbe einzuschränken. Als Preußen sich erhob, um in blutiger Arbeit die vor sechs Jahren wirklich erlittene Mißhandlung zu rächen, da polterte

er wider die preußische Habgier. Dafür meinte er die Stunde gekommen, das den Welfen vor sechs Jahrhunderten (1180) angeblich widerfahrene Unrecht zu sühnen!

Vor solchen Ausbrüchen bösartigen Hasses bewahrte Gagern schon sein billiger Sinn. Aber als er im Sommer 1813 in England und Schweden in oranischen Geschäften umherreiste und mit Münster deutsche Projekte austauschte, mahnte er doch dringend: kein russischer Bund, aber auch kein preußischer! Darum sollte der deutsche Verwaltungsrat in Hannover seinen Sitz nehmen — in demselben Hannover, dessen Leistungen für den Deutschen Krieg auch den geringsten Anforderungen nicht entfernt entsprachen. Preußen könne je nach Umständen eintreten oder draußen bleiben; dagegen sei es wünschenswert, den Wirkungskreis des Verwaltungsrates auf die Schweiz und die Niederlande auszudehnen! — In London überredete Gagern auch den Herzog von Braunschweig mit großer Mühe, daß er sich an Hannover, nicht an die unter preußischem Einflusse stehende deutsche Zentralverwaltung anschließe. Die Projekte der beiden Staatsmänner erweisen sich schon deshalb als verkehrt, weil beide von groben tatsächlichen Irrtümern ausgingen. Gagern nämlich gefiel sich in dem vertrauensseligen Wahne, kein deutscher Fürst habe den Rheinbund wirklich gewollt, man denke in München ebenso gut deutsch als in Berlin usf. Münster aber ahnte nicht die gewaltigen sittlichen Bande, womit ein ruhmreicher Staat seine Glieder umschlingt; er war bitterlich enttäuscht, als das Volk aufstand für „den preußischen Prügel und Ladestock" und nirgends die Sehnsucht sich regte nach der „welfischen Freiheit". — Gern wenden wir den Blick von diesem kleinen Treiben in großer Zeit und freuen uns, den tüchtigen Patrioten wiederzuerkennen in der Schrift „Berichtigung einiger politischer Ideen". In dem Augenblicke, da man im Hauptquartiere der Verbündeten ernstlich daran dachte, am Rheine stehenzubleiben, forderte er mutig die avulsa imperii, Elsaß und Lothringen, zurück; das sei der Weg für Österreich zur Kaiserkrone, für Preußen zu unbeneideter Vergrößerung.

Gegen Ende des Jahres sandte ihn sein Souverän in das wiedergewonnene oranische Land Dillenburg. Dort leitete Gagern ein Jahr lang die Verwaltung, wirkte redlich für die Heeresrüstungen und erfuhr schon jetzt, wie die Oranier die „Politik der rechten Mitte" verstanden. Im November erhob sich das holländische Volk und rief das oranische Haus zurück; im Laufe des Winters wurden die Festungen des Landes vornehmlich durch preußische Waffen den Franzosen entrissen. Der Erbprinz erlangte von der begeisterten Nation die Souveränität in den Niederlanden — also mehr, als sein Haus je besessen hatte — und dennoch forderte er, der für die Befreiung der Welt durchaus nichts getan, mit maßloser Begehrlichkeit noch außerdem die für die verlorenen Niederlande vormals empfangenen deutschen Entschädigungslande — die Sache und den Preis, wie Gagern ihm mahnend vorstellte. Der Oranier hoffte, die Niederlande durch

deutsche Gebiete am Niederrhein also zu vergrößern, daß die Länder der deutschen und der holländischen Nassauer eine zusammenhängende Masse — ein Groß-Nassau von Bieberich bis zum Texel — bildeten. Doch beirrten solche Erfahrungen den deutschen Staatsmann keineswegs in seiner dynastischen Gesinnung.

Erfüllt von ausschweifenden oranischen Entwürfen kam er auf den Wiener Kongreß als Gesandter des Erbprinzen und des Gesamthauses Nassau. In Wien rühmte man bald sein gastfreies Haus, den Koch aus Véry's Schule und die edeln Nassauer Weine. Zu Deutschlands Unheil traf er hier seinen alten Freund Talleyrand, der jetzt mit eiserner Stirn unter dem Banner der Lilien dieselben Pläne französischen Ehrgeizes verfolgte, welche er vordem unter dem kaiserlichen Adler betrieben hatte. Arglos trat Gagern abermals mit dem argen Feinde unseres Volkes in vertrauliche Verbindung. Den zweiten Gesandten Frankreichs, Emmerich Dalberg, einen deutschen Überläufer, dem alle Deutschen mit herber Mißachtung begegneten, nahm er gutmütig unter seinen Schutz; er verwunderte sich, was man denn an dem witzigen, unterhaltenden Manne zu tadeln finde. Nach allen Seiten hin knüpfte er Verbindungen an und begann eine unermüdliche Tätigkeit. Der Boden für die oranischen Hoffnungen war der günstigste. Da Österreich sich entschieden weigerte, die Herrschaft in Belgien wieder anzutreten, so hatten sich die Mächte schon während des Winterfeldzuges in Frankreich dahin verständigt, die hergestellten Niederlande durch Belgien und vielleicht auch durch einen Teil des linken Rheinufers (das Roer-Departement mit Köln und Aachen) zu vergrößern. England war der große Gönner des neuen Staates, denn die Kolonien Hollands waren in seiner Hand; auch die Flotte, welche im Antwerpener Hafen durch überwiegend deutsche Truppen erbeutet worden, war nach England abgeführt; und das Kabinett von St. James durfte nur dann hoffen, diese reiche Beute zu behalten, wenn man die Niederlande auf dem Kontinente entschädigte. Man gefiel sich zu London in der von den Oraniern schlau genährten Hoffnung, Belgiens Industrie und den Hafen von Antwerpen durch solche gehäufte Wohltaten der englischen Handelspolitik dienstbar zu machen. Auch trug man sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, den Prinzen von Oranien mit der Erbin des englischen Thrones, der Prinzessin Charlotte, zu vermählen.

Welch eine Gelegenheit für Gagern, die luftigsten Pläne zu spinnen! Schien sie nicht wiederzukehren, die Zeit, da der dritte oranische Wilhelm England und Niederland und mit ihnen den Weltteil lenkte? Ward nicht durch den Bund der beiden Seemächte eine schon von Blackstone gepriesene „Ur- und Fundamentalidee der englischen Verfassung" erneuert? — Die anderen Mächte huldigten wieder dem schwächlichen Gedanken der alten Barrierenpolitik. Mit einigem Scheine ließ sich beweisen, daß man im Norden an einer ähnlichen strategisch wichtigen Stelle ein ähnliches neu-

trales Bollwerk zwischen Deutschland und Frankreich einschieben müsse wie im Süden die ebenfalls vielsprachige und konfessionell gespaltene Schweiz. So wurden die Niederlande das „Schoßkind der Mächte", das sie nach Metternichs Geständnis „mit wahrer Affenliebe" großzogen. Gagern verschloß sich nicht der Einsicht, daß diese Barrierenpolitik lediglich hervorgerufen werde „durch die Überlegenheit der französischen Einheit über die deutsche Vielheit". Die Frage endgültig zu lösen, indem man der französischen Einheit eine deutsche Einheit gegenüberstellte — dieser Gedanke war damals unausführbar und hätte an Gagern, dem Verehrer der Kleinstaaterei, einen Gegner gefunden. Einen anderen Weg schlug bald nach dem Frieden Alexander Everett vor, der als Gesandter der Vereinigten Staaten im Haag die innere Schwäche des neuen Staates scharf durchschaute. Wollte man Deutschland wirklich vor Frankreich schützen, meinte der Amerikaner mit dem sicheren Menschenverstande seines Volkes, so mußte man Preußen die Herrschaft über ganz Norddeutschland einräumen. Auch dies war auf dem Wiener Kongresse unmöglich, nachdem Preußen bereits in die Wiederherstellung und Vergrößerung von Hannover und Kurhessen gewilligt hatte. Und Gagern am wenigsten hätte diesen Gedanken gebilligt: bei der „politischen Exaltation des preußischen Volkes" schien es ihm eine schwere Gefahr für den Frieden der Welt, wenn die kriegerischen Staaten Frankreich und Preußen aneinandergrenzten. Dies zu verhindern durch einen dazwischengeschobenen friedfertigen Staat galt ihm als „die wohltätigste und weiseste Maßregel des Kongresses".

So gar einfach, wie die Tagespolitiker heute meinen, lag die niederländische Frage freilich nicht; eine Lösung derselben nach dem Grundsatze der Nationalität war und ist unmöglich, denn drei, nicht zwei Stämme wohnen dort zusammen: Holländer, Wallonen und die von diesen durch das Blut, von jenen durch Religion und Gesittung getrennten Flaminger. Doch eben diesen unversöhnlichen Gegensatz der belgischen und holländischen Geschichte übersah Gagern gänzlich — mit jenem leichtblütigen Eifer, der ihm eigen war, sobald einmal ein Plan sich seines lebhaften Hirns bemächtigt hatte. Kecklich leugnete er, daß jemals Haß bestanden habe zwischen beiden Ländern. Sogar die Teilung des Reiches Karls des Großen mußte ihm als ein Beweis dienen für die Notwendigkeit eines Deutschland und Frankreich trennenden Zwischenreichs. Über solchen historischen Phantasien überhörte er den lauten Widerspruch des französischen, des belgischen und des holländischen Volkes. Auch in Deutschland fehlte es nicht an tadelnden Stimmen. Wiederholt warnte der Rheinische Merkur, und ein bewährter Kenner der niederdeutschen Dinge, Ludwig v. Vincke, urteilte kurzab: die Belgier werden sich nie gutwillig dem neuen Reiche fügen! Und wahrhaftig, auch die Holländer wußten sehr wohl, warum sie die Vergrößerungspläne der Oranier nur widerwillig duldeten. Die Republik der Niederlande war eine Großmacht

gewesen, solange die Landpolitik der Oranier durch die Seemacht von Holland unterstützt ward; sie war ausgeschieden aus der Reihe der selbständigen Mächte, seit ihre Flotte verfiel und der Staat allein geschützt ward durch die Barriere der Landfestungen. Jetzt vollends, da die Flotte geraubt und der größte Teil der Kolonien verloren war, lag der Staat gelähmt danieder und konnte nicht hoffen, eine widerstrebende Provinz zu bändigen.

Teilte Gagern diese Täuschungen mit den meisten seiner Genossen, so trifft dagegen ihn allein der harte Vorwurf, den Stein ihm zurief: „Vergessen Sie über dem Batavisieren das Germanisieren nicht." Getreu der phantastischen Grille vom echten Germanismus sah er in den Niederlanden zwar nicht den „Bundesgenossen", aber den „Bundesverwandten", der in die „Gesamtmacht", aber nicht in die inneren Verhältnisse Deutschlands eintreten müsse. Er hoffte von Hollands Seemacht eine starke maritime Stellung für Deutschland, er meinte Holland berufen, unsere Kleinstaaten um sich zu versammeln, sie zu schützen gegen die deutschen Großmächte. Dies alles sollte sich erreichen lassen, ohne daß die Niederlande in den Deutschen Bund einträten; denn, natürlich, die Holländer und das Haus Oranien widerstrebten dem hartnäckig, und Gagern selber gesteht: „Mir schien weder das alte Reich so liebenswürdig und achtbar noch die neuen Machinationen so einladend, daß den Niederlanden, besonders dem holländischen Teile, damit ein besonderer Dienst und Gefallen getan würde."

Wie aber konnte trotzdem das neue Königreich Einfluß auf Deutschland ausüben? In seiner Verlegenheit verfiel Gagern auf einen höchst außerordentlichen Ausweg: er „opinierte weder für die gänzliche Verbindung noch für die gänzliche Sonderung". Lag nicht „das Beispiel Dänemarks" so nahe, das nur mit einem Teile seiner Länder dem Bunde angehörte? Nun hatte der gewandte oranische Unterhändler soeben das Großherzogtum Luxemburg sehr vorteilhaft eingetauscht gegen die „urnassauischen Lande" Dillenburg-Siegen; jetzt sorgte er rüstig, daß Luxemburg wirklich in den Bund eintrat. Er handelte damit den Absichten seines Fürsten zuwider und tröstete den Oranier durch die Notlüge: „On a insisté et j'ai laissé faire." Mit hoher Befriedigung beschaute er das Vollbrachte: „die wesentlichen Zwecke des Bundes, des Zusammenseins, der Verpflichtung zur Verteidigung von Luxemburg, des Austausches der Ideen und Ansichten, der Mitwissenschaft, des Einflusses und der Beredung wurden dadurch fast ebenso vollständig erreicht!" Er beklagte als einen „immensen Fehler", daß nicht auch die Schweiz in ein ähnliches Zwitterverhältnis zum Deutschen Bunde gebracht wurde. Nach Jahren noch tröstete er die deutschen Unzufriedenen: alles, was Deutschland an die Fremden verloren habe, werde reichlich ersetzt durch die segensreiche Verbindung Hanno-

vers mit England, Holsteins mit Dänemark, Luxemburgs mit den Niederlanden!

Sicherlich, der Eintritt des gesamten belgisch-niederländischen Staates in den Deutschen Bund konnte beiden Teilen nur zum Unsegen gereichen, nur eine neue Unwahrheit in das deutsche Bundesrecht einfügen. Aber nicht minder unselig war jene halbe Verbindung, welche Gagern bewirkte. Nicht umsonst, leider, hatte der wohlwollende Mann in Talleyrands Schule das frivole Markten um Land und Leute gelernt: nach dem Willen der verhandelten Völker zu fragen, kam ihm nicht in den Sinn. Daß Holland seit zweihundert Jahren sich vollständig und mit hellem Bewußtsein dem deutschen Wesen entfremdet hatte, wollte er nicht begreifen. Er ließ den geliebtesten und begabtesten seiner Söhne in holländische Dienste treten, ohne zu ahnen, daß er ihn in die Fremde schickte. Alles Ernstes wähnte er als ein guter Deutscher zu handeln, wenn er ein Stück nach dem andern vom Deutschen Reiche, sogar Preußisch-Geldern, für den Fremden verlangte. Und regte sich ihm ja einmal die Frage, ob er nicht leichtsinnig eine Verbindung als bereits vorhanden annehme, welche vielleicht in ferner Zukunft der deutsche Staat, wenn er besteht, wieder wird schließen können — dann tröstete er sich: „Die Hauptsache liegt nicht in solchen Distinktionen, sondern daß es treu und fest gemeint sei und so nach der Gestaltung sein müsse." So stellte ein Staatsmann die ernsteste Machtfrage auf den guten Willen der Oranier, deren schlechten Willen gegen Deutschland er täglich vor Augen sah. Ihnen zuliebe bot der leidenschaftliche Beisitzer der Kleinstaaten sogar die Hand zur Mediatisierung des Fürstentums Bouillon — denn „der kleine Staat dort taugte nichts". Dabei beherrschte ihn wieder die Angst vor Preußens Habsucht — vor jener preußischen Habsucht, welche in den jüngsten zwanzig Jahren das Haus Oranien zweimal gerettet und öfter noch bis zum Übermaße beschützt und gefördert hatte. Darum tat er im Bunde mit Hannover sein Bestes, um Holland von einer „erschreckenden" Nachbarschaft zu befreien und Preußen fernzuhalten von der Maas, vom linken Rheinufer und von der Nordseeküste, die doch allein durch Preußen für Deutschland gesichert werden kann. Den Umtrieben Gagerns dankt Deutschland, daß unser Rheinland gegen Holland eine schlechthin lächerliche Grenze hat und von der Wasserstraße der Maas abgeschnitten ist.

Widersetzte sich Gagern schon jenen Gebietserweiterungen Preußens, welche zu Deutschlands Sicherung unumgänglich nötig waren, so kam vollends ein heiliger Eifer über ihn, als über Preußens Ansprüche auf Sachsen verhandelt ward. Schon einmal sahen wir den Allbereiten für das Haus Wettin wirken; der friedfertige alte Friedrich August blieb dem humanen nassauischen Staatsmanne immerdar eine hochehrwürdige Erscheinung. Gänzlich unberufen, ja sogar gegen Willen und Interesse seines Souveräns, mischte sich der geschäftige Mann in den Handel, denn er

meinte die heiligsten Grundsätze des Rechts bedroht. Und sicherlich war auch sein Rechtsgefühl mit im Spiele, wenn er Castlereagh beschwor, den Umsturz eines legitimen Thrones zu hindern. Aber predigte er wirklich Rechtsgrundsätze, wenn er den österreichischen Staatsmännern versicherte, jener kaiserliche Minister verdiene das Schafott, der nach den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges Preußen zu den Pässen des Erzgebirges vordringen lasse? Vor wenig Monden noch, als Preußens Fahnen auf dem Montmartre wehten, hatte der Weltteil einmütig gestanden, daß Preußen das Größte getan für die Befreiung Europas, und niemand wagte laut zu widersprechen, als der Dichter sang: „Tapfre Preußen, tapfre Preußen, Heldenmänner, seid gegrüßt! Beste Deutsche sollt ihr heißen, wenn der neue Bund sich schließt!" Seitdem schien die Welt verwandelt. Dieselben Rheinbundskönige, die vor kurzem flehentlich um Aufnahme in die Große Allianz gebeten hatten, wagten jetzt die offenkundigen Tatsachen der jüngsten Vergangenheit zu leugnen, sie schilderten Preußen als eine Macht, die „erst kürzlich das Mitleid der Alliierten angefleht habe", sie stellten diesen Staat dar als den Störenfried Europas, weil er das in dem gerechtesten der Kriege eroberte Sachsen behaupten wollte. Talleyrand ergriff die willkommene Gelegenheit, um den verlorenen Einfluß Frankreichs auf Deutschlands Geschicke wiederzuerlangen. Er nannte Frankreich den geborenen Beschützer der mindermächtigen deutschen Staaten — jener Staaten, welche von Thiers als „so sanfte, so angenehme, so freundschaftliche Nachbarn Frankreichs" belobt werden — das will sagen: er versuchte, den Rheinbund in modernerer Form herzustellen. Er, der sich selber vordem als den Henker des alten Europa bezeichnet hatte, erfand jetzt das Zauberwort „Legitimität" und predigte salbungsvoll wider die Zerteilung der Völker. Alle geheimen Anhänger des Bonapartismus sammelten sich unter seinen Fahnen. „Zum ersten Male, seit die Welt steht, predigen die Franzosen Prinzipien, und man hörte sie nicht!" — klagte der badische Minister Hacke. Auch Gagern hielt treulich zu dem alten Freunde.

Es war doch eine gar zweideutige Gesellschaft, welche den wackeren Mann jetzt aufnahm. Denn wahrlich, wenn die Persönlichkeiten der streitenden Parteien allein den Ausschlag geben könnten, dann wäre die sächsische Frage ebenso leicht zu entscheiden, wie sie in Wahrheit schwer zu beurteilen ist. Mit Talleyrand zusammen wirkten Prinz Anton von Sachsen, der die gemütliche Teilnahme seines Schwagers, des Kaisers Franz, für Friedrich August zu erregen versuchte, und der sächsische Gesandte Schulenburg, der allen Ernstes die Vernichtung Preußens verlangte. Auch Münster meinte, der Staat, der Hannover gerettet hatte, müsse zerstört werden; er jubelte: „Wir spielen eine partie en trois; ist der Feind geschlagen, geht es gegen den Freund." Vor allen hatte Gagern seine Freude an dem bayrischen Marschall Wrede, der in polternden Drohun-

gen das Äußerste leistete und, mit dem Säbel klirrend, sich vermaß, das preußische Heer zu schlagen. Schnell hatte Österreich erkannt, der Augenblick sei gekommen, sein an Preußen verpfändetes Wort zu brechen. Lord Castlereagh ward durch Münsters und Gagerns Belehrungen für die Sache der Feinde Preußens gewonnen. So schloß denn am 3. Januar 1815 Kaiser Franz mit England und Frankreich das berufene geheime Bündnis wider die Gäste seines Hauses, die Herrscher von Preußen und Rußland. Gagern eilte, für die Niederlande dem Bunde beizutreten. Die schlechtesten Mittel wurden von seinen Genossen in Bewegung gesetzt. In München druckte man gefälschte Aktenstücke, welche Preußens gefährliche Pläne enthüllen sollten, und wer ein Ohr hatte, mußte aus den wütenden Schimpfreden der bayrischen Blätter gegen Preußen die wohlbekannten Laute des Bonapartismus heraushören. Das alles beirrte den Helden der Kleinstaaterei nicht. Aus reiner Begeisterung für Deutschlands Recht und Ehre bot er die Hand dazu, daß die französischen Heere abermals in Deutschland einfallen sollten!

Die großen Mächte, welche die Verantwortung eines Kriegs selbst zu tragen hatten, stießen endlich die kleinen dilettantischen Politiker zur Seite. England zuerst erkannte, daß der Krieg allein dem französischen Interesse zugute kommen konnte. Auch dem milden Gagern ward bei der drohenden Kriegsgefahr unheimlich zumute: er dachte nach seiner Weise wieder an eine Vermittlung. Zuletzt einigte man sich — wie in den meisten Fragen, welche den Kongreß beschäftigten — über ein jammervolles Kompromiß. Die Mittelmäßigkeit triumphierte: anstatt der harten Züchtigung eines bonapartistischen deutschen Fürsten beschloß man ein schweres Unrecht gegen ein deutsches Land. Gagern klagte bitter, doch er trug selbst einen guten Teil der Schuld; ja nach seiner sanguinischen Art tröstete er sogar die murrenden Preußen: ihr erhaltet ja doch ein Stück des Landes! Immerhin war er von den Widersachern Preußens einer der redlichsten, freilich auch der unklarsten einer. Denn vergeblich fragen wir: wo sollte denn nach Gagerns Meinung Preußen das Verlorene wiedergewinnen? Daß Preußen sein Franken, sein Ostfriesland und Hildesheim nicht zurückfordern dürfe, verstand sich dem Freunde der Kleinstaaten von selbst. Am Rhein wie in Sachsen schien ihm Preußens Macht gefährlich. Hielt er wirklich für heilsam, daß Preußen sich mit den unseligen polnischen Landen wieder belaste? Oder meinte er wirklich, der Staat, der uns gerettet, solle aus einem siegreichen Kampfe kleiner hervorgehen denn zuvor? Schien es ihm heilsam, daß, wie es in der Tat geschah, Preußen mit dem schwierigen Amte des Grenzhüters am Rheine betraut ward, ohne daß man diesem Staate die nötigen Mittel dazu gewährte? Eine sichere Antwort ist nicht möglich, und wir denken nicht Gagern allein diese Verworrenheit vorzuwerfen. Die Schärfe der deutschen Stammesgegensätze wurde damals von aller Welt maßlos überschätzt —

auch von Preußens Staatsmännern, wenn sie Sachsen nur durch eine Personalunion mit Preußen zu verbinden dachten. Und Gagern hat die Attraktionskraft des preußischen Staates auch später nie begriffen; als ein rechter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts blieb er blind für die Verschmelzung unserer Volksteile, die sich vor unseren Augen so stetig und sicher vollzieht. Noch im Jahre 1826 konnte er meinen, der erste deutsche Nationalkrieg müsse, um des guten Gewissens willen, mit der Wiederherstellung Sachsens beginnen! Von den Grundsätzen der deutschen Politik, welche dem alten Geschlechte als unumstößlich galten, hatte in den Tagen der Not keiner sich bewährt; und die einzige neue Wahrheit, welche die letzten Jahre zu predigen schienen, die notwendige Freundschaft der deutschen Großmächte, erwies sich schon jetzt als ein Wahn. Was Wunder, wenn in solcher Zeit der Gärung aller politischen Ideen die Diplomaten der Kleinstaaten in die leersten Projekte sich verirrten? Der schwerste Vorwurf vollends, welchen die freiere Gesittung unserer Tage gegen diesen sächsischen Handel erheben muß, wäre von den Diplomaten der alten Schule nicht einmal verstanden worden: fand man es recht, diesen Friedrich August zu entthronen, so durfte man ihn nimmermehr entschädigen. Denn war er unwürdig des sächsischen Thrones — welche frivole Mißachtung der Völker konnte dann wagen, ihn für ein anderes deutsches Land gut genug zu finden?

Vor allen anderen Fragen lag Gagern die Neubildung der deutschen Verfassung am Herzen, und hier bewährte er sich als einer der bravsten und — soweit die Unreife der Zeit es gestattete — auch der einsichtigsten Streiter. Noch gab es kaum die Keime wirklicher Parteimeinungen über die deutsche Frage. Das Bild, welches selbst die Denkenden von der deutschen Verfassung sich entwarfen, war nicht viel klarer als jener Plan eines deutschen Reichswappens, den damals der Rheinische Merkur besprach: der Doppelaar den schwarzen Aar „zärtlich umhalsend" und der bayrische Löwe „friedlich dazugesellt". Den meisten galt es für kleinlich, in den großen Tagen der nationalen Wiedergeburt um Verfassungsfragen zu sorgen. Die ungeheuerlichste aber der Selbsttäuschungen der Zeit offenbarte sich, wenn die Patrioten wieder und wieder versicherten, das Volk sei in seinen Wünschen vollkommen einig, wisse ganz genau, was es wolle! Blindlings trieb man hinein in die Beratung über die deutsche Verfassung, bevor man noch wußte, für welche Länder dies neue Staatsrecht gelten sollte. In der Nation fand keiner der zahlreichen Reformpläne überwiegende Unterstützung, und kein Einzelstaat war mächtig genug, um die Verhandlungen nach seinem Sinne zu leiten. In solcher Lage mußten die Beratungen notwendig dazu führen, daß man eine Restauration des Zustandes vor dem Rheinbunde — oder vielmehr: die gesetzliche Anerkennung des augenblicklich Bestehenden — beschloß. Die souveränen Fürsten standen gleichberechtigt nebeneinander; die Nation dagegen war seit Jahr-

hunderten mediatisiert; und da überdies die Verhandlungen in den althergebrachten Formen des völkerrechtlichen Verkehrs, durch Vertreter der Fürsten, gepflogen wurden, so ließ sich voraussehen, daß Deutschland als ein Bund der Fürsten, nicht der Völker konstituiert werden würde. Gagern freilich griff mit seiner Restaurationslust in eine noch weiter entlegene Vergangenheit zurück. Der Reichsritter verlangte die Herstellung des alten Reiches mit Beseitigung des Unmöglichen, also namentlich der geistlichen Fürstentümer. Schon im Beginne des Feldzuges von 1813 hatte er an Metternich geschrieben, die Kaiserwürde müsse von selbst wieder aufleben. Mit solcher kaiserlichen Gesinnung vertrug sich diesmal sehr glücklich seine Vorliebe für die kleinen Staaten.

Eigenmächtig hatten die beiden Großmächte, Hannover, Bayern und Württemberg einen Ausschuß zur Beratung der deutschen Verfassung gebildet. In diesem Fünferkomitee offenbarten Bayern und Württemberg sofort das von Stein gebrandmarkte rheinbündische System „der Vereinzelung gegen den Bund, des Ehrgeizes gegen die Kleinen, des Despotismus gegen ihre Länder". „Aus verschiedenen Völkerschaften, z. B. Preußen und Bayern, sozusagen eine Nation zu bilden, könne nicht die Absicht sein" — so klang Württembergs Antwort auf den Vorschlag einer kräftigen Zentralgewalt. Mit um so verdächtigerem Eifer ergriff der Württemberger Despot den Gedanken einer Kreisverfassung; insbesondere der Südwesten schien ihm eines kräftigen, mit voller Militärgewalt ausgestatteten Kreisobersten dringend bedürftig! So trat schon während der Geburtswehen des Bundes die seitdem niemals gänzlich erstorbene Ansicht hervor, das Chaos der deutschen Dinge zu vereinfachen, die Vielheit der Staaten zu wenigen größeren Gruppen zusammenzufassen. So natürlich schien dieser Gedanke der Kreisteilung Deutschlands, daß sogar Wilhelm Humboldt ihn auf dem Kongresse wiederholt verteidigte. Und doch konnte man billigerweise weder an Baden noch an Darmstadt das Verlangen stellen, daß sie sich den Befehlen Württembergs unterordnen sollten. War doch Württemberg kaum minder ohnmächtig als jene Staaten selbst, und welche Aussicht auf Ränke der unlautersten Habsucht erschloß sich, wenn man den in der Schule des Rheinbundes erzogenen Kleinkönigen die leicht zu mißbrauchende Gewalt eines Kreisobersten in die Hand gab! Gagern allerdings, der begeisterte Verehrer des alten Reichsrechts, mußte wissen, daß im Heiligen Reiche sowohl die Kreisverfassung als auch die höhere Berechtigung der mächtigeren Fürsten — des Kurfürstenkollegiums — bestanden hatte. Doch wo er seine teuren Kleinstaaten gefährdet sah, da vergaß er gern die Bedenken des korrekten Reichsjuristen. Rührig schürte er den Unwillen der Kleinen wider die deutsche „Pentarchie".

Am 14. Oktober versammelte er die kleinstaatlichen Genossen zu einem munteren Frühstück in seinem Hause, mahnte sie, das einseitige Vorgehen der Fünf zu „rektifizieren", und stiftete den Verein der deutschen souveränen

Fürsten und freien Städte zur Wahrung der Rechte der Kleinstaaten. Zuversichtlich meinte er noch in späteren Jahren, „die Mindermächtigen, zusammenhaltend, hätten die Eintracht der Mächtigen nicht erfleht, sondern geboten"! Der Widerwille gegen Österreich und Preußen beherrschte ihn völlig. Nicht die von dem Ehrgeiz Bayerns und Württembergs den Kleinen wirklich drohende Gefahr bestimmte sein Verfahren; vielmehr sah er in dem Ausschusse der Fünf nur „die verhüllte Zweiherrschaft" der Großmächte, die Gefahr der Zweiteilung des Vaterlandes. Im Eifer seines Batavismus und seines Mißtrauens gegen die „Löwengesellschaft" mit Österreich und Preußen stellte er die Wahl: entweder gleichmäßige Teilnahme aller Staaten an der Verfassungsberatung — oder ein Bund der Kleinstaaten allein ohne Österreich und Preußen, aber mit Dänemark und den unvermeidlichen Niederlanden! So zerrannen dem wunderlichen Manne die gesundesten Gedanken unter den Händen. Eben diese Schwäche Gagerns ward von Stein durchschaut. Stein bewog also hinter Gagerns Rücken den Verein der neunundzwanzig Kleinstaaten, am 16. November an Österreich und Preußen eine Note zu richten: die beiden Großmächte wurden darin gebeten, der Beratung aller Staaten einen Verfassungsplan, der die Herstellung des Kaisertums enthielte, vorzulegen. Die Note war im wesentlichen nach Gagerns Sinne, nur daß er nimmermehr die Initiative an Österreich und Preußen übertragen wollte. Uns freilich erscheint es heute nahezu lächerlich, daß man dies verjüngte Preußen einem habsburgischen Kaiser zu unterwerfen und Deutschland abermals mit jenem österreichischen Wahlkaisertum zu belasten gedachte, das so lange unser Fluch gewesen. Aber was berechtigt uns, die Anschauungen unserer Tage in jene Zeit zurückzutragen? Die besten gerade der deutschen Patrioten, auch Stein, forderten damals die Herstellung des Kaisertums, schon damit der Name des Reichs nicht untergehe. An jeder Tafelrunde der jungen germanischen Schwärmer klang es feierlich: „Woll'n predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich", und noch zwei Jahre nach dem Kongresse urteilte der wackere F. G. Welcker mit größter Zuversicht, alle Übel, daran Deutschland kranke, besonders das Raubsystem der souveränen Staaten, rührten daher, „daß dem verfallenen Deutschland kein Kaiser werden sollte"! Zwar haben einzelne der kleinstaatlichen Gesandten später gestanden, daß ihnen zunächst nur darum zu tun war, das Fünferkomitee zu sprengen, und Gagerns Gutmütigkeit wollte nicht sehen, daß einigen seiner Genossen der vage Kaiserplan lediglich als frivoler Vorwand diente. Doch die Mehrzahl der Kleinfürsten war von dem der Schwäche natürlichen Wunsche beseelt, daß eine starke Reichsgewalt sie schützen möge gegen die Übergriffe der Stärkeren. Der nebelhafte Plan enthielt einzelne sehr bestimmte, sehr heilsame Vorschläge, die Gagerns ganzen Beifall hatten: die Kleinen waren bereit, ihren Untertanen ausdrücklich bezeichnete

landständische Rechte zu gewähren, nicht minder Einschränkungen ihrer Souveränität im Innern und nach außen zu ertragen.

Der Widerstand der Kleinen trug wesentlich dazu bei, daß der Rat der Fünf sich auflöste. Im selben Augenblicke ward durch die sächsischen Händel der Fortgang der deutschen Beratungen überhaupt unterbrochen. Im Verlauf des Winters einigte man sich in der Stille, wer in den Bund aufzunehmen sei. Auch Gagern begriff, ungern genug, daß eine Wiederherstellung aller kleinen Herren nicht möglich sei, und der Anwalt aller Kleinfürsten verwies jetzt klagende Mediatisierte trocken auf „das Anerkenntnis der Mächte und den Besitzstand". Seine Kaiserpläne erledigten sich durch jene merkwürdigen Noten, worin Capodistrias und Stein mit unwiderleglichen Gründen die Notwendigkeit der Kaiserwürde bewiesen und Humboldt nicht minder schlagend die Unfähigkeit Österreichs zu dieser Würde dartat. Das einfache logische Ergebnis dieses Für und Wider zu finden, war dieser Zeit noch nicht gegeben. Immer neue, immer schwächere Bundespläne tauchten auf; in dringenden Erinnerungsnoten mahnte Gagern mit seinen Getreuen, daß man endlich die Beratungen aller beginne. Ein anderer, gewaltigerer Dränger erschien, der rückkehrende Napoleon. Man stand an der Schwelle eines neuen Krieges, der König von Württemberg ersehnte bereits die Rückkehr unter Napoleons ruhmvolle Fahnen. Offenbar, das war die Stunde nicht, Deutschlands Verfassung zu gründen. Verschob man die Beratungen bis nach dem Siege über Napoleon, wie Hardenberg vorschlug, so durfte man hoffen, die Rheinbundskönige, die eben jetzt trotzig das Haupt erhoben, gebeugt zu finden und eine Schmälerung ihrer Souveränität durchzusetzen. Gagern dagegen und seine kleinstaatlichen Genossen bestanden mit unüberlegtem Eifer darauf, daß der Bund sofort gegründet werde, und Metternich stimmte bei; denn gerade jener halb hastigen, halb verzweifelnd müden Stimmung, welche jetzt der Gemüter sich bemächtigt hatte, bedurfte er für seine Pläne. Das Stichwort des Kongresses: C'est une question vide ward jetzt auch auf die wichtigste der europäischen Fragen, auf die deutsche Verfassung, angewendet: man beschloß kleinmütig, sich mit den „Grundzügen" der Bundesverfassung zu begnügen — mit Grundzügen, deren Ausbau von vornherein rechtlich unmöglich war, da er nur durch einstimmige Beschlüsse der Bundesstaaten erfolgen konnte! Stein und jene Monarchen, von denen sich ein ernsthafter Widerstand gegen den Partikularismus erwarten ließ, hatten Wien bereits verlassen.

Da endlich, im Mai und Juni, erfolgten die Beratungen aller über jene „Grundzüge" der Bundesverfassung: die Entscheidung über unsere Zukunft ward im Submissionswege ausgeboten und schließlich jenen zugeschlagen, welche das Geringste leisten wollten. Bis zum Ende suchte Gagern zu retten, was zu retten war. Er beantragte zu dem berüchtigten Artikel 13 („In allen Bundesstaaten soll eine landständische Verfassung

stattfinden"), daß statt des „nackten, unbefriedigenden: soll" eine Angabe der landständischen Rechte gesetzt werde. Der Edelmann hatte früher gesorgt, daß die Bundesakte der Reichsritter des linken Rheinufers gedachte: mit gleichem Eifer vertrat er jetzt die Rechte des Volkes. Ihm war kein Zweifel, mit dem Worte Landstände seien „alle Konsequenzen" gemeint, welche die „Mutation der Zeit" mit sich führe. Während Münster in hochpathetischen Noten gegen den fürstlichen Absolutismus donnerte, aber mit allen seinen großen Worten lediglich die Herstellung des selbstherrlichen hannoverschen Junkertums, der feudalen Stände von Calenberg-Grubenhagen, bezweckte, verlachte Gagern diese höfische Lehre von der „deutschrechtlichen" Vertretung ständischer Korporationen als hohlen Mystizismus. Vergebliche Worte. Man beschloß, statt jenes „soll" das verhängnisvolle „wird", statt eines Befehles eine Prophezeiung zu setzen — und unsere Fürsten sorgten dafür, daß sie als falsche Propheten erfunden wurden. Ein böser Unstern ließ endlich Gagern ganz zuletzt ein unbedachtes Wort von schwersten Folgen sprechen. Als am 5. Juni die letzte Äußerung über die Bundesakte eingefordert ward, erklärte er Luxemburg bereit zum Beitritt „zu diesem gemeinschaftlichen Bande, das Zeit und Erfahrung erst bessern müssen": — doch unter der Voraussetzung, daß der Bund ganz Deutschland umfasse. Er hatte sicherlich ganz arglos geredet; der Vorbehalt verstand sich von selbst, denn nach der ausdrücklichen Erklärung der Mächte hing es nicht von der Willkür der Einzelstaaten ab, ob sie dem Bunde beitreten wollten. Aber in diesem kritischen Augenblicke, wo man einen neuen Sieg Napoleons befürchtete, wurde das arglose Wort des Guten ein willkommener Vorwand für die Bösen. Die Vorbehalte gleichen Sinnes mehrten sich, und in der Angst, es könne endlich gar kein Bund entstehen, gab man Bayern zuliebe auch das Bundesgericht, das will sagen, die Rechtsordnung in Deutschland, dahin.

So entstand die Bundesakte, und nie ist ein vollendetes Werk von seinen Werkmeistern mit trübseligeren Worten begrüßt worden. Besser immerhin ein so unvollkommener Bund als gar keiner! — also trösteten die Staatsmänner Preußens und Hannovers die verstimmte Nation. Aus dem Munde des Mannes, der oftmals irrend, doch brav und unermüdlich an der entstehenden Bundesakte arbeitete, stammt auch das schlagendste Urteil über das vollendete Werk. Nach den Karlsbader Konferenzen schrieb Gagern an seinen Freund, den Mecklenburger Plessen, der zu Wien mit ihm die Gesandten der Kleinstaaten geleitet hatte: „Sie sprechen von der bestehenden Ordnung der Dinge. Ich suche vergeblich den Bestand. Ich sehe eine Bundesakte, die wir zu entwickeln zu Wien uns erst vornahmen und die Sie zu entwickeln sich jetzt abermals vorgenommen haben; einen Artikel 13, von dem Sie bald behaupten, daß er klar sei, und bald, daß er nicht klar sei; dazu Souveränität, die so höchst schwer zu definieren ist!" — Das Urteil gilt noch heute, und eher nicht sind wir

reif zur nationalen Reform, als bis wir den ganzen Ernst dieses guten Wortes begriffen haben: was man uns preiset als die deutsche Ordnung, das ist einfach die konstituierte Anarchie!

Trotz so heller Einsicht in die Mängel des Beschlossenen fand der gutmütige Mann bald wieder einen Trostgrund. „Zu Wien", meinte er, „war sicher die Idee verherrschend, das Bessere zu suchen." Ob man wirklich das Bessere auch nur suchte, das ließ sich bezweifeln nach so mancher Erfahrung, die Gagern an seinem eigenen Fürstenhause machte. Noch während des Kongresses verkaufte das deutsche Haus Nassau ein Bataillon an seine holländischen Vettern — oder vielmehr, wie die Zeitungen beschwichtigend erklären mußten, diese deutschen Truppen wurden nicht verkauft, sondern bloß „verliehen". — Gagerns dynastischer Eifer fand bei seinem königlichen Herrn schlechten Lohn. Dem offenen Hause, das Gagern in Wien gehalten, verdankte er einen guten Teil seiner Erfolge; aber es war nicht befohlen gewesen, der Aufwand ward ihm nicht ersetzt. Alle Rührigkeit des Gesandten vermochte die Ländergier des Oraniers nicht zu befriedigen. „Es scheint, als würden meine Herren Agnaten besser bedient als ich", schrieb der König einmal an Gagern; darauf der Reichsritter: „Ich habe die Ehre Ihnen zu bemerken, daß Ihre Kammerdiener und Schreiber Sie bedienen; angesehene Edelleute und Staatsmänner dienen Ihnen. Eine solche Behandlung ist der sicherste Weg, sich Verräter zu bereiten. Mögen Ew. Kgl. Majestät keine schlimmeren Verräter finden als die Gagern!" — Der König erkannte sein Unrecht, erklärte, er wollte den Handel der Vergessenheit übergeben, und die dynastische Ergebenheit seines gutherzigen Diplomaten war vollauf zufriedengestellt.

Alsbald sollte Gagern mit Schmerz erfahren, was Deutschlands Macht von der „nicht bestehenden" Verfassung zu erwarten habe. Deutschland führte seinen ersten Bundeskrieg. Oder vielmehr keinen Bundeskrieg. Denn als die kleinen Fürsten schon im März 1815 verlangten, unter Zustimmung der Großmächte, daß der Krieg „bundesmäßig" begonnen werde, da war der Bund noch gar nicht vorhanden! Und wäre auch der Krieg erst nach dem Abschluß der Bundesakte ausgebrochen, so war damit die Führung eines Bundeskrieges noch keineswegs entschieden. Hatte doch Gagern selbst mit erlebt, wie man zu Wien sich nicht einigen konnte über die Frage, was ein Bundeskrieg sei! Um doch etwas zu tun, waren endlich in den Artikel 11 der Bundesakte die Worte aufgenommen worden: „Bei einmal erklärtem Bundeskriege darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen!" — Worte, die unter solchen Umständen jedes Sinnes entbehrten. Die kleinen Staaten mußten sich begnügen, einzeln durch Akzessionsverträge in die Allianz der großen Mächte aufgenommen zu werden. Also war entschieden, daß der Deutsche Bund auf dem bevorstehenden Friedenskongresse keine Vertretung haben werde,

und stillschweigend gestanden, daß er überhaupt nicht imstande ist, ernsthafte auswärtige Politik zu treiben. — Man kennt Blüchers Toast nach Waterloo: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was das Schwert der Völker mit so großen Anstrengungen errungen!" Die Wahrheit ist: sie hatten bereits alles verdorben, noch bevor das Schwert aus der Scheide flog. Wieder ward versäumt, den Preis des Sieges im voraus zu nennen; man erklärte den Krieg an — den Usurpator Bonaparte und erschwerte sich also den Weg zur Verstärkung Deutschlands auf Frankreichs Kosten. Zwei Jahre zuvor fanden wir Gagern mit harmloser Bewunderung zuhören, wie Metternich diese gleisnerische Lehre von der persönlichen Bekämpfung Napoleons predigte. Inzwischen hatte er gelernt von der großen Zeit. Schon zu Wien protestierte er förmlich gegen solche falsche Großmut. Er schrieb dem englischen Gesandten: „Des unruhigen Frankreichs Kräfte entfalten sich, um uns Provinzen zu nehmen. Um es zu strafen, entfalten sich die unsrigen in derselben Absicht. Unsere Grenzen sind ungünstig, man muß sie verbessern." Selbst von den Franzosen ward diese entschiedene Offenheit des Verfahrens an dem Feinde rühmend anerkannt. Auf dem Marsche in Heidelberg errang Gagern wenigstens den halben Erfolg, daß in der Proklamation der Verbündeten an das französische Volk nach den Worten „l'Europe veut la paix" das bedenkliche „et rien que la paix" gestrichen wurde. Anfangs hatte Gagern, und gleich ihm die Mehrzahl der rheinbündischen Minister, dahin gestrebt, daß die deutschen Kleinstaaten, die den erdrückenden Oberbefehl Preußens oder Österreichs fürchteten, unter niederländischem Kommando in den Krieg ziehen sollten. Diese Hoffnung freilich ward zuschanden; aber auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance bewährte sich ein Teil der Armee des neugeschaffenen Königreichs als brauchbar. Mit der besten Absicht, den Sieg zu Deutschlands Heile zu benutzen, ging Gagern nach Paris.

Man weiß, wie schroff auf dem Friedenskongresse die Mächte einander gegenüberstanden. England und Rußland hatten von Frankreich keine Landerwerbung zu erwarten und wetteiferten in dem Streben, den Besiegten durch Großmut auf Deutschlands Kosten an sich zu fesseln. Gewandt wußten die Franzosen die unselige Kriegserklärung gegen den Usurpator Bonaparte auszubeuten; sie erklärten dreist, ein Friedensschluß sei nicht nötig, denn niemand sei mit Frankreich im Kriege gewesen, und die Parteiwut deutscher Legitimisten stimmte ihnen zu. Adam Müller schrieb damals aus dem österreichischen Hauptquartiere an Gentz: werde der Krieg gegen Napoleon als ein Krieg gegen Frankreich angesehen, dann sei „das lächerliche Recht der Völker, eine Art von Willen zu haben, anerkannt"! Solcher selbstmörderischen Verblendung trat Preußen im Bunde mit der Mehrzahl der Mittelstaaten ernsthaft entgegen. Humboldt vernichtete mit schneidiger Dialektik die legitimistischen Trugschlüsse. Eine

württembergische Denkschrift berührte die geheimste Wunde des Deutschen Bundes, indem sie geradezu gestand, was späterhin König Wilhelm von Württemberg dem Herrn von Bismarck mündlich wiederholte: Versäumt man, das Elsaß wieder zu erwerben, so treibt man früher oder später den deutschen Südwesten in einen neuen Rheinbund! Gagern bot seinen Einfluß bei Wellington auf, um England von den Bourbonen hinweg auf die deutsche Seite zu ziehen. Er mahnte, jetzt sei die Zeit, Europas Gebietsfragen dauernd zu ordnen, wie weiland im Westfälischen Frieden. Den Legitimisten sagte der Kenner des Völkerrechts: „Die Nationen sind es, die sich bekämpfen, mögen ihre Häupter Kaiser oder Könige, Senatoren oder Landammänner heißen. Darum vermeiden wir in der neuen Zeit die Könige oder die Völker zu nennen; wir sagen: die Mächte." Sehr alte Wahrheiten, schon anderthalb Jahrhunderte zuvor von Cromwell behauptet, aber sehr kühne Worte in der legitimistischen Verbildung dieser Tage! So wenig scheute Gagern zurück vor den letzten Folgesätzen seiner nüchternen Erkenntnis, daß er sogar Neys Abfall von den Bourbonen zu verteidigen wagte: „Solche Eide sind nie persönlich, gelten dem Staate, enthalten notwendig eine reservatio mentalis."

Indes weder der unwiderlegliche Beweis, daß Frankreich büßen müsse, was Frankreich verschuldet, noch die klare Notwendigkeit der Sicherung unserer Grenzen vermochten durchzudringen. Wohl klang es stattlich, wenn Gagern ausrief: „Ich höre sagen: es gibt kein Deutschland. Es scheint mir jedoch, daß wir nicht übel bewiesen haben, es gebe ein solches, ein Deutschland sowohl als Deutsche, ein Deutschland, das man nicht reizen und beleidigen darf, ein Deutschland, das seine Art von öffentlichem Geiste besitzt." Aber wie ärmlich erschien solches Pathos patriotischer Worte gegenüber der harten Tatsache, daß weder ein deutscher Staat noch eine gesamtdeutsche Politik existierte! Österreich war nicht gesonnen, die Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen ernstlich zu fördern; denn weder dem norddeutschen Großstaate noch seinem beneideten Bruder Erzherzog Karl gönnte Kaiser Franz einen Landerwerb im Westen, und Metternich zitterte wieder vor dem „bewaffneten Jakobinismus" des preußischen Heeres. Die Staatsmänner der Mittelstaaten selber wußten nicht, wem die Beute zufallen sollte; Gagern verfiel sogar auf den wunderlichen Vorschlag, Elsaß und Lothringen in die Eidgenossenschaft aufzunehmen. Und was konnten die Gründer des Deutschen Bundes erwidern, wenn Castlereagh höhnend fragte: wird ein so loser Bund, wie der Deutsche, das Elsaß behüten können? War sie nicht allzu wahr, die Klage des Dichters: „Ganz Frankreich höhnt uns nach, und Elsaß, du entdeutschte Zucht, höhnst auch, o letzte Schmach"?

Die Entscheidung konnte Gagern nicht hindern. Hier in Paris zeigte sich wieder klar, daß das moderne Staatensystem aristokratisch gestaltet ist: die Großmächte allein erledigten den Handel, die Kleinstaaten blieben von den Konferenzen ausgeschlossen, obgleich einige derselben kraft ihrer

Allianzverträge Teilnahme an den Beratungen verlangen konnten. Der Anwalt der Kleinstaaten grollte schwer, er meinte: „Der Begriff Großmächte ist mir unverständlich." Doch das Notwendige vermochte er nicht zu ändern. Und als die Kleinen verlangten, daß die Niederlande an der Spitze der Mindermächtigen gegen die einseitige Entscheidung der Großmächte feierlich protestierten, da mußte er den Vorschlag von der Hand weisen. „Das Schoßkind der Mächte" durfte so kühne Schritte gegen seine Erzeuger nicht wagen. Übrigens blieb er diesmal ganz frei von batavischen Phantasien; es schreckte ihn nicht mehr, Lothringen und sogar Luxemburg in preußische Hände kommen zu lassen. In der gemeinsamen Arbeit für das deutsche Recht trat er den preußischen Staatsmännern näher, er sorgte mit ihnen, daß die geraubten Kunstschätze aus den napoleonischen Museen nach Deutschland zurückkehrten. Auch Stein begann sich dem alten Widersacher zu versöhnen. Der unglückliche Friede ward geschlossen; — und seitdem hat sich Europa mit Recht gewöhnt, den Deutschen Bund in der großen Politik als nicht existierend zu betrachten.

Sobald die Würfel gefallen waren, begann Gagerns unsterbliche Vertrauensseligkeit sich wieder über das Unabänderliche zu trösten. Er hörte, wie Gentz dem deutschen Volke verkündete, Lothringen und Elsaß seien legitime Besitzungen Frankreichs, und die deutschen Mächte hätten nie daran gedacht, sie ihrem legitimen Könige zu entreißen! Er hörte denselben Gentz, als diese Behauptung bezweifelt wurde, mit der Zuversicht des guten Gewissens erklären: wenn unsere Erzählung falsch ist, „so haben wir das Publikum aus Unwissenheit oder geflissentlich falsch berichtet"! Und trotzdem vermochte Gagern später über den zweiten Pariser Frieden zu sagen: „Selbst voll guten Sinnes, durfte man sich auf den guten Sinn der Nachkommen verlassen!" Eine unvergeßliche Erfahrung hatte ihn auf dem Wiener Kongresse in den Geist der Gründer des Bundes eingeweiht. Er sah dann die Heilige Allianz entstehen, und der feine Kopf des Jüngers der Aufklärung erkannte sofort in der frommen Urkunde den „orientalischen Stil". Er hörte täglich in den höfischen Kreisen die modischen Deklamationen wider den Geist der Revolution und verwarf sie kurz und sicher: „Revolution ist jede starke Änderung." Damals schrieb er schwer besorgt an Metternich: „Ich bin keineswegs blind über die Gefahren einer ständischen Verfassung. Aber wir entgehen ihnen nicht; sie sind verheißen, sie sind sehnlich erwartet und begehrt. Damit die Nation hingehalten zu haben, über die Folgen möchte ich meine Hände in Unschuld waschen." Treffliche Worte; doch wie mochte er ernstlich eine deutsche Politik erwarten von einem Österreicher, dem er selber zurief: „Für Eure Fürstliche Gnaden ist immer die Notwendigkeit da, sich aus Ihrer Stelle, aus der Rolle und dem Standpunkte des Österreichers, hinauszudenken!" Nach solchen Augenblicken ernster Sorge fiel Gagern immer wieder zurück in seine alten rosigen Erwartungen, und er stand mit diesem naiven Vertrauen

keineswegs allein. Selbst in den Kreisen der Opposition täuschte man sich in unglaublicher Weise über die leitenden Personen; fand doch der Rheinische Merkur einen Franz II. „rührend wahr"!

Der Bundestag ward endlich eröffnet, und der König der Niederlande schickte Gagern dahin als Gesandten für Luxemburg. Schon zu Wien hatte ihm der Staatssekretär Falck gesagt, der Bund mit Deutschland sei hoffnungslos und unbequem für Holland; die Minister rühmten sich, von den deutschen Dingen nichts zu verstehen. Er aber ließ jetzt seine oranischen Ideen, obwohl er sie nie gänzlich aufgab, zur Seite liegen und dachte, einfach als Mann von Wort und guter Deutscher für die Ausführung der Bundesakte zu wirken. So erlebte man gleich beim Beginn des Bundes das seltsame Schauspiel, daß der Gesandte einer halbfremden Macht lediglich durch die Kraft und den Ernst seines persönlichen Willens die anderen „zu einem lebhafteren Schwunge wenigstens anregte", wie die Allgemeine Zeitung ihm nachrühmte. Obwohl er von Wien her wissen mußte, daß die Absicht der Stifter nur auf einen losen völkerrechtlichen Bund ging, obwohl Metternich schon in der ersten Instruktion für seinen Gesandten die deutsche Staatsform ausdrücklich als den Gegensatz des Bundesstaates bezeichnete, wollte sich der Reichsritter nicht von dem Glauben trennen, der Deutsche Bund sei ein Bundesstaat. Der Bundestag repräsentierte ihm die Fürstliche Hoheit in ihrer höchsten Vernunft; Krone und Zepter sollten auf seinem Tische liegen. Ein Staatenbund war ihm ein nonsens, er kannte kein Drittes zwischen dem Bundesstaate und der vorübergehenden Allianz. So trug er hoffnungsvoll seine gute Meinung in die schlimme Wirklichkeit; und vollauf entschuldigt wird dies sanguinische Verfahren durch die arge Unklarheit der Bundesakte selbst und die nicht geringere der öffentlichen Meinung. Denn schrecklich trat jetzt an den Tag, wie weit die Staatswissenschaft hinter unserer übrigen gelehrten Bildung zurückstand. Die Schriften, womit Fries und Heeren den deutschen Bundestag begrüßten, beweisen, daß jene Lebensfragen des öffentlichen Rechts der Föderativstaaten, welche die ungelehrten Amerikaner bereits glorreich in Theorie und Praxis durchgefochten hatten, den gelehrten Deutschen noch durchaus fremd waren.

Überschwenglich wie Gagerns Begriffe von der rechtlichen Natur war auch seine Anschauung der Machtstellung des Bundes. Die „Attribute einer europäischen Gesamtmacht" gebührten dem Bunde; Frankfurt war „Zentrum und Bühne" für eine großartige Politik neben und mit Österreich und Preußen — ganz wie Heeren in dem Bundestage den „europäischen Senat" begrüßte. Gagern sagte nicht mit dürren Worten, was die Logik unserer Sprache zu sagen verbietet; aber seine unbescheidene Meinung, welche noch zur Stunde einen großen Teil der Nation beherrscht, ging dahin, Deutschland solle mit dem Einfluß und Ansehen dreier Mächte und dennoch als *eine* Macht in die Völkergesellschaft ein-

greifen. Er erlebte noch am Bundestage, wie die europäische Gesamtmacht bittend an die deutschen Großmächte und diese bittend an die Seemächte sich wandten, um die Schiffe der Hanseaten vor der Raubgier der Barbaresken zu schützen. Er erlebte noch, daß die Verträge, welche die deutschen Grenzen ordneten, dem „europäischen Senate" nicht einmal zur Ansicht vorgelegt wurden. Ja, sogleich bei der Eröffnung des Bundestages durfte der französische Gesandte zu der „Gesamtmacht" ungescheut sagen: Wenn die Bundesakte abgeändert werden sollte, dann haben die Gesandten von Frankreich und Rußland ein Recht, den Beratungen beizuwohnen! — Nicht minder ausschweifend dachte Gagern von der Kompetenz des Bundes im Innern. „Alles, was deutsch ist", gehöre vor das Forum des Bundestages; sei dieser einmal nach dem Wegfall des Bundesgerichtes leider eine zugleich richterliche und politische Behörde geworden, so müsse er auch wirklich als der supremus judex Deutschlands auftreten. Mit kurzen Worten: er gedachte, einem Gesandtenkongresse die Befugnisse einer Staatsgewalt einzuräumen.

Solcher Gesinnung voll trat er in die erlauchte Versammlung, welche gleich im Anfang jenem Fluche des Lächerlichen verfiel, der seitdem auf ihr haften blieb. Schon vor dem Beginn des Bundestages hatte der Pöbel oftmals gespottet über die tatlos in Frankfurt harrenden Gesandten. Welch ein Eindruck aber, als jetzt Graf Buol den deutschen Staat mit einem sinnlosen Redeschwall leerer Allgemeinheiten eröffnete, dessen k. k. Satzbau jedem deutschen Ohr unverständlich blieb! Der k. k. Gesandte begann mit einer Charakteristik der Deutschen im allgemeinen: „Im Deutschen als Menschen, auch ohne alle willkürlichen Staatsformen, liegt schon das Gepräge und der Grundcharakter desselben als Volk"; er schilderte sodann den Verfall Deutschlands während der letzten Jahrhunderte: „Ich fahre fort, den Weg zu verfolgen, wohin mich der berührte neigende Gipfel geschwächter Nationalität führt"; er gab ferner die bekannte Erklärung, daß Österreich den Vorsitz am Bunde lediglich als ein Ehrenrecht betrachte, und schloß mit der brünstigen Versicherung seiner „Deutschheit". Die meisten anderen Gesandten begnügten sich darauf, „sich der Gewogenheit sämtlicher Gesandtschaften zu empfehlen", oder die kühne Hoffnung auszusprechen, „daß der heutige Tag schon übers Jahr und bis in späte Zeiten den für das deutsche Gesamtvaterland erfreulichsten möge beigezählt werden". Gagern jedoch erwiderte in längerer Rede, die von ihm selber später ein Quodlibet genannt ward, aber nach der Rhetorik des Präsidialgesandten immerhin ein Labsal war. Er rühmte den deutschen Sinn seines Königs, der ja einen Deutschen in den Bundestag gesendet. Er versuchte die historische Berechtigung des niederländischen Reichs nachzuweisen, das der natürliche Vermittler in Deutschland sein solle. Alsdann schien es ihm angemessen, „in diesem erlauchten deutschen Senate, fast nach Art jenes merkwürdigen alten Volkes, ein

Totengericht zu halten": so erinnerte er denn an den Fürsten von Nassau-Weilburg, an die für Deutschland gefallenen Welfen, und „damit man mir nicht vorwerfe, daß ich der Fürstlichkeit allein huldige", auch an Andreas Hofer und Palm. Zum Schluß fehlte nicht das teure „je maintiendray". Nach so wunderlichem Anfange folgte eine sehr ernste, freilich auch an Verirrungen reiche Tätigkeit.

Vor allem verlangte Gagern die Erfüllung des Versprechens landständischer Verfassung, er forderte sie als Pflicht, nicht als Gnade. Sein gerader Sinn vermochte den Unterschied nicht zu finden zwischen dem „wird" und „soll" in jenem Artikel 13. Unsere Fürsten selbst, meinte er harmlos, würden erröten, zu behaupten, daß sie Napoleon zu Despoten gemacht habe. Bald sollte er diese fürstliche Gesinnung besser kennenlernen. Karl August von Weimar gab, als der erste der deutschen Souveräne, seinem Lande die verheißene Verfassung, um, wie er edel sagte, die für Deutschland aufgegangenen Hoffnungen in seinem Lande zu verwirklichen, und die Weimaraner, „beglückte Untertanen in einem engbegrenzten Lande", jubelten „dem altfürstlichen Gemüte" ihres großen Herzogs zu. Gagern war hocherfreut, daß die Erfüllung des Versprechens in einem seiner geliebten Kleinstaaten begonnen, er beantragte den Dank des Bundes für „diesen Vorgang, der eine Triebfeder mehr für andere Fürsten sein werde". Aber schon überwog in der Versammlung das Mißtrauen gegen den erlauchten Beschützer der Burschenschaft. Gagerns Vorschlag ward verworfen, und der König von Württemberg schalt den Antragsteller einen Revolutionär. Auch die wenigen anderen „Rechte der Deutschheit", welche die Bundesakte in unbestimmten Worten gewährte, wollte der Wackere redlich und bis zu den letzten Konsequenzen durchgeführt wissen. Um das Versprechen der Freizügigkeit einzulösen, verlangte er sogar — was Preußen zur Zeit noch unmöglich zugeben konnte —, daß jedem Deutschen gestattet werde, seiner Militärpflicht in diesem oder jenem Bundesstaate zu genügen: „Das Vaterland wird hier und dort verteidigt." Verlorene Worte. Um die preisgegebene Rechtsordnung mindestens auf Umwegen wiederzuerlangen, beantragte er eine permanente Austrägalinstanz — vergeblich. Er mahnte an die heiligsten Pflichten, als während der Hungersnot von 1817 die Mautlinien das Elend noch erhöhten; er forderte die verheißene Ordnung des deutschen Handels und mußte den unwiderleglichen Einwurf hören, der Bundestag sei schon wegen seiner Unwissenheit zu jeder technischen Verwaltung unfähig.

Während er also täglich erfuhr, wie der Bundestag nicht imstande war, seine unzweifelhaften Obliegenheiten zu erfüllen, wollte er doch den Wirkungskreis desselben fort und fort erweitern, und es ist schwer zu sagen, was in Gagerns Reden erstaunlicher sei: die Wärme wohlmeinenden Eifers oder die Unklarheit der Rechtsbegriffe. Sogar der Name des

Reichs sollte wiederhergestellt werden. „Ich kenne wohl", rief er als ein rechter Legitimist, „eine kaiserliche Abdikation, nicht die des Reichs oder derer, die es zunächst anging. Man nehme den Fall, daß zwei deutsche Fürsten einander bekriegen: nun, nach vorigen Begriffen, blieben sie Reichsgenossen; aber werden wir sie, mitten in den Schlachten begriffen, noch Bundesgenossen nennen? In der Idee des Reichs lag schon das Prinzip ihrer Wiedervereinigung." — In seiner pfälzischen Heimat hatte Gagern die Anfänge der deutschen Auswanderung gesehen und schon im achtzehnten Jahrhundert, einer der ersten in Deutschland, die wachsende Bedeutung dieses Hergangs erraten. Jetzt hatte der Unermüdliche einen Agenten „im Dienste der menschlichen Gattung" über das Meer geschickt, um die Lage unserer Auswanderer zu untersuchen. Er verlas dessen Berichte, verlangte Ordnung der Sache von Bundes wegen — und die Bundesversammlung ermannte sich zu einem Dankvotum.

Trotz alledem sah er die deutschen Dinge im heitersten Lichte. Als der Bundestag im Sommer 1817 zum ersten Male seine berühmten Ferien begann, hielt Gagern eine lange, hoffnungsvolle Rede zur Beruhigung der Unzufriedenen. „Was wir gewonnen haben?" rief er begeistert — „daß die Mutter heiterer das Kind unter ihrem Herzen trägt, der Sorge und Angst enthoben, einen Sklaven zu erziehen, sondern im Vorgefühle, daß sie einen freien Mann dem Vaterlande darbringen wird." Einem Volke, das seit tausend Jahren immer politisch verbunden gewesen, mutete er jetzt zu, sich mit dem Bewußtsein zu begnügen, „daß das Wesentliche dieser Union nichts anderes ist als eben diese Union". Der Deutsche Bund sei „weniger fürchtend als furchtbar, also die Wärme und der Eifer weniger sichtbar"! Dann gab er sein politisches Glaubensbekenntnis, er verherrlichte das seit Polybios' und Ciceros Tagen von allen unselbständigen Geistern gepriesene Wahnbild des „gemischten Staates". Er lobte die Monarchie, desgleichen die Aristokratie als das notwendige „Temperament" der guten Verfassung; „und nachdem ich diesen gerechten Tribut der Monarchie und Aristokratie gebracht habe, bin ich nicht minder auch Demokrat. Ich bekenne mich dazu so unumwunden, daß ich manche Herren an der Donau vielleicht damit in Erstaunen setzen werde." Die Wirkung dieser Rede war nach beiden Seiten hin unglücklich. Die öffentliche Meinung schaute längst mit Ekel auf den Bundestag, sie wollte den Ruf des Beschwichtigers nicht hören. Von Luden mußte Gagern die bittere Gegenfrage vernehmen: „Was wir verloren haben? Den Glauben an die Redlichkeit aller Häupter und Führer." Freilich, nach wenigen Jahren war die Erbitterung der Gemüter gegen den Bundestag so hoch gestiegen, daß man sich zurücksehnte nach der schönen Zeit, wo noch solche Reden im Bundestage gehalten wurden[1]. Noch weniger verziehen die Herren an der Donau das Lob der

[1] Lindner, Geheime Papiere. Stuttgart 1824.

Demokratie. Als Gagern nach dem Wiederbeginne der Sitzungen die Veröffentlichung der Bundesprotokolle verteidigte, antwortete die k. k. Gesandtschaft mit Drohungen.

Eine kleine Minderheit, die Plessen, Smidt, Eyben, hielt sich zu ihm; die Mehrheit aber der Gesandten verabscheute an seinen Reden den abspringenden, schwer zu verfolgenden Vortrag, mehr noch den Reichtum an Wissen und Gedanken, und am meisten, daß sie überhaupt gehalten wurden. An dem „Ultra" erkannte man mit Schrecken, daß sogar im Bundestage ein unerschrockener Mann zwar nichts fördern, wohl aber das Gefühl des Mangels wachhalten konnte. Er erfuhr jene gesellschaftlichen Beleidigungen, welche in diplomatischen Kreisen dem politischen Dissenter nie erspart bleiben. Eben jene partikularistische Presse des Südwestens, welche weiland in der sächsischen Frage getreulich zu dem Staatsmanne der Kleinstaaten gehalten, schmähte jetzt auf den „blauen Dunst" der Reden des „Unitariers". Der holländische Hof am wenigsten begriff das Treiben seines deutschen Gesandten. So von allen Seiten bedrängt, erbat und erhielt er im April 1818 seine Abberufung und versicherte dem Bundestage, der Grund seines Ausscheidens sei „mehr eine zu hohe Würdigung von meiner Seite als ein Verschmähen meines Amtes". Der ehrliche Föderalist hatte sich am Bunde nicht halten können. An seinem Nachfolger, einem Holländer, der die deutschen Dinge so gründlich kannte, daß er sich mit dem Vorschlage trug, Frankreich für das Elsaß in den Bund aufzunehmen — an diesem Grafen Grünne fand am Bundestage niemand etwas zu tadeln. Seine beste Kraft hatte Gagern eingesetzt, um den kleinen Dynastien ihre Throne zu erhalten. Jetzt sollte er die argen Früchte seines Wirkens schauen. Seine politische Vergangenheit brachte ihn mit Nassau, sein Grundbesitz mit Hessen-Darmstadt in Verbindung; in beiden Staaten lernte er nun die Kleinstaaterei von ihrer häßlichsten Seite kennen. Sein Nassau sah er in den Händen des Ministers Marschall, des willigsten von allen Werkzeugen der Wiener Politik, das nassauische Volk zerfiel in „Dienerschaft und Bürgerschaft"; verständiger, aber kaum minder scharf bureaukratisch war das Regiment in Darmstadt. Von den kleinen Fürsten, die Gagern zwölf Jahre zuvor Rettung erflehend umdrängten, ward er nun gemieden. Bald wollte auch der Hof zu Wiesbaden den Gründer des Nassauer Gesamtreiches nicht mehr sehen. Und die deutsche Gesinnung der Oranier, die seine Träume so herrlich malten, erwies sich vor der Welt, als dies durch preußische Waffen gerettete Fürstenhaus zuerst durch harte Landzölle, dann durch das unvergeßliche jusqu'à la mer den Volkswohlstand des preußischen Rheinlandes in gehässiger Absicht lähmte.

Unter solchen Erfahrungen verfaßte Gagern die Schrift „Über Deutschlands Zustand und Bundesverfassung 1818" — zur Versöhnung der öffentlichen Meinung mit dem Bundestage! Wenn er auf ein

Buch über den Bundestag das Motto schrieb: Ut ameris amabilis esto, so war, was uns als ein raffinierter Hohn erscheint, in seinem Munde ehrliche, wohlgemeinte Mahnung. Er mahnte die Jungen, zu lassen von dem „Grobianismus und Barbarismus" teutonischer Sitten, und versicherte gemütlich: „Kotzebue war nicht mehr Spion als sein Sohn (der Weltumsegler), der auch fremde Länder durchforschte." Den Alten zeigte er die Vorzüge, den vaterländischen Sinn der Burschenschaft: „So möchte ich wohl noch einmal jung sein!" „Besteht," rief er aus — „besteht wahrer föderalistischer Sinn unter den deutschen Fürsten, was könnte uns noch zu dem Wunsche nach dem Einheitsstaate bewegen?" — Sogar noch später, als jedermann schon wußte, daß der Bund nur dann handelnd auftreten konnte, wenn er durch Ausnahmegesetze seine eigene Verfassung brach: auch da noch suchte der immer Hoffnungsvolle zu beschwichtigen. Mitten unter solchen weichherzigen Versuchen, das Volk mit dem Unerträglichen zu versöhnen, stehen dann wieder so fein durchdachte Worte wie dies prophetische: „Die Sehnsucht nach neuen Erwerbungen, wenn auch den Kabinetten fremd, wird in den Völkern rege, wenn für sie die Last zu schwer wird, wenn der eine die Kosten trägt, der andere gar nichts. Das gilt insbesondere von Preußen!" — Wer über solche Widersprüche vornehm lächeln mag, der bedenke: es war nicht die schlechteste Seite dieses seltsamen Charakters, daß seine Taten klarer, entschiedener waren als seine Worte, während den großen Durchschnittsschlag der Diplomaten das Gegenteil bezeichnet.

Dem an rastlose Tätigkeit Gewöhnten fiel es gar schwer, in noch kräftigem Alter in die Muße des Landlebens sich zurückzuziehen. Er tat es in der damals sehr seltenen gewissenhaften Überzeugung, „daß die Deutschen sich gewöhnen müssen, nicht wie die Kletten am Amte zu hängen". Doch unmöglich mochte er es in seinem Monsheim und Hornau bloß bei ländlicher Arbeit, beim „Sammeln und Meditieren" über literarischen Werken bewenden lassen. Wieder und wieder trieb ihn sein Pflichtgefühl ebensosehr wie die alte Gewohnheit und die Selbstgefälligkeit hinaus in die große Welt. War er schon im Dienste als Vertreter von Kleinstaaten oftmals der unbeteiligte Unterhändler gewesen, so gewöhnte er sich jetzt vollends an vielgeschäftiges Dilettieren; er begnügte sich mit dem Grundsatze, den der Staatsmann nicht kennen darf: Dixi et salvavi animam meam. Der Bundestag war und ist der rechte Herd der diplomatischen Commerage, der Quell, der alle kleinen Höfe mit großen und kleinen politischen Klatschereien tränkt; und nicht umsonst hatte Gagern in der Eschenheimer Gasse geweilt. Mochte er immerhin versichern, ihm sei am wohlsten in seiner ländlichen Einsiedelei: er konnte es doch nicht lassen, mit Max Joseph von Bayern zusammenzutreffen und diesem seinen munteren Duzbruder fröhliche Pfälzer Geschichten zu erzählen oder später zu König Ludwig nach München zu fahren, um den angehenden

Selbstherrscher in den guten Vorsätzen konstitutioneller Regierung zu bestärken. Gebeten und ungebeten erschien er jetzt bei Capodistrias, um über die orientalische Frage Ideen auszutauschen; dann bei Itzstein, dem Diplomaten des Liberalismus, um Versöhnlichkeit zu predigen. Selbst die Ruchlosen, so den Herzog Karl von Braunschweig, ereilten des Unermüdlichen mahnende Briefe. Umsonst warnte sein klarblickender Sohn Friedrich, nur Interessen, nicht Prinzipien ließen sich vermitteln; nicht an Einsicht, sondern an gutem Willen oder an Macht fehle es den Fürsten.

Friedfertig von Natur und mehr noch durch das Alter, gewöhnt an die milden Formen der vornehmen Welt, konnte er heute in Hernsheim seinen französischen Schützling Dalberg besuchen und ruhig anhören, wie Talleyrands Nichte von der Größe des Empire schwärmte, und morgen mit Stein verkehren, der gern, wenn auf die Franzosen die Rede kam, mit einem grimmigen „Hol' sie alle der Teufel!" herausfuhr. Gleichzeitig entstanden zahlreiche Flugschriften und Zeitungsartikel — natürlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, welche schon damals die Kunst verstand, der Sprechsaal aller zu scheinen und das servile Werkzeug des einen in Wien zu sein. Leicht begeistert ergriff er jedes Ding: wie er „gut arabisch" war, als er für seine Sittengeschichte den Koran las, so ward er „gut griechisch", als der griechische Freiheitskampf ausbrach. Er war der erste, der in einem deutschen Landtage für die Sache der Griechen ein mutiges Wort sprach. Die Philhellenen jubelten ihm zu, und Krug widmete dem „nicht bloß hoch- und wohlgebornen, sondern auch hoch- und wohlgesinnten" Freiherrn sein Buch über Griechenlands Wiedergeburt. Auch diesmal verließen ihn die alten Lieblingsgrillen nicht. Obwohl er die Kehrseite des griechischen Kampfes sehr wohl erkannte und warnend auf die von Rußland drohende Gefahr hinwies, so träumte er doch wieder oranische Pläne, wollte die wiedergeborenen Hellenen in holländischen Seeschulen bilden, den Prinzen Friedrich der Niederlande zum griechischen Könige erheben. Er wünschte, die Türkei möge in Kleinstaaten zerfallen, welche dem Kindersegen deutscher Kleinkönige ein standesgemäßes Unterkommen bieten würden usw. Und doch liegt in diesem wunderlichen Gebaren ein ehrwürdiger Zug, der auch dem Frivolen zu lachen verbietet. Wohl nur einmal hat die Schlaffheit der Zeit dem alten Gagern ein so schlaffes Wort entrungen wie dieses: „Und ist in der europäischen Sitte nicht so ein Schlendrian, der einstweilen doch die Sachen so in ihrem Esse erhält?" Sonst ist in diesem langen Leben alles Frische, Mut, Rüstigkeit, und wenn uns im Mißmut über Deutschlands Elend Haupt und Hände sinken, dann mögen wir aus den Briefen des alten Herrn lernen, was es heißt, nicht müde zu werden!

Gagerns Ausscheiden war der erste Schritt auf der Bahn jener „Epuration" des Bundestages, welche endlich damit endete, daß die Herrschaft der Habsburger in Deutschland auch in den Personen der Bun-

desgesandten sich widerspiegelte und der k. k. Gesandte einer Schar schmiegsamer Diener gegenüberstand. Als nun Österreich zu Karlsbad mit dämonischem Geschick die Nation in ihrem Heiligsten und Liebsten, in Schrift und Wissenschaft, verwundete, da riß auch dem Langmütigsten die Geduld. Gagern schrieb jenen trefflichen Brief an Plessen, woraus wir schon das Urteil über den Deutschen Bund mitteilten. Er kündete dem alten Freunde, der mit zu Karlsbad gewesen, „offene Fehde" an, er beklagte seine eigene und der anderen Sorglosigkeit, die zu Wien die „Grundzüge" des Bundes nicht entwickelt hatten. „Hintergehen Sie Ihre Herren nicht, bringen Sie ihnen nicht den Wahn bei, daß das, was jetzt vorgeht, Neuerungssucht, von seiten der Fürsten nur Langmut und Gnade sei. Sagen Sie ihnen, daß die Beurteilung der deutschen Staatsformen von jeher ganz frei war." Hätte Gagern das große Geheimnis des Jahres 1819 gekannt, hätte er gewußt, was die Nation erst im Jahre 1861 durch die Privatarbeit eines wackeren Professors erfahren hat, daß die Karlsbader Beschlüsse nur durch eine Minderheit im Bunde zum Gesetze erhoben und die Deutschen mit einem Gaukelspiele sondergleichen belogen wurden: sein Zorn würde noch andere Worte gefunden haben und so schnell nicht verflogen sein, wie er leider in der Tat verrauchte.

Bald vertraute er wieder den Mächtigen. Stein und Gagern sollten das „Cogitat, ergo est Jacobinus" an ihrem Leibe erfahren, sie galten in Frankfurt als Häupter des rheinischen Liberalismus. Als einige Burschenschafter die jungen Gagern zu Hornau besucht hatten, da prangte der Name Hans Gagern in den Akten der Bundes-Untersuchungskommission zu Mainz. Stein schlug um sich in gewaltigem Zorne „über eine solche viehische Dummheit, eine solche teuflische Bosheit, einen solchen nichtswürdigen, aus einem durchaus verfaulten Herzen entstehenden Leichtsinn". Gagern aber lachte der Torheit, und von dem Urheber alles dieses Unheils vermochte der alte Kämpe des Föderalismus bis zu seinem Ende sich nicht ganz zu trennen. Die Besuche auf dem Johannisberge waren ihm ein Bedürfnis. Da gab es wohl Stunden, wo er den Fürsten durchschaute und ihn „nur den Augenblick berechnend, kurz, zu leicht" fand und ihm nachsagte, er mache keinen Unterschied zwischen Boudoir und Kabinett; ja, im Jahre 1823 schrieb er dem Fürsten: „Wenn Sie dahin geführt würden, einen rückläufigen Gang, was Sie Stabilität nennen, zu wollen, den Artikel 13 zu entstellen, uns zu entnationalisieren, unser Bundessystem zu entfärben und zu zersetzen — dann, verlassen Sie sich darauf, werden Sie in mir einen entschiedenen Feind haben, ich werde Haupt der Opposition sein." Aber als nun das System der Entfärbung und Entstellung und Zersetzung wirklich nackt vor aller Augen lag, da konnte sich die deutsche Gutmütigkeit immer noch nicht zum Bruche entschließen, da meinte er beschwichtigend: „Wir sind in den Grundsätzen einverstanden, nur über die Anwendungen denken wir verschieden." Er

fragte Metternich arglos: „Sagen Sie selbst, gab es nicht eine Zeit, wo Sie mit dem Bunde zufriedener waren als jetzt?" — und erhielt die tiefsinnige Antwort: „Allerdings. Aber es sind inzwischen Dinge vorgegangen, welche dem entgegenwirkten." Gleich den meisten Zeitgenossen bewunderte er im stillen die Festigkeit des Metternichschen Systems und erkannte nicht, daß der Schein der Konsequenz das unsterbliche Vorrecht der Beschränktheit ist. Und wieder trägt von solcher Halbheit die größere Schuld nicht der Mann, sondern Deutschlands Lage. Denn wo war, bevor es einen Preußischen Landtag gab, bei uns die Stätte für eine Opposition in großem Stile? —

Näher, natürlicher war das Verhältnis zu seinem Nachbar Stein, dem Gagern, der erste, ein Denkmal setzte, als er (1833) Steins Briefe herausgab und das undankbare, über den Rhein hinüberblickende Volk an seinen edeln Toten mahnte. Gar seltsam stehen sie nebeneinander, die Briefe Steins, schroff, rücksichtslos, ein bestimmtes Ziel wie mit einem Keulenschlage treffend — und Gagerns Schreiben, anregend, sprudelnd von Einfällen, moderner, billiger im Urteil, weil ihnen die große Leidenschaft des anderen abgeht. Leise scheint hindurch jener Gegensatz des altpreußischen, mehr auf die Verwaltung, und des süddeutschen, mehr auf die Verfassungsfragen gerichteten politischen Sinnes, welcher erst in einem deutschen Staate die notwendige leicht erreichbare Ausgleichung finden kann. „Sie finden uns geschieden durch Glauben und Preußentum," schreibt einmal Stein, „das heißt geschieden für Zeit und Ewigkeit." Den einen Vorwurf durfte Gagern leicht hinnehmen: „A tout prendre halte ich mich für einen bessern Christen als Sie," schrieb er dem Orthodoxen, „weil ich zufriedener bin." Von Preußen aber begann er allmählich größer zu denken; auch er empfand endlich das Elend der Kleinstaaterei, beneidete den Freund um seinen großen Staat und den weiten Gesichtskreis, erkannte, daß ein Kleinstaat nur dann erträglich sei, wenn er bescheiden dem laisser faire huldigte, und bedauerte zuzeiten, daß ihn das Glück nicht unter den schwarzen Adler geführt. Zu einer entschiedenen Umkehr freilich von der föderalistisch-kleinstaatlichen Richtung konnte der Alternde sich nicht mehr bekehren. Als der Zollverein im Entstehen war und der souveräne Dünkel der norddeutschen Mittelstaaten durch unhaltbare Sonderbünde unsere wirtschaftliche Einigung zu hindern versuchte, da dachte auch Gagern, der alte Gegner der Binnenmauten, an ein „tertium aliquid" neben dem preußischen Zollvereine. Wenn Stein kategorisch schrieb: „Nassau muß beitreten" — der Mann der Kleinstaaten wollte dies „muß" nimmermehr zugeben. Nach alledem wollte eine rückhaltlose Freundschaft zwischen den beiden nicht gedeihen, am wenigsten jetzt, da in dem gealterten Stein die großartige Einseitigkeit und Härte des Charakters immer schärfer hervortrat. Er liebte wohl, mit dem beweglichen, geistreichen Nachbar einige Stunden in anregendem Gespräche

zu verbringen, doch mit unveränderter, grenzenloser Verachtung sah er auf die dynastischen Ränke der kleinstaatlichen Diplomatie herab. „Einem preußischen General", warf ihm Gagern vor, „haben Sie mich vorgestellt als einen quidam und leidlichen politischen Schriftsteller, statt zu sagen: einen Mann von richtigem Blick und edelm Herzen, meinen werten Freund!" — Als Gagern aus dem Bundestage ausschied, sah er in einer „alles verzehrenden Hauptstadt" ein Unglück für Deutschland. „Nur fortgesetzte Torheiten, nur die Wahrnehmung, daß Deutschland bei solcher Trennung Beute, Zielscheibe der Feinde oder der Eroberer bleiben müsse, könnte meine Sinnesart ändern." Die Torheiten häuften und häuften sich; ohne das Schwert zu ziehen, ließ sich der Bund, unwürdiger als das Heilige Reich in seinen unwürdigsten Tagen, das halbe Luxemburg entreißen — und der ewig Vertrauende vertraute noch immer dem „nicht bestehenden" Bunde.

Jene luxemburgische Schmach mußte gerade ihn aufs tiefste erschüttern, denn mit der belgischen Revolution war das Lieblingswerk seiner Mannesjahre zuschanden geworden, und die Männer der Bewegung hatten seinen Vermittlungsversuch von der Hand gewiesen. Schier teilnahmslos schaute die deutsche Nation dem Abfalle des Grenzlandes zu: so wenig hatte Gagerns künstliche Länderteilung Wurzeln geschlagen in der Seele des Volkes. Nicht bloß persönliches Interesse erregte seinen Zorn; er sah, was heute nur die wenigsten glauben wollen, daß auch die gegenwärtige Lage eine definitive Lösung der niederländischen Frage nicht gebracht hat. Für Luxemburgs Verteidigung stritt er in seinen „Vaterländischen Briefen". Aber nur ein Jahr, nachdem der Bund das Bundesland preisgegeben, noch im Jahre 1840 träumte Gagern wieder, so überschwenglich wie nur je in den Honigmonden des Bundestags, von großer Bundespolitik und empfahl die Kolonisation der Balkanhalbinsel der Bundes-Militärkommission zur Beratung.

Mit einiger Scheu sprach er selbst dann und wann von den „gestählteren Sprößlingen des neunzehnten Jahrhunderts". In der Tat, ein neues Geschlecht wuchs heran, ein Geschlecht, dem die kleinen dynastischen Sorgen der alten Zeit bald nur wie ein neckischer Traum erschienen. Eine Ahnung dieser anderen Tage mochte den alten Herrn wohl überkommen, wenn er umschaute in seinem eigenen Hause. Es war ein schönes Bild deutschen Lebens, dies alte Haus. Man hat oft gespottet über die „Familienpolitik" der Gagern. Gewiß, ein Lord aus alter Whigfamilie hat ein Recht zu fragen, wie man von Familienpolitik reden könne in einem Hause, das vom Unitarier bis zum Ultramontanen fast alle Schattierungen des Parteilebens darstellte. Aber in der Unreife der deutschen Dinge war es schon ein Großes, wenn der Alte auch nur die Pflicht, für Deutschland zu wirken — sein Spartam nactus es, hanc exorna — den Söhnen fort und fort einschärfte. Wachte ein Sinn, wie der des alten Reichsritters, in vie-

len unserer vornehmen Häuser — es stünde anders um den deutschen Adel. Dabei ein Geist der Duldung in der konfessionell gespaltenen Familie, wie er nur unter Deutschen möglich ist. Ob auch die diplomatischen Freunde den Vater bei seinem makellosen Namen zur Strenge mahnten, sein Heinrich durfte unbehelligt seine liberalen Wege gehen. Daß den Liebling Fritz der Alte nicht störte, verstand sich ohnehin; denn mehr empfangend als gebend stand der Vater früh schon der überlegenen Nüchternheit dieses groß angelegten Kopfes gegenüber.

Aber auch zu geben wußte er redlich. Sogar für seine Schriften dachte er sich am liebsten seine Söhne als Leser. Er schrieb den Stil sanguinischer, anempfindender Naturen; seine Rede ist unruhig, zerhackt, wimmelt von Winken, Zitaten, Ausrufungen, sie sticht gar seltsam ab von jener knappen, sachgemäßen, schmucklosen Darstellungsweise, welche den Schriften seines tatkräftigen Sohnes Friedrich einen unwiderstehlichen Reiz gibt. Mit hohem Selbstgefühle schaute er selber auf seine Werke: „Ich bilde mir fürwahr ein, Richtiges, Geschichtliches, Zusammenhängendes, Erhabenes zutage zu fördern, auf klassisches Altertum und seine Weltweisen und auf der Vorfahren ritterlichen Geist gestützt." Wer über die absichtlich aphoristische Form seiner Bücher klagte, den schalt er kurzweg einen gelehrten Pedanten; und doch leidet der schlichte Leser am schwersten darunter, muß manche der Schriften als ein Buch mit sieben Siegeln hinweglegen. Wer aber schärfer hineinblickt in dies krause Durcheinander, findet eine Fülle gelehrten Wissens, geistreicher, oft überraschend feiner Bemerkungen und trotz mancher eklektisch matter Worte überall ehrenhaften Mut, eine herzgewinnende Milde. Mit dem Werke „Mein Anteil an der Politik" genügte Gagern einer Pflicht, die er mit Recht der Muße des Staatsmannes zumutete, füllte an seinem Teile durch diese Memoiren eine Lücke, welche die deutsche Literatur damals noch zu ihrem Nachteile von dem Schriftschatze der Fremden unterschied. Leider hinderten ihn hundert wirkliche und eingebildete Rücksichten, die Ereignisse, wie er sie kannte, vollständig zu enthüllen. Durch solche Zurückhaltung verdiente er sich allerdings das Lob Metternichs, daß seine Werke immer „den Ton der guten Gesellschaft" zeigten; dem Historiker aber ist diese rätselhafte Weise zu erzählen ein rechtes Kreuz. Nur die Geschichte der rheinbündischen Zeit und des zweiten Pariser Friedens wagte er etwas rücksichtsloser zu schildern. Durch den größten Teil seines Lebens zog sich die Arbeit an den „Resultaten der Sittengeschichte". Die ersten Bände handeln vom Staate: sie betrachten historisch die Staatsformen, geben jeder das Ihre, der Demokratie freilich das mindeste, denn mit Unrecht werde die Demokratie darum gepriesen, weil sie Spielraum für alle Talente gewährte: „Der Staat ist nicht die Maschine für das Talent und seine Demonstration." Das Werk mußte allen Parteien mißfallen. Wie wenig aber das eklektische Buch darum ein gesinnungsloses sei, das erkennt auch

der Mißwollende an dem Abschnitt über den verfassungsmäßigen Gehorsam. Über dies gefährliche Thema verkündet der an den Höfen Auferzogene mutig die von den Fremden gelernten Lehren. Sehr einsam steht er also neben seinen deutschen Vorgängern; denn nur mit Scham erinnert sich der Deutsche, welche knechtische Weisheit einst unsere lutherische Kirche über diese Grundfrage staatlicher Freiheit gepredigt hatte. An den letzten Bänden über Freundschaft und Liebe geht der moderne Leser schweigend vorüber; wir verstehen sie nicht mehr, diese altväterische Weichheit zerfließender Empfindung.

Das wissenschaftlich bedeutendste, zugleich das allein vollendete von Gagerns größeren Werken ist die „Kritik des Völkerrechts" (1840). Hier redet wieder der Mann der Kleinstaaten. Leyden, Zürich, Hamburg sind ihm der Herd des Völkerrechts, die Lehre vom Gleichgewicht sein Ideal. Schlechterdings kein Unterschied zwischen potestas und auctoritas großer Staaten über kleine; nur in gänzlich unbeschränkter Souveränität kann der Kleinstaat seinen Beruf als der rechte Hüter friedlicher Kultur erfüllen; schlechthin verwerflich also ist das Recht der Intervention. Aber man fühlt, der alte Herr hat Seeluft geatmet, sein Blick hat in Holland gelernt, einen weiten Horizont zu umfassen, den deutsche Stubengelehrsamkeit selten umspannt. Er bespricht Kolonisation, Auswanderung, Negerhandel, das Nächste und das Fernste so anregend, daß es schwerlich ein Zufall war, wenn kurz nach dem Erscheinen dieses Werkes die seit langem erstarrte deutsche Völkerrechtswissenschaft wieder erwachte und zu neuen unerwarteten Erfolgen gelangte. Das Buch ist reich an scharfsinnigen Urteilen über Menschen und Dinge. Auf die europäische Bedeutung jenes Vertrags vom 3. Januar 1815, den er selbst dereinst im Eifer für die unantastbare sächsische Krone gefördert, hat meines Wissens Gagern zuerst aufmerksam gemacht: er erkannte, daß seitdem die alten Bundesgenossenschaften des Weltteils sich verschoben, die lange verfeindeten Westmächte in ein Verhältnis der entente cordiale traten, das bisher sich auf die Dauer nicht wieder gelöst hat. Über den Prätendenten Ludwig Napoleon sagte der alte Diplomat: „Er ist offenbar mehr aus der Schule des Oheims als des Vaters." — Ein geschlossenes juristisches System aufzubauen lag seinem Sinne fern; verständiges Wohlwollen ist ihm das Prinzip des Völkerrechts.

Auch den kirchlichen Dingen dachte er zeitlebens eifrig nach. Obschon er gegen Stein seinen Deismus wacker verteidigte, manchmal überkam ihn doch „ein kleiner Neid, daß ich so nicht glauben konnte". Mit tiefem Bedauern sah er die aristokratische Verfassung der katholischen Kirche Deutschlands zerfallen. Schon während der Freiheitskriege schlug er vor, mindestens die Reichskanzlerwürde und den Deutschen Orden wiederherzustellen, und vom Bundestage verlangte er Ordnung der kirchlichen Verhältnisse von Bundes wegen. Aus allen Richtungen des Katho-

lizismus wußte der duldsame Mann das Ehrenwerte herauszufinden. In Rom verkehrte er freundschaftlich mit seinem Wiener Genossen, dem Kardinal Consalvi. Er — wohl der erste Ketzer, dem solche Ehre widerfuhr — hörte mit Erbauung eine Ansprache des Papstes an die Kardinäle. Ungleich mehr reizten ihn die Ideen Wessenbergs; auch er dachte die Reformpläne des fünfzehnten Jahrhunderts zu erneuern und hoffte auf eine deutsche Nationalkirche. Gern berief er sich auf jenes Wort des heiligen Bernhard, daß, die den Erdkreis richten, auch durch den Erdkreis gewählt werden sollen; er verlangte Mitwirkung aller Nationen bei der Besetzung des Kardinalkollegiums. Noch einen anderen Lieblingstraum der milderen Geister seiner Zeit, den Traum der Vereinigung aller Konfessionen, hat Gagern mitgeträumt. Sehr ernst nahm der korrekte Mann des Reichsrechts die Klausel des Westfälischen Friedens: donec per Dei gratiam de religione ipsa convenerit, und weil ihm immer leicht fiel, zu glauben, was er wünschte, so fand er auch, die katholische Kirche sei protestantischer geworden, der Protestantismus aber „katholisiert" und der bischöflichen Gewalt bedürftig. Er wähnte, ein von allen Konfessionen beschicktes Konzilium könne den Zwiespalt leicht beilegen. Suchte er doch die Größe der christlichen Religion in ihrem „elastischen Charakter". War er doch selber elastisch genug, um den Marienkultus und das Klosterleben zu verteidigen. So folgte er, wie nach ihm Friedrich Wilhelm IV. und Max II. von Bayern, unsicher tastend den Spuren der Grotius und Leibniz und ahnte nicht, daß die humane, rein weltliche Geistesfreiheit der modernen Zeit innerlich bereits zur Hälfte verschmolzen hat, was Gagern äußerlich versöhnen wollte.

Solchen friedlosen Träumen hing der Einsiedler von Hornau ungestört nach, solange der milde Kirchenfürst, Steins Freund, Graf Spiegel die Kirche des Rheinlandes leitete. Nach dessen Tode brach der Streit zwischen Staat und Kirche gewaltsam aus. Abermals wie in den Tagen des Heiligen Reichs ward Köln eine Hochburg der ultramontanen Partei; die Krone Preußen sah sich gezwungen, Spiegels ungleichen Nachfolger, den Erzbischof Droste-Vischering, gefangen zu setzen. Jetzt erst kam an den Tag, welche schwierige Lage die Länderverteiler des Wiener Kongresses dem preußischen Staate bereitet hatten. Bald nachher begann die deutsch-katholische Bewegung, unklar, geistlos von Haus aus, aber ein unvermeidlicher Rückschlag gegen den Übermut der Ultramontanen. Gagern war entsetzt, daß wiederum die Zornrufe konfessionellen Haders in Deutschland widerhallten — „so alte, so arge Übel, die wir gänzlich beseitigt glaubten"! In München spannen Gagerns alte Genossen im Kampfe wider Preußen von neuem ihre dunkeln Ränke, sie gedachten das Rheinland mit einem katholischen Throne zu segnen. Görres schickte seinen grimmigen Athanasius in die Welt wider den preußischen Staat, den „ungeschlachten, starren Knochenmann", der eine Staatsreligion nach

dem Muster der Chinesen zu gründen trachte. Brandschriften der belgischen Ultramontanen reizten das Rheinland zum Aufruhr, und Papst Gregor XVI. sprach die unvergeßlichen Worte: „Aus dem Wahn, daß man in jedem Glauben selig werden könne, fließt der Wahnsinn, daß jedem Menschen Gewissensfreiheit gebühre." Inmitten dieses wüsten Taumels entfesselter Leidenschaften hoffte Gagern Versöhnung zu predigen. Er schrieb die beiden „Ansprachen an die Nation wegen der kirchlichen Wirren" (1838 und 1846). Nicht umsonst war er bei Stein in die Schule gegangen: er verteidigte das Recht der Notwehr der preußischen Krone und mahnte die Rheinländer, sich ihrem Staate zu fügen. Aber wie ahnt er doch so gar nichts von der Schroffheit der Gegensätze, die hier aufeinanderprallten! Den plumpen Fanatiker, der sich als Märtyrer gebärdete, spricht er an: „Sie sind Erzbischof, Deutscher, Europäer und Mensch!" — während doch Droste weder Europäer noch Mensch und am allerwenigsten ein Deutscher sein wollte. Den Geist der Verfolgung meint er zu beschwichtigen, wenn er mahnt, jeder Priester solle „ein Lichtfreund" sein! Die Glaubenseifrigen denkt er zu versöhnen, wenn er für jeden Auswuchs des Katholizismus irgendeine gutmütige Entschuldigung findet; den alten Deisten verdroß es nicht, seine frommen Enkelinnen zum heiligen Rock nach Trier zu begleiten. Er sieht nicht, daß gegen gewisse Krankheiten der katholischen Kirche die schonungslose Derbheit des trivialen Rationalismus durchaus im Rechte ist; er fühlt nicht, daß einer grundsätzlich unduldsamen Macht gegenüber die Toleranz leicht zur Schwäche wird. Sehr fein allerdings erkennt er den Hauptgrund des Wiedererwachens einer starken ultramontanen Partei, indem er zweifelnd fragt: „Wäre es Folge der Säkularisationen, daß der deutsche Sinn aus den Bischöfen wiche?" — und dennoch empfiehlt er die Gründung einer deutschen Nationalkirche in einem Augenblicke, da die Kirchenhäupter jeden Gedanken daran mit Abscheu zurückwiesen! — Der wohlmeinende Vermittler vermochte den Sturm nicht zu beschwören, er erntete Vorwürfe von beiden Seiten.

Auch ein Feld für praktisch-politisches Wirken fand der vom Bundestage Verwiesene wieder in der darmstädtischen Volksvertretung. Zunächst in der Zweiten Kammer. Doch schon nach der zweiten Sitzungsperiode gelangten die gesinnungstüchtigen Wähler von Pfeddersheim — so recht im Geist der verbissenen Opposition jener Tage — zu der Einsicht: ein Mann, der Orden trug, ja, schnöde genug, den Exzellenztitel führte, könne nimmermehr das freie Volk vertreten. Die Regierung besann sich noch einige Jahre, bis sie Gagern auf den Platz in der Ersten Kammer rief, der ihm längst gebührte. Raum für sein Talent fand er auch hier nicht. Denn es waren die kleinstaatlichen Volksvertretungen jener zwanziger Jahre, da die politischen Bestrebungen in Nord und Süd noch nach den verschiedensten Zielen gingen, dasselbe, was sie heute, seit ein preu-

ßischer Landtag besteht, wieder geworden sind — bescheidene Provinziallandtage. Und als nach der Julirevolution der französische Liberalismus der Zeit die Kammern des Südwestens zu vorübergehender unnatürlicher Bedeutung emporhob, blieb der alte Gagern der neuen Richtung fremd. Er durfte anfangs hoffen, den Beruf der „vernünftigen Mediation", den er dem niederen Adel zuwies, zu erfüllen. Tagten doch in diesem kleinen Herrenhause zahlreiche Standesherren, denen die wirtschaftlichen und historischen Voraussetzungen eines echten Adels keineswegs fehlten. Um so mehr mangelte in ruhiger Zeit der vornehme Opfermut und in den Tagen der Not sogar der triviale Mut, der den Bauer treibt, sein Besitztum zu verteidigen. In solcher Umgebung blieb der Wackere einsam. „Ich bin Tory und Royalist, ganz so wie die echte oranische Partei es versteht" — so hatte er selbst seine Parteistellung bezeichnet; und bald beargwohnten ihn die vornehmen Genossen als einen Jakobiner, da es galt, die soziale Reform des flachen Landes durchzuführen, und er den Bevorrechtigten — auch sich selber — sein „Pätus, es schmerzt nicht" zurief. Man kam bis zu persönlichen Händeln, als er dem präsidierenden Grafen Solms-Lich und dem Minister Linde den treffenden Vorwurf zuschleuderte: „Es kommen uns vorzüglich aus dem Norden allerlei mystische sophistische Behauptungen zu, die wie die Nebel von den Sonnenstrahlen des natürlichen Verstandes zerstreut werden." Manche Sitzung hat der Alte gemieden oder vor der Zeit verlassen, weil die Quälereien im höfischen Kreise kein Ende nahmen. Am wenigsten verziehen ihm die Genossen, daß er die Emanzipation der Juden verteidigte und die Wut der Partei wider das rheinische Recht nicht teilte. Der in den Freiheitskriegen von dem gerechten Hasse des Volkes nur leicht berührt worden, wie hätte er nun mit einstimmen sollen in den verbissenen Haß der Kaste? Er tat das Seine, daß den Rheinhessen ihr Code erhalten blieb.

Was aber seine Wirksamkeit in der Kammer zumeist untergrub —: jenem Zweige des Staatslebens, den er am gründlichsten kannte, der auswärtigen Politik, blieb die klägliche Enge eines kleinstaatlichen Parlaments verschlossen. So stand er außerhalb der Parteien wie der Dinge und begnügte sich wieder mit löblicher Gesinnung. „Vaterland, ein großes Vaterland, Nationalität, deutsche Ehre, Ansehen, Zusammenhang, Kraft, Kultur, Entwicklung" — diesen Zielen sollten seine Reden gelten. Und körperlos, traumhaft, wie das Vaterland der Deutschen war und ist, war auch das vaterländische Wirken des Föderalisten. Er sprach mit Vorliebe in der Adreßdebatte, nur selten über bestimmte Gegenstände: so mehrmals gegen die Heimlichkeit des Bundestages und mit schöner Wärme für die Begnadigung der Opfer der Demagogenverfolgung. Welche bedeutende rednerische Begabung aber unter der Ungunst der deutschen Zersplitterung verkümmerte, das erfuhr man, wenn einmal eine Rechtsverletzung zur Sprache kam, so roh und frech, daß der Mut des bösen Gewissens allein

genügte, sie sittlich zu vernichten. Das erfuhr widerwillig der hessische Adel, als der alte Herr sein lautes Zornwort sprach wider den großen Verfassungsbruch in Hannover. Solche Augenblicke, da die Presse ihn wieder feierte, gingen rasch vorbei. Er blieb doch fremd der verwandelten Zeit, er sah die Welt „rettungslos hin und her schwanken zwischen Despotismus und Revolution", eiferte alternd wider die „lockeren Blätter" und das Treiben der Demagogen.

So fand ihn die deutsche Revolution. Der Staatsmann wollte kein Vertrauen fassen zu dem neuen Wesen, dem Vater mochte wohl das Herz groß werden, wenn er den Namen seines guten Hauses aus jedem Munde preisen hörte. Eine Stunde noch lächelte ihm die Gunst des Volkes, die nie gesuchte, als in bewegter Volksversammlung zu Wiesbaden ein Redner an die Männer der Vergangenheit erinnerte und die Masse den Besten, den sie kannte, herbeiholte und die Freiheitsredner den Aristokraten umringten, ihm die Hände küssend. Es war die flüchtige Wallung einer unklaren Empfindung gewesen. Die Bewegung ging ihren furchtbaren Gang; nur wenige Wochen, und der General Friedrich Gagern fiel als der deutschen Revolution edelstes Opfer. Das brach dem Greise den Lebensmut. Noch einmal ist er auf den Markt getreten mit einer Allokution an das Volk; hier schweigt das politische Urteil; uns bleibt nur die unvergleichliche Güte dieses Herzens zu bewundern, das von der milden Lehre der Versöhnung auch dann nicht lassen wollte, als ihm sein Liebstes entrissen war. Dann sah er den schnell errungenen Ruhm der Söhne schneller noch verbleichen, und der Lebenssatte mußte noch sein Weib begraben. Am 22. Oktober 1852 starb Hans von Gagern.

Sehr ernste Gedanken werden uns rege, wenn wir zurückschauen auf dies bewegte Leben. Wie reich ist es an Geist und Mut und herzlicher Güte, und doch wie trostlos arm an dauernden Erfolgen, an folgerichtigem Wirken! Denn was blieb übrig von den politischen Werken, denen der Unermüdliche sein emsiges Schaffen weihte? Was anders als — das Gesamtreich Nassau! In die vagsten Träume sahen wir den edeln Patrioten sich verirren, weil er zu geistreich war für die dürftige Routine kleinstaatlichen Lebens und nie in der Schule eines großen Staates lernte, daß auch in der Staatskunst erst die Beschränkung den Meister zeigt. Hören wir sie einzeln, die kleinstaatlichen Lieblingsgedanken, welche den alten Föderalisten beherrschten, so läßt sich mit einem jeden rechten; denn eine bare Torheit zu sagen, war Gagern außerstande, und die meisten jener Ideen sind bloß Anachronismen, keineswegs an sich verkehrt. Aber bitterer Unmut übermannt uns, wenn wir sie zusammen finden, eng beieinander in dem Leben eines Mannes, alle diese ungeheuren Widersprüche: den Aberglauben an die kulturfördernde Macht der Kleinstaaten, während Gagern seine eigene Bildung darunter verkümmern sieht und an gefährdeter Grenz-

stelle selbst zur Mediatisierung schreiten muß; diese Angst vor einer alles verschlingenden Hauptstadt, während ihn selber die Sehnsucht verzehrt nach einem Zentrum, einer Bühne deutscher Politik; dies begehrliche Hinüberschweifen der patriotischen Phantasien nach den entfremdeten Töchtervölkern unseres Landes, derweil das Vaterland eine „Union", und in Wahrheit nicht einmal diese, bleiben muß; dies Pläneschmieden für die fremden Häuser der Oranier und Welfen, während Preußen von ehrlichen Patrioten an jeder Abrundung gehindert wird und eben dadurch, zum Erstaunen der Mißgünstigen, immer tiefer hineinwächst in Leib und Seele der Nation. Beschämt gestehen wir bei solchem Anblick: Grillen, Launen, recht eigentlich Steckenpferde sind es, die uns hindern, wieder einzutreten in die Reihe der Nationen. Wie die Praxis des Deutschen Bundes in dem Zustande embryonischer Staaten verharrt und hochwichtige Staatszwecke durch Sonderbünde erreichen muß, als lebten wir noch in den Tagen des Faustrechtes: so sind auch unsere Meinungen über deutsche Politik zuchtlos, kindlich, unreif geblieben.

Unstet hat in den letzten Jahrzehnten die Meinung der Menschen über den alten Föderalisten hin und her geschwankt. Wie ein Patriarch ward er verehrt, solange sein Sohn Heinrich als der Held des nationalen Gedankens galt. Heute, seit wir die Verdienste der Söhne ruhiger zu würdigen beginnen, ist man sehr geneigt, den alten Gagern kurzab zu den falschen Götzen einer überwundenen Epoche zu werfen. Solche Meinung ist unhistorisch, sie würdigt zu wenig, wie sehr dem Deutschen, vornehmlich dem Nichtpreußen, noch vor zwei Menschenaltern erschwert war, die Macht der Phrase von sich zu schütteln. Und doch begrüßen wir diese ungerechten Urteile mit Freuden; sie sind uns ein Zeichen, daß wir allmählich von jener Krankheit genesen, welche sich in dem alten Gagern gleichsam verkörpert: von der echt deutschen Sünde vertrauensseliger Gutmütigkeit. Im Leben der Einzelnen eine liebenswürdige Schwäche, wird sie im öffentlichen Wirken ein schweres Unrecht, ja, dem Deutschen Bunde gegenüber die ärgste Verschuldung, die ein Staatsmann auf sein Haupt laden kann. Neben einem Metternich erscheint der alte Gagern zuzeiten würdelos in der Arglosigkeit seines Hoffens. Weil wir gehofft und vertraut während eines halben Jahrhunderts, eben deshalb ward die deutsche Politik so gründlich verdorben, daß an eine Ausführung der „Grundzüge" der Bundesverfassung nicht mehr zu denken, nur von einem Neubau noch ein Heil zu erwarten ist. Wir durchblättern Gagerns Sittengeschichte und lesen kopfschüttelnd die Widmungsblätter: an Napoleon, an Erzherzog Karl, an Friedrich Wilhelm III., an Stein! So haltlos ward der milde, vielseitige Mann von den hochgehenden Wogen einer stürmischen Zeit hin und her geworfen. Lernen wir von Gagern, mit gleicher Einheit des Sinnes, gleicher Unermüdlichkeit, aber mit einer ganz anderen Kraft des

Hasses und der Liebe die vaterländischen Dinge zu ergreifen, bei gleichem Vertrauen zur menschlichen Gattung um vieles nüchterner und härter zu werden gegen die Personen. Denn noch streiten wir um die fürchterliche Frage, ob diese Nation existieren solle. In solchem Kampfe wird zur ernsten Pflicht jene herbe Strenge des Urteils, welche vermag, was Gagern nie vermochte, die schönen Reden des Partikularismus kalt und stolz zu verachten.

Karl August von Wangenheim

Leipzig 1863

Noch haben wir Deutschen kein Recht zur Klage, wenn der Engländer mit absprechender Unwissenheit das undurchdringliche Dunkel der deutschen Politik belächelt. Denn wie mögen wir fordern, daß der Fremde — gewöhnt an bestimmte Parteigegensätze und an eine alte, dem ganzen Volke heilige Rechtsordnung — den männlichen Widerwillen gegen alles Kleinliche und Unklare überwinde und mit dem Wirrwarr der deutschen Bundesgeschichte sich vertraut mache? Schon das Treiben der Parteien im Innern der deutschen Staaten wird er kaum verstehen. Betreten wir vollends das Gebiet, wo alle diese Parteibestrebungen sich durchkreuzen, das Gebiet der deutschen Bundespolitik, so enthüllt sich ein Chaos von Widersprüchen, dessen ganzen Widersinn ein Teil der Nation noch immer nicht begriffen hat. Wir sahen und sehen, wie dieselben Landtage, welche die feste Einigung der Nation unermüdlich fordern, dennoch der einzigen nationalen Behörde, die wir besitzen, unablässig widerstreben. Und blicken wir um einige Jahrzehnte zurück, so begegnet uns ein noch erstaunlicheres Schauspiel. Jener Reformplan, der nach der deutschen Revolution von allen Einsichtigen als eine Kinderei oder als ein Deckmantel des Landesverrats verworfen wurde und erst während der grenzenlosen Verwirrung der jüngsten schleswig-holsteinischen Bewegung in einigen unklaren Köpfen wieder aufgetaucht ist — der Triasgedanke, ward in den zwanziger Jahren mit redlichem vaterländischen Eifer verteidigt von denselben liberalen Staatsmännern des Südwestens, denen wir es danken, daß die feindseligen Absichten des Wiener Kabinetts nur zur Hälfte in Erfüllung gingen. Die Erklärung so unnatürlicher Erscheinungen liegt in zwei allbekannten Tatsachen. Der Frankfurter Bundestag war, statt eines Brennpunktes deutscher Macht, ein Denkmal deutscher Schande, das gehaßte Werkzeug österreichischer Fremdherrschaft geworden, und der Staat, welchem die Pflicht oblag, dies Joch zu zerbrechen, Preußen, hat während langer Jahre dieses Amtes nicht mit voller Kraft gewartet. Denn keine Frage: von den politischen Sünden, welche die deutsche Revolution heraufbeschworen, fällt ein großer Teil auf die Schultern

von Preußen. Ist dies Geständnis beschämend, so springt uns doch auch ein Quell des Trostes und der Hoffnung aus der Einsicht, daß dieses Staates Schuld und Verdienst, Tun und Lassen notwendig Deutschlands Geschicke bestimmt. Gänzlich unterblieben freilich wären die gefährlichen Versuche, in dem „reinen Deutschland" einen Bund der Mindermächtigen zu bilden, gewiß auch dann nicht, wenn Preußens Staatsmänner jener hochherzigen deutschen Staatskunst treu geblieben wären, die sie noch auf dem Wiener Kongresse verfochten. Aber nimmermehr konnten redliche Patrioten sich auf die Dauer mit den verschlagenen Ränkeschmieden des mittelstaatlichen Partikularismus verbünden, nimmermehr — um das unseligste Übel der Zeit vor dem Jahre 1848 in einem Satze zu bezeichnen — nimmer konnte der deutsche Liberalismus während langer Jahre wider Wissen und Willen eine antinationale Richtung verfolgen, wenn Preußen seinen Beruf erfüllte, als der Vorkämpfer Deutschlands der österreichischen Fremdherrschaft entgegenzutreten.

Die Stürme der Revolution haben inzwischen die Luft gereinigt, sie haben die Regierenden im ganzen unbelehrt gelassen, aber größere Klarheit und Gesundheit in das Parteileben des Volkes gebracht. Sichernde Gewähr für die Volksfreiheit wird heute am entschiedensten von jenen gefordert, welche das Banner des Einheitsstaates in Händen halten. Seit also Unitarier und Liberale sich einander genähert haben, können wir unbefangen einen Staatsmann würdigen, der es vermochte, zugleich ein vorurteilsfreier Liberaler und ein Helfer mittelstaatlichen Dynastendünkels, zugleich ein leidenschaftlicher deutscher Patriot und ein Todfeind Preußens zu sein. Sehen wir ab von Wilhelm v. Humboldts flüchtigem Erscheinen zu Frankfurt, so hat vor der Revolution wohl kein begabterer Staatsmann in der Eschenheimer Gasse getagt als der Freiherr von Wangenheim. Das anerkannte Haupt der deutschen Opposition in jenen verhängnisvollen Tagen am Anfang der zwanziger Jahre, welche den sittlichen Untergang des Bundestages entschieden, hat er ein denkwürdiges Zeugnis abgelegt für die Stärke des gesunden politischen Triebes in unserem Volke. Denn er wagte das Vermessene: das Bollwerk volksfeindlicher Fürstengewalt, den Bundestag selber, in eine Pflegstätte der nationalen Gedanken zu verwandeln. In Hans von Gagern schilderten wir einen Staatsmann, der mit dem Gedanken eines Bundes der Kleinstaaten dilettantisch spielte. Jetzt stellen wir ihm einen Genossen gegenüber, der diesen Plan zu verwirklichen trachtete und — noch bei Lebzeiten von seinem Volke vergessen — für immer bewies, daß jeder Versuch einer deutschen Reform ohne Preußen nur neue Zwietracht säen kann und notwendig enden muß in einer kläglichen Sonderbündelei, von der das Volk sich widerwillig wendet. Was aber in jenen Tagen ein beklagenswerter Fehler war, ist seitdem nach schweren Erfahrungen ein unverzeihlicher Frevel geworden, und wenn wir Wangenheims politische Irrtümer zu verstehen suchen, so

sind wir keineswegs gemeint, die politischen Sünden der Beust und Pfordten damit zu entschuldigen oder die schwere Verschuldung jener Verblendeten abzuleugnen, welche jüngst in der Krone Bayern den Retter Deutschlands begrüßten.

Von alters her hat das alte, doch überaus zahlreiche und darum unvermögende Geschlecht der Wangenheim den Hof- und Staatsdienst der thüringischen Kleinfürsten als seine erb- und eigentümliche Versorgungsstätte betrachtet. So trat auch Karl August v. Wangenheim (geb. in Gotha 14. März 1773) in den Dienst des Hauses Koburg-Saalfeld, nachdem aus dem unbändig wilden Knaben ein glänzender Kavalier geworden war, eine hohe vornehme Gestalt, sprudelnd von Geist und Leben. Unter dem alten Döring in Gotha, der so viele Männer von tüchtiger klassischer Bildung auf seinem Gymnasium erzogen, war er mit dem Gedankengange des Rationalismus vertraut geworden. Als er darauf in Jena und Erlangen studierte, ohne eines bedeutenden Lehrers Schüler zu werden, ließ er mit unersättlicher Wißbegierde alle Strömungen deutschen Geisteslebens auf sich wirken, vornehmlich die Lehren der noch jugendlichen romantischen Schule, und brachte nun in den Dienst des bescheidenen Kleinstaates eine ungebührliche Fülle von Talent und ungeordnetem Wissen. Erfreut und verwundert begrüßte man anfangs am Hofe die befremdende Erscheinung des jungen Mannes, der bald in der Hitze des Gesprächs, fortgerissen von seiner unsteten Phantasie, sich mit nie versiegender Redseligkeit über alle Höhen und Tiefen des Wissens verbreitete, bald mit rücksichtsloser burschikoser Offenherzigkeit seine heftigen Empfindungen herauspolterte. Aber die Landesväter von Koburg-Saalfeld hatten dafür gesorgt, daß diese sorglose Ehrlichkeit in den verwickelten und verfaulten Zuständen ihres Ländchens nicht Wurzeln schlagen konnte. Seit einem Menschenalter hauste eine kaiserliche Debitkommission im Lande, ordnete von Reichs wegen das verworrene Schuldenwesen. Der Minister v. Thümmel, der einst auf seinem hohen Posten die Muße gefunden hatte, die „Inokulation der Liebe" zu schreiben, war längst aus dem Staatsdienste geschieden, um die mittägigen Provinzen Frankreichs zu bereisen. Als dann die Wende des Jahrhunderts einen neuen Herzog brachte, meldeten sich ungestüm neue Gläubiger. In solcher Bedrängnis berief man als Erlöser den Minister v. Kretschmann, der in preußischen Diensten wohl die philanthropischen Grundsätze und die durchgreifende Entschlossenheit, nur leider nicht die Ehrlichkeit des altpreußischen Beamtentums sich angeeignet hatte. Alle guten Köpfe, Wangenheim voran, wandten sich gläubig dem neuen Sterne zu. Es war eine Lust, den großen Faiseur reden zu hören von dem neuen unfehlbaren Steuersysteme, dem wohlgeordneten Straßennetze und der koburg-saalfeldischen Landesbank. Als nun gar Jean Paul an den Hof von Koburg gezogen ward und dem aufgeklärten Minister mit schwärmerischer Verehrung sich anschloß, da verlebte

Wangenheim in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe, in geistreichem, heiterem Umgange frohe hoffnungsvolle Tage. Unschwer erkennen wir noch in Wangenheims späteren Schriften die Nachklänge jener übermütigen Stunden, die er damals mit dem Altmeister des spielenden Witzes beim edeln Frankenweine verbrachte.

Die Täuschung nahm ein Ende, sobald der junge Rat, zum Vizepräsidenten der Landesregierung ernannt, sich ein selbständiges Urteil bilden konnte über das neue Regiment und ein gewissenloses fiskalisches Aussaugungssystem, ja den frechsten Betrug kennenlernte. Da war „die Schlange losgerissen von seinem Herzen". Gestützt auf die Zustimmung der Agnaten und aller Rechtlichen im Lande, versuchte er schonungslos dem Fürsten die Augen zu öffnen. Der Herzog aber sah, nach deutscher Fürstenweise, in Wangenheims Enthüllungen einen Angriff auf „Unsere eigene höchste Person", entließ ihn schimpflich des Dienstes. In jenen Tagen sollten die Charaktere des kleinen Landes sich erproben; auch der Vater des trefflichen Freiherrn v. Stockmar hat damals mit gelitten unter den Gewaltstreichen des erbitterten allmächtigen Ministers. Doch noch gab es in Deutschland, in den Kleinstaaten mindestens, einen Rechtsweg wider fürstliche Willkür. Wangenheim wandte sich klagend an den Reichshofrat zu Wien und trat überdies mit seiner guten Sache auf den Markt hinaus. In zwei umfänglichen Bänden belehrte er, sehr scharf und überzeugend, aber auch sehr wortreich und mit dem ganzen hochtrabenden Pathos der guten alten Zeit, das Publikum über „die Organisation der koburg-saalfeldischen Lande". Es waren böse Tage. Soeben war ihm ein Kind gestorben, ein zweites lag auf dem Tode; da wurde der Vater von dem ergrimmten Hofe des Landes verwiesen. Auf der altehrwürdigen Bettenburg in Franken gewährte ihm der Freiherr v. Truchseß nach alter Ritterweise Schutz und Herberge, und der Schüler der Romantik erfreute sich an dem biderben Wesen dieser vielgefeierten Blume der Ritterschaft. Inzwischen hatte der Reichshofrat sein Urteil gefunden. Schon war der Kurfürst von Sachsen durch das Reich beauftragt, den koburgischen Präsidenten wieder in sein Amt einzusetzen. Da brach das Heilige Reich zusammen, der souveräne Herzog von Koburg-Saalfeld hatte keinen Herrn mehr über sich. Wangenheim harrte vergeblich seines Rechtes, und erst nach Jahren ward ihm die traurige Genugtuung, daß sein Feind Kretschmann als ein feiler Helfer der rheinbündischen Staatskunst den Haß von ganz Thüringen auf seine Schultern lud.

Bald darauf wurde Wangenheim von der Herzogin von Hildburghausen zu König Friedrich von Württemberg geschickt, um einen häuslichen Zwist ihrer mit einem württembergischen Prinzen vermählten Tochter beizulegen. Den leicht erregbaren, für alles Starke und Mutige empfänglichen Mann fesselte das geistvolle, willenskräftige Wesen des Despoten, des letzten aus jener langen Reihe kraftstrotzender Tyrannengestal-

ten, welche das Haus Württemberg aufweist. Voll Sehnsucht nach einem großen Wirken ließ er sich bereden, die Leitung der Finanzen des neuen „Reiches" zu übernehmen, und versuchte schon jetzt jene Reform des Rechnungswesens, welche weit später nach seinen Entwürfen durchgeführt wurde. Abermals also trat ein Mann voll hoher Begabung und reinen Willens mitten unter die verächtlichen Werkzeuge der Lüste König Friedrichs und hoffte, wie vor ihm Spittler, unter diesem Fürsten ein wohlmeinendes Regiment zu begründen. Aber am wenigsten in diesen Jahren, da der Selbstherrscher sich in dem stolzen Gefühle der kaum errungenen Souveränität aufblähte, vermochte er einen unabhängigen Mann zu ertragen. Der stolze Reichsfreiherr ward dem Hofe bald unbequem und endlich mit der Kuratur der Universität Tübingen abgefunden. Das war kein leichtes Amt, denn soeben erst (1811) war das Selbstgefühl der akademischen Korporation durch willkürliche bureaukratische Eingriffe bitterlich gereizt worden. Der liebenswürdige, selber unablässig mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigte Mann verstand bald ein glückliches Verhältnis herzustellen. Noch lange nachher wußte man an der Hochschule zu erzählen von dem gastfreien Wangenheimschen Hause, von des Kurators lebenslustiger und doch nachdenklicher, heftiger und doch milder Weise und von dem freundlichen Rate, den Lehrer und Studenten jederzeit bei ihm fanden. Eine verständnisvolle Förderung echter Wissenschaft vermochte er freilich, bei dem groben Materialismus der rheinbündischen Politik, von der Regierung nicht zu erlangen.

Oftmals sah man den Nachfolger Spittlers unter den Studenten zu den Füßen eines Lehrers sitzen; mit allen bekannten Namen, mit Gustav Schwab, Uhland und vielen anderen, stand er in lebhaftem Verkehre. Der Vermittlung Wangenheims dankte der junge Uhland, daß die Cottasche Buchhandlung sich entschloß, seine Gedichte zu verlegen. Von den Tübinger Gelehrten fesselte den Kurator keiner so mächtig wie der wunderliche Eschenmayer, der damals die Grundsätze der modischen Naturphilosophie auf die Staatswissenschaft anwendete. War sie nur lächerlich, diese Philosophie, wenn sie in der Rechtslehre von der „heiligen Dreifaltigkeitsblume Glaube, Liebe und Hoffnung" geheimnisvolle Worte sprach, so wirkte sie gefährlich und verführerisch auf ungeschulte Köpfe, wenn sie ihre tolle Mystik unter mathematischen Formeln verbarg und in der Staatswissenschaft von Sphären und Gleichungen, Abszissen und Ordinaten faselte. Auch Wangenheim widerstand nicht dem Zauber dieser ungesunden Vermischung von lebloser Poesie und phantastischer Prosa. Er schwur mit dem Feuereifer des Dilettanten auf die Worte des Meisters, trug einige Ergebnisse seiner geschäftlichen Erfahrung hinzu und bildete sich so ein doktrinäres System der Politik, ein wüstes Durcheinander von Grundsätzen der Epoche deutsch-französischer Aufklärung, die er in seiner Jugend eingesogen, von guten Beobachtungen aus dem Leben und vor-

nehmlich von „Anschauungen" der Naturphilosophie, die das Erkennen als eine Arbeit prosaischer Naturen mißachtete. Ihm war kein Zweifel, ein nach solchen Ideen geleiteter Staat müsse ebenso sicher zu einem gedeihlichen Ende gelangen „wie ein regelrechter Syllogismus". Zweimal schon hatte er despotischer Willkür mannhaft widerstanden und den Beifall aller Guten geerntet. In Koburg mußte er die Geistesarmut der meisten in seiner Umgebung belächeln, in Tübingen fühlte er den Gelehrten gegenüber die Überlegenheit des Weltmannes. Was Wunder, daß sein leichtblütiges Selbstgefühl sich hoffnungsvoll erhob, daß er die Kräfte überschätzte, welche er weder in der harten Schule ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit noch in einem großen politischen Wirkungskreise hatte messen können? Er dachte sich Mannes genug, mit seinem zugleich schulgerechten und weltmännischen politischen Systeme die Leiden der Zeit zu heilen.

Bald sollte die neue Heimat eines solchen Retters bedürfen. Die Folgen der alten Untaten waren schrecklich über König Friedrich hereingebrochen. Keine Hand im Lande hatte sich gerührt, als er einst das Wort des schwäbischen Volkswitzes zur Wahrheit machte, König von Schwaben wurde und dann, Napoleons Weisung: Chassez les bougres! getreulich befolgend, die alten Stände auseinandertrieb. Nur zwei Beamte, darunter Wangenheims Freund Georgii, hatten damals dem Selbstherrscher den neuen Eid verweigert. Seitdem aber war durch des Königs beispiellose Willkürherrschaft die Stimmung des Volkes von Grund aus verwandelt. Die vormals herrschenden Klassen sehnten sich zurück nach dem Genusse der alten Vorrechte. Dem Volke war, unter dem härteren Drucke der Gegenwart, die Erinnerung an die Leiden der alten Zeit abhanden gekommen. Alle Tüchtigen sahen tief empört die Mißhandlung des Landes, und während der König auf dem Wiener Kongresse für die unumschränkte Fürstenmacht stritt, entsannen sie sich wieder, daß einst Fox die Verfassung des alten Württemberg der englischen verglichen, und daß das alte gute Recht des Landes auf freiem Vertrage beruhe. Der unverbesserliche Dynastendünkel bewog den König endlich zu einem versöhnenden Schritte. Er fürchtete, der Kongreß oder gar der Deutsche Bund möchte ihm die Grundsätze seines öffentlichen Rechts vorschreiben; er fürchtete mehr noch, daß Preußen, dessen militärischen Jakobinern die kleinen Höfe damals die verwegensten Pläne zutrauten, durch die Gewährung von Reichsständen die Bundesgenossen überflügeln werde. Darum gab er seinem Reiche eine Verfassung napoleonischen Stiles. Aber in der Ständeversammlung brach der lange verhaltene Groll des Volkes furchtbar aus. Solange die starke Hand Napoleons den König schirmte, hatte das Land geschwiegen zu allem, was die sacra regia majestas beschloß. Jetzt war der Eidschwur kaum verklungen, den König Friedrich auf die neue Verfassung ablegte, und drohend mahnten ihn die Stände an jenen älteren Eid, den er dereinst auf das altwürttembergische Landesrecht geschworen hatte. Einmütig wur-

den die Vorlagen des Königs verworfen, in einer langen Beschwerdeschrift die Klagen des Landes niedergelegt. Feste Männer sah man weinen, da sie verlesen ward und es zutage kam, daß in einem Oberamte 21 584 Mann zur königlichen Jagdfrone aufgeboten worden. Die Welt erfuhr: es war bitterer Ernst gewesen, wenn dieser König oftmals Nero und Tarquinius als die Vorbilder starken Fürstentums gepriesen hatte. Nach erbittertem Streite ward die Versammlung vertagt, und der König ließ seine Reiter um Ludwigsburg streifen, um das in Massen mit seinen Bitten und Klagen heranziehende Landvolk zu zerstreuen.

Aufmerksam hatte Wangenheim diese Wirren verfolgt. War doch bereits auf dem Kongresse unter seiner stillen Mitwirkung von seinem Freunde, dem weltgewandten und schon damals durch seine Hamburger und Augsburger Zeitungen mächtigen Cotta, für die Herstellung eines rechtlichen Zustandes in Württemberg gearbeitet worden. Jetzt schien ihm der Zeitpunkt gekommen, ein wohlgemeintes Wort der Vermittlung zu sprechen; im Sommer 1815 schrieb er die Schrift: „Die Idee der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Württembergs alte Landesverfassung." Lassen wir uns nicht beirren durch das elegische Schlußwort: „So gehe denn hin, mein Buch, und wirke auf das Leben. Vermagst du es nicht, so betrübe dich deswegen nicht. Wärst du auch nur ein Traum, so hast du doch den Träumer beglückt und veredelt. Grüße mir die teilnehmenden Freunde in den verschiedenen deutschen Landen herzlich" usw. Solche Reden sind zwar überaus bezeichnend für den Geist der Zeit, der sich in dilettantischen Schriftwerken meist am getreuesten abspiegelt. Doch diese Gefühlsinnigkeit, die von dem kurz angebundenen Wesen der Gegenwart so seltsam absticht, vertrug sich damals sehr wohl mit tatkräftigem Ehrgeiz. Einen praktischen Zweck hatte der Verfasser im Auge, als er in dem seltsamen Buche ein treffendes Urteil fällte über die altwürttembergische Verfassung, welche die Stände zurückforderten.

In der Tat, es war kein Zufall, daß in Deutschland außer Württemberg fast allein Mecklenburg im achtzehnten Jahrhundert die alte Macht der Stände sich bewahrt hatte. Denn was Mecklenburgs Verfassung für die Vorrechte des Junkertums leistete, das tat das altwürttembergische Landesrecht für die Sonderrechte einer bürgerlichen Oligarchie von Theologen und Juristen oder, wie der Schwabe sagt, von Helfern und Schreibern. Wie dort jeder Edelmann sich selbst vertrat, so war hier, in dem Gebiete des starrsten Lokalpatriotismus, jedes kleinste Kirchturminteresse gewahrt durch die überzahlreiche Ständeversammlung. Diese Landschaft, seit langem vorwiegend vertreten durch permanente, sich selber ergänzende Ausschüsse, erhob und verwendete die Steuern ebenso selbständig wie der Kirchenrat das große Vermögen der alleinherrschenden lutherischen Landeskirche. Wie oft hatte der ständische Ausschuß tiefe Griffe getan in die geheime Truhe der Stände, um seine Klagen gegen den Landesherrn zu för-

dern oder auch um seine Mitglieder zu bereichern. Es war dafür gesorgt, daß in diesem Lande des vetterschaftlichen Zusammenhaltens nur die Söhne der Familien der „Ehrbarkeit" die dankbare Laufbahn durch das Schreiberamt in die Stände und von da in die Ausschüsse durchmaßen. Immer wieder erscheinen unter den Häuptern des altschwäbischen Beamtentums, des „Herrenstandes", die Namen Pfaff, Stockmaier und Teuffel, sowie die drei jedem strebsamen deutschen Jünglinge wohlbekannten Tafel, Schwab und Osiander. Selbst der tüchtigste Bestandteil dieses Landesrechtes, das nach oben unabhängige Gemeindewesen, war verkümmert und in die Hände oligarchischer Magistrate gefallen. In Wahrheit, was ursprünglich eine Staatsverfassung gewesen, war allmählich ein Vertragsverhältnis zwischen Herzog und Landschaft geworden, ein Vertrag, aufrechterhalten durch fortwährende Klagen beim Reichshofrate und durch das Einschreiten der garantierenden Mächte Preußen, Dänemark und Hannover, welche auch jetzt wieder von den Männern des guten alten Rechts angerufen wurden. Über diesen Wust alter Mißbräuche waren nun acht Jahre der Fürstenallmacht dahingegangen — eine kurze Frist freilich, aber eine Zeit weltverwandelnder Geschicke. Zu dem protestantischen, bürgerlichen alten Lande war das größere Neu-Württemberg mit seinen zahlreichen Edelleuten und Katholiken hinzugekommen, und 2300 selbstherrliche Reskripte hatten in diesem Gemisch von mehr als siebzig selbständigen Staaten und Staatsanteilen die alten Rechte gänzlich beseitigt, sie alle zu einem Staate verschmolzen.

Es fiel dem geistvollen Manne nicht schwer zu zeigen, wie unvereinbar das alte Landesrecht mit den modernen Staatsbegriffen sei und wie unmöglich seine Zurückführung in dem neuen Staate, dessen größere Hälfte nicht einmal das Recht hatte, das alte Recht zurückzufordern. Aber in wie seltsamer Form ward die Aufgabe von Wangenheim durchgeführt! Die landläufige Montesquieusche Lehre von dem Gleichgewicht der Gewalten wird in den spielenden Formeln der Naturphilosophie vorgetragen. Das demokratische Element zeigt sich in der Masse nur als Vorstellungskraft, in den Gemeinden bereits als Einbildungskraft, während es in den Ständen als Begehrungsvermögen (Petitionsrecht) sich entfaltet. Dem gegenüber steht das aristokratische Element des Gutsadels (Gefühl), der Gelehrten (Verstand) und der Geistlichen (Gemüt). Über beiden aber thront das autokratische Element, das im Ministerium als Staatsvernunft, in dem Hofstaat als Staatsphantasie erscheint und in dem Regenten, dem Staatswillen, gipfelt. Zu dieser untrüglichen Staatsidee soll das alte Landesrecht hinaufgebildet werden. Indes bestreitet Wangenheim das Recht der Altwürttemberger auf ihre Verfassung keineswegs; er gesteht auch, daß dieselbe, trotz des Veralteten, so viel Treffliches enthalte wie kaum ein Staatsrecht der Welt, während die vom

Könige oktroyierte Verfassung wegen ihrer groben Mängel nur als eine Proposition gelten könne.

Was mochte nun den König, der alle Gelehrten als „Schreiber, Schulmeister und Barbierer" verachtete, zu dem Verfasser dieses doktrinären Buches hinziehen? Fühlte er sich dem Manne verwandt, der eine heilige Gewissenssache dieses Volkes mit einigen abstrakten Sätzen zu lösen wagte und also von dem innersten Wesen des schwäbischen Stammes, von der rührenden Liebe zum Alten und zur Heimat, so wenig verstehen mußte wie der König selber? Oder hoffte er in dem Verherrlicher des „Staatswillens" ein Werkzeug seiner Laune zu finden? Oder wollte er durch die Berufung eines Staatsmannes von liberalem Rufe eine versöhnliche Absicht beweisen? Vermutlich wirkten alle diese Beweggründe zugleich, als der König dem Schriftsteller, der ihn damals fast allein in der Presse unterstützte, das Werk der Vermittlung mit den Ständen übertrug. Höher denn je flogen jetzt Wangenheims frohe Erwartungen. Nicht nur den Verstand und Mut, auch den guten Willen des Königs — dieses Königs! — sah er jetzt im hellsten Lichte, und nach Jahren noch hat er den König Friedrich als einen gehässig verkannten edeln Charakter geschildert. Der aber fand sich geschickt und sicher in die ungewohnte Rolle des freisinnigen Fürsten. Er schüttelte wohl den Kopf zu der überschwenglichen, phantastischen Weise seines Ministers, nannte ihn lachend „mein Student"; doch der gescheite Mann erkannte, die Zeit sei vorüber, da er hochfahrend seinen Ständen alle „Diszeptationen über Verfassungsangelegenheiten" verboten hatte. Er ließ sich durch Wangenheims zuversichtliche Beteuerung, der Friede mit den Ständen könne gar nicht ausbleiben, zu einem entschlossenen Bruche mit seiner despotischen Vergangenheit bewegen. Schon war Württemberg den Plänen Wangenheims zu eng; das ganze Deutschland sollte ihm zujubeln, wenn er das erste deutsche Verfassungswerk, eine Verkörperung aller gesunden politischen Ideen der Zeit, zustande gebracht. Und allerdings sehr verständlich waren die 14 Artikel, welche er im Herbst 1815 den wiederberufenen Ständen als Grundlage für ihre Beratungen vorlegte. Sie enthielten sehr bedeutende Zugeständnisse: unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, Einkammersystem, Revision aller in der achtjährigen Willkürherrschaft erlassenen Gesetze. Denn in diesem originellen Kopfe lagen die feinsten und klarsten Gedanken dicht neben phantastischen Grillen; und vielleicht bedurfte er nur der Schule eines großartigen Staatslebens, so wären, wie bei so vielen anderen Staatsmännern, diese abenteuerlichen Neigungen auf eine unschuldige Liebhaberei abgelenkt worden, seine politische Tätigkeit aber davon frei geblieben. Nach so großen Gewährungen wandte sich ein Teil der deutschen Presse dem Könige zu, und die unbefangensten, einsichtigsten Nicht-Württemberger, wie Stein und Gagern, versuchten die Stände zum Entgegenkommen zu bewegen. Über die Stimmung des Landes dagegen

hatte Wangenheim sich gröblich getäuscht. Nach seiner doktrinären Weise hielt er sich überzeugt, die Staatsvernunft dürfe sich nie auf eine Fraktion stützen, müsse über allen Parteien stehen; die göttliche Macht der Wahrheit werde von selber durchdringen.

So trat er den Ständen mit kavaliermäßiger Zuversicht und burschikoser Derbheit entgegen. Wie sollten die trockenen Juristen dieser Kammer zu einem Minister sich stellen, der ihnen also ihr eigenes Bild im Spiegel zeigte: „Ein Schreiber ist ein Subjekt, das von Himmel und Erde nichts weiß als Rechnungen zu machen, die niemand versteht als wieder ein Schreiber!" Sie priesen ihr Landesrecht mit bündigen Worten als „ein Werk menschlicher Vollkommenheit"; und er nannte die alte Verfassung das ausschließliche Eigentum einiger weniger, er warf der Landschaft vor, sie habe es nur mit sich selber gut gemeint und das unmündige Volk zugleich gegängelt und ausgesogen! Erkaufen wollte er sich eine Opposition, hatte er trotzig gemeint, wenn er sie nicht fände. Doch eine Opposition nicht bloß, eine gehässige Feindschaft vielmehr begegnete nun ihm, in dem die Stände den Verächter des alten Brauches haßten. Vergessen war sein jahrelanges segensreiches Wirken im württembergischen Dienste. Er galt nur noch als ein Nachfolger jener begehrlichen mecklenburgischen Adligen, der Mandelsloh, Jasmund, Lühe, die der König vordem als willige Diener wider sein Land benutzt hatte. Der schwäbische Partikularismus, damals noch selbstgefälliger denn heute, schmähte den fremden Eindringling; man eiferte wider die gemütlose Glätte von Wangenheims hochdeutscher Aussprache. Seine Schrift erschien als ein boshaftes Pasquill, und an den kabbalistischen Formeln der Naturphilosophie übte sich der stumpfe Witz der harten Köpfe, der Zahn und Feuerlein, welche die trefflichen Gedanken des Buches nicht zu fassen vermochten und herablassend fragten, ob es auch der Mühe wert sei, solche wertlose Einfälle „des württembergischen Solon" zu widerlegen. Hatte er in seinem Buche die Zahl der Württemberger angegeben, welche 8000 fl. an Vermögen besaßen, so überhäufte ihn der Parteihaß und die philisterhafte Engherzigkeit seiner Gegner darob mit Vorwürfen: welchen Gebrauch könne ein einrückendes feindliches Heer von dieser Mitteilung machen! Die verlebten Ansprüche aus den alten Tagen des Feudalismus und die gärenden demokratischen Gedanken der neuen Zeit verbanden sich in diesem ersten Verfassungskampfe der modernen deutschen Geschichte zu einer höchst buntscheckigen Oppositon.

Zu den steifen Juristen der alten Schule, die in den Formeln des alten Landesrechts lebten und webten, gesellte sich der erbitterte Standesegoismus des reichsunmittelbaren Adels, der jetzt endlich das durch die Rheinbundfürsten erlittene Unrecht zu rächen gedachte. Allen voran jener mit Wangenheim tödlich verfeindete hochadlige Demagog Graf Waldeck, der hartnäckig versicherte, das hochgräflich limpurgische Haus habe die

Abdankung des letzten römischen Kaisers noch nicht anerkannt. Durch den ganzen Südwesten, vielleicht selbst über die deutsche Grenze hinaus, reichten die Verbindungen jenes Adelsvereins, der unter Waldecks Führung den modernen, auf den Trümmern des Heiligen Reiches emporgestiegenen Staatsbau zu erschüttern trachtete. Ungleich stärker als diese konservativen waren die demokratischen Elemente der Opposition, welche den ständischen Ausschuß und seine Kasse als ein notwendiges Bollwerk gegen die fürstliche Willkür aufrechterhalten wollten. Woher, fürwahr, sollte das Vertrauen kommen zu den guten Worten dieses Königs? Noch in den Tagen der Leipziger Schlacht hatte er herrisch seinen Dienern befohlen, „nur diejenige Sache, für welche ihr Souverän sich erklärt, für die wahre und gute zu halten", noch bei der Eröffnung der Stände frohlockend hingewiesen auf Napoleons Rückkehr von Elba. Man wußte im Lande, daß sich Württemberg in schamloser Selbstsucht von den Verhandlungen über die Gründung des Deutschen Bundes zurückgezogen hatte; doch das Land erfuhr nicht, daß der König nachträglich dem Bunde noch beitrat. Vielmehr glaubte man im Volke bis zu seinem Tode, er bleibe dem deutschen Gemeinwesen fremd, und diese Feindschaft des Königs gegen Deutschland war ein Grund mehr, um die Vertreter des altschwäbischen Bürgertums, die Weishaar und Bolley, in ihrem harten Schwabentrotze gegen die Krone zu bestärken. Die kindliche Unreife unserer politischen Bildung während jener Erstlingsversuche des konstitutionellen Lebens trat kläglich zutage, da mit den Wortführern des oberdeutschen Junkertums jener abenteuerliche Oberst Massenbach treulich zusammenging, der mit den Gemeinplätzen des demokratischen Naturalismus unverdrossen um sich warf, den Adel aufforderte, „sich bürgerlich taufen zu lassen", und hartnäckig versicherte: „So weit muß es kommen, daß jeder Staatsbürger seinen Beitrag zur Staatshaushaltung selbst berechnen kann." Zu all diesen Unzufriedenen trat noch eine starke Beamtenpartei, welche das schlechthin Unmögliche erstrebte und jene gesicherte Selbständigkeit, die der altständische Staat den Beamten gewährte, auch im konstitutionellen Staate bewahren wollte.

Diese so seltsam gemischte Partei ward getragen von dem Beifall des ganzen Volkes. Ein schöner, echt menschlicher, echt schwäbischer Zug in der Tat, daß das tiefbeleidigte Gewissen des Volkes, dem launischen Despotismus gegenüber, der alles Heilige mit Füßen getreten, keinen Fußbreit von dem alten Rechtsboden lassen wollte. Mit Recht durften die Stände sagen: „Das Volk erhebt sich nicht auf den Standpunkt der Politik, die Ansichten des Privatlebens trägt es auch auf das öffentliche Leben über. Der Württemberger ist gewohnt, an seinen Herrn unter den Formen der alten Verfassung mit Liebe zu denken. Nimmt man sie hinweg, so ist die beste Stütze des Thrones gesunken." Einem solchen tiefernsten Volksgefühle, das durch die glückliche Erinnerung an den guten Herzog Christoph sich verstärkte, mußte man mit der zartesten Schonung

begegnen. Wie warm und heilig sprach es doch aus den Liedern jenes Uhland, der damals entschlossen war, die geliebte Heimat zu verlassen, wenn das alte Recht verlorenginge; wie ehrenhaft und wahrhaftig sprach es aus den Reden jenes Georgii, der jetzt von seinem alten Freunde sich zornig wandte! Wenn Wangenheim in den monatelangen Händeln der geheimen Sitzungen den rechtlichen Ausführungen der Stände immer nur den Beweis entgegenstellte, daß sein doktrinäres System weit vortrefflicher sei als das alte Recht, so erschien er den Erbitterten notwendig als ein frivoler Sophist und verdiente sich so den Vorwurf des Dichters:

„Was unsre Väter schufen
Zertrümmern ohne Scheu,
Um dann hervorzurufen
Das eigne Luftgebäu — —
Die alten Namen nennen
Nicht anders als zum Scherz,
Das heißt, ich darf's bekennen,
Für unser Volk kein Herz."

Während in den Ständen nur zwei Männer, allerdings die welterfahrensten von allen, dem Vermittler zur Seite standen, begann bereits seine festeste Stütze zu wanken, die Gunst des Königs. Als die sanguinischen Verheißungen des Ministers sich nicht erfüllten, brach das böse Wesen des Despoten wieder aus und offenbarte sich im Größten wie im Kleinsten, in willkürlichen Steueredikten wie in dem Verbote jedes Vivatrufes im Lande, als das Volk dem Grafen Waldeck ein Hoch gebracht hatte. Welchen dankbaren Boden mußten in der argwöhnischen Seele dieses Fürsten die Anklagen Schmalz' wider die geheimen Bünde finden! Wangenheim eilte, die arge Saat zu zerstören, bewies dem Könige in einem, bald veröffentlichten, Briefe (12. Januar 1816), eine Verfassung sei das einzige Mittel gegen die Geheimbünde. Er schmeichelte dem begehrlichen Sinne des Fürsten, indem er versicherte, in Preußen und Bayern allerdings gärten gefährliche Elemente, das kerngesunde Württemberg aber sei gesichert. Dies schrieb er in demselben Augenblicke, da von allen Deutschen eben nur die Württemberger von fieberischer politischer Erregung ergriffen waren! Dann fuhr er fort: bestände, wenn in Preußen ein Aufstand ausbräche, ein deutscher Staat mit einer freien Verfassung, gehoben von der Gunst der öffentlichen Meinung, dann wäre ein Umschwung der Dinge möglich, wie ihn die kühnste Phantasie kaum erfinden könnte! Und darauf folgten die schonungslosesten Urteile über deutsche Regierungen, folgte — dem Rheinbundskönige ins Angesicht — die treuherzige Bemerkung, der Jakobinismus sei der Vater des Bonapartismus, folgte endlich das offene Aussprechen des allerdings richtigen Gedankens, die ständische Opposition

sei aus grundverschiedenen Elementen gemischt und werde schließlich durch gegenseitiges Mißtrauen gesprengt werden.

So lag denn der „beliebte Plan des Freiherrn von Wangenheim", durch Teilung zu herrschen, nackt vor den Blicken der argwöhnischen Stände. Und auch der Argloseste mußte dem Minister jetzt die gehässigsten Pläne zutrauen, als er, in diesen Tagen heilloser Verwirrung, das einzige in Frage stellte, worüber bisher alle Teile einig gewesen, — das Einkammersystem. Im September 1816 gab er die Schrift heraus: „Über die Trennung der Volksvertretung in zwei Abteilungen." Schon in der „Idee der Staatsverfassung" fand sich der Gedanke, man müsse „in dem aristokratischen Element das Hypomochlion suchen, in welchem die Last der Demokratie mit der Kraft der Autokratie in ein oszillierendes Gleichgewicht komme". Seitdem war der deutsche Adel rührig gewesen und an den Höfen die Meinung zur Herrschaft gelangt, nur durch das Zweikammersystem werde das konstitutionelle Wesen ungefährlich für die Throne. Ein großer Teil der Liberalen freilich begünstigte diese Lehre in jener Zeit der politischen Unschuld aus dem entgegengesetzten Grunde. Der Kronprinz von Württemberg wünschte zwei Kammern, damit nicht in einer Kammer der unruhige Adel — der damals in allen Rheinbundsstaaten als das gefährlichste Element der Opposition galt — den friedsamen Bürger und Bauersmann aufstachele! Offenbar jedoch war es weniger die staatskluge Rücksicht auf die Stimmung der Höfe als die Vorliebe für seine eigene Doktrin, die Schwärmerei für die heilige Dreizahl der Naturphilosophie, was Wangenheim bewog, zur ungünstigsten Stunde die Teilung der Volksvertretung zu verteidigen. Er tat es nach seiner wunderlichen Weise in allgemeinen philosophischen Sätzen, welche dann auf Württemberg angewendet wurden und ihren Abschluß fanden in der Lehre: „Der Adel soll den Gegensatz zwischen Regierung und Volk vermitteln, der Regent aber soll durch seine Minister den Gegensatz zwischen Adel und Volk regulieren." In diesem Satze voll Widerspruchs war ein Grundirrtum der deutschen Konstitutionellen ausgesprochen, welcher seitdem — genährt an den wunderbar nachhaltig fortwirkenden Lehren Montesquieus und an Englands mißverstandenem Beispiele — auf das zäheste festgehalten wurde, obgleich die Erfahrung in allen deutschen Kleinstaaten ihn alltäglich unbarmherzig widerlegt. Weil die englische Aristokratie von alters her ein mächtiger Schirmer der Volksrechte gewesen, so ist der Aberglaube entstanden: keine gesicherte Freiheit ohne einen kräftigen Adel. Im Glauben an dies bedingungslose politische Ideal beklagt man die demokratische Gestaltung der deutschen Gesellschaft, während wir doch der sehr gleichmäßigen Verteilung unseres Volksvermögens, der aufstrebenden Kräfte unseres Bürgertums uns freuen sollten, und übersieht, daß die Geschichte des deutschen Adels monarchisch ist, nicht parlamentarisch. Wenn Niebuhr kurz zuvor in seinem Verfassungsentwurfe für die Niederlande ge-

raten hatte, in jenen Provinzen, wo der Adel fehle, müsse man ihn zu schaffen suchen, so stimmte der Gegner des vulgären Liberalismus fast wörtlich überein mit dem Satze des württembergischen Doktrinärs: „Werden Primogenitur und Fideikommisse eingeführt, so kann es in Württemberg an einem Adel nicht fehlen, wie ihn die Idee einer Staatsverfassung unbedingt zu fordern scheint!" Den Ständen natürlich mangelte jedes Verständnis für das aristokratische Hypomochlion. Sie argwöhnten in der Ersten Kammer eine Körperschaft, welche unter dem Scheine der Vermittlung „dem Sonnenwagen zum Trabanten dienen solle", und verlangten nach gut mittelalterlicher Weise einen ungeteilten Landtag, der aber in Teile gehen sollte, sobald die Sonderrechte einzelner Stände zur Sprache kämen! So stand hier wieder — wie in dem ganzen unseligen Streite — der Minister als ein Liberaler mit modernen Ideen einer mittelalterlichen Staatsgesinnung gegenüber, während er leider dem großen Haufen als ein Verfechter fürstlicher Willkür erschien. Denn allerdings die Meinung der Masse ward von den deutschen Burschen ausgesprochen, als sie auf der Wartburg Wangenheims erste Schrift mit den Worten verbrannten: „Der Mensch knechtet und front dem Zwingherrn klar und offenbar." Die argwöhnische Menge witterte bonapartistische Neigungen, als Wangenheim im Rheinischen Merkur überzeugend nachwies, den Mediatisierten in Württemberg dürfe nimmermehr gestattet werden, Staaten im Staate zu bilden. Und die Fechterkünste, mit denen Hegel, auf des Ministers Veranlassung, jetzt die Sache des Königs verteidigte, konnten die arge Meinung nur verstärken.

Jedes Hindernis schien plötzlich aus Wangenheims Wege zu schwinden, als König Friedrich starb (30. Oktober 1816) und den neuen König weit über Württembergs Grenzen hinaus ein Jubelruf begrüßte, so hoffnungsvoll und ungeteilt, wie er seitdem, nach den herbsten Enttäuschungen, selbst aus dem gutmütigen Herzen unseres Volkes keinem Kleinfürsten wieder erklang. Der „Prinz Wilhelm, der edle Ritter", den die schwäbischen Poeten gefeiert, der Freund Steins, der Held von Troyes und Montereau, brachte auf den Thron den guten Willen, den Verfassungskampf durch reiche Gewährung zu enden. Sein unruhiger Ehrgeiz, genährt durch die Verschwägerung mit Rußland und die überschwenglichen Zeichen der Volksgunst, schweifte bereits planend über das enge Land hinaus. Endlich wieder sah Württemberg ein rechtschaffenes Regiment. Der byzantinische Prunk, die freche Unsittlichkeit des alten Hofes verschwand; ein Soldat und nüchterner Mann der Geschäfte, wandte der König seine ernste Sorge dem Heere und der Pflege des Landbaues zu. Verständige Reformen in der Verwaltung, Erleichterungen des geplagten Volkes bezeichneten den Beginn des neuen Wesens. Wangenheim, erhoben zu dem Posten des Kultusministers, der seinem Talente am meisten entsprach, begeisterte sich für die freisinnigen Absichten des Hofes, und sicher-

lich ist nie wieder in Schwaben so wohlmeinend und eifrig regiert worden wie von dem „Reform-Ministerium" Wangenheim-Kerner. Man entwarf Pläne, um das bonapartistische System in Gemeinden und Oberämtern durch die Selbstverwaltung zu verdrängen, und der Unermüdliche beschäftigte sich wieder liebevoll mit der Pflege der Tübinger Hochschule. Es reifte der ebenso glücklich gedachte als verkehrt ausgeführte Plan, eine eigene Fakultät der Staatswirtschaft zu gründen; Friedrich List bestieg den ersten Lehrstuhl der praktischen Staatswissenschaft. Zugleich knüpfte der vielseitige Minister Verbindungen mit Sulpiz Boisserée an, um die schönste Sammlung altdeutscher Gemälde für Schwaben zu gewinnen.

Doch es war kein Glück bei diesem löblichen Tun. Den unseligen, in Wahrheit tragischen Widerspruch in Wangenheims Stellung erkennen wir am sichersten in der Haltung der regsameren Köpfe unter der schwäbischen Jugend. Friedrich List und Schlayer, der spätere Minister, spotteten des Eigensinns der „Altrechtler" und lernten unter dem verehrten geistvollen Minister die Elemente moderner Staatsverwaltung. Uhland dagegen hielt nach wie vor zu dem alten Rechte. Niemand wird bestreiten, daß List und Schlayer als praktische Staatsmänner den edeln Dichter weitaus überragten. Aber ebenso gewiß war Uhland ein weit getreuerer Vertreter der schwäbischen Denkungsart als jene beiden, und auch die einsichtigste Regierung wird niemals ungestraft außerhalb ihres Volkes stehen. Der König, den kein Eid an das alte Recht band, mußte jetzt büßen für den Eidbruch des Vaters. Weder er, der den Soldaten nie verleugnen konnte, noch Wangenheim mit seinem kecken Übermute fand den rechten Ton, als der Landtag abermals berufen und ihm ein neuer Verfassungsentwurf vorgelegt ward. Abermals, während die gesamte politische Einsicht Deutschlands jetzt auf seiten des Königs stand, scheiterte jeder Vermittlungsversuch an der Starrheit der Stände. Sie fuhren fort, das mit dem modernen Staate durchaus Unverträgliche, eine ständische Steuerkasse, zu verlangen, und konnten noch immer auf die Zustimmung der Menge zählen. Noch in späten Jahren bewahrte Wangenheim andächtiglich den alten Käslaib, der ihm damals bei einem Volksauflaufe durch das Fenster flog.

Jetzt endlich, nach dieser neuen Niederlage des Ministers, wagte sich eine neue Partei aus dem Dunkel hervor, die bureaukratische. Der Freiherr von Maucler bewog den König, hinter Wangenheims Rücken den Ständen ein Ultimatum vorzulegen. Eine sehr freisinnige Gewährung freilich, das Liberalste, was vor der Revolution ein deutscher Fürst seinem Volke geboten hat; aber wie mochte man hoffen, von diesen Ständen die Annahme binnen acht Tagen zu erlangen? Und wie deutlich verriet doch der barsche Ton der königlichen Botschaft, daß König Wilhelm, der zu vergessen niemals lernte, den Ständen ihren Eigensinn in gekränkter Seele nachtrug! Die Vorlage fiel, und die Abstimmung des Freiherrn von

Varnbühler bezeichnete schlagend den pessimistischen Eigensinn der Versammlung: „Ich ziehe es vor, das württembergische Volk unter der Regierung des jetzigen Königs ohne Verfassung zu sehen, als demselben für künftige Zeiten das Recht, seine von seinen Voreltern ererbte Verfassung zu reklamieren, zu vergeben."

Nun schritt der König selbständig vor mit dankenswerten Reformen. Er trennte die Rechtspflege von der Verwaltung, gestaltete das Gemeindewesen unabhängiger, erleichterte die bäuerlichen Lasten nach den Grundsätzen, die Wangenheim längst vorgezeichnet. Aber die Stellung des Ministers, bereits erschüttert durch jene Ränke des Beamtentums, sollte bald einen letzten Stoß erhalten. Der König, in diesen Tagen seiner aufstrebenden Entwürfe eifrig bemüht, Talente an sich zu ziehen, berief — wieder hinter Wangenheims Rücken — den wohlbekannten weiland westfälischen Minister Malchus, um eine Reorganisation der Finanzen und des Beamtentums vorzunehmen. Die Vorschläge des rheinbündischen Staatsmannes waren, wie sich erwarten ließ, im Geiste der romanischen, ebenso logischen als ungeschichtlichen Zentralisation entworfen. Da widersprach Wangenheims maßvoller Freisinn. Mit gewohnter Offenheit gestand er, sein Widerspruch gründe sich weniger auf die Worte als auf die Grundsätze selber. Nicht einen neuen Staat habe man zu gründen, wie einst in Westfalen, sondern anzuknüpfen an das Bestehende. Der König mißachtete jetzt die Stimme seines alten Vertrauten in einer Weise, welche, nach Wangenheims eigenen Worten, „sein menschlichstes Gefühl verletzen mußte". Getreu seinem Ausspruche, daß ein Minister das Gute, das er gewirkt, dem Könige zuschreiben, alle Vorwürfe auf seine Schultern nehmen und im Falle der Meinungsverschiedenheit zurücktreten müsse, forderte Wangenheim (November 1817) seinen Abschied und gab damit als der erste das von den Staatsmännern des Deutschen Bundes selten begriffene Beispiel für das Verhalten konstitutioneller Minister. Der König hatte sich inzwischen von seinen ersten liberalen Anwandlungen abgewendet, er erschrak über seinen eigenen Freisinn und bat in der Stille den österreichischen Hof um Hilfe gegen seine Stände. Da näherte sich endlich die Bureaukratie der Opposition der Bureaukratie des Ministeriums. Kaum zwei Jahre noch, und dieselben Stände, die dem aufrichtigen Liberalen so störrisch widerstanden, empfingen — inmitten eines ermüdeten Volkes und in der Angst vor den Karlsbader Beschlüssen — aus König Wilhelms Händen in übereilter Hast eine Verfassung, welche, redigiert von der gewandten Hand des aufgeklärten Absolutisten v. Groß, nur die Formen, nicht das Wesen der politischen Freiheit gewährte. — Das also war das traurige Ergebnis des ersten deutschen Verfassungskampfes. Das Schreiberregiment, darunter Württemberg seit grauen Zeiten seufzte, lebte wieder auf in moderner Gestalt in dem neuwürttembergischen Beamtentume, der wohlgeschulten „Garde" des Frei-

herrn v. Maucler. Durch die boshafte Verfolgung, welcher bald nachher Friedrich List zum Opfer fiel, sollte die Welt erfahren, daß Schwaben, nachdem Wangenheims Reformen gescheitert, abermals von einer oligarchischen Kaste beherrscht ward. Und leider weit über Württembergs Grenzen hinaus erstreckte sich die verderbliche Wirkung des Staarsinns der Stände. Durch lange Jahre blieb jener unbeugsame schwäbische Landtag ein abmahnendes Schreckbild für jeden deutschen Fürsten, dem der Ruf nach Verfassung zu Ohren drang. Selbst wohlmeinende Staatsmänner, wie Eichhorn, zogen daraus die Lehre, ein Fürst könne wohl eine Verfassung verleihen, doch niemals dürfe er mit einer Volksvertretung über eine künftige Verfassung verhandeln.

Hatte Wangenheims ehrenhaftes, aber durch doktrinäre Grillen und die Ungunst der Verhältnisse entstelltes Verfahren ihm bisher fast nur den zweideutigen Beifall seiner Freunde in der Presse eingetragen, so eröffnete sich ihm jetzt die Bahn zur ungeteilten Gunst des Liberalismus. Im Innern seines Landes wußte der König mit dem rücksichtslosen Liberalen nichts zu beginnen, aber den Großmächten gegenüber galt es, den verwegensten Freisinn zu zeigen. Wangenheim ward zum Gesandten am Bundestage ernannt, und welchen brauchbareren Mann konnte man für die unfertigen, der gestaltenden Hand noch harrenden Zustände des Bundes wählen als diesen unruhigen, ewig neue Pläne gebärenden Kopf? Ein warmer Bewunderer der Freiheitskriege, war Wangenheim dennoch, gleich den meisten Süddeutschen jener Zeit, nicht in tiefster Seele getränkt von dem Geiste der großen Bewegung und, wie sein König, betört von dem Dunstkreise partikularistischer Märchen und Ansprüche, welcher die Höfe der Mittelstaaten umnebelt. Er beteuerte, gleich dem eifrigsten Rheinbundsmanne, die von Napoleon den Mittelstaaten geschenkte Souveränität sei nichts anderes als die Bestätigung eines Rechtes, das diesen Höfen seit Jahrhunderten zugestanden.

Lediglich ein Gegensatz der Gesinnung ist es, der die Mittelstaaten von den Kleinstaaten abscheidet, nicht eine wesentliche Verschiedenheit der Macht. Steht doch die Unfähigkeit, sich durch eigene Kraft zu erhalten — das will sagen, der Mangel jener Gabe, welche einen Staat in Wahrheit zum Staate macht — allen diesen politischen Mißbildungen gleich deutlich auf der Stirn geschrieben. Suchen wir nach einem klaren Sinne für jene gedankenlose Unterscheidung von Mittelstaat und Kleinstaat, so finden wir nur die eine Antwort: In den Kleinstaaten ist das Gefühl der eigenen Ohnmacht stärker als das Widerstreben der dynastischen Eitelkeit gegen das Eingeständnis dieser Schwäche. In den Mittelstaaten dagegen lebte noch die Erinnerung an jene Zeit, da Welfen, Wettiner, Wittelsbacher Deutschlands Geschicke bestimmten — bis die Geschichte über sie alle hinwegschritt, weil sie sämtlich das Wohl ihres Hauses der Pflicht gegen den deutschen Staat voranstellten. Selbst das Haus Zähringen, dessen große

Tage um ein halbes Jahrtausend zurücklagen, warf in der napoleonischen Zeit begehrliche Blicke auf „das Erbe seiner Väter", die Schweiz. An diesen stolzen Erinnerungen und an dem Flitterglanze der neugewonnenen anmaßlichen Titel nährt sich der gemeinsame Haß gegen den lachenden Erben ihres vormaligen deutschen Einflusses, gegen Preußen, nährt sich jener verblendete Dünkel, welcher die handgreifliche Tatsache nicht einsehen will, daß in der aristokratischen Gestaltung der neueren Völkergesellschaft die Bedeutung der Mittelstaaten, trotz ihrer vermehrten Quadratmeilenzahl, erheblich gesunken ist. Und mit solcher Selbstüberhebung ist ein Geist der Lüge in diese Höfe eingezogen, der kaum noch einen ehrlichen Charakter zu ertragen vermag. Nirgendwo sonst wird ein so trügerischer Götzendienst getrieben mit den zweideutigen Größen der Landesgeschichte, den Kurfürsten Moritz und August, dem Feldherrn Wrede und dem Staatsmann Münster; nirgendwo sonst prahlt man so schamlos mit dem schimpflichen Waffenruhme, der im Kampfe gegen unser Volk geerntet ward; nirgendwo sonst fördern die Höfe so eifrig die Nationalhymnen und Nationalkokarden und das gleisnerische Gerede von dem angestammten Fürstenhause.

Zu solchen fables convenues der Höfe traten, vornehmlich in den Staaten des Südwestens, sehr berechtigte Gründe des Selbstgefühls. Die uralte Heimat deutscher Bildung, waren diese gesegneten Lande mit ihrer dichten, geistvollen Bevölkerung, mit ihrer bürgerlichen, dem Feudalismus herzhaft und siegreich widerstehenden Gesittung aus den Stürmen der Kriege hervorgegangen als konsolidierte Staaten, die nicht wie Preußen und Hannover einer zweiten Gründung bedurften und weit weniger als der Norden von den Feldzügen heimgesucht waren. Und sie erhielten jetzt, nachdem die Staatsmänner des Rheinbundes die mittelalterlichen Formen der Gesellschaft durchbrochen, von ihren Fürsten (aus den unlautersten Motiven freilich) konstitutionelle Verfassungen, während man im Norden vorderhand mit der Neubildung der Verwaltung vollauf zu schaffen hatte. So fühlte sich der Südwesten dem Norden gegenüber als das Land der Aufklärung und Freiheit. Wie ein Wunder ward zu Beginn der zwanziger Jahre Max Joseph von Bayern in Dresden angestaunt, der konstitutionelle König, der in dem Lande der spanischen Hofetikette es wagte, wie ein Sterblicher die Straßen zu Fuß zu durchstreifen. Wir verstehen kaum noch, wie unsicher in jenen Tagen das nationale Selbstgefühl, wie matt und unklar das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Stämme war. „Eher werden Bären und Adler miteinander Hochzeit halten, als Süd- und Nordländer sich vereinigen" — so schrieben die Soldschreiber Montgelas', ohne ernsthaften Widerspruch in der bayrischen Presse zu finden. Man weiß, wie zähe sich dies Bewußtsein der Überlegenheit im Süden durch lange Jahre erhielt, wie einsam Paul Pfizer unter den Liberalen stand, denen es unmöglich erschien, „die Bewohner des lichten

Rheinlandes" mit dem Maße der Freiheit abzufinden, das für Pommern passe, und wie unausrottbar bis heute in den Köpfen der Franzosen und Engländer die Vorstellung spukt, Preußens halbbarbarische Zustände stünden der Gesittung des „reinen Deutschland" weit nach. Als vollends Preußen auf dem Kongresse zu Karlsbad ein Helfer der österreichischen Herrschaft geworden war, da verschlangen sich in Süddeutschland die ehrenhaftesten mit den nichtswürdigsten Meinungen: der verstockte Preußenhaß der Rheinbundstage mit der Mißachtung des Liberalismus wider die „deutschen Russen", der gerechte Unwille über die Sünden Preußens und über die Tyrannei der Heiligen Allianz mit dem kleinstaatlichen Widerstreben gegen jede straffe Bundesgewalt. So grundverschiedene Gesinnungen, genährt durch die im Süden leider noch heute vorherrschende Unkenntnis der norddeutschen Zustände, erzeugten dann den unseligen Gedanken eines süddeutschen Sonderbundes.

Wenn sogar im Norden manche wohlmeinende Patrioten hoffnungsvoll auf Hannover und die Niederlande blickten als auf ein Gegengewicht gegen die „preußischen Raubtiere", so schien im Süden der Triasgedanke in der Luft zu schwirren. In wenigen Jahren waren die gutmütigen Hoffnungen verflogen, womit man dereinst den Bundestag begrüßt. Er hatte sich nicht, wie man gewähnt, zu einem Parlamente erweitert, vielmehr enthüllte sich in seiner Mitte aller Welt zum Spotte die Zwietracht zwischen den Großmächten und den Staaten des alten Rheinbundes. Also erschien das Zusammenhalten der konstitutionellen Staaten als das letzte verzweifelte Auskunftsmittel für jeden, der nicht in träger Entsagung sich mit der völligen Vereinzelung der deutschen Staaten begnügen wollte. Nicht bloß das berüchtigte Blatt des Bonapartismus, die Münchener Alemannia, bewies jetzt die Notwendigkeit, Preußen auf sein natürliches Gebiet, die slawischen Länder jenseits der Elbe, zu beschränken. Auch ein Anselm Feuerbach sah in den beiden Großmächten „die natürlichen Gegner, nicht gerade Deutschlands, aber der Freiheit und Selbständigkeit der kleinen deutschen Staaten", und träumte von einem deutschen Fürstenbunde, der das feindliche Preußen in zwei Hälften zerreißen sollte! Das warme Brutnest dieser tollen Pläne war der Stuttgarter Hof. Nach der Überlieferung seines Hauses ein Feind Österreichs, fortwährend in Sorge, das Haus Habsburg möge Württemberg zum vierten Male unter sein Zepter bringen, hatte sich der König früher mit Begeisterung dem preußischen Staate zugewendet; damals schrieb er sich noch Friedrich Wilhelm. Seit er die Königskrone trug, war die Neigung für die nordischen Waffenbrüder verschwunden. Begehrlicher dynastischer Ehrgeiz bildete fortan den Kernpunkt seiner Politik; getragen von der liberalen öffentlichen Meinung, gedachte er sein Geschlecht zu herrlicher Machtfülle zu erheben. Denn obwohl sein Haus die glänzenden Erinnerungen nicht kannte, welche die Phantasie der Wettiner und Wittelsbacher betörten, so gaben doch die

Grafen von Württemberg und Teck jenen berühmten Geschlechtern an dynastischem Stolze nichts nach. Zugleich gefiel er sich, vornehmlich im Gespräche mit dem exzentrischen Prinzen von Oranien, in kühnen liberalen Reden, hörte befriedigt, daß die Staatsmänner der Bierbank ihn als den Kaiser der Deutschen zu preisen liebten, und ward in solchen Träumen bestärkt durch den Zuspruch seiner russischen Gemahlin.

Die Frivolität, die vaterlandslose Gesinnung dieser dynastischen Ehrsucht ist erst in neuester Zeit völlig entlarvt worden. Im Jahre 1820 erschien das berüchtigte „Manuskript aus Süddeutschland", das Programm der Triaspolitik. Die Schrift stellt ein fratzenhaftes Zerrbild des heimatlosen und charakterlosen norddeutschen Wesens dem kerndeutschen, seßhaften süddeutschen Volke gegenüber. In Summa: — Berlin hat die besten Schneider, Augsburg die besten Goldschmiede! Der schlaue ränkesüchtige Handelsmann des Nordens ist im Felde nur als Husar und Freibeuter zu verwenden, der feste süddeutsche Bauer bildet den Kern unserer regulären Truppen. Eine polnische Teilung ist unbemerkt an Deutschland vollzogen, neunzehn von neunundzwanzig Millionen Deutschen sind an die fremden Mächte Österreich, Preußen, Dänemark, Holland verkauft. Seine schönsten Häfen sind ein hors d'oeuvre am deutschen Körper geworden, einer Kaste von Kaufleuten in die Hände gefallen, die in Englands Solde steht (beiläufig, ein Satz, welcher die damals im Süden herrschende Meinung über die Hansestädte getreulich widerspiegelt). Der Rest — das reine Deutschland — muß geschützt werden durch einen engeren Bund, der auf die Kernstämme der Alemannen und Bayern sich stützt; doch läßt uns die Schrift ohne Belehrung über die Frage, wie in diesem engeren Bunde der weltbürgerliche Kaufmann von Hannover und Mecklenburg sich mit dem seßhaften Bayern vertragen sollte. Eine Torheit ist es (und hier offenbart sich jene diabolische Mischung von Wahrheit und Lüge, welche die ganze Richtung bezeichnet), ein Widersinn, daß die Bundesakte durch Formeln der Stärke und Schwäche gleiche Rechte zu sichern meint. Die Bahn der deutschen Staatskunst ist bereits vorgezeichnet durch das Verhalten jener Staaten des Südens, welche „aus Liebe zu Deutschland Frankreichs Freunde wurden". Dann wird Montgelas als großer Staatsmann gefeiert und dem Süden geraten, das von Gott eingesetzte demokratische Prinzip in Ehren zu halten.

Die ganze Zukunft dieses Landes beruhte darauf, daß Nord und Süd sich zu schöner Ergänzung zusammenfanden, der Süden sich erfüllte mit der nationalen Gesinnung des Nordens, der Norden die bürgerliche Gesittung Oberdeutschlands sich aneignete. Bis zu solcher Versöhnung war noch ein weiter Weg. Vorderhand ward die Kluft mächtig erweitert durch jenes geschickte Pamphlet, das in Niederdeutschland, vornehmlich in den Hansestädten, laute Entrüstung erregte, während in Bayern und Schwaben dies widrige Gemisch von Bonapartismus, hohlem Radikalis-

mus und dreistem Partikularismus zahlreiche Verehrer fand. Als Verfasser der pseudonymen Schrift nannte man allgemein Friedrich Ludwig Lindner, einen am Stuttgarter Hofe wohlgelittenen norddeutschen Publizisten. Dieser Mann, der in jenen Tagen unter den Liberalen als ein Patriot galt, konnte schon während des Feldzuges von 1814 schreiben: „Der Zweck der Russen, Österreicher, Preußen und Engländer liegt klar am Tage, was aber haben die Deutschen in diesem Kriege zu suchen?" Seit der Stiftung der Heiligen Allianz hatte sich ihm seine Denkweise bis zur Wut verhärtet; er säte jetzt mit grobem Zynismus in der Presse Zwietracht zwischen Süd und Nord, wie denn jederzeit — von Lindner bis herab auf Hermann Orges — norddeutsche Überläufer dies Gewerbe auf das eifrigste betrieben haben. Der traurige Ruhm der Urheberschaft des Manuskriptes gebührt jedoch nicht ihm allein. Als die Großmächte von dem Stuttgarter Hofe Bestrafung des Pamphletisten verlangten, da weigerte sich König Wilhelm und gestand seinem Minister Wintzingerode im tiefsten Vertrauen, daß er selber die Gedanken, Lindner nur die Form der Schrift geschaffen habe, daß er selbst der Verfasser des Manuskriptes sei[1]. So war denn der vaterländische Fürst, den Wangenheim in begeisterten Briefen als den Martin Luther unserer politischen Reformation feierte, zu einem Lobredner des Vaterlandsverrats geworden!

Für solche sonderbündlerischen Pläne fand der König ein brauchbares Werkzeug in dem neuen Bundestagsgesandten. Wangenheim, der über das Manuskript oft in wegwerfenden Worten sprach, ahnte schwerlich, wer der Verfasser sei, und er teilte nicht völlig die Voraussetzungen dieser bruderfeindlichen Staatskunst. Stammte er doch aus jenen mitteldeutschen Landen, welche, glücklich genug, die Tendenzlüge von dem Gegensatze norddeutscher und süddeutscher Art gar nicht verstehen, weil sie nicht wissen, zu welchem dieser beiden „Völker" sie selber sich zählen sollen. Um so eifriger war er den Schlußsätzen der Triaspolitik zugetan. In unseliger Weise trafen sie leider zusammen mit seinen naturphilosophischen Spielereien. Das „Schema" seiner Idee der Staatsverfassung gedachte er auch auf Deutschland anzuwenden, das autokratische und demokratische Element so gut wie das aristokratische Hypomochlion. Und auch in das autokratische Element der Bundesgewalt mußte die heilige Dreizahl eingeführt werden. So gänzlich zur fixen Idee war ihm dieser brahmanische Aberglaube geworden, daß er meinte: sollte Österreich je ausscheiden, so müßte Bayern an Österreichs, Sachsen aber, als der Führer der Mindermächtigen, an Bayerns Stelle aufrücken. Um die Unabhängigkeit der Kleinstaaten von den beiden Großmächten zu wahren, schien ihm selbst das „immerhin bedenkliche" Anrufen der auswärtigen Garanten der Bundesakte erlaubt! Einen praktischen Inhalt erhielt dieser doktrinäre Luftbau durch jenen

[1] Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein Württemberger Staatsmann. Von Wilko Graf Wintzingerode. Gotha 1866. S. 69.

maßlosen Preußenhaß, den jede Zeile von Wangenheims Schriften predigt — am lautesten dann, wenn er versucht, ihn zu leugnen, wenn er versichert, daß seine Gattin eine Freundin der Königin Luise gewesen, drei seiner Brüder in preußischen Diensten gestorben seien. Suum cuique rapit war ihm die Devise des schwarzen Adlers. Immerdar ängstigten ihn „die erbkaiserlichen Gelüste einer traditionellen preußischen Kabinettspolitik", und selbst die hochsinnige Staatskunst Preußens in den Freiheitskriegen erschreckte ihn, weil sie um Volksgunst gebuhlt und kein Mittel der Einschüchterung gescheut habe! Was habe Preußen im Grunde anderes getan im Jahre 1813 als den Satz durchführen: ôte-toi que je m'y mette!?

Drei grobe Irrtümer, sicherlich, bildeten die Grundlage dieser mittelstaatlichen Politik. Es war ein Wahn, daß Ohnmacht zur Ohnmacht gesellt jemals eine Macht bilden könnte. Denn erstünde auch aus diesem Sonderbunde das Unmögliche, die einheitliche Organisation, so würde ihm doch immerdar jene sittliche Kraft fehlen, welche die Staatsmänner der Mittelstaaten nie anerkennen, weil sie dieselbe widerwillig an Preußen bewundern müssen — das Bewußtsein des Zusammengehörens, der Stolz auf eine große Geschichte, mit einem Worte: die lebendige Staatsgesinnung. Daß von solcher Staatsgesinnung kein Hauch lebendig sei in den Seelen dieser mittelstaatlichen Sonderbündler, ward bewiesen durch jenen schamlosen Hinweis auf die Hilfe des Auslandes, der als letzte Drohung hinter allen ihren Plänen lauert. Wohl klang es hart, wenn eine preußische Staatsschrift vom Jahre 1822 Wangenheim geradezu der Verbindung mit fremden Mächten beschuldigte. Aber lagen nicht die unwürdigen Erfahrungen aus den Tagen Ludwigs XVI. und Napoleons als ein furchtbar mahnendes Beispiel vor aller Augen? Hatte nicht sogar der ohnmächtige Hof Ludwigs XVI. die Kleinstaaten gewarnt vor dem preußischen Fürstenbunde, sie ermahnt, einen Sonderbund unter französischem Schutze zu schließen? Und wer sollte an die redliche Vaterlandsliebe der Männer der Trias glauben, wenn Schriften von dem Schlage des Manuskripts aus ihren Reihen hervorgingen und jeder ihrer Schritte gegen die Heilige Allianz in eifrigen Pamphleten verteidigt ward von dem Bonapartisten Bignon, einem Stifter des Rheinbundes? — Es war ferner eine Täuschung, die Einigung der Nation zu erwarten von einer Gruppenbildung, welche notwendig die zentrifugalen Kräfte verstärkt und die der Einheit geneigten kleinsten Staaten einer partikularistischen Obergewalt unterwirft. — Endlich überschätzte man blindlings die Bedeutung der südwestdeutschen Verfassungen. Denn wie unverzeihlich immer Preußens Unterlassungssünden waren: die sozialen Zustände der deutschen Staaten, welche keine Gesetzgebung gänzlich umstürzen kann, sind einander so nahe verwandt, daß niemals ein deutscher Staat allein durch seine freie Verfassung das Übergewicht über die anderen erlangen wird. Auch an dem absolutistischen Preußen fand der Süddeutsche noch des Herrlichen viel zu beneiden: die

Macht, den Ruhm, eine freie Volkswirtschaft und eine selbständige Bewegung der Gemeinden, welche auf dem Boden des Rheinbundes nicht gedeihen wollten. Und eine sehr kurze Erfahrung offenbarte, daß auch im Süden die Volksrechte ungesichert waren und in den Überzeugungen der Menge noch keineswegs tiefe Wurzeln geschlagen hatten.

Alle diese Verirrungen, die wir rückschauend leicht erkennen, lassen sich allenfalls entschuldigen mit der Unklarheit der Epoche, aber ein unverzeihlicher Fehler tritt hinzu. Auch in dem Triasplane bewährte sich die alte Erbsünde der Politiker der Kleinstaaten, ihre gänzliche Unfähigkeit, die Bedeutung der Macht zu begreifen. Man rechnete dreist mit Faktoren, welche nirgends vorhanden waren. Man plante über einem Sonderbunde der konstitutionellen Staaten, und doch wußte Wangenheim, daß die süddeutschen Höfe nur widerwillig den Zwang der neuen Verfassungen ertrugen, daß Großherzog Ludwig von Baden und der Herzog von Nassau eben jetzt sich mit dem Gedanken befreundeten, ihr Landesgrundgesetz aufzuheben. Auch in der Bevölkerung der Mittelstaaten war von einem lebendigen Bedürfnisse des Zusammenhaltens nichts zu spüren. In Sachsen, Kurhessen, Mecklenburg, Hannover ging das altständische Wesen seinen trägen Gang weiter, das dem konstitutionellen Systeme des Südwestens noch ungleich ferner stand als der moderne Absolutismus in Preußen. Zudem hegte jeder Mittelstaat noch seine absonderlichen geheimen Hegemoniegelüste: Bayern hatte den Gedanken einer Oberherrschaft im Südwesten nicht aufgegeben, Sachsen betrachtete sich als den natürlichen Schirmer der thüringischen Lande. So blieb als das einzige gemeinsame Band der Mittelstaaten nur der Widerwille ihrer Souveräne gegen jede Beherrschung durch die Großmächte, und Wangenheims ehrliche Vaterlandsliebe sah sich also angewiesen auf die gemeinste Leidenschaft des Partikularismus! Ja sogar auf sein heimisches Kabinett konnte er nicht sicher zählen. Zwar die zunächst beteiligten Beamten im Ministerium, v. Trott und Hartmann, hielten zu ihm, und der Münchener Hof ward von dem schwäbischen Gesandten von Schmitz-Grollenburg in Wangenheims Sinne bearbeitet. Der Minister des Auswärtigen dagegen, Graf Wintzingerode, war ein zu klarer Kopf, um die phantastischen Sonderbundspläne zu billigen. Vollends der König schwankte zwischen despotischen Neigungen und liberalisierendem Ehrgeiz, zwischen kühnen Entwürfen und jähem Verzagen.

Trotz alledem haben wir kein Recht, über jene liberale mittelstaatliche Politik kurzweg den Stab zu brechen. Sie war keineswegs jenes politische Ideal, welches die Liberalen der zwanziger Jahre verherrlichten, aber auch nicht bloß jener Bodensatz des Rheinbundes, wofür Radowitz sie später ausgab. Vergessen wir nicht, in welchen windigen Phrasen sich die Bundespolitik jener Tage durchgängig bewegte. Konnte doch Fürst Hardenberg in einer Verbalnote auf dem Wiener Kongresse einige schlechte

Verse aus dem Rheinischen Merkur als ein befolgenswertes politisches Programm zitieren:

„Es horste auf derselben Rieseneiche
Der Doppeladler und der schwarze Aar,
Es sei fortan im ganzen Deutschen Reiche
E i n Wort, e i n Sinn, geführt von jenem Paar —"

und Wangenheim pries das als ein Zeichen echter Staatskunst! Auf diesem Tummelplatze der Phrasen mußte die Erbsünde der mittelstaatlichen Politik üppig wuchern: das vielgeschäftige dilettantische Projektemachen. Denn werden in wirklichen Staaten dem Staatsmanne durch Interessen und Überlieferungen feste Bahnen vorgeschrieben, so bleibt in den politischen Zwitterbildungen, welche vernünftigerweise auf die große Politik verzichten sollten, alles der erfinderischen Willkür der Diplomaten überlassen. Und tragen die bedeutenden Staatsmänner der Schweiz, Englands, Preußens das Gepräge ihres Staates, so zeigen die mittelstaatlichen Diplomaten, von Malchus und Wangenheim bis herab auf Beust und Pfordten, fast durchgängig ein heimatloses Wesen: sie sind diplomatische Landsknechte, nicht geleitet von dem Lebensgesetze eines bestimmten Gemeinwesens, sondern bereit, jedem Staate, der dem Ehrgeiz ein Feld bietet, ihre geschäftige Tätigkeit zu widmen. So offenbart auch die mittelstaatliche Politik jener Tage ein unklares, widerspruchsvolles Wesen — einen Januskopf. Boshaft war sie, ränkevoll, unwürdig, wenn sie in nackter Selbstsucht das natürliche Übergewicht der Macht, das den Großstaaten zukommt, zu brechen versuchte. Aber ein bleibendes Verdienst hat sie sich erworben, als sie die Grundlagen des modernen Staatslebens gegen die Eingriffe des Wiener Kabinetts verteidigte.

Mißtrauisch begrüßte man in Frankfurt den liberalen Minister, und allerdings sehr abweichend von der gewohnten Art eines Diplomatenkongresses klang der doktrinäre Ton seiner Antrittsrede: „Der Einzelne geht sicher unter, sobald er bloß in sich sein will, allein ebenso wird ein zügelloses Streben nach Allgemeinheit zur Leerheit und zum Tode führen; daher wollen die deutschen Staaten frei und ungehindert ihr besonderes Leben selbständig ausbilden, allein die Bürgschaft ihres eigentümlichen Lebens nur in dem kräftigen Leben aller finden." Doch im persönlichen Verkehre ließ Wangenheim von doktrinärem Wesen nichts spüren. Man rühmte ihm nach, daß sein freies, leichtes, heiteres Wesen den Ausländern vorzüglich gefalle. In der Stadt ward er rasch bekannt, nahm teil an jeder gemeinnützigen Unternehmung, an Steins Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde wie an dem Aufrufe für das Goethedenkmal. Diese liebenswürdige Weise, seine Geschäftskunde und unermüdliche Tätigkeit erschlossen ihm bald den Weg in die wichtigsten Ausschüsse. Noch war der Bundestag reich an feingebildeten aufgeklärten Staatsmännern,

und diese Oppositionspartei der Gagern, Aretin, Lepel, Harnier war den Gesandten der Großmächte, den Buol und Goltz, und ihren ergebenen Dienern Leonhardi und Marschall überlegen durch ihre Talente und ihre Einigkeit. Schon damals trieb der österreichische Gesandte das häßliche Spiel, heimlich den Gegnern zu versichern, man hege selbst die freisinnigsten Absichten, habe jedoch dem Drängen des unbequemen preußischen Kollegen nicht widerstehen können. Nach dem Ausscheiden Gagerns, „dieses ritterlichen Mannes", übernahm Wangenheim die Führung der Opposition, ebenso wortreich wie jener, aber minder gutmütig und mit bestimmteren Zielen.

Der Streit zwischen Bayern und Baden über den Besitz der Pfalz war soeben wieder auf das heftigste entbrannt, bereits stand das badische Heer unter den Waffen, und unter dem Schutze des Deutschen Bundes drohte der Bürgerkrieg auszubrechen zwischen Deutschen und Deutschen. Tatlos sah man in Frankfurt alledem zu. Als dann auf dem Kongresse von Aachen die Heilige Allianz diese reindeutsche Angelegenheit vor ihr Forum zog, als der weiße Zar die Frage entschied und in Baden mit Jubel als der Retter des Landes begrüßt ward, da regte sich freilich an den kleinen Höfen das brennende Gefühl einer nationalen Demütigung. Aber wie mochte König Wilhelm seinem russischen Schwager offen widerstehen? Wangenheim begnügte sich, im Kreise der befreundeten Gesandten über die Übergriffe des Heiligen Bundes zu murren. Inzwischen hatte er mit den Genossen den Plan eines engeren Bundes eifrig besprochen. Er gefiel sich darin, in den Verhandlungen wie im geselligen Leben den Grafen Goltz und Buol seine Überlegenheit taktlos und schonungslos, oft in der ausgelassensten Weise, zu zeigen; man erzählte sich lachend in Frankfurt, daß er einst den preußischen Gesandten durch einen Toast auf die Republik gekränkt habe. Da forderte eine ernste Note des Wiener Kabinetts vom Stuttgarter Hofe Rechenschaft über das gefährliche Treiben des Gesandten, und Wangenheim enthüllte in einem Privatbriefe dem Fürsten Metternich, arglos wie immer, seine geheimsten Gedanken (September 1818). „Die Bundesakte ist nichts, gar nichts, ohne Institutionen, welche die Anwendung des Gesetzes und seine Vollziehung verbürgen. Die Einheit Deutschlands sucht und findet ihre Garantie ausschließlich in dem gleichgewichtigen und gleichzeitigen Einfluß von Österreich und Preußen." Darum nimmermehr eine Teilung der Herrschaft in Deutschland nach dem Laufe des Mains — ein Plan, der schon auf dem Wiener Kongresse die Kleinstaaten geängstigt hatte und von Wangenheim immerdar als die unseligste Wendung der deutschen Geschicke betrachtet ward. Um den Gedanken der Mainlinie für immer zu beseitigen, muß ein Bund im Bunde bestehen, der die Zerspaltung Deutschlands ebenso verhindern soll, wie Österreich und Preußen eine barrière inexpugnable für den Ehrgeiz Rußlands und Frankreichs bilden. Daß dieser Bund jemals dem Ausland in

die Arme getrieben und „etliche und dreißig Staaten die Kleinoktav und Duodez" über einen Eroberungsplan gegen Österreich und Preußen einig werden sollten, ist eine „läppische Besorgnis politischer Don Quichottes". —

Die hochtrabende Sprache dieses Briefes bildet einen unbegreiflichen Widerspruch zu den gleichzeitigen diplomatischen Schritten des Stuttgarter Hofes. Wenige Monate vorher hatte König Wilhelm durch seine Gesandten in Wien und Frankfurt den Wunsch ausgesprochen, daß der Bundestag eine authentische Interpretation des Artikels 13 der Bundesakte (über die Landstände) erlassen und dergestalt allen übermütigen Forderungen des Volkes einen Damm entgegensetzen möge. Fürst Metternich, der bisher der konstitutionellen Bewegung tatlos und gedankenlos zugeschaut, ward erst durch diese württembergischen Klagen zur Tätigkeit aufgestachelt. Es ist nicht anders, die reaktionäre Strömung, welche jetzt begann und bald auf den Karlsbader Konferenzen weit über die von König Wilhelm erstrebten Ziele hinausschlagen sollte, hat ihre erste Quelle in den geheimen Umtrieben des liberalen Königs und in den Hilferufen des konstitutionellen Münchener Hofes.

Auch dem teutonischen Treiben der Burschenschaft vermochte der König nicht ohne Zittern zuzuschauen. Bereits im Frühjahr 1818 klagte er in seinen Briefen an den russischen Hof, wie Deutschland einer fanatischen Partei von Ruhestörern anheimgefallen sei. Bald sollte diese trübe Auffassung der deutschen Dinge die herrschende an den deutschen Höfen werden. — Karl Sand hatte in Tübingen häufig in Wangenheims Hause verkehrt und sich belehren lassen von den mäßigenden Worten des Kurators. Als der Unglückliche jetzt auf seiner verhängnisvollen Reise nach Mannheim ihn besuchte und verfehlte, da trieb eine unbestimmte schreckliche Ahnung den Gesandten, dem Wanderer in den Odenwald nachzureiten. Er traf ihn nicht, und die Ermordung Kotzebues geschah. Die Raserei der Angst, welche jetzt die Höfe erfüllte, ward von dem Fürsten Metternich ausgebeutet. Oftmals ist gestritten worden über die Frage, ob die Männer des Wiener Kabinetts, von törichter Furcht verblendet, wirklich glaubten, die Throne seien gefährdet durch eine fieberische Aufregung der Nation, oder ob sie diesen Glauben nur heuchelten, um die deutschen Höfe für ihr System zu gewinnen. Mir scheint, keine der beiden Behauptungen trifft das Rechte. Vielmehr war in der Tat Österreichs Herrschaft in Deutschland schwer, wenn auch erst von ferne, bedroht. Wohl offenbarte die öffentliche Meinung noch eine knabenhafte Unreife. Das Burschenfest auf der Wartburg ward in zahlreichen begeisterten Flugschriften als „die Morgenröte eines neuen deutschen Nationallebens" gefeiert. Nach Sands unseliger Tat, die durch nichts merkwürdiger war als durch ihre zwecklose Torheit, predigten deutsche Lehrer ihren Schülern von Harmodios und Aristogeiton, und das ganze Land hallte wider von den Rufen schwächlichen, unklaren Mitgefühls. Aber aus all diesem

wirren Treiben, aus all den machtlosen Ausfällen der süddeutschen Kammern wider den Bundestag sprach doch die eine ernste Tatsache: der Geist der Freiheitskriege war noch immer nicht erstorben. Ließ man die patriotische Presse und die begeisterte Jugend gewähren, so mußte früher oder später dies Volk zum lebendigen Bewußtsein seiner Einheit gelangen, und dann ward Österreichs Stellung in Deutschland unhaltbar. Fürst Metternich begriff also seine Lage sehr richtig, wenn auch seine nervöse Ängstlichkeit oft allzu schwarz sehen mochte. Es war ein Meisterstück österreichischer diplomatischer Kunst, daß man die Mehrzahl der deutschen Höfe dahin brachte, die deutschen Dinge mit österreichischen Augen anzusehen und an eine Gefahr zu glauben, welche allerdings die Herrschaft Österreichs, aber damals noch nicht die deutschen Dynastien bedrohte. Schon im Juli 1819 stellte Österreich in Frankfurt die Behauptung auf: wenn ein vorgeschlagenes Grundgesetz die verfassungsmäßig notwendige Einstimmigkeit am Bunde nicht gefunden habe, dann solle die Mehrheit der Bundesglieder berechtigt sein, den abgelehnten Vorschlag dennoch provisorisch für sich auszuführen! Der Vorschlag, der die liberalen Staaten mediatisiert hätte, ward zunichte durch Wangenheims entschlossenes Nein. Damit war erwiesen, daß am Bundestage ein Staatsstreich sich nicht durchführen ließ, und Fürst Metternich berief die Minister der größeren Staaten zu den Besprechungen von Karlsbad.

Metternichs Hauptplan, den Artikel 13 der Bundesakte (das Versprechen der Landstände) im Geiste Friedrich Gentz' zu erklären und die Kammern Süddeutschlands in Postulatenlandtage nach österreichischem Muster zu verwandeln, scheiterte dort an dem erbitterten Widerstande des Grafen Wintzingerode, der ihm das boshafte Wort entgegenwarf: „Die Regierungen haben im Artikel 13 den Grundsatz der Volkssouveränität angenommen, sie haben geglaubt, diesen Point vergeben zu können; die Partie ist angefangen, sie muß ausgespielt werden." Aber auch das wirklich Beschlossene — die Knechtung der Presse und der Hochschulen, die Einleitung der Demagogenverfolgungen — war ein Angriff auf das Allerheiligste unseres Volkstums, zugleich eine Verletzung der Landes- und Bundesgesetze.

König Wilhelm ließ seine Hofzeitung gegen die Karlsbader Beschlüsse zu Felde ziehen; er reiste klagend zu seinem Schwager nach Warschau, fand aber keinen günstigen Empfang: notre homme à Stuttgart — schreibt ein k. k. Diplomat — n'a pas trop à se louer de ses succès à Varsovie. Wie anders, wenn ein wahrhaft königlicher Wille zu Stuttgart geboten, wenn in Frankfurt auch nur ein Gesandter von schlichtem, unerschrockenem Mannesmute getagt hätte! Was Württemberg durch verwerfliche geheime Umtriebe im Auslande versuchte, das ließ sich erreichen auf dem Wege des Gesetzes, wenn auch nur ein Staat sein von der Bundesakte gewährtes Recht gebrauchte. Die Beschlüsse der in

Karlsbad versammelten Minister einiger deutscher Staaten, eine bundesrechtlich gänzlich ungültige Urkunde, wurden am 16. September 1819 dem Bundestage vorgelesen. Vier Tage darauf erfolgte die Abstimmung, während das Gesetz eine vierzehntägige Frist verlangt. Die Annahme geschah, ohne daß die gesetzlich notwendige Beratung vorherging, durch einen Mehrheitsbeschluß im engeren Rate, während die Bundesakte Einstimmigkeit und Abstimmung im Plenum vorschrieb. Da war es heilige Pflicht des Mannes, der sich so gern den getreuesten Verteidiger des Bundesrechts nennen hörte, gegen diesen vierfachen Rechtsbruch zu protestieren und die österreichischen Ränke, wie er es bundesgesetzlich durfte, an seinem Nein zerschellen zu lassen. Ein Aufschub von wenigen Tagen mußte gegen Österreich entscheiden, da das unwürdige Werk allein durch die Überraschung gelang. Mit vollem Rechte sahen die kleinen Höfe ihre Selbständigkeit — und wahrlich nicht zugunsten der nationalen Einheit — bedroht, seit Fürst Metternich in Karlsbad dem Minister eines Kleinstaates mit dürren Worten erklärt hatte, die einzige Bedingung der Fortdauer der kleinen Staaten sei allein der Bund!

Mit einstimmiger Entrüstung erhob sich die öffentliche Meinung wider die Karlsbader Verschwörung. Bignon verglich die neue Mainzer Untersuchungskommission mit den berüchtigten Prevotalhöfen der Bourbonen; die französischen Blätter zürnten, man wolle den Deutschen das Schicksal Polens bereiten, sie ausstoßen aus der Menschheit; und welche Stimmung den Süden Deutschlands beherrschte, davon gab bald nachher die Adresse einer Offiziersversammlung in Ulm an König Wilhelm ein denkwürdiges Zeugnis. Sie forderte offen den Krieg gegen jene „fremden Regierungen, welche das Glück des württembergischen Volkes mit Schmähsucht betrachten, ohne ihren eigenen Untertanen das nämliche zu gönnen. — Auch ist das Heer Ew. Königl. Majestät keineswegs als eine unzureichende Streitmacht zu betrachten, denn das ganze Volk wird begeisterungsvoll unsere Reihen verstärken." Nicht bloß vor dem Bürgerkriege, auch vor der schlicht-gesetzlichen Pflichterfüllung der einfachen Wahrhaftigkeit schrak der Stuttgarter Hof zurück. Württemberg widersprach zwar mehreren Artikeln der Karlsbader Beschlüsse, aber Wangenheim duldete, daß das öffentliche Protokoll der Nation die einstimmige Annahme der neuen Bundesgesetze vorlog und Württembergs Widerspruch in einer geheimen Registrande verborgen wurde. Nun hatte er kein Recht mehr, zu klagen, wie er es liebte, über das Geheimhalten der Bundesberatungen. — Seit drei Jahren harrte die Nation vergeblich auf ein Lebenszeichen ihrer höchsten Behörde. Jetzt erschien es, und die erste wichtige Tat des Bundestags war — die provisorische Aufhebung mehrerer der wichtigsten Bestimmungen der Bundesakte. Es war ein Hergang, so einzig, so unbegreiflich, daß die Presse sofort die Vermutung aussprach, die Einstimmigkeit des Bundestags sei entweder erzwungen oder eine Lüge.

Wohl durfte die österreichische Partei jubeln und Graf Buol den Bundestag am Abend jenes unseligen 20. Septembers zu einem glänzenden Feste vereinigen. Durch diese ersten Unterlassungssünden war der liberalen Opposition am Bundestage der Boden unter den Füßen hinweggezogen und das zugleich widrige und lächerliche Schauspiel der deutschen Politik in den nächsten Jahren vorgezeichnet. Fürst Metternich umging nun den Bundestag, an dem er die Langsamkeit des Geschäftsganges und noch mehr die Überlegenheit der liberalen Gesandten scheute. Um den Ausbau des Bundesrechts, welcher in Wahrheit eine Durchlöcherung des Rechtes war, zu vollführen, versammelte er die deutschen Minister zu Wien, und der engherzige Partikularismus der Mittelstaaten vergönnte ihm mindestens einen halben Erfolg. Der unklare Begriff des „monarchischen Prinzips" ward in das Bundesrecht eingeführt, und die Gesandten der Mittelstaaten nahmen ihn an; denn trotz aller liberalen Redensarten war diesen Regierungen hoch willkommen, eine Waffe für den Notfall gegen ihre Kammern zu besitzen. Sie meinten genug getan zu haben, als sie wenigstens ihre eigenen Verfassungen durch den Artikel 56 der Wiener Schlußakte gesichert hatten, welcher die Abänderung der bestehenden Verfassungen auf nicht verfassungsmäßigem Wege verbot. Dergestalt steht in der gesamten Schlußakte immer ein Artikel von absolutistischer Färbung einem anderen von konstitutionellem Inhalte gegenüber. Die Mehrzahl der Höfe des Südwestens konnte die gänzliche Beseitigung ihrer Landesverfassungen nicht wünschen; denn eben unter dem Schutze dieser Verfassungen reifte allmählich jener badische, darmstädtische, württembergische Partikularismus, der den dynastischen Gelüsten der Höfe in die Hände arbeitete. Nicht die Höfe, wahrlich, grollten, wenn der Bewohner der konstitutionellen „Musterstaaten" im Süden mit selbstgefälligem Stolze auf die preußischen Barbaren herabschaute. Mit herzlicher Freude berichtete kurz darauf der badische Minister v. Berstett nach Wien, das konstitutionelle Wesen im Süden habe keineswegs größere Einheit „im Sinne unserer Deutschtümler" hervorgerufen, sondern „eine stets zunehmende abgesonderte Eigentümlichkeit, wodurch die einzelnen Regierungen offenbar an Stärke gewinnen". Die beiden Feinde, der Absolutismus von Wien und der konstitutionelle Partikularismus der kleinen Höfe, schlossen vorzeitig einen unwahren Frieden, gleichwie dereinst im Augsburger Religionsfrieden die hadernden Konfessionen sich vor der Zeit die Hände reichten, bevor sie sich innerlich versöhnt hatten. Heißsporne des Absolutismus, wie der Freiherr v. Blittersdorff, erklärten darum die Schlußakte für den nachteiligsten Friedensschluß, den Österreich seit langem geschlossen. Und wie der Augsburger Friede den Dreißigjährigen Krieg in seinem Schoße trug, so sollte das faule Kompromiß von Wien die deutsche Revolution gebären.

Dann ertrug Württemberg widerwillig, daß die Schlußakte dem Bundestage einfach zur Sanktion ohne jede Debatte vorgelegt ward, und Wangenheim mit seinen liberalen Genossen sah sich also jede Gelegenheit zum Widerspruch versperrt. Berücksichtigen wir auch billig die abhängige Stellung eines Gesandten und die Wirkungen brutaler Einschüchterung: der Vorwurf bleibt auf Wangenheim haften, daß er seine Entlassung nicht forderte, als das Bundesrecht mit Füßen getreten ward. Vier Jahre lang arbeitete nun die liberale Minderheit zu Franfurt an dem undankbaren Versuche, die Wirksamkeit jener Karlsbader und Wiener Beschlüsse zu untergraben, welche durch die Nachgiebigkeit der Minderheit selbst zu Bundesgesetzen erhoben waren. In solchem Kampfe konnte der beste Erfolg nur ein halber Sieg sein, und Gentz hatte guten Grund, damals triumphierend zu schreiben, er sei „innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt ein so lächerliches Ende nehmen".

Das bewährte sich bereits bei Wangenheims Angriffen wider die Mainzer Zentral-Untersuchungskommission. Da Württemberg sich geweigert, einen Abgeordneten nach Mainz zu schicken, so war der liberalen Minderheit jede Einsicht in den Gang der Untersuchungen verschlossen. Der Präsident des Bundestags stand in geheimem Briefwechsel mit dem Vorsitzenden der Kommission, und die letztere verharrte in würdigem Stillschweigen, als Wangenheim mit seinen Freunden wiederholt Berichterstattung forderte. Nach dritthalbjährigem Harren verlangten endlich sieben der kleinen Höfe sofortige Auflösung der verhaßten „schwarzen Kommission", und Wangenheim wies in einer sehr bitteren Denkschrift nach, daß die Behörde völlig nutzlos sei, da „noch kein irgend bedeutendes Individuum verhaftet" worden und jeder Bundesstaat selbst die Mittel zur Unterdrückung demagogischer Umtriebe besitze. Nun endlich erschien der verlangte Bericht, die Kommission bemerkte jedoch, mit boshaftem Hinblick auf die liberalen Regierungen, über die noch schwebenden Untersuchungen enthalte sie sich jeder Mitteilung, weil sie eine vorzeitige Bekanntmachung befürchte! Graf Buol gab den Bericht seiner Getreuen in Mainz unentsiegelt an seine Getreuen in Frankfurt, d. h. an eine Kommission des Bundestags, welche nur aus Gesandten jener Staaten bestand, die auch in Mainz vertreten waren. Durch solche offene Feindschaft der Mehrheit blieben Württemberg, Kurhessen, Mecklenburg, die Ernestinischen Länder u. a. ohne Kenntnis der Mainzer Akten. Erst in weit späterer Zeit haben diese Staaten sichere Kunde erlangt von dem ganzen Umfange jener beispiellosen Verdächtigung der Nation, von dem Unglimpf wider Fichte und die Helden der Freiheitskriege. Sie wußten nicht, daß die Demagogenverfolgungen nach dem eigenen Geständnisse der Untersuchungskommission lediglich hervorgerufen waren durch ein „weniger in bestimmten Tathandlungen als in Versuchen, Vorbereitungen und Einleitungen sich aussprechendes politisches Treiben". Sie ahnten nicht, daß

eine „offenen Aufruhr predigende Schrift" von der Kommission selber als „die beinahe einzige in unseren Akten vorgekommene positive Handlung" bezeichnet wurde.

Nachdem der schwäbische Verfassungsstreit beendet war, hielt es König Wilhelm wieder für zweckmäßig, auf die Ausführung der im Artikel 13 verheißenen Verfassungen zu dringen; und bei diesen Verhandlungen trat Wangenheims gediegene Tüchtigkeit stattlich hervor. Man lernte von ihm zu Frankfurt, was gründliche und rechtliche Beurteilung staatsrechtlicher Fragen sei. Immer wieder klagen die Bundesprotokolle über die sehr ausführlichen Gutachten Württembergs — nicht ohne Grund: der rechthaberische Mann war imstande, den Streit über eine Nebenfrage bis zur Duplik zu treiben, und sich kurz zu fassen hat er nie gelernt. In einer cause célèbre jener Tage, in dem Lippeschen Ständestreite, zeigte Wangenheim, wie wenig er in Württemberg gemeint gewesen, mit dem alten Rechte ein leichtfertiges Spiel zu treiben. Auch in Lippe stand eine landständische Vertretung des „schädlichen Feudal-Aristokratismus" mit ihren ritterlichen und bürgermeisterlichen Virilstimmen einer Regierung gegenüber, welche kraft ihrer neugewonnenen Souveränität dem Lande eine „den Begriffen der Zeit entsprechende" Vertretung gewähren wollte. Wangenheim bewies das, trotz der Auflösung des Reiches, unzweifelhafte rechtliche Fortbestehen der alten Verfassung, aber auch die Befugnis der Regierung, das Repräsentationsrecht der Untertanen auszudehnen, solange die Rechte der nur sich selbst, nicht das Land vertretenden alten Stände gewahrt blieben. Der Hader ist dann nach altheiligem Bundesbrauche durch lange Jahre hingezerrt worden; aber durch das Gutachten Wangenheims, der sich sogar auf Klüber, den gefürchteten „gefährlichen Theoretiker", berief, ward sein Bruch mit der österreichischen Partei unheilbar.

Das wurde vollends unzweifelhaft, da die schleswig-holsteinische Frage zum ersten Male in bescheidener Gestalt an den Bundestag herantrat. Im Jahre 1822 wandten sich Prälaten und Ritterschaft von Holstein mit der berühmten von Dahlmann verfaßten Beschwerdeschrift an den Bund und baten, allerdings nicht mit unbestreitbaren Rechtsgründen, um Wiederherstellung der alten Landesverfassung. In einem sorgfältigen Gutachten behauptete Wangenheim die Pflicht des Bundes, in Holstein einzuschreiten. Hoffte Dänemark mit der Versicherung durchzuschlüpfen, der König-Herzog sei willens, den Herzogtümern dereinst eine Verfassung zu geben, so wies Wangenheim nach, es handle sich um bestehendes Recht, und das Versprechen des Königs sei wertlos, wenn der Bund ihm nicht eine feste Frist von wenigen Monaten setze für die Vollführung. Gegen diese Ketzerei erhob sich zornig Österreich: „Se. Apostolische Majestät werde niemals dulden, daß den deutschen Souveränen Fristen gesetzt würden zur Erteilung von Verfassungen." Das will sagen: Österreich war

entschlossen, zu verhindern, daß die Verheißungen der Bundesakte jemals etwas anderes würden als eine gleisnerische Phrase. Als Wangenheim schon nicht mehr in Frankfurt weilte, ist dann der bekannte Abweisungsbeschluß gefaßt worden.

Der unversöhnliche Gegensatz der staatsrechtlichen Anschauungen Wangenheims und der österreichischen Partei enthüllte sich ganz nackt, als der Kurfürst von Hessen die von „seinem Verwalter Jerome" verkauften Domänen wieder eingezogen hatte und die Klagen der schamlos beraubten Käufer den Bundestag zu jahrelangen Verhandlungen zwangen. In den ersten halbwegs erträglichen Jahren des Bundestags war die Meinung der Höfe dem klaren Rechte ziemlich günstig. Sehr einsam stand Hannover mit seiner zynischen Ansicht, „man müsse zum voraus den Untertanen die Lust benehmen, dem eindringenden Feinde behilflich zu sein"! Als der Kurfürst in einem groben Briefe sich das auffallende Benehmen des Bundestags verbat, da antwortete Graf Buol ernst und würdig, „die Bundesversammlung stehe nie und nirgends unter einem Gliede des Bundes". Der Verweis aus Wien ob solcher Keckheit ließ nicht auf sich warten, und nach dieser abschreckenden Erfahrung riß unter den Bundesgesandten mehr und mehr die Sitte ein, für jede kleinste Angelegenheit daheim Instruktionen zu erbitten. Seitdem wurde die Stimmung der Mehrheit am Bunde gleichgültig, endlich feindselig gegen die unglücklichen Domänenkäufer. Mit wackerem Zorne erhob sich Wangenheim wider jene Verordnung des Kurfürsten, welche den Landesgerichten das Urteil über diese Rechtsfrage verbot. „Die Staatsgewalt," meinte er, „berechtigt das regierende Subjekt nur dazu, wozu sie dasselbe verpflichtet." Also Verweisung der Kläger an die Gerichte und Verbot an den Kurfürsten, den Rechtsweg zu stören. Über das Recht der Kläger wiederholte er die von Pfeiffer und Klüber ausgesprochenen Rechtssätze — entsetzliche Lehren für das Ohr von Diplomaten, welche gewohnt waren, den Thron für alles, den Staat für nichts zu halten. Der Staat sei ewig, hieß es in Wangenheims Gutachten, denn sein wesentlichster Bestandteil, das Volk, dauere fort und habe das Recht, sich einem anderen Oberhaupt zu unterwerfen, wenn die rechtmäßige Dynastie am Regimente verhindert sei. Da stürzte sich der Grimm der Legitimisten auf den Frechen, der das monarchische Prinzip „in seiner Grundfeste" angetastet. Ce pitoyable personnage, schrieb Metternich einem Vertrauten, a mis par ce travail le sceau à sa réprobation. Österreich erklärte, Se. Apostolische Majestät müsse die Theorien des Württembergers „als höchst bedenklich, ja in mancher Rücksicht als gefährlich betrachten", die Autorität aber von „derlei Rechtslehrern", die der Berichterstatter für sich angeführt, förmlich verwerfen. Damit, natürlich, war die Abweisung der Domänenkäufer entschieden, und dem Freimute Wangenheims dankt der Deutsche noch heute ein in der Geschichte zivilisierter Völker beispielloses Gesetz. Die

österreichische Partei wollte sich für die Zukunft die Widerlegung wohlbegründeter Rechtslehren ersparen; der Bundestag beschloß am 11. Dezember 1823 — bald nachdem Wangenheim ausgeschieden war —, daß wissenschaftlichen Lehren in der Gesetzgebung des Bundes keine Autorität zustehe, ja nicht einmal eine Berufung darauf gestattet sei. So wurde die klärende und mäßigende Einwirkung der Wissenschaft auf die Gesetzgebung verboten in einem Lande, das sie, bei dem Ernste seines wissenschaftlichen Lebens, am leichtesten ertragen kann und, bei der dürftigen und zweideutigen Fassung der Bundesgesetze, dieses Beistandes gelehrter Kräfte am dringendsten bedarf. Die Absperrung des Bundestages von dem geistigen Leben der Nation war vollendet.

Rastlos wie in diesen Fragen arbeitete Wangenheim für alle jene Pläne gemeinsamer deutscher Gesetzgebung, welche damals noch am Bunde angeregt wurden. Er schöpfte unermüdlich Wasser in das Faß der Danaiden, schrieb Gutachten über einen deutschen Münzfuß, bewies ausführlich, daß die Sittenlehre des modernen Judentums sich mit unseren Gesetzen sehr wohl vertrage, also die Emanzipation der Juden erfolgen müsse. Auch in Fällen, wo das selbstsüchtige Interesse seiner Heimat sich mit dem allgemeinen Wohle Deutschlands nicht vertrug, ließ der Wackere sich nicht abschrecken. Er wirkte eifrig für eine gemeinsame Gesetzgebung gegen den Nachdruck, obgleich dies Gewerbe bisher in Württemberg viele Hände beschäftigt und als eine wichtige Quelle des Volkswohlstandes gegolten hatte. Ja er erreichte sogar eine für den lächerlichen Geschäftsgang des neuen polnischen Reichstags wichtige Reform. Man beschloß, wenigstens die Vorfrage, ob der Bundestag über einen Gegenstand in Beratung treten solle, sei durch Mehrheitsbeschluß, nicht durch Einstimmigkeit zu entscheiden. Wangenheims Attaché, der junge Robert Mohl, hat damals an dem redlichen Wirken seines Chefs gelernt, was es bedeute, die träge Masse des Bundestags durch kraftvollen Willen immer aufs neue in Fluß zu bringen. Die segensreichste Frucht seines Wirkens läßt sich nur zwischen den Zeilen der Bundesprotokolle herauslesen: durch den entschlossenen Widerspruch der Partei Wangenheims ward einige Jahre lang verhindert, daß der Bundestag zu jenem willenlosen Diener des Wiener Hofes herabsank, dessen Fürst Metternich bedurfte.

Doch wie anders erscheint Wangenheims Gebaren, wenn wir uns zu den Streitfragen wenden, bei welchen das Urteil des mutigen Patrioten durch Preußenhaß und Trias-Doktrin getrübt ward! Nur der Haß und die Verblendung konnten gegen Preußen Partei ergreifen in jenem Handel, welcher in den zwanziger Jahren von allen Rheinbundmännern ausgebeutet und noch weit später als ein Beweis angeführt ward für Preußens unersättliche Habgier. Wir meinen den preußisch-anhaltischen Zollstreit — dies erste unheimliche Symptom der Krankheit unseres Parteilebens, der antinationalen Richtung des deutschen Liberalismus.

Auf dem Wiener Kongresse hatte Preußen den großen, seit der Epoche nationalen Aufschwungs zu Beginn des 16. Jahrhunderts nicht wieder aufgetauchten Plan eines deutschen Reichszollwesens angeregt. Er scheiterte an dem Partikularismus der Mittelstaaten. So blieben die deutschen Staaten getrennt durch zahlreiche Mautlinien; die Deutschen konnten, so spottete man in der Fremde, nur durch Gitter miteinander verkehren. Dagegen standen unsere Fabriken, seit die Kontinentalsperre gefallen, fast schutzlos gegen das Ausland, vornehmlich gegen die englischen Waren, welche jetzt den deutschen Markt überschwemmten und den deutschen Gewerbefleiß an den Rand des Verderbens brachten. Zu dem Jammer der Binnenmauten und der gehässigen, auch die Sittlichkeit des Volkes verderbenden Retorsionen trat hinzu: die Absperrung des britischen Getreidemarktes durch die Korngesetze, das Steigen des Arbeitslohnes — eine notwendige Folge der Hungerjahre — endlich der Abfluß der edeln Metalle zu den großen finanziellen Unternehmungen der britischen Regierung. Aus solchem Elend wucherten die seltsamsten Meinungen empor: bei den einen die Verwerfung aller Zölle als eines absoluten Übels, bei den anderen die Theorie des rohen Merkantilsystems, welche Deutschlands Verarmung von dem vielen für die Kolonialwaren gezahlten Gelde herleitete, bei allen Parteien endlich ein leidenschaftliches Verlangen nach Besserung des Bestehenden. Die Unfähigkeit des Bundestags, in der Zollfrage etwas zu fördern, lag am Tage, seit er, vornehmlich durch Österreichs und Bayerns Schuld, nicht einmal in dem Hungerjahre 1817 eine Aufhebung der brudermörderischen Ausfuhrverbote bewirken konnte. Er gelangte erst im Jahre 1818, nachdem die Hungersnot vorüber war, zu dem Ausspruche, eine Vereinbarung über diese Fragen müsse der Zukunft vorbehalten bleiben.

Indessen begann unter den Kaufleuten und Fabrikanten eine nachhaltige Bewegung. Schon im Jahre 1816 ward auf der Leipziger Messe der Gedanke einer deutschen Zolleinigung ausgesprochen. Zwei Jahre darauf wandten sich die Industriellen des Rheinlandes mit einer Bitte gleichen Sinnes an den Staatskanzler, und um dieselbe Zeit forderte Nebenius in seiner Schrift über Englands Staatswirtschaft ein deutsches Mautsystem. Die Bewegung wuchs, seit im Jahre 1819 der deutsche Handelsverein unter der Führung Friedrich Lists zusammentrat. Wangenheim ward durch diesen seinen jugendlichen Schüler in jene Bestrebungen eingeweiht und stand ihnen so nahe, daß er oft, mit Unrecht, als der Urheber des Handelsvereins angesehen wurde. Die Eingabe des Vereins an den Bundestag ward von dem Berichterstatter, dem verdienten Publizisten v. Martens, mit schnöden Worten zurückgewiesen, obgleich die thüringischen Staaten in richtiger Voraussicht mahnten, die Heilung der materiellen Not sei das sicherste Mittel, die Ruhe in Deutschland zu erhalten. Die Frankfurter Staatsmänner sahen in den handelspolitischen

Bestrebungen eines Vereines großer Kaufleute nur das vorlaute Besserwissen unberufener Privatleute. Sie meinten, selbst unter dem Heiligen Reiche habe man höchstens an eine Ermäßigung der Binnenzölle gedacht; jetzt, nachdem die deutschen Staaten souverän geworden, sei auch dies nur ein frommer Wunsch. Ungeschreckt, als ein Demagog im besten Sinne, wie Deutschland keinen zweiten wieder sah, bearbeitete List die öffentliche Meinung durch seine Zeitschrift, das „Organ des deutschen Handels- und Gewerbestandes". Er sah das Ziel — die Beseitigung der Binnenmauten — klar vor Augen; der Weg dahin blieb ihm, wie dem gesamten Liberalismus, dunkel. Man steifte sich auf den Artikel 19 der Bundesakte und verlangte einheitliche Ordnung des Handels durch den Bund, dem zu solchem Werke sowohl Macht als Mut mangelte.

Inzwischen hatte Preußen das Ei des Kolumbus zum Stehen gebracht. Alle europäischen Mächte huldigten noch dem Schutzzollsysteme; daher war vorderhand der erste Schritt zur volkswirtschaftlichen Erstarkung für Deutschland — der Schutz gegen das Ausland. Preußen tat diesen notwendigen Schritt, es erließ jenes meisterhafte, von einem Huskisson als unübertrefflich gepriesene Zollgesetz vom Jahre 1818 — die liberalste Zollgesetzgebung jener Zeit, die Grundlage des heutigen Zollvereins. Auf dieser Bahn schritt Preußen rühmlichst vorwärts und erwirkte bald eine Milderung der britischen Navigationsakte. Die alten Einfuhrverbote Preußens fielen hinweg, die meisten Zollsätze waren erheblich gemildert, jedoch die erniedrigten Zölle wurden fortan wirklich erhoben, eine strenge Grenzbewachung kämpfte wider den alten, tief eingewurzelten Schmuggelhandel. Was schien einfacher als der Gedanke, dies Zollsystem, unter dessen Schirm die Hälfte Deutschlands wirtschaftlich neu aufblühte, durch Verträge zwischen Staat und Staat von Grenze zu Grenze über alle Kleinstaaten auszuspannen? Dieser Plan, der im preußischen Kabinett von Anfang an gehegt ward, blieb vorderhand unausführbar, angesichts der unbegreiflichen Verblendung der Kabinette wie der öffentlichen Meinung. Preußen durfte an Differentialzölle zugunsten der deutschen Bundesgenossen nicht denken, wenn es nicht seine Volkswirtschaft der Feindseligkeit des Auslandes preisgeben wollte. Der Staat mußte sich also durch Zollinien gleichmäßig gegen die deutschen Nachbarn wie gegen das Ausland decken. Er tat damit nur auf verständige Weise, was die anderen deutschen Staaten planlos und systemlos taten, aber bei dem weiten Umfange und den zerrissenen Grenzen des Staates mußte das preußische Zollsystem mehr als die übrigen Binnenmauten zahlreiche Interessen der Nachbarn verletzen. Mit einstimmiger Entrüstung erhob sich die Nation außerhalb Preußens wider dies angeblich bundesfeindliche, ja bundesgesetzwidrige Verfahren. F. List war mit den Anhängern Metternichs darüber einig, daß der norddeutsche Großstaat unseren Handel und Wandel zugrunde richte. Kurhessen begann ein ge-

hässiges Retorsionssystem, das Preußen lange mit unerschöpflicher Gutmütigkeit ertrug. Vor allem ward als ein Verbrechen getadelt, daß Preußen jetzt seine eigenen Gesetze ehrlich ausführte. Aus Sachsen ertönten die bittersten Klagen; war doch sein Gewerbefleiß bisher wesentlich durch den Schmuggel nach Preußen gediehen. Aus dem Kreise jener wässerigen, gedanken- und gesinnungslosen politischen Vielschreiber, welche damals, ein getreues Spiegelbild des altsächsischen Staatslebens, in Leipzig ihr Lager aufgeschlagen — aus dem Kreise der Krug und Pölitz erklang der Ruf: Wäre das preußische Zollgesetz selbst eine Wohltat für die Nachbarlande, welcher Staat hat denn das Recht, seinen Nachbarn Wohltaten aufzudrängen? Die gesamte liberale Presse, erbittert über die preußischen Demagogenverfolgungen, wütete blind auch gegen das beste Werk, das die deutsche Staatskunst jener Tage geschaffen, und schalt auf Preußens engherzige Isolierung, wie sie später, als Preußen aus dieser Einsamkeit hinausschritt, auf seine Hegemoniegelüste schmähte.

Auf den Wiener Ministerkonferenzen vom Jahre 1820 entlud sich jählings dieser Groll aller Parteien gegen Preußen. F. List erschien nebst einigen Abgeordneten des Handelsvereins, um die Zolleinigung Deutschlands und die Beseitigung des preußischen Gesetzes zu erbitten. Nicht minder unter den Ministern war nur *eine* Stimme, daß die Ausführung des Artikels 19 der Bundesakte lediglich durch Preußens Eigensinn gehindert werde. Ein Günstling Metternichs, der nassauische Minister v. Marschall, hatte sogar die Stirn, zu verlangen, daß das preußische Gesetz von Bundes wegen aufgehoben werde. Fürst Metternich sah mit stillem Wohlgefallen diesen Krieg der Kleinen wider Preußen; denn natürlich, das Prohibitivsystem des Kaiserstaates ließ der Tadel der patriotischen Kleinen unangetastet, da niemand dessen Beseitigung zu hoffen wagte. Vergeblich erklärte Graf Bernstorff, daß bei der losen Verfassung des Bundes nur Verhandlungen von Staat zu Staat ein praktisches Ergebnis versprächen. Auch die Vorschläge einer genialen Arbeit von Nebenius, die von dem badischen Minister überreicht ward und die Zolleinigung auf der Grundlage einer dem preußischen Gesetze sehr nahe kommenden Regel empfahl, blieben unbeachtet. Graf Bernstorff mußte inmitten dieser leidenschaftlichen Angriffe auf alle weitergehenden Pläne verzichten und sich mit der Verteidigung des preußischen Gesetzes begnügen. Man einigte sich endlich, in der Schlußakte dem Bundestage abermals die Obsorge für Deutschlands Handel einzuschärfen, zu deutsch: alles auf die griechischen Kalenden zu verschieben. Offener trat Preußen mit seinen Absichten heraus auf der Elbschiffahrtskonferenz zu Dresden, wo sein Bevollmächtigter erklärte, mindestens die norddeutschen Staaten hätten die Sicherung ihres Daseins und gemeinnützige Anstalten allein von Preußen zu erwarten, seien also sittlich verpflichtet, sich dem Zollwesen des großen Nachbarstaates anzuschließen. Die österreichische Partei er-

kannte mit Schrecken die nationale Richtung der preußischen Handelspolitik. Eine merkwürdige ungedruckte Note Marschalls vom 6. September 1820, die den befreundeten Regierungen mitgeteilt ward, denunzierte das Berliner Kabinett dem Wiener Hofe: „die Umsturzpartei" herrsche in Preußen und verfolge mit ihrer Zollpolitik dasselbe Ziel der deutschen Einheit, das den teutonischen Jakobinern der Burschenschaft vorschwebe!

Die Liberalen ahnten nichts von alledem. Sie fuhren fort, ihre Hoffnungen auf den Bund zu setzen und den Widerstand der norddeutschen Kleinstaaten gegen das preußische Zollgesetz zu unterstützen. Sicherlich ward diesen preußischen Enklaven das Übergewicht des Nachbars sehr lästig. Nur der Herzog von Anhalt-Köthen begrüßte in dem preußischen Gesetze die willkommene Gelegenheit, seinem Anhalt eine eigentümliche Handelspolitik zu schaffen. Der fromme Herr stand in regem Verkehr mit dem alten ultramontanen Ränkeschmied Adam Müller, der als österreichischer Konsul in Leipzig weilte und bald, zur Belohnung seiner Umtriebe, als österreichischer Geschäftsträger bei den anhaltischen Höfen beglaubigt wurde. In dieser gläubigen Konvertitengesellschaft entstand der Plan, in Köthen dem preußischen Schmuggel ein Asyl zu gründen. So frech ward nun unter landesväterlichem Schutze das schlechte Handwerk betrieben, daß die Verzehrung von Baumwollwaren in Köthen und Preußen sich verhielt wie 165 : 1000, während die Bevölkerung beider Staaten sich wie 9 : 1000 stellte. Als später Köthen in die preußische Zollinie aufgenommen ward, hob sich die Zolleinnahme in den Provinzen Brandenburg und Sachsen sofort um nahezu 25 Prozent! Preußen mußte diesem höhnischen Unfug steuern und belegte nun alle Waren, welche, angeblich nach Köthen bestimmt, in Preußen eingingen, mit der preußischen Verbrauchssteuer, unter dem Vorbehalt der Rückvergütung für den Fall, daß das Verbleiben dieser Waren in Köthen wirklich nachgewiesen würde. Diese Maßregel Preußens war hart, ohne Frage, ja sie widersprach sogar den Bestimmungen der Wiener Kongreßakte, wonach bis zur endgültigen Regelung der Elbschiffahrt der status quo auf der Elbe aufrecht bleiben sollte. Aber durfte die durchdachte segensreiche Gesetzgebung eines Großstaates durch die räuberischen Ränke eines enklavierten Zwergfürsten zuschanden werden? Oder sollte Preußen die Ordnung seines Zollwesens aussetzen bis zu dem gar nicht abzusehenden Zeitpunkte, da die Elbuferstaaten sich endlich einigen würden? — Der Herzog hatte schon auf den Wiener Konferenzen leidenschaftliche Beschwerden gegen Preußen erhoben, ja gedroht, den Beistand der ausländischen Garanten der Bundesakte anzurufen. Jetzt wandte er sich nach Frankfurt mit Gründen, die einer solchen Sache würdig waren. Er versuchte nachträglich gegen die Teilung Sachsens zu protestieren, welche Anhalt zur preußischen Enklave herabgewürdigt, er beschuldigte Preußen, daß es die „Mediatisierung des uralten Hauses Anhalt" beabsichtige. Die Vermittlungsvor-

schläge des Nachbarstaates wies er von der Hand und verlangte entweder einen Austausch seines Landes gegen ein nicht von Preußen umschlossenes Territorium oder die Zurückverlegung der preußischen Zollinie so weit, daß Anhalt in den „faktischen Besitz der Souveränität" trete. Ohne diesen gäbe es für Anhalt keine Bundes- und Schlußakten. Das alles in einer pöbelhaften Sprache und vermischt mit hochtrabenden Reden von der anhaltischen Handelspolitik, welche bei jedem anderen Volke der Welt die Antwort gefunden hätten nicht in parlamentarischen Worten, sondern in dem allein zutreffenden „quod licet Jovi, non licet bovi".

In diesem erbärmlichen Handel, der selbst den alten Preußenfeind Gagern auf die Seite des Berliner Kabinetts trieb, stellte sich Wangenheim an die Spitze der Gegner Preußens. Ein unverbesserlicher Doktrinär, wollte er Macht und Ohnmacht mit gleichem Maße messen. Die Belästigung, welche den Kleinstaat traf durch seine eigene Schuld und durch die Notwendigkeit der geographischen Lage, schien ihm ein ruchloser Eingriff in die Souveränität der deutschen Staaten. Wiederum schaute er im Hintergrunde den drohenden Plan der Mainlinie, der allerdings in jenen Tagen viele Staatsmänner Preußens beschäftigte, und — was sichtlich seinen Entschluß zumeist bestimmte — er sah durch Preußens Verfahren seinen eigenen Lieblingsplan eines Sonder-Zollvereins für das „reine Deutschland" gefährdet. Die gesamte liberale Presse stand auf Wangenheims Seite. Und abermals verfocht Bignon die Sache der Kleinstaaterei, denn „notre nation devine ce qu'elle ne sait pas"; so erriet er denn, daß der preußische Tarif, den die Schutzzöllner als ein Zeichen der Schwäche gegen das Ausland angriffen, ein unerhört hoher sei. Das Selbstgefühl deutscher Kleinfürsten fühlte sich befriedigt, wenn der Franzose harmlos fragte: Warum sollte es unmöglich sein, die Hohenzollern durch das Haus Anhalt zu unterdrücken? Ohne die Eitelkeit Friedrichs I. wäre ja Preußen noch heute eine Macht zweiten Ranges! — Lange währte der mit höchster Bitterkeit geführte Zank, den wir heute belächeln würden, eröffneten uns nicht die Ränke der Nachfolger Wangenheims die trostlose Aussicht auf ähnlichen Hader in der Zukunft. Endlich geschah, was seitdem für alle wichtigen Fragen zur Regel ward: die Sache wurde dem Bundestage aus der Hand gespielt. Österreich, das Preußens Hilfe in den europäischen Händeln nicht entbehren konnte, wollte den offenen Kampf nicht wagen, und Anhalt sah sich genötigt, in die preußische Zollinie einzutreten. Dieser Zollvertrag mit seiner überzärtlichen Schonung der Souveränität des uralten Hauses Anhalt offenbarte unwidersprechlich, wie nichtig die Furcht vor Preußens Eroberungslust gewesen. Die Freiheit der Elbschiffahrt, die Wangenheim gefährdet meinte, ward in Wahrheit durch den Streit nicht berührt. Auf den gleichzeitigen Elbschiffahrtskonferenzen zu Dresden bewährte das verklagte Preußen den besten, das klagende Anhalt den schlechtesten Willen zur Erleichterung des Stromver-

kehrs. Immerhin blieb der Hader für Wangenheim und seine Genossen ein lange anhaltendes, überaus wirksames Mittel, die unbelehrte öffentliche Meinung aufzuregen wider die freiheitsfeindlichen und eroberungslustigen Großmächte.

Noch häßlicheren Zwist erregten die Verhandlungen über das Bundesheerwesen. Spät und bitter rächte sich die Langsamkeit der Verhandlungen des Wiener Kongresses über die Bundesverfassung. Als der Feldzug von 1815 begonnen ward, bestand der Deutsche Bund noch nicht. Darum war auch zu dem zweiten Pariser Frieden der inzwischen gegründete Bund nicht zugezogen worden, und eigenmächtig hatten die vier verbündeten Großmächte Deutschlands künftige Bundesfestungen bestimmt. Ein schwerer Fehler, jetzt ein willkommener Anlaß für Wangenheim, um mit Ostentation zu erklären, der Bund habe ein Recht, diese Festungen als ein aufgedrungenes Geschenk abzuweisen! Ein häßlicher Zank begann über die Ernennung der Kommandanten der Festungen, und Wangenheim beharrte in dieser reinen Machtfrage nach seiner doktrinären Weise hartnäckig auf der „vollkommenen Gleichheit aller Bundesstaaten". Gemahnte es ihn nicht, daß er selber die Mittelstaaten in der Zeit des Rheinbundes oftmals gröblich dem Frosche verglich, der sich zur Größe des Ochsen aufblasen will?

Während nun das selbstsüchtige Preußen die französischen Entschädigungsgelder und eine hohe Summe aus seinen eigenen Mitteln nichtswürdigerweise zur Erfüllung seiner Bundespflicht, zur Befestigung des Niederrheins, verwendete, wucherte das Haus Rothschild jahrelang mit den bei ihm unverzinslich niedergelegten 20 Millionen Franken, die für die Befestigung des Oberrheins bestimmt waren! Die größte Schuld an diesem schmutzigen Verfahren fällt unzweifelhaft auf die Schultern des Königs von Württemberg und der liberalen Patrioten im Süden. Sie forderten wörtliche Ausführung der Pariser Verträge, deren Verbindlichkeit für den Deutschen Bund sie doch, wie wir vorhin sahen, in einem Atem in Abrede stellten! Taub für den von Preußen unwiderleglich geführten Beweis, daß Ulm als großer Waffenplatz für Oberdeutschland ungleich wichtiger sei, verlangte Württemberg die Befestigung von Rastatt. König Wilhelm sah in Ulm nur eine „Vormauer für Österreich" und bat abermals den russischen Schwager um Schutz. War den preußischen Offizieren in der Militärkommission des Bundes zu verargen, wenn sie Wangenheim als den Genossen Frankreichs haßten? Nochmals schrieb Bignon, der Unaufhaltsame, für die Kleinstaaterei, und liebevolle Fürsorge für Deutschlands Macht war es doch schwerlich, was den Bonapartisten bewog, gegen die Befestigung von Ulm zu protestieren. Endlich gab Württemberg nach und verlangte die gleichzeitige Befestigung beider Plätze, aber jetzt widersprachen Österreich und mehrere Kleinstaaten. So zogen sich die Dinge hin, bis im Jahre 1841 König Friedrich Wilhelm IV.

den General Radowitz nach Wien und an die süddeutschen Höfe schickte, um die Befestigung beider Plätze durchzusetzen. Auch dann gewährte Württemberg erst seine Zustimmung, nachdem die uralte Angst vor Österreich beschwichtigt und das Versprechen gegeben war, Österreich werde keine Garnison in Ulm halten. Um solcher Nichtigkeiten willen blieb Oberdeutschland — wesentlich durch Wangenheims Mitschuld — während eines Menschenalters ohne genügenden militärischen Schutz.

Den geheimen Sinn dieses ränkesüchtigen Widerstandes erkennen wir erst aus den Verhandlungen über die Einteilung des Bundesheeres. Es war bitterer Ernst mit dem „Bunde im Bunde", dem „Heere im Heere" für das „reine Deutschland". Die Gründung einer einheitlichen und furchtbaren kriegerischen Macht blieb freilich undenkbar, solange zwei Großmächte im Bunde weilten. Bescheidener als der kleinste Kleinstaat hatte der Bundestag von Anbeginn seine militärische Aufgabe aufgefaßt: „Es gelte nicht, eine gebietende Stellung im Staatensysteme einzunehmen, sondern eine verteidigende mit Würde zu behaupten." Und Bayern setzte gleich zu Anfang durch, daß die Sorge für Landwehr und Landsturm den einzelnen Staaten vorbehalten blieb. Mochte Preußen die Steuerkraft seines Volkes zum Schutze der Kleinstaaten anstrengen: Bayern zog vor, eine Landwehr auf dem Papier, die allbekannten „Fronleichnamssoldaten", zu halten. Welches Gewebe unsauberer Ränke ließ sich vollends erwarten, seit Kaiser Franz in den Bundeskriegssachen sich leiten ließ durch den vormals sächsischen General Langenau, der berufen war durch seine geheimen Umtriebe für die Herstellung Friedrich Augusts von Sachsen! Immerhin konnte ein Blick auf die Landkarte lehren, daß mindestens Norddeutschland sich, man darf sagen mit Naturnotwendigkeit, dem Oberbefehl Preußens fügen mußte. Dahin waren ursprünglich Preußens Absichten gegangen. Sie mußten fallen vor dem einstimmigen Widerspruch der Mittelstaaten. Diese waren darin einig, jeden preußischen Vorschlag grundsätzlich zu verwerfen, und gedachten, die Armeen des „reinen Deutschlands" in zwei, höchstens drei Korps zu scharen, welche zusammen ein selbständiges Heer bilden sollten. Den Mittelstaaten ward der Triumph, daß nicht bloß die Truppenzahl möglichst niedrig angesetzt wurde, sondern auch Österreich und Preußen nur je drei Armeekorps zum Bundesheer stellten. Das deutsche Bundesheer ward absichtlich geschwächt, nicht um den nationalen Charakter des Heeres rein zu erhalten — denn ausdrücklich war bestimmt, daß auch die deutschen Brüder aus Venedig und der Bukowina zu den Bundestruppen zählen könnten — sondern lediglich, damit das „reine Deutschland" durch das Heranziehen größerer Kräfte von den Großmächten nicht erdrückt würde! Darauf ein unsäglich kleinlicher Streit über die gemischten Armeekorps. Von Kurhessen behauptete Wangenheim beharrlich, daß es zu Süddeutschland gehöre, und König Wilhelm ergrimmte persönlich, als Preußen auf den Vorschlag, diesem hessisch-würt-

tembergischen Korps Mannheim zum Sammelplatz anzuweisen, die boshafte und treffende Bemerkung machte: „Hat doch niemand erlebt, daß, wenn ein Krieg mit Frankreich gedroht hat, die Schwaben nach der Pfalz marschiert sind, und solches wird ihnen immer bedenklich vorkommen, solange nicht mathematisch erwiesen, daß der Schweizer Boden neutral bleiben wird."

In dieser Frage mußte Wangenheim endlich nachgeben. Dagegen ist die lächerliche Machtlosigkeit des Bundesoberfeldherrn wesentlich sein und der Seinigen Werk. Der Deutsche Bund darf sich einer parlamentarischen Einrichtung rühmen, die kein Volk der Welt besitzt — eines parlamentarischen Hauptquartiers, in welchem die Interessen der Armeekorps, ja sogar der Divisionen durch Bevollmächtigte vertreten sind. Diese parlamentarische Segnung ist ein Geschenk der liberalen Mittelstaaten. — Darauf folgte bitterer Hader über die Erleichterung der Militärlasten der kleinsten Staaten. Oldenburg klagte, für die Großmächte sei die Aufstellung eines Heeres „eine Selbstbefriedigung", für die Kleinen aber „eine bloß passive Pflicht". Nun ward gestritten, ob „die zwei Pioniers und Pontonniers, sowie die drei reitenden Artilleristen Sr. Landgräflichen Durchlaucht von Hessen-Homburg" durch eine größere Anzahl von Infanteristen ersetzt werden sollten, und Wangenheim ahnte nicht, welch ein beißendes Epigramm auf seine gesamte Tätigkeit in der Militärfrage er niederschrieb, als er sagte: „Kann das Bedürfnis, solche Trümmer zu etwas größeren Trümmern zu gestalten, ein wesentliches genannt werden?" Durch König Friedrich Wilhelm IV. kam später einige Bewegung in das Bundeskriegswesen, wenn anders wir von Bewegung reden dürfen in einem faulen Sumpfe. Aber auch dann noch blieb das einzige Verdienst der von den Mittelstaaten geschaffenen Bundeskriegsverfassung dieses: jedermann weiß, sie werde, sobald ein Krieg ausbricht, sofort über den Haufen stürzen.

Während in Frankreich für das „Heer im Heere" gewirkt ward, baute man außerhalb des Bundestags an dem Zollvereine für das „reine Deutschland". Nachdem auf den Wiener Konferenzen das gehoffte Bundeszollwesen gescheitert war, hatte noch zu Wien die Mehrzahl der Kleinstaaten sich über die Stiftung eines Sonderzollvereins vorläufig verständigt. Dieselben Staaten, welche Preußens neues Zollgesetz als ein Verbrechen wider das Bundesrecht verdammten, waren jetzt am Werke, sich selber ein gleiches Gesetz zu geben! Man sprach sogar ernstlich von kräftigen Retorsionen gegen den Bundesgenossen im Norden. Im September 1820 versammelte man sich zu dem Darmstädter Handelstage. Der Freund von List und Nebenius, der Patriot und der „reindeutsche" Doktrinär zugleich ward hier aufs freudigste erregt; Wangenheim wurde die Seele dieses Kongresses, und wenn er erkrankte, sind die Verhandelnden zu dem Unermüdlichen nach Frankfurt hinübergekommen. Mit großem

Talent wußte er sich in diese schwierigen Fragen einzuarbeiten. Die Parteistellung der Verhandelnden ergab sich von selbst aus der Lage ihrer Volkswirtschaft. Die handeltreibenden Rheinuferstaaten, vortrefflich vertreten durch Nebenius, wünschten die höchstmögliche Annäherung an die Handelsfreiheit; denn Nebenius verlor das große Ziel eines allgemeinen deutschen Zollvereins keinen Augenblick aus den Augen, er erkannte, daß hohe Schutzzölle im Süden den späteren Anschluß an den Norden erschweren müßten. Wangenheims alter Bundestagsgenosse Aretin dagegen bestand auf hohen Schutzzöllen für den bayrischen Gewerbefleiß und — auf einem idealen Stimmenverhältnis, damit Bayern sein politisches Übergewicht in dem „reinen Deutschland" bewahre! Württemberg stand politisch und wirtschaftlich in der Mitte, wenn auch näher an Bayern. Sein Gesandter, unterstützt von den rührigen Agenten des Listschen Handelsvereins, Miller von Immenstadt und Schnell, spielte inmitten dieses heftigen Streites der Interessen mit Eifer die Rolle des Versöhners.

Gleichwie List bei seinen volkswirtschaftlichen Arbeiten ein hohes politisches Ziel im Auge hatte und in einem deutschen Zollbunde den Keim einer Konstitution für Deutschland sah, so dachte Wangenheim, aus der handelspolitischen Einigung der Kleinstaaten werde der ersehnte Bund im Bunde erstehen. Solcher Hoffnung froh wollte der Leichtblütige den in Wahrheit sehr schlechten Fortgang des Werkes nicht erkennen. Bereits hatten die thüringischen Staaten sich zurückgezogen und Sonderberatungen in Arnstadt eröffnet. Bayern warf in den Wirrwarr der Meinungen einen neuen Streitpunkt hinein, den naiven Vorschlag, Preußen zum Beitritt aufzufordern. Als Preußen verdientermaßen keine Antwort gab, schwelgten die Diplomaten der Kleinstaaten in patriotischer Entrüstung. Darmstadt mahnte zur Eile und drohte andernfalls abzufallen, da sein Landtag rasche Ordnung des Zollwesens verlange. Trotzdem meinte Wangenheim im Sommer 1823 sich am Ziele und war höchlich überrascht, als Darmstadt seine Drohung wahr machte und sich zurückzog. Unter heftigen Klagen und Gegenklagen löste der Kongreß sich auf, und der ganze Grimm seines Leiters ergoß sich — auf Preußen, das durch seine Ränke Darmstadts Verrat verschuldet habe. Wo aber sein Preußenhaß mitspielt, da ist dem Worte des leidenschaftlichen Mannes nicht zu trauen. Versicherte er doch heilig, die Mainzer Kommission habe Geheimbünde entdeckt, welche Deutschland für Preußen erobern wollten, und die jetzt veröffentlichten Akten erweisen dies als eine Unwahrheit. Allerdings arbeitete der preußische Gesandte in Darmstadt, Freiherr v. Otterstedt, auf eigene Faust insgeheim gegen den Süddeutschen Zollverein, und auch Österreich nahm an diesen Ränken teil. Die unglaubliche Trägheit und Unwissenheit in allen volkswirtschaftlichen Fragen, welche den Hof des Kaisers Franz auszeichnete, ließ dort den Gedanken, daß Österreich jemals in einen deutschen Zollverein treten könne, gar nicht aufkommen. Gentz verwarf den Plan

eines Bundesgrenzzolles als ein reines Hirngespinst; ihm war, als wolle man den Mond in eine Sonne verwandeln. Fürst Metternich hielt jene lächerlichen Provinzialzölle, welche die Kronländer des Kaiserstaates voneinander absperrten, für eine musterhafte Einrichtung, empfahl sie noch in späteren Jahren dem preußischen Gesandten als ein Vorbild für Preußen. Daher sah Österreich den gegen Preußen gerichteten Darmstädter Sonderbund anfangs mit günstigen Augen an. Aber bald regte sich in Wien die Furcht, der gehaßte Württemberger werde in Darmstadt den politischen Bund der Mindermächtigen gründen. In unzähligen Briefen mußte der getreue Berstett in Karlsruhe dem Fürsten Metternich beschwichtigend versichern, von politischen Plänen sei keine Rede. Indes der entscheidende Beweggrund für Darmstadts Abfall lag in den volkswirtschaftlichen Zuständen des Großherzogtums, das als Grenzland gegen den Norden und als Ackerbauland sich von dem Sonderbunde keinen Vorteil versprechen konnte.

Fünf Jahre nur, und was man in Berlin erwartet, geschah: die Kleinstaaten wandten sich einer nach dem anderen nach Berlin, um dem bundesfeindlichen preußischen Zollsysteme beizutreten. In weiser Zurückhaltung verschmähte das preußische Kabinett, die Genossen einzuladen, was den souveränen Dünkel nur erbittert hätte. Man wartete, bis die wirtschaftliche Notwendigkeit die bekehrten Feinde in das preußische Lager trieb und dergestalt die alten Pläne des preußischen Beamtentums unter dem Wehgeschrei der unbelehrten Liberalen ins Leben traten. Als die neue Größe des Zollvereins erstanden war und der preußische Staat, trotz der kurzsichtigen Abmahnungen seines Handelsstandes, die größte nationale Tat vollbracht hatte, welche die Geschichte des Deutschen Bundes aufweist: da blieb von den Bundestagsverhandlungen über das Mautwesen und von den Darmstädter Konferenzen nichts übrig als eine denkwürdige Lehre. Sie lautet: die widerstrebenden wirtschaftlichen Interessen der Bundesstaaten lassen sich allein versöhnen in einem Bunde der sämtlichen kleinen Staaten unter Preußens Führung; denn am Bundestage scheitert jede Einigung an Österreichs fremdartigem Staatsbau, ein Gruppensystem aber fordert die gleichen Opfer wie ein Bund unter Preußens Führung, ohne einen einzigen seiner Vorteile zu gewähren. Es gereicht Wangenheim und seinem Könige zu hoher Ehre, daß beide in dieser Frage um Deutschlands willen ihre Abneigung gegen Preußen endlich überwanden. Während die schwäbischen Liberalen vor den Fallstricken des preußischen Absolutismus warnten und Rotteck das Fernbleiben des Südwestens vom Zollvereine für eine Lebensfrage des konstitutionellen Deutschlands erklärte, unterstützte Wangenheim zu Beginn der dreißiger Jahre eifrig die Bestrebungen König Wilhelms für den Anschluß Württembergs an den preußischen Zollverein. Freies volkswirtschaftliches Urteil hat der alternde Staatsmann freilich nie erlangt. Der Freund Lists blieb übereifriger

Schutzzöllner und schmähte zur Zeit der deutschen Revolution tapfer auf Preußens „selbstsüchtige" Freihandelspolitik.

Noch während dieser Zollverhandlungen nahm Wangenheim teil an dem Neubau der katholischen Kirche im Südwesten, in der ausgesprochenen Absicht, daß die gegen Rom vereinigten Südstaaten dereinst den politischen Kern „des reinen Deutschlands" bilden sollten. Leider war die hochwichtige Sache bereits auf dem Wiener Kongresse verdorben, wo des wackeren Heinrich Wessenberg Bemühungen für eine selbständige deutsche Nationalkirche gewichtigen Widerstand fanden an dem Partikularismus Bayerns, „das sich selbst genug" war, und zugleich an den ultramontanen „Oratoren" des deutschen Klerus. Preußens Vorschlag, der katholischen Kirche Deutschlands von Bundes wegen eine gemeinsame Verfassung zu verbürgen, ward erst durch Österreich abgeschwächt, dann durch Bayerns Ränke beseitigt. Daß Österreich nunmehr an gemeinsamen Verhandlungen mit Rom nicht teilnahm, verstand sich ohnehin. Auch Bayern erklärte um die Wende der Jahre 1815 und 1816 seinen Entschluß, als katholische Macht selbständig bei der Kurie vorzugehen, und man weiß, welch klägliches Ende diese Selbständigkeit nahm in dem Konkordate vom Jahre 1817. Überdies hatte der Fürstprimas Dalberg voreilig auf seine weltliche Macht verzichtet, und wer mochte Preußen verargen, wenn es den Primat dieses napoleonischen Satrapen nicht wiederherstellen wollte?

Also war nicht mehr zu denken an die volle Ausführung des Wessenbergischen Planes einer deutschen Kirche unter einem Primas und einer Nationalsynode. Die paritätischen Staaten, oder (wie Rom, der alten Tradition getreu, zu sagen liebte) die akatholischen Fürsten Deutschlands standen jetzt allein. Daß auch sie nicht zusammengingen, das ward bewirkt zum Teil durch die Schuld der oberrheinischen Staaten, zum Teil durch Preußens ablehnende Haltung, am meisten aber durch die plötzliche Umwandlung der Kirche selbst und der kirchlichen Meinungen. Denn wunderbar hatte das Geschick den Römischen Stuhl aus tiefster Entwürdigung zu den verwegensten Ansprüchen emporgehoben. Vor wenigen Jahren erst war Napoleons stolzes Wort erklungen, die Vermischung des Wohles und Wehes der Kirche mit den Interessen eines Staates vom dritten Range — „dieser Skandal" — sei zu Ende. Im Gefühle der Ohnmacht berief sich der Papst gegen die Tyrannei der Rheinbundsfürsten auf den von ihm selber feierlich verworfenen Westfälischen Frieden; und von der deutschen Kirche, deren Bistümer bis auf vier verwaist waren, sagte Graf Spiegel, die Glaubenslehren abgerechnet, sei alles andere daraufgegangen. Nach solcher Not folgte plötzlich die triumphierende Rückkehr des Papstes in die Heilige Stadt; der Heilige Vater las die Messe an dem Altar St. Ignatius' von Loyola, und im Süden Frankreichs ward zu Ehren der alleinseligmachenden Kirche ein blutiger Glaubenskrieg gegen die Protestanten geführt. Die romantische Schule beherrschte die Höfe, und den

Fürsten des Heiligen Bundes durfte der fromme Fürst Hohenlohe sagen, nicht mehr durch Waffen würden die Ideen der Revolution besiegt, die Erziehung gelte es zu wandeln, die Jugend zurückzuführen in den Schoß der Kirche!

Selbst die schweren Verluste der Revolutionszeit erwiesen sich jetzt als ein Sieg für die Kurie. Eine bewunderungswürdige Kraft des Duldens und des Harrens hatte Rom in den napoleonischen Tagen der Bedrängnis bewährt. Der Heiligenschein des Martyrtums war gewonnen, ein kleiner Teil des Klerus durch das Unglück vielleicht wirklich veredelt. Und vor allem, der deutsche Klerus war heimatlos geworden und durch die Säkularisation der geistlichen Staaten der römischen Partei in die Arme getrieben. Der Heilige Stuhl wußte diese Niederlage ebenso geschickt auszubeuten, wie er später die vormals als die „feinste Verfolgung der christlichen Kirche" verworfene Freiheit aller Kulte für sich zu benutzen verstand. Wohl ertönte noch zur Zeit des Wiener Kongresses aus den Reihen des deutschen Klerus häufig das Verlangen nach einer deutschen Liturgie, und unter den Laien erhoben sich viele für die Abschaffung des Zölibats, für eine Nationalkirche oder für ein System der Staatsallmacht, dem der Geistliche nur als ein „höchst ehrwürdiger Staatsdiener" erschien. Aber das Gestirn Roms war im Aufsteigen, und zum Niedergange neigte sich die den Römlingen verhaßteste Schule der van Espen und Hontheim, die um „das goldene Kalb der Nationalität tanzte". Sehr verlassen, in Wahrheit, sah sich Wessenberg jetzt in der deutschen Kirche; fast allein die Liebe seiner Diözese zu der apostolischen Reinheit seiner Persönlichkeit hielt ihn aufrecht. Die scharfen Denker unter den Laien freuten sich zwar seiner Milde, wenn er in den Protestanten nur die „Kirche linker Seite" sah, und seiner Kühnheit, wenn er das Papsttum ein Gemisch von gesetzlichem Judentum und selbstgeschaffenem Heidentum nannte. Jedoch sie mußten seine Inkonsequenz belächeln, wenn er trotzdem „die maßlose Subjektivität" der ehrlichen Protestanten verwarf, und sie verharrten also in der alten Gleichgültigkeit gegen alle kirchlichen Dinge. Die Masse des Volkes natürlich, wo sie noch Sinn zeigte für die Kirche, war in der Hand der römischen Eiferer. Und unter dem Klerus — wo waren sie noch, jene stolzen altadligen reichsunmittelbaren Prälaten, welche dereinst zu Osnabrück den von Rom verdammten Frieden unterzeichnet, zu Ems die Unabhängigkeit der Erzbischöfe verfochten hatten?

Seine einzigen mächtigen Bundesgenossen mußte Wessenberg, bei der Kälte der öffentlichen Meinung, auf der Seite der Regierungen suchen. Und die oberrheinischen Staatsmänner allerdings huldigten der Lehre des Episkopalsystems. Wangenheim stand in dieser Frage, wo die Grillen der Naturphilosophie ihn nicht beirrten, fest auf dem Boden der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, welcher doch die mütterliche Erde seiner Bildung blieb. Ohne tiefere Kenntnis dieser Verhältnisse, ließ er sich

leiten durch den Rottenburger Domdekan Jaumann und einen vormaligen Domherrn, Schmitz-Grollenburg, zwei eifrige Josephiner, welche die Kirche nur im Zustande tiefster Demütigung gekannt hatten und den neuen Aufschwung der Macht Roms nicht begriffen. Einen schweren Mangel an historischem Sinne verrieten diese Männer der josephinischen Aufklärung, wenn sie die im fünfzehnten und zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von der deutschen Nation wider Rom erhobenen Gravamina jetzt noch durchzusetzen hofften, nachdem längst die Reformation vollzogen und die Absonderung der Nationen eine Wahrheit geworden war. Und noch bedenklicher verkannten sie die wirkliche Lage, wenn sie in jedem Bischof jetzt noch einen Verbündeten des Staates gegen Rom zu finden hofften und der Bewegung, welche Wessenbergs Diözese erfüllte, eine große historische Bedeutung zuschrieben. Von dem stolzen, unbeugsamen Willen der Kurie hatten sie keine Ahnung. Wangenheim betrieb mit Feuereifer die Ernennung Wessenbergs zum Bischof von Rottenburg und zweifelte nicht, Rom werde zustimmen. Der nassauische Bevollmächtigte, ein katholischer Geistlicher Koch, verheiratete sich während der Beratungen mit einer Protestantin. Bestürzt entfernte man den unbequemen Mann, aber man fragte sich nicht, ob der Römische Stuhl ein Werk annehmen durfte, wobei ein abtrünniger Priester die Hand im Spiele gehabt.

Preußen, das bereits die Zukunft seiner katholischen Kirche in Niebuhrs Hände gelegt, ging andere Wege. Alle glänzenden Vorzüge und alle Fehler Niebuhrs zugleich sträubten sich wider jede Gemeinschaft mit den Staatsmännern des Oberrheins. Mit überlegener Sicherheit erkannte er, wie schwache Stützen das Episkopalsystem in dem deutschen Klerus fand. In der Tat, der kühne Gedanke einer Nationalkirche ließ sich allein verwirklichen entweder durch eine kraftvolle nationale Staatsgewalt, die dem zersplitterten Deutschland fehlte, oder durch eine tiefgehende religiöse Aufregung der deutschen Katholiken, welche damals offenbar nicht vorhanden war. Eine solche Bewegung aber, wenn sie je begänne, würde, bei der tief innerlichen Richtung unseres Volkes, sich nimmermehr begnügen mit einer Reform der Kirchenverfassung allein. Auch stand Niebuhr, in seinem Hasse gegen die Revolution, den Ultramontanen doch näher als der josephinischen Aufklärung. Dazu kam sein persönlicher Widerwille, ja seine ungerechte Härte gegen die Führer der nationalkirchlichen Partei, endlich die Geringschätzung des Preußen gegenüber „einer ziemlich langen Reihe von Landesherrschaften, welche nicht den achten Teil der deutschen Katholiken umfassen". Diese Beweggründe wirkten zusammen, und Preußen antwortete verneinend auf den überdies in sehr anmaßender Form gestellten Vorschlag gemeinsamer Verhandlungen mit Rom.

So blieben die Bruchstücke des „reinen Deutschlands" allein. Während Wessenberg seinen kühnen Gang nach Rom machte, um sich zu rechtfertigen vor dem Papste, und die Streitschriften dieses „deutschen Kirchen-

streites" in alle Sprachen der Welt übersetzt wurden, eröffnete Wangenheim zu Frankfurt am 24. März 1818 die Konferenzen der oberrheinischen Staaten. Er durfte nachhaltiger Unterstützung versichert sein, denn unter den Abgeordneten fand er nur Gesinnungsgenossen, so die alten Freunde vom Bundestage, Lepel und Harnier. Unter allgemeiner Zustimmung erklärte er das Episkopalsystem für das einzig heilsame, verlangte Landesbistümer, deren Grenzen jeder Staat selbst bestimme, und berief sich in allen zweifelhaften Fällen auf das josephinische Kirchenrecht. Nach diesen Grundsätzen ward ein organisches Gesetz entworfen, das von dem Heiligen Stuhle binnen einer bestimmten Frist ohne Abänderung anzunehmen sei. Wie mochte man glauben, von Rom durch ein so rücksichtsloses Verfahren irgend etwas zu erlangen? Und welche wunderliche Überschätzung der Macht der Mittelstaaten, wenn Wangenheim jetzt Preußen um „die Leitung und Förderung" der Unterhandlung mit Rom bat, nachdem ihre leitenden Grundsätze ohne Preußens Mitwirkung festgestellt waren! Natürlich versprach Preußen bloß, das Unternehmen zu fördern. Trotzdem hegte Wangenheim rosige Hoffnungen, sah in seinen Vorschlägen die Magna Charta der deutschen katholischen Kirche und dachte die Angelegenheit zur Bundessache zu machen, damit Bayern sich wieder befreie von seinem unseligen Konkordate — während doch jeder halbwegs Kundige wußte, wie sehr die mächtigste Partei am Münchener Hofe von dieser Demütigung des Staates vor dem Heiligen Stuhle befriedigt war.

Was Niebuhr scharfblickend vorausgesagt, geschah. Die Gesandten der oberrheinischen Staaten traten in Rom so schroff und mißtrauisch auf, daß Kardinal Consalvi fragte, ob man den Papst für einen Türken halte, und — mußten endlich unverrichteter Sache wieder abreisen. Und nochmals erfüllte sich eine Weissagung Niebuhrs. Die Erwartung der oberrheinischen Staatsmänner, die deutsche Geistlichkeit würde mit den Staaten vereint gegen Roms Willen die neue Kirchenverfassung einführen, erwies sich als verkehrt, und doch fehlte den Deutschen die napoleonische Härte, um mit einem „votre conscience est une sotte" den Klerus zu zwingen. Sie mußten den gröbsten Übermut der Kurie ertragen, mußten anhören, wie Rom an protestantische Fürsten schrieb: „Die Feinde der Religion, um ihre gottlosen Absichten zu erreichen, haben angefangen, den Primat des römischen Bischofs von allen Seiten zu bekämpfen." Endlich begnügten sich die Staaten mit jenem bescheidenen Ziele, worauf Niebuhr von vornherein seine Absicht beschränkt hatte. Man verzichtete auf einen Vertrag mit Rom über die Grenzen der Staats- und der Kirchengewalt und erwartete nur noch eine päpstliche Zirkumskriptionsbulle, welche den Umfang der Landesbistümer der neugegründeten oberrheinischen Kirchenprovinz bestimmen sollte. Aber diese Bulle selbst sollte zu einer neuen Niederlage für die Mittelstaaten werden. Sie hatten nicht bemerkt, daß eine verhängnisvolle Neuerung durch die Bulle eingeführt war. Nicht die katholischen Ein-

wohner der Diözesen, sondern das gesamte Gebiet der Bistümer, also auch die darin wohnenden Protestanten, waren der bischöflichen Gewalt unterworfen. Mit anderen Worten: fünf neue Missionsbistümer waren unbemerkt in Deutschland gegründet, mit allen jenen gefährlichen Rechten, welche den Missionaren gegen die Akatholiken — Ketzer und Heiden — zustehen! Hierauf versuchten die Staaten, selbständig die Rechte der staatlichen Kirchenhoheit durch eine Kirchenpragmatik zu sichern. Sie war in rein bureaukratischem Geiste gehalten, da Wangenheim und seine Gefährten irgendeine Neigung für die katholische Kirche nicht kannten, ja (ein wunderlicher Anachronismus!) ihre paritätischen Staaten als den Keim eines neuen Corpus evangelicorum ansahen. Über diese Kirchenpragmatik währte der Hader mit Rom weit über Wangenheims Wirksamkeit hinaus. Er ist nie zu einem von beiden Teilen anerkannten Austrage gelangt. Der von Wangenheim mit so großer Hoffnung begrüßte „deutsche Kirchenstreit" endete mit der Vertreibung Wessenbergs aus seinem Bistume. Der unverwüstliche Weltsinn der modernen Menschen hatte nicht vermocht, sich auf die Dauer für den wohlmeinenden Kirchenfürsten zu erwärmen.

Auf Wangenheim, als den Vorsitzenden in den Konferenzen der oberrheinischen Staaten, fiel jedes Lob und jeder Tadel, obgleich er zumeist nur den Fingerzeigen seiner josephinischen Genossen folgte. Sehr arge Fehler offenbar hatte er in seinem kecken Selbstvertrauen auf diesem ihm fremden Gebiete begangen. Dennoch dürfen wir die bureaukratische Überhebung der Mittelstaaten gegen die Kirche nicht allzu hart beurteilen, diese Notwehr der Schwachen gegen eine Weltmacht, welche noch immer das Wort nicht vergessen hat: „Deutschland, Deutschland ist der Feind!" In der Tat blieb der Zustand der oberrheinischen Kirchenprovinz erträglich, bis durch den Kölner Bischofsstreit die Macht des Ultramontanismus aufs neue gewaltig anwuchs. Ein ehrenhafter, einträchtiger Sinn war unverkennbar unter den Tagenden lebendig. Das bewies namentlich ein wichtiges Zugeständnis, welches Wangenheim der deutschen Fürsteneifersucht entrang. Darmstadt gab das uralte Mainzer Erzbistum auf, Württemberg stellte seinen königlichen Landesbischof unter den großherzoglichen Erzbischof in Freiburg und hörte ruhig den Spott der Metternichschen Partei über solche ideologische Staatskunst. So war in diesem einen Falle der Versuch einer Gruppenbildung nicht gänzlich gescheitert.

Dies Zusammenhalten gerade ward von dem Fürsten Metternich gefürchtet. Die weitverzweigte Tätigkeit der verbündeten deutschen Mittelstaaten tritt in die rechte Beleuchtung erst, wenn wir sie verstehen als ein Glied in der großen Kette der europäischen Opposition wider die Weltherrschaft der Heiligen Allianz. Noch während der Wiener Ministerkonferenzen war jener von Thomas Moore jubelnd begrüßte „Sonnenstrahl aus Süden" erschienen, der „den Eispalast des Heiligen Bundes" zerschmelzen

sollte. Und mit dem Dichter schlugen alle edeln Herzen freudig jener großen Bewegung entgegen, die jetzt von Portugal bis Griechenland alle Länder des Südens durchraste. In Deutschland mußte das romantische Halbdunkel des Teutonentums der hellen Einsicht weichen, daß der Kampf der Völker der Gegenwart um freie Staatsformen ein gemeinsamer ist, und bis heute verkünden die aus diesen romanischen Revolutionen herübergenommenen Schlagworte des Parteilebens — der Name des „Liberalismus", der „Schmerzensschrei" u. a. — wie stark und nachhaltig die heilsame, aufrüttelnde Wirkung dieser Stürme auf Deutschlands müde öffentliche Meinung gewesen. Unter dem schreckenden Eindruck dieser großen Kunde vertagte Fürst Metternich vorläufig in Wien seine kühnsten Pläne zur Knechtung Deutschlands und wandte seine gesammelte Kraft den europäischen Fragen zu. Die Reunion von Troppau verfaßte das Manifest des Heiligen Bundes wider die „tyrannische Macht der Rebellion und des Lasters", und Fürst Metternich entwickelte seinen Plan, den Heiligen Bund zu einer ähnlichen permanenten österreichischen Polizeibehörde für Europa fortzubilden, wie der Bundestag für Deutschland war. Die Mittelstaaten erkannten das Verderbliche dieser zur Polizei herabgesunkenen Politik, sie fühlten, daß eine solche Knechtung der Völker zugleich eine Mediatisierung der Fürsten sei. Doch leider war Wangenheims unerschrockener Liberalismus ohne zuverlässige Bundesgenossen. An dem von Parteien zerrissenen Stuttgarter Hofe stritten sich fortwährend um die Oberhand der bureaukratische Hochmut gegen den Landtag und das dynastische Selbstgefühl, das den Großmächten sich nicht beugen wollte. Im bayrischen Ministerium saß Wangenheims liberaler Freund Lerchenfeld neben jenem Rechberg, den Wangenheim also vortrefflich schilderte: „Er vergißt die Angst vor den Großmächten, wenn ihm Metternich das Schreckbild der Revolution im Spiegel zeigt." Sogar die badischen Staatsmänner Berstett und Blittersdorff dachten damals auf Augenblicke an einen Bund zur Sicherung der Kleinstaaten, zuletzt überwog in Karlsruhe doch der Haß gegen die Stuttgarter Ideologen. An solcher Uneinigkeit und an der natürlichen Zaghheit der Ohnmacht brachen sich Württembergs Versuche, einen Gegenkongreß der Kleinen in Würzburg zu versammeln. Ununterbrochen indes erklangen die Beschwerden des „gewissen deutschen Staates" (wie die mißhandelten Zeitungen sich ausdrücken mußten) gegen die Willkür der großen Mächte, und als England eine schüchterne Verwahrung gegen das Troppauer Rundschreiben einlegte, dankte Württemberg in überschwenglichen Worten dem Kabinett von St. James. König Wilhelm sprach offen vor dem preußischen Gesandten, ein jeder müsse Herr in seinem Hause sein. Wangenheim rief ungescheut, jetzt beginne der Kampf des konstitutionellen Systems gegen den Absolutismus.

Englands Protest blieb ebenso unbeachtet wie die Verwahrung des Papstes und Toskanas gegen den Durchmarsch der österreichischen Trup-

pen. Die Österreicher übernahmen den Schergendienst für Ferdinand von Neapel. Auf der zweiten Reunion des Heiligen Bundes zu Laibach verkündete ein Manifest der Welt die frohe Botschaft, daß Gott die Gewissen der Rebellen mit Schrecken geschlagen, und behauptete den Beruf der großen Mächte, Europa vor Anarchie zu schützen. Die Verkündigung ward dem Bundestage mitgeteilt, und mit verhaltenem Ingrimm stimmten Wangenheim und seine Freunde dem Antrage des österreichischen Gesandten zu, der deutlich wie kein anderer die Lage der Dinge aufdeckte. Deutschland lag adorierend zu den Füßen des Wiener Hofes und stammelte die Reden byzantinischer Eunuchen. Der Gesandte beantragte: „Ihren K. K. Majestäten die Versicherung unseres ehrfurchtsvollsten Dankes für diese Mitteilung mit der ehrerbietigsten Versicherung angenehm zu machen, daß wir einhelligst in ihren Inhalten das schönste Denkmal tief verehren, welches diese erhabensten Souveräne Ihrer Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe zum bleibenden Troste aller rechtlich Gesinnten setzen konnten." Befriedigt von diesem „Siege des Rechts über das leidenschaftliche Treiben der Friedensstörer" ernannte Kaiser Franz seinen Minister zum Staatskanzler.

Indessen ward die Lage der Opposition von Tag zu Tag unsicherer. In München überwog mehr und mehr der Einfluß Rechbergs, und als der bayrische Bundestagsgesandte, Wangenheims Freund Aretin, starb, ward er durch einen dem Wiener Hofe angenehmen Mann ersetzt. Kaum wagte noch e i n e r den positiven Plan des „Bundes im Bunde" zu verfechten; ein Glück, wenn es nur gelang, die Angriffe Österreichs abzuwehren. In solcher verzweifelten Stimmung ließ Lindner abermals eine pseudonyme Denkschrift erscheinen: „Über die Lage Europas" (Anfang 1822) — ein Pamphlet, schlau berechnet auf die persönlichsten Neigungen des Königs von Württemberg. Nicht von der Repräsentativverfassung kommt uns das Heil, „unter deren Schutze die Redekünstler nach Brot gehen". An das Naturgesetz vielmehr müssen wir uns halten, „das den höheren Genius zum Regenerator der Gesellschaft beruft". Der „deutsche Bonaparte" wird „den Genius der Bundespolitik" verstehen, durch eine einzige männliche Erklärung am Bundestage die öffentliche Meinung für sich gewinnen und, getragen von der Begeisterung der Nation, das Stabilitäts- und das Repräsentativsystem zugleich stürzen! — Dem Wiener Hofe schien das Machwerk so wichtig, daß Gentz dasselbe in einer meisterhaften Denkschrift mit überlegenem Hohne widerlegen mußte und dies Memoire mit einer österreichischen Zirkulardepesche an alle Höfe gesendet wurde. Der deutsche Bonaparte aber — ließ, um seine harmlose Unschuld zu beweisen, die Gentzische Denkschrift in seiner Stuttgarter Hofzeitung abdrucken! Bis zu dieser äußersten Ratlosigkeit also waren die Männer der Triaspolitik herabgekommen, daß sie durch große Worte heroische Entschlüsse in einem Manne, der kein Held war, zu entzünden dachten, wie man dasselbe im Jahre 1863 mit König Max II. von Bayern versuchte! Solche Täu-

schung über die Begabung eines Mannes läßt sich vielleicht verzeihen; verwerflich aber und bezeichnend für die Politiker der Kleinstaaten war der erstaunlich rasche Wechsel der Meinung. Freilich, wer mit Faktoren rechnet, die nicht existieren, dem fällt leicht, seine Überzeugung auszuziehen wie ein vernutztes Kleid. Auch Wangenheim fand es jetzt geraten, beschwichtigende Worte zu reden. Er schrieb in das wichtigste Organ des deutschen Liberalismus, in Murhards Politische Annalen, einen geschraubten Aufsatz zum Lobe der Heiligen Allianz. Reiche Bewunderung zollt er hier dem Zaren, dessen Beistand noch immer die geheime Hoffnung des Stuttgarter Hofes war. Eine auf christlichen Grundgedanken ruhende Allianz könne nimmermehr dem Volksrechte gefährlich werden; nicht Mißtrauen gegen ihre Stifter halte England von ihr fern, sondern der Materialismus jener englischen Handelspolitik, welche „den Wohlstand nach harten Talern berechne"!

Die unentschlossene Schwäche der Mittelstaaten gegenüber dem gewaltsamen Vorschreiten des Systems der Intervention rächte sich schwer, als die Gefahr nunmehr dem deutschen Boden näher rückte. Die dritte Reunion der Allianz trat zusammen, und wer in der Stickluft dieser unseligen Tage sich noch ein freies Herz bewahrt, sah mit Ekel auf die üppigen Feste von Verona. Byron mahnte den weißen Zaren, heimzukehren und die Baschkiren zu waschen und zu scheren, statt zu tanzen auf den rauchenden Trümmern des Völkerglücks. Man wußte an den kleinen Höfen, daß Metternich hier seine Pläne gegen die süddeutschen Staaten zu verwirklichen dachte. Den König Wilhelm nannte eine geheime österreichische Denkschrift „einen in der Tat und Absicht entschiedenen Feind des Deutschen Bundes". — Die unerwartete Wendung der europäischen Händel kehrte freilich die Spitze des Kongresses gegen Spanien. Indes enthüllte sich in den Beratungen über Spanien und Italien deutlich, was die Mittelstaaten am meisten erschrecken mußte: der wohldurchdachte Zusammenhang eines ganz Europa umfassenden Systems der Legitimität. Für Italien ward eine Zentraluntersuchungskommission wie die Mainzer vorgeschlagen. Fast mit den Worten der Wiener Schlußakte sagte man von dem Könige von Spanien: es sei ein Verbrechen, wenn ein Fürst freiwillige Opfer von seiner Autorität bringe; nur teilweise übertragen, nicht veräußern lasse sich die monarchische Gewalt. Die von Verona erlassene Zirkularnote der Ostmächte verlangte in dem Tone des Diktators „die treue und beharrliche Mitwirkung sämtlicher Regierungen", sagte den Mittelstaaten, mit unverkennbarem Hinweis auf Württemberg, „daß sie sich einer ernstlichen Verantwortung aussetzen, wenn sie Ratschlägen Gehör geben, die ihnen früher oder später die Möglichkeit rauben würden, ihre Untertanen gegen das Verderben zu schützen, welches sie selbst ihnen bereitet hätten"!

Zurückgekehrt aus Verona, berief Metternich im Winter 1822 auf 1823 den Grafen Bernstorff und andere Getreue nach Wien und legte ihnen

eine Denkschrift vor — die Kriegserklärung des Wiener Hofes gegen Wangenheims Partei. Die süddeutschen Regierungen, hieß es darin, haben die demokratischen Elemente so um sich greifen lassen, daß binnen kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Regierungsform in ihren Händen zerfließen wird. Daß sie ohne äußeren Impuls sich wieder emporheben, ist nicht wahrscheinlich. Also — Einwirkung durch den Bund! Dazu aber sind nötig eine „vereinfachte" Geschäftsordnung und — andere Gesandte an der Bundesversammlung. „Gesuchte und kunstreiche Darstellungen individueller Ansichten, Debatten, wobei nur Eigenliebe und Persönlichkeit ihre Befriedigung finden, Abschweifungen in abstrakte Theorien, populäre Vorträge, Tribünen-Beredsamkeit, das alles muß aus dem Bundestage verbannt sein. Daß die Idee einer Opposition in der Bundesversammlung nur aufkommen konnte, beweist hinlänglich, wie weit sie von ihrem ursprünglichen Berufe schon abgewichen sein mußte." Daher ferner geheime Protokolle, damit fürderhin nicht mehr „einzelne Gesandte" um die Gunst des Publikums buhlen, und damit die „unnützen Spöttereien über die unvermeidliche Geringfügigkeit" der Bundesverhandlungen ein Ende nehmen! Der also gereinigte Bundestag soll dann auf Anrufen der Einzelstaaten die deutschen Verfassungen so auslegen, „wie es das höchste der Staatsgesetze vorschreibt". Namentlich soll die verfassungsmäßige Öffentlichkeit der Ständeverhandlungen von Bundes wegen dahin ausgelegt werden, daß die Heimlichkeit die Regel bilde; denn gegenwärtig werden „die noch an Zucht und Ordnung gewöhnten Untertanen anderer deutschen Staaten" durch das Bekanntwerden der „empörendsten Maximen" tagtäglich aufgeregt. — Österreichs Absicht, die Verfassungsrechte der Deutschen auf das Maß der österreichischen Freiheit herabzudrücken, ließ sich nicht dreister aussprechen.

Den Mut zu diesem kecken Herausfagen gewann Metternich, weil er inzwischen lehrreiche Erfahrungen gesammelt hatte über die Verfassungstreue der kleinen Fürsten. Schon vor dem Veroneser Kongreß (September 1822) war Blittersdorff heimlich nach Wien gereist, um zu eröffnen, daß sein Herr sich dem k. k. Systeme anzunähern wünsche. Ein Gespräch Metternichs mit Berstett in Innsbruck vollendete diese Annäherung. Ähnliche Winke kamen vom bayrischen Hofe. König Max Joseph grollte seinen meisterlosen Kammern und hoffte von den Großmächten des changements favorables aux souverains. Ein Besuch des Fürsten Metternich in München belehrte ihn, daß hier noch nicht alles verloren war. — Den Schluß jener k. k. Denkschrift bildeten Vorschläge gegen „die Lizenz der Presse". Hier hatte Gentz seinem alten Grimme wider die liberalen Zeitungen die Zügel schießen lassen. Geendet werden muß „das halsbrechende Spiel", das manche Regierungen durch ihre strafbare Nachsicht gegen die Presse treiben. Darum Verlängerung der Karlsbader Beschlüsse auf unbestimmte Zeit und direktes Einschreiten des Bundestages gegen

drei Stuttgarter Blätter, die Neckarzeitung, den Deutschen Beobachter und die von Wangenheim begünstigten Murhardschen Annalen. — Aber von diesem Äußersten der Lüge wendete sich Graf Bernstorff angewidert ab. Er begann in maßvollen Formen einen ernsten und erfolgreichen Widerstand. Er verwarf jene beliebte „Auslegung" der süddeutschen Verfassungen gänzlich, weil man, „was unbedingten Rechtens ist, mit demjenigen, was auf zweifelhaften oder schwachbegründeten Befugnissen beruht", nicht verwechseln dürfe. Er tadelte die „leidenschaftliche Farbe" jener Gentzischen Denkschrift über die Presse und bewirkte ihre Milderung[1]. Der Vorschlag einer neuen Geschäftsordnung wurde, nach Bernstorffs Rat, nicht als ein Antrag dem Bundestage vorgelegt, sondern lediglich der Instruktion für den neuernannten österreichischen Bundestagsgesandten eingefügt. Metternichs Liebling Münch-Bellinghausen sollte die Opposition in Frankfurt zu Paaren treiben, die Graf Buol nicht zu bändigen vermochte. Der Epuration des Bundestages stimmte der preußische Minister zu; Wangenheims Anwesenheit erschien, nach allem, was geschehen, als eine Beleidigung gegen Preußen. Und schon drängte Metternich, der wackere Klüber müsse den preußischen Staatsdienst verlassen; sein deutsches Bundesrecht sei das „revolutionärste Buch, das seit langem erschienen", sei die Quelle der Wangenheimschen Theorien.

In Verona hatte die immerdar schwankende Freundschaft der großen Mächte einen schweren Stoß erhalten. Noch mehr war sie gelockert worden durch die griechische Revolution, so daß englische Blätter von dem Kongresse von Verona trocken sagten, das werde die letzte Zusammenkunft der fünf großen Mächte gewesen sein. Angesichts dieser drohenden europäischen Verwicklungen mußte Österreich mit Sicherheit auf Deutschlands unbedingte Abhängigkeit rechnen können; ist doch unser Volk dem Hause Habsburg nie etwas anderes gewesen als ein gleichgültiges Mittel für seine europäischen Pläne. Wie die Revolution in Neapel und Piemont, so sollte auch die bescheidene deutsche Reformpartei vernichtet werden.

Mit Spannung war Wangenheim diesen Ereignissen gefolgt, und längst schon sah er seinen Sturz voraus. War nicht bereits vor den Karlsbader Beschlüssen der weit harmlosere Gagern beseitigt worden? und hatte nicht König Wilhelm wiederholt seinen Bundestagsgesandten gegen die gröbsten Angriffe Österreichs in Schutz nehmen müssen? — Zuerst in Börnes Briefen aus Paris ist eine geheime Denkschrift vom Jahre 1822 veröffentlicht worden, welche dem österreichischen General Langenau zugeschrieben ward und seitdem als ein ruchloses Beispiel österreichischer Tücke in vielen deutschen Geschichtswerken geprangt hat. Sogar Gustav Kombst, der so viele Geheimnisse des Bundestages mit unwillkommener Hand entschleiert hat, wagte über ihren Verfasser nur Vermutungen.

[1] Nach den Berichten Bernstorffs an König Friedrich Wilhelm (Wien, 21. Januar und 10. Februar 1823). Hdschr.

Wir wissen jetzt aus Wangenheims letzten Schriften, was schon damals dem scharfen Blicke Blittersdorffs nicht entging: diese Urkunde stammt aus der Feder des württembergischen Gesandten, und daß er solche Mittel nicht verschmähte, beweist die Erbitterung der Streitenden. Er legte darin dem österreichischen General den Plan in den Mund, zuerst Bayern für Österreich zu gewinnen und dann zur „Epuration" des Bundestages zu schreiten, denn währe die Opposition in Frankfurt noch länger, so würden „die Völklein endlich an die Möglichkeit glauben, daß sie ein Volk werden könnten". „Alles ist gewonnen, wenn um seines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur einer rappelliert wird." Dann werden die anderen Bundestagsgesandten, „um sich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Posten zu befestigen, selbst dazu mitwirken, ihre Höfe den österreichischen, also auch den preußischen An- und Absichten aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus entgegenzuführen". Das boshafte Schriftstück ist ein glänzendes Probestück von Wangenheims burschikosem Übermut. Eine Note ähnlichen Inhalts war wirklich von Langenau nach Wien geschickt worden; befreundete Gesandte hatten warnend ihrem schwäbischen Genossen davon Kunde gegeben, und er antwortete mit rücksichtsloser Verhöhnung.

Was aber tat Württembergs Regierung? Der König ersuchte seinen von Verona zurückkehrenden Schwager um eine persönliche Unterredung. Doch ihm gelang nicht, den nunmehr wieder gänzlich für die Sache der Legitimität gewonnenen Zaren auf seine Seite zu ziehen. Wintzingerode schrieb jetzt nach vergeblichen Gegenvorstellungen auf des Königs ausdrücklichen Befehl die berufene Zirkularnote vom 2. Januar 1823 zur Wahrung der Rechte der Mindermächtigen. Er nannte die Großmächte kurzweg „Erben des Einflusses, den Napoleon sich in Europa angemaßt", und fuhr fort: „Verträge abgeschlossen, Kongresse zusammenberufen im Interesse der europäischen Völkerfamilie, ohne daß es den Staaten des zweiten Ranges gestattet ist, ihre besonderen Interessen zu wahren; die Formen selbst, unter welchen man sie zu den Verträgen zuläßt und ihnen die Beschlüsse der überwiegenden Mächte zu erkennen gibt — diese verschiedenen Neuerungen in der Diplomatik rechtfertigen wenigstens einen ausdrücklichen Vorbehalt zugunsten der Rechte, die jedem unabhängigen Staate unveräußerlich zustehen." An Keckheit ließ diese Sprache nichts zu wünschen übrig. Und die unausrottbare Begriffsverwirrung der Mittelstaaten kehrte wieder, wenn der Minister dann den Deutschen Bund eine Macht ersten Ranges nannte, dessen Ganzes doch nimmermehr den Teilen nachstehen dürfe — während der Bund unzweifelhaft zu den Mächten zweiten Ranges zählt und die zwei Großmächte tatsächlich nicht seine Teile sind. Als dann das Veroneser Manifest dem Bundestage vorgelegt ward und der russische Gesandte es mit den bedeutungsvollen Worten begleitete: „Die Nationen sind nur so lange ruhig, als sie glücklich sind, und

niemals hat sich das Glück in der Bewegung gefunden" — da meinte sogar die zahme Augsburger Allgemeine Zeitung: „Eine genaue Beratung ist nötig, damit man sieht, die deutschen Bundesstaaten seien souveräne Staaten." Die österreichische Partei beantragte die übliche „dankbare Übereinstimmung mit den Ansichten und Maßregeln" der Großmächte. Wangenheim dagegen wollte sich boshaft mit einer Anerkennung der reinen Absichten begnügen, denn noch fehle die nähere Kenntnis der Verhandlungen von Verona, und — der Bund müsse Rücksicht nehmen auf seine Stellung zu allen auswärtigen Mächten. Von allen verlassen, enthielt er sich der Abstimmung.

Dann übernahm Münch-Bellinghausen den Vorsitz, und er verstand, bald durch gewinnende österreichische Gemütlichkeit, bald durch grobe Einschüchterungen, die Herrschaft im Bunde zu behaupten. Die Gedanken jener Wiener Denkschrift begannen sich zu verwirklichen, zunächst die Pläne wider den europäischen Skandal der württembergischen Presse, wie Gentz in seiner Denkschrift sagte. Vor allen hatte der Stuttgarter „Deutsche Beobachter" den Zorn der hohen Versammlung erregt durch einen Aufsatz über die Diplomaten. „Ungeachtet es scheinen könnte, als spräche der Bundestag hier in eigener Sache," erklärte der Ausschuß des Bundestages den Angriff auf „diese angesehene Klasse von Beamten für unverträglich mit dem monarchischen Prinzip und mit der Sicherheit der Bundesstaaten". Das Blatt ward unterdrückt, Württemberg mit der Vollziehung dieses Beschlusses beauftragt. Vergeblich verlangte Wangenheim Frist zur Einholung von Instruktionen. Der Geist, nicht der Buchstabe der Bundesgesetze sei entscheidend, meinte Münch; nur eine sofortige Unterdrückung werde die gewünschte moralische Wirkung äußern. Nach einigen Wochen mußte Wangenheim über die vollzogene Unterdrückung berichten, und Münch sprach darauf die Hoffnung aus, „diese Strafe werde die Zeitungsschreiber geregelter, die Zensoren vorsichtiger machen". Hier, am Ende seines Wirkens in Frankfurt, berührte Wangenheim, körperlich leidend und tief niedergeschlagen, noch einmal jene Karlsbader Beschlüsse, deren übereilte Annahme sein ganzes Schaffen verdorben hatte. Er beklagte, daß der Bundestag die Karlsbader Protokolle — die notwendige Erläuterungsquelle für die Karlsbader Beschlüsse — gar nicht kenne, und fand es „wenigstens zweifelhaft", ob der Zustand des deutschen Volkes, das „nie von der Bahn der Treue und des Gehorsams gewichen", die Fortdauer dieser Beschlüsse fordere. Das war das letzte Aufflackern der Opposition am Bunde. Schon hatte Fürst Metternich begonnen, die Weissagung der Langenauschen Note zu erfüllen. Jene scharfe Antwort Wintzingerodes auf das Manifest von Verona war durch die Vermittlung des Bundestagsgesandten in französischen Blättern veröffentlicht worden. Die Ostmächte verlangten entschieden Genugtuung, die Gesandten von Österreich, Preußen und Rußland verließen

Stuttgart. Graf Wintzingerode erkannte jetzt, daß es geboten sei einzulenken; den Großmächten längst verhaßt, lud er jetzt auch den Haß der Liberalen auf sich. So wurde endlich erreicht, was der russische Gesandte Anstett noch kurz zuvor umsonst bei König Wilhelm in persönlichem Zwiegespräch durchzusetzen versucht hatte: Wangenheim ward abberufen (Juli 1823), und man nahm sein Gutachten über die westfälischen Domänenkäufe (jene gefährliche Theorie vom „ewigen Staate") zum Vorwand. Umsonst bat der Gesandte, man möge ihm diese Beschimpfung ersparen und ihn selber um seinen Abschied bitten lassen. Er hatte diese Bitte nicht gestellt, da es noch Zeit war; jetzt ließ man ihn fallen. In seiner ritterlichen Ergebenheit gegen den König erklärte er in den Zeitungen jenen Vorwand seiner Abberufung für die wirkliche Ursache, und man begreift, welchen Zorn unter den Staatsmännern des Bundestages dies undiplomatische öffentliche Auftreten, diese „Appellation an die sogenannte öffentliche Meinung" hervorrufen mußte. So geheim wußte die österreichische Partei den Hergang zu halten, daß selbst ein Nahestehender wie Stein von der Wahrheit nichts ahnte und dem Entlassenen seinen willkürlichen Austritt in herben Worten vorwarf. Es war die höchste Zeit, daß der König die Abberufung seines Gesandten genehmigte. Verzögerte er sie noch länger, so war man in Wien entschlossen, eine der zahlreichen Taktlosigkeiten Wangenheims, welche die geheime Polizei getreulich einberichtet, zu benutzen und den verhaßten Mann durch eine öffentliche Beschämung zu stürzen. Il sera tué à la diète, schrieb Fürst Metternich einem Freunde.

Was verschlug es, daß der König noch im selben Jahre, den Großmächten zum Trotz, in einer geharnischten Thronrede das Vertrauen seines geliebten Volkes die sicherste Stütze seines Thrones nannte? Fast gleichzeitig erfolgte die Abberufung der getreuesten Genossen Wangenheims, der beiden hessischen Gesandten Lepel und Harnier. Auch Wintzingerode ward entlassen und rächte sich durch einen anonymen Zeitungsartikel, der aus eigener Erfahrung das Verdammungsurteil über die unklare, frivole und — vor allem — ohnmächtige Opposition der Mittelstaaten in den Worten zusammenfaßte: „Abschaffung des Ministeriums des Auswärtigen; dann gibt es keine Zirkularnoten, die für nichts und wieder nichts so viel Lärm machen, die Regierung kompromittieren und den Staat gefährden." Wangenheims Nachfolger, der Freiherr von Trott, hatte seine Lust daran, die beiden Herrscher des Bundestages, den gewandten Münch und den plumpen Preußen Nagler, gelegentlich durch boshaften Widerspruch zu kränken; eine nationale Oppositionspartei zu leiten kam dem vormaligen Präfekten König Jeromes nicht in den Sinn. Im Sommer 1824 zog dann Metternich bei einem Besuche in Tegernsee den bayrischen Hof gänzlich zu sich hinüber, die Verlängerung der Karlsbader Ausnahmegesetze und die Geheimhaltung

der Bundesprotokolle ward am Bunde beschlossen. Unangefochten bestand fortan jenes System allmächtiger und allgegenwärtiger polizeilicher Aufsicht, welches einen scharf beobachtenden nordamerikanischen Staatsmann, Everett, in diesen Jahren zu der trockenen Bemerkung veranlaßte: „In den milderen Despotien Hinterasiens ist die persönliche Freiheit der Einwohner ohne Zweifel minder beschränkt als in Deutschland." Die österreichischen Staatsmänner fanden „den sittlichen Zustand der gefährlichen Mittelklassen wesentlich gebessert", und die Lehre von dem liberalen „Bunde im Bunde" schien vernichtet. Da Murhards Annalen diese Theorien jetzt noch predigten, konnte Gentz in sein Tagebuch die verachtenden Worte schreiben: „Kann vergessen werden, da keine Gefahr ist, daß sie die deutschen Höfe gewinnen könnte." Und da sein ängstliches Gemüt also von einer schweren Sorge entlastet war, so spottete er selbst der Angst der letzten Jahre und schrieb als „haruspex ad haruspicem" an Adam Müller über die polizeilichen Maßregeln gegen die Demagogen: „Betrachten Sie dergleichen mehr als unschuldige Gemütserheiterung für den deutschen tiers-état!"

Unterdessen hatte sich Englands Handelspolitik gänzlich von dem Bund der Ostmächte getrennt. Den Doktrinen der Intervention stellte Georg Canning seine insularische Staatskunst entgegen, die nicht zu glänzen sucht durch Einmischung in armselige häusliche Händel anderer Länder, sondern den Quell ihrer Stärke zu Hause findet in der Eintracht zwischen Volk und Regierung, zwischen Parlament und Krone. Und in denselben Jahren, da die Revolution in Spanien und Italien gebändigt, der deutsche Volksgeist aufs neue geknebelt schien, erstand in den Freistaaten Südamerikas eine jugendliche, unanfechtbare demokratische Macht, legte die Befreiung Griechenlands die Axt an die Wurzel des Heiligen Bundes, und Canning rief sein triumphierendes Novus saeclorum nascitur ordo.

Es war ein unmögliches Unterfangen und zugleich ein jammervoller Beweis für die Unnatur der Bundespolitik gewesen, daß ein geistreicher Mann versuchen konnte, in einem Diplomatenkongresse eine Oppositionspartei zu bilden, welche sich lediglich stützte auf die persönliche Gesinnung abhängiger Gesandten. Der Entlassene zog nach Dresden, lebte dort in regem geselligen Verkehr mit geistreichen Menschen, erzog seine Kinder selbst und versenkte sich wieder in wissenschaftliche Arbeiten und in die Spielereien der Naturphilosophie: eine Somnambule trieb zuzeiten ihr Wesen in seinem Hause. Durch lange Jahre hat er an einem unförmlichen Werke über Republik und Monarchie gearbeitet, das nie erschienen ist. Nachher siedelte er nach Koburg über, und an so manchem Nachmittag sah man dort den stattlichen alten Herrn hinüberwandern nach dem lieblichen Landsitze Friedrich Rückerts. Bei dem Freunde fand er, was sein Herz begehrte: edeln Freimut, warme Vaterlandsliebe, geistvolle Deutung jener Fabelwelt des Morgenlandes, die seinen phantastischen

Hang immerdar reizte, endlich frohe Erinnerungen an die Zeit des schwäbischen Verfassungskampfes, welche die beiden als treue Genossen mitsammen durchlebt hatten.

Da erfreute ihn nach Jahren plötzlich ein Zeichen der Teilnahme aus der alten Heimat. Ein schwäbischer Wahlkreis wünschte ihn zum Abgeordneten zu wählen für den Landtag vom Jahre 1833. König Wilhelm, der alten Freundschaft eingedenk, bestätigte ihm auf seine Bitte das Staatsbürgerrecht, dessen Besitz dem „Ausländer" nicht sicher war, und da überdies die Stadt Ehingen ihm ihr Ehrenbürgerrecht verlieh, so schien alles in Ordnung. Aber der offenherzige Mann legte seinen Wählern sein politisches Programm vor und verwarf darin allerdings, als ein Mann der rechten Mitte, wie er mit Stolz sich nannte, die Rotteck-Welckersche Schule mit ihren „überspannten, aus bloßen Verstandesbegriffen abgeleiteten Forderungen"; noch weit entschiedener jedoch trat er dem „von einer verblendeten Aristokratie geleiteten Absolutismus" entgegen. Als den Urheber der herrschenden Aufregung bezeichnete er den Bundestag, der „die Zivilisation rückwärts treibe". Mit vollem Rechte, denn in den jüngsten Jahren war der Bundestag noch tiefer gesunken. Abermals kam über Deutschland eine Zeit wie jene der Karlsbader Beschlüsse. Das Wiener Kabinett begann sich von dem Schrecken zu erholen, dem es nach der Julirevolution verfallen war; die polnische Erhebung neigte sich zum Ende, und bald erklang durch den Weltteil das höhnische L'ordre règne à Varsovie. Jetzt fand man in Wien den Mut, sich gegen die Nachwirkungen der Juliwoche zu erheben. Sachsen und Kurhessen wurden von Wien aus vermahnt, ihre neugegründeten Landtage in strenger Zucht zu halten; in Baden schritt der Bundestag ein und vernichtete das neue Preßgesetz; die verhaßte Freiburger Hochschule mußte durch die Absetzung Rottecks und Welckers ihres Glanzes entkleidet werden. Allen konstitutionellen Staaten zugleich galt dann der berüchtigte Bundesbeschluß vom 28. Juli 1832, welcher die deutschen Landtage einer fortwährenden Aufsicht durch den Bund unterwarf, ihr Steuerbewilligungsrecht wie ihre Redefreiheit beschränkte. Ringsum in Europa fand der Ruf der Entrüstung, den die mißhandelte Nation erhob, lauten Widerhall. Im Parlamente fragte Henry Lytton Bulwer, „ob je eine solche Verletzung der heiligsten Versprechungen erhört worden?" Und dies „in dem Geburtslande der Freiheit, in dem Lande Luthers, wo die Freiheit des Gedankens immer das Losungswort gewesen ist, das das Volk zum Siege führte"! — Offenbar konnten konstitutionelle Minister jenen Bundesbeschluß nicht ohne klare Pflichtverletzung annehmen. Seit die Opposition im Bundestage zersprengt war, befolgten sämtliche konstitutionelle Mittelstaaten jenes bequeme jesuitische Schaukelsystem, welches bald am Bunde eine Stütze gegen die Stände, bald am Landtage einen Anhalt gegen den Bund suchte. Gerade jetzt zitterte König Wilhelms Regierung vor dem Augenblicke, wo

sie der erbitterten Volksvertretung Rede stehen sollte wegen der jüngsten Bundesbeschlüsse.

Mit jener Ansprache also schlug sich Wangenheim zur Opposition, und von Stund' an erklärte sich die Regierung gegen seine Wahl. Noch einmal sollte er den Unsegen des alten Verfassungskampfes erfahren. Wir entsinnen uns, wie dieser Streit endlich durch die übereilte Annahme eines königlichen Entwurfs beendigt wurde. In der so leichtfertig geschaffenen Verfassung fanden sich zwei Paragraphen mit widersprechenden Bestimmungen über die Frage, ob der Gewählte im Königreiche wohnen müsse. Grundes genug für die Regierung, um Wangenheims Wahl als ungültig anzufechten, und sie gewann endlich dafür eine schwache Mehrheit in der Kammer. Die heftigen Debatten waren ein Triumph für Wangenheim, sie offenbarten, daß dieser herrliche Stamm den Wert des gehaßten „Fremden" jetzt zu schätzen wußte. Nicht bloß die Minister — darunter Wangenheims weltklügerer Schüler Schlayer — beteuerten scheinheilig ihr Bedauern über die Ungültigkeit der Wahl. Alle Parteien wetteiferten in dem Lobe des wackeren Mannes, und sein alter Gegner Uhland sprach: „Gibt es nicht auch ein geistiges Heimatsrecht, das nicht ganz von der Scholle abhängt? Ist es nicht auch ein Wohnen im Lande, wenn man im Angedenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen wurde?"

Noch während dieser Handel schwebte, legte Wangenheim sein politisches Glaubensbekenntnis nieder in der umfänglichen Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim." Hier schildert er sein Leben mit Worten, welche lebhaft an sein eigenes Wort gemahnen: „Die Naivität ist die Zwillingsschwester des Talents." Dann wagt er sich an die erste Prinzipienfrage, welche damals die gesamte Presse beschäftigte, an die Frage, ob jener den Landesverfassungen widersprechende Bundesbeschluß vom 28. Juli rechtsgültig sei. Die tiefe Verlogenheit unseres Rechtszustandes offenbarte sich schrecklich in jenen Tagen. Die Regierungen von Württemberg und anderen Mittelstaaten verkündeten jenen Bundesbeschluß mit dem Beisatze, damit sei keine Verletzung der Landesverfassung beabsichtigt; darauf erklärte der Bundestag seinerseits, mit jenem Beisatze sei keine Verletzung des Bundesbeschlusses beabsichtigt! So drehten sich die Regierungen im Kreise — und gleich ihnen die Publizisten. Wangenheim bewies zwar schlagend das Recht der Kammern, die Minister wegen der den Bundestagsgesandten erteilten Instruktionen zur Verantwortung zu ziehen, und damit „die Möglichkeit einer gesetzlichen Einwirkung der Landtage auf den Bundestag". Aber wenn er dann kurzweg behauptete, jeder Bundesbeschluß sei unverbindlich, der einer Landesverfassung widerspreche, so war dies klärlich eine petitio principii. Feste rechtliche Grundsätze über die Grenzen der Bundesgewalt hat weder er gefunden, noch Reyscher, Paul Pfizer, H. K. Hofmann oder irgendein

anderer der vielen, welche mit ihm gegen die jüngsten Bundesbeschlüsse zu Felde zogen. Und in Wahrheit, diese Rechtssätze sind unfindbar, denn die Bundesgesetze bilden ein geistloses Gemisch bundesstaatlicher und staatenbündischer Rechtslehren und stehen mit sich selber wie mit den vorher und nachher erschienenen Landesverfassungen in einem schlechterdings unversöhnlichen Widerspruche. — Angehängt war dem Werke ein Versuch über die Unmöglichkeit moderner Freistaaten, wozu Altmeister Eschenmayer die Einleitung geschrieben. In der alten doktrinären Weise ward hier die monarchische Gewalt als der indifferentierende Punkt inmitten der sozialen Gegensätze bezeichnet und den Freistaaten die wunderliche Fabel nachgesagt, daß in ihnen die Staatsmänner keinen besonderen Stand bilden könnten.

Wangenheim erlebte noch den nächsten Wendepunkt der deutschen Geschicke, den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. und das schüchterne Einlenken Preußens in den Weg der Reformen. Die deutsche Revolution brach an, und der hochbejahrte, schon des Atems fast beraubte Mann bewahrte noch das alte Selbstgefühl, „fühlte sich berufen" — so lauten seine Worte! — „den Weg zu zeigen, wie aus den Wirrnissen der Gegenwart herauszukommen sei". Es lohnt der Mühe nicht, die beiden weitschweifigen Schriften näher zu betrachten, welche diesen Weg weisen sollten: „Österreich, Preußen und das reine Deutschland" und „Das Dreikönigsbündnis und die Politik des Herrn v. Radowitz". Ein Jammer fürwahr, wie in dem Elend der Kleinstaaterei unsere Staatsmänner zuchtlos und ohne die Schule einer großen Erfahrung dahinleben und darum ihre Grillen sich endlich zu fixen Ideen verhärten. Zusammengebrochen war der Bundestag, schmachvoller als je ein Staatsbau, und nach diesem Gottesgerichte der Geschichte wagte der alte Herr noch die Vortrefflichkeit der Bundesgesetze zu behaupten — wenn nur ein liberaler Geist sie ausbaue! Daß er selber und seine liberalen Freunde nicht an den Ränken des österreichischen Hofes, sondern an der unverbesserlichen Erbärmlichkeit der Bundesgesetze selbst scheiterten und notwendig scheitern mußten — diese einfache Wahrheit hat er nie begreifen wollen. Der Führer der Opposition am Bunde war jetzt ein Legitimist des Bundesrechts geworden. Der Ausbau dieser vortrefflichen Bundesgesetze soll geschehen durch ein Parlament. Für dieses wird ein unfehlbares, alle Interessen versöhnendes Wahlgesetz entworfen — das bekannte Lieblingsthema aller Doktrinäre. Über dem Parlamente steht die exekutive Gewalt, die Trias, denn „das Leben selbst ist ja nicht zu begreifen, wenn nicht als Produkt zweier unendlich und absolut entgegengesetzter Faktoren, welche zu der Lebenseinheit die gleiche Beziehung haben und darum in ihr zusammengehen". Österreich übernimmt daher die Ministerien der Justiz und des Innern, Preußen den Krieg und das Auswärtige, Bayern an der Spitze des reinen Deutschlands die Finanzen und das Archiv- und Registraturwesen! Die

Frankfurter Reichsverfassung ist schlechthin verwerflich, weil sie „das preußische und das reindeutsche Volk beide um ihre Individualität betrügt". Und wilder noch als in seiner Jugend erhob sich der leidenschaftliche Greis zu Wutausbrüchen gegen Preußen, die alles überbieten, was die anerkannten Meister in diesem Gewerbe, die Görres, Klopp, Orges, je geleistet. Daß das reine Deutschland, gesondert von Preußen, notwendig den Fremden unter die Füße gerät, hatte Wangenheim weder aus den russischen Verhandlungen König Wilhelms gelernt, noch aus den jüngsten Taten des bayrischen Kabinetts, das während der Revolution bei dem englischen Hofe feierlich protestierte gegen jede Schmälerung der Souveränität.

Doch die Zeit war über ihn hinweggeschritten; nur die Historiker der Deutschen Zeitung entsannen sich noch der früheren Verdienste ihres Gegners und ehrten sich und ihn durch achtungsvolle Erwähnung seiner Schrift. Selbst die Augsburger Zeitung kehrte ihm den Rücken, sie fühlte, daß die Triaslehre mindestens eines modernen Flitterputzes bedurfte. Der in alten Tagen trotz mancher Seltsamkeit unzweifelhaft zu den besten deutschen Publizisten zählte, sah, gleich seinem Genossen Lindner, seine letzten Werke völlig unbeachtet; sie waren lediglich dem Historiker wichtig durch zahlreiche Mitteilungen aus der geheimen Geschichte des Deutschen Bundes. Auch im persönlichen Verkehre blieb Wangenheim der alte, fieberisch lebendig, liebenswürdig, von schrankenloser Offenheit; sein Gespräch ein erstaunliches Durcheinander tollen Unsinns und geistreicher Gedanken. Am 19. Juli 1850 ist Wangenheim gestorben. Wer die Summe dieses Lebens zieht, wird jene herbe Klage nicht unterdrücken können, welche leider jedes Blatt der deutschen Bundesgeschichte uns entlockt: köstliche Kräfte fruchtlos vergeudet!

Derweil ich diese Zeilen schrieb, klang mir immerdar die Weise des alten Sängers durch den Sinn: „Leut' und Land, die meine Kinderjahre sahn, sind mir so fremde jetzt, als wär' es Lug und Wahn." Wir haben das deutsche Parlament und die Anfänge mindestens einer deutschen Staatskunst geschaut: die kleinlichen Windungen der alten Bundespolitik verstehen wir nicht mehr. Seit jener erste Versuch deutscher Staatskunst der Gewalt des Hauses Habsburg unterlag, hat sich die Bedeutung der Macht so tief in unser politisches Denken eingegraben, daß wir nur mit Lächeln eines Staatsmannes gedenken können, der große politische Ziele erstrebte, ohne über irgendeine Macht zu gebieten. Und doch ziemt es am wenigsten uns, die wir ehrlich zu Preußen halten, mit Mißachtung auf Wangenheim zu blicken. Er vermaß sich, eine Lebensaufgabe unseres Volkes zu lösen, welcher Preußen sich schwach versagte. Mit der Ohnmacht der Mittelstaaten begann er jenen Kampf des deutschen Liberalismus wider Österreichs Herrschaft, welchen allein Preußen führen kann und führen soll und noch immer nicht begonnen hat. Die dauernde Wieder-

kehr solchen Irrtums ist unmöglich, seit die Angst vor den verbündeten nationalen und liberalen Ideen die kleinen Höfe der Reaktion und dem Hause Habsburg in die Arme getrieben hat. Österreichs Stellung zu dem deutschen Liberalismus ist durch die Natur der Dinge vorgezeichnet. Solange der Neubau des deutschen Staates nicht vollendet ist, wird Wien für Deutschland immer der Herd der Reaktion bleiben, mag dort ein Metternich oder ein Schmerling herrschen. Preußen aber wird dann erst gesunden, wenn es begriffen hat, daß jene Verschmelzung des nationalen und des liberalen Gedankens die köstlichste Frucht unserer jüngsten Entwicklung und durch menschliche Macht nicht wieder aufzulösen ist.

F. C. Dahlmann

Freiburg 1864

Die Geschichte ist nicht geschrieben für jene gemütlichen Naturen, die ewig Kinder bleiben und nur gute oder böse Menschen kennen wollen. Die Kräfte des Geistes, welche den Staaten Macht und Freiheit gründen, wagender Ehrgeiz, erbarmungslose Tatkraft, beherrschende Klarheit des Verstandes, sie vertragen sich nur selten mit den liebenswürdigen milden Tugenden, welche das häusliche Leben zieren. In Jahrhunderten einmal zeigt uns ein Washington in einer Menschenseele vereinigt jene männliche Wucht des Willens, die den Feind zerschmettert, und jene weibliche Reinheit des Gemüts, die den Gegner entwaffnet. Dennoch werden Unverstand und Anmaßung der schadenfrohen Lust nicht satt, dem Handelnden auf der politischen Bühne die Schwächen seiner Tugenden vorzuhalten und ihn zu schelten, weil er nicht über seinen Schatten springen kann. Das haben wenige öffentliche Charaktere so schmerzlich erfahren wie Friedrich Christoph Dahlmann. Als der Führer der Göttinger Sieben von seinem Eide nicht lassen wollte, da grüßten ihn seine Studenten als „den Mann des Wortes und der Tat", und ganz Deutschland stimmte mit ein in den Ruf. Zwölf Jahre darauf war derselbe Mann, wenn man den Staatsweisen der Gasse glauben wollte, das Urbild jener ohnmächtigen Professorenweisheit, die den gewaltsamen Schlägen der Macht nur gebildete Reden und wohlgeordnete Paragraphen entgegenzustellen wußte. Wer also urteilt, hat sicherlich die jüngste Entwicklung unseres Volkes, in der wir selber mitteninne stehen, nicht in ihrer ganzen Schwere empfunden; er ahnt nicht, wie langsam und mühselig dies Volk aus der Einseitigkeit literarischen und wirtschaftlichen Schaffens sich hindurchringt zur politischen Arbeit, zur Tätigkeit für einen deutschen Staat, der bis zur Stunde noch nicht vorhanden ist! Auf dem Karlsbader Kongresse fügte Fürst Metternich seinem Schaudergemälde von der revolutionären Gesinnung des deutschen Volkes den letzten Strich hinzu durch die Versicherung, es bestehe in Deutschland kein einziges journalistisches Privatunternehmen, das die Politik der Kabinette aus eigenem Antriebe verteidige. Die Behauptung

war nur wenig übertrieben, und jene befremdende Tatsache, welche Metternich erschreckte, hat sich seitdem so wenig geändert, daß ein unbefangener Fremder, der von den deutschen Dingen nur die Presse kennt, noch heute notwendig zu dem Glauben gelangen muß, die Deutschen seien ein durchaus liberales Volk, fest entschlossen, ihrem staatlosen Zustande ein Ziel zu setzen. Und doch, welcher einsichtige Deutsche möchte diese gutmütige Meinung unterschreiben? So groß, so unermeßlich groß ist die Kluft zwischen der politischen Stimmung und der politischen Tat!

Dahlmann war unter den ersten in Deutschland, die diese weite Kluft zu überschreiten vermochten. In dem festgeordneten Parlamente eines fertigen Staates wäre bis zu seinem Ende sein weiser Rat, der makellose Adel seines Sinnes hoch in Ehren geblieben. Bei dem verwegenen Versuche, diesem staatlosen Volke einen Staat zu gründen, ward auch er mit hineingezogen in den argen Schiffbruch unserer Hoffnungen. Die großen Kinder verwunderten sich, daß der ruhige Forscher, der besonnene Mann des Rechtes der revolutionären Lust entbehrte, eine Massenbewegung zu leiten, und die rasch lebenden Tage ließen ihn ihre häßlichste Untugend empfinden, ihre Fähigkeit, Menschen zu vernutzen und zu vergessen. Seitdem ist eine kurze Spanne Zeit vergangen, doch eine Zeit erschütternder Erfahrungen. Nur leicht berührt uns noch der Hader der alten Parteien der deutschen Revolution, und vor dem Bilde des edeln Mannes beschleicht uns etwas von jener Empfindung, womit der erwachsene Sohn dem Vater gegenübertritt. Wir fühlen, daß wir älter sind als unsere Väter, wir haben ein Recht zu urteilen, denn so mancher Gedanke ward uns bereits in die Wiege gebunden, den jene erst am Abende des Lebens sich als harter Arbeit Preis errangen. Doch um so dankbarer stehen wir vor dem Manne, der auf einer langen Strecke Weges unserem Volke ein wohltätiger Führer war, um so ehrwürdiger hebt sich vor uns — was am Ende das Allerwichtigste, das Entscheidende bleibt in der Geschichte — sein Charakter. In verworrenen Tagen, da es für geistreich galt, des deutschen Namens zu spotten, ist er Tausenden eine lebendige Mahnung gewesen an den Adel unseres Volkstums, einer der Wenigen, welche der ruhelose Mutwille und der gewaltige Übermut ernstlich fürchtete.

„Wismar is min leve Vaterland, idt sin ok mine leven landslude", sagte Dahlmann (geb. 13. Mai 1785) mit dem alten Chronisten Reimar Kock. Die Stadt, die sein Vater als Bürgermeister verwaltete, war schwedisch und stolz auf die Königskrone ihres Herrn; eine festgeglaubte Familienüberlieferung erzählte von dem schwedischen Ursprunge des Hauses, dessen pommersche Abstammung erst nach Dahlmanns Tode erwiesen worden ist. Also durch die Geburt mitten hineingestellt zwischen die deutsche und die skandinavische Welt, sollte er seines Lebens längere Hälfte an der Grenzscheide des deutschen Lebens verbringen, in deutschen Staaten unter fremden Kronen: das Unheil fremder Herrschaft, das

Elend der deutschen Zerrissenheit trat schon dem Knaben dicht unter die Augen. Die deutsche Stadt war der Verbannungsort für die vornehmen schwedischen Hochverräter, und oftmals ging der helle Aufruhr durch die Straßen, wenn die Obrigkeit sich anschickte, entflohene mecklenburgische Leibeigene ihren Herren auszuliefern, und die Bürger sich der Mißhandelten annahmen. In streng protestantischer Umgebung wuchs der Knabe auf, das benachbarte Lübeck und die stolzen Giebelhäuser seiner eigenen Vaterstadt mahnten ihn an die versunkene deutsche Bürgerherrlichkeit. Auch der Vater war dem fremden Wesen nicht hold. „Kein Heil für uns", pflegte er zu sagen, „als in der Wiedervereinigung mit Mecklenburg." Den heranwachsenden Sohn ergriff das Bild, das Wyttenbach von dem Leben des großen Ruhnken entworfen hat, so mächtig, daß er sich gleich diesem zum philologischen Studium entschloß: ein bezeichnender Anfang für den Mann, der sein Lebtag des Glaubens blieb, alle Wissenschaft sei nichts ohne das Leben. Darum ging er, siebzehnjährig, nach Kopenhagen zu seinem mütterlichen Oheim Jensen, der ein einflußreiches Amt in der schleswig-holsteinischen Kanzlei bekleidete. Die deutsche Wissenschaft gewann ihn erst, als er seit dem Jahre 1803 in Halle ein Schüler F. A. Wolfs wurde und in dem Verfasser der Prolegomena zum Homer den Mann verehren lernte, der unserer modernen historischen Kritik den ersten Anstoß gab. Zugleich hörte er bei Steffens und Schleiermacher und gab sich jahrelang vorwiegend ästhetischen Studien hin. Diese Lehrjahre Dahlmanns, angeregt und voll schönen Eifers, aber unsicher und unstet, spiegeln wie in einem Mikrokosmos den Werdegang unserer neuen historischen Wissenschaft wider, welche so langsam und mühevoll aus dem gesegneten Boden deutscher Dichtung und Philosophie emporstieg. Noch ein anderes köstliches Gut trug der junge Philolog von der Hochschule heim. Ihm geschah wie Unzähligen, wie dem Freunde seines Alters, E. M. Arndt: erst als das Heilige Reich in Trümmer ging, begann man zu erkennen, daß wir ein Vaterland haben. Aus dem Jammer und der Schande der napoleonischen Herrschaft erwuchs dem jungen Manne die fromme treue Liebe zum Vaterlande, und mit Ekel hörte er, wie man daheim dem Untergange Deutschlands nur mit dem einen Wunsche zuschaute: „Wenn nur nicht der Krieg bis hierher vorwärts dringt."

Nach Kopenhagen zurückgekehrt, konnte er, wenn er die Zeichen der Zeit zu deuten wußte, verspüren, daß ein neuer Luftzug in dem Königsschlosse wehte. Die Zeit war nicht mehr, da der schleswig-holsteinische Adel den dänischen Hof beherrschte. Der Kronprinz Friedrich (VI.) ging eben damit um, sich fortan Frederik zu schreiben, und der Plan, dem jungen Gelehrten die Erziehung eines Prinzen anzuvertrauen, zerschlug sich: der Hof wollte keinen Deutschen. Es waren unstete Tage: „Man wußte in dieser napoleonischen Zeit nichts mit sich anzufangen." Umsonst suchte Dahlmann darauf in Deutschland nach einer Stellung im Leben. Mittel-

los, zum guten Teile angewiesen auf die Unterstützung einer Schwester, stand er „ein junger vaterlandsloser und doch deutscher Mann, der doch einige Kraft in sich fühlte, seinen ersten Anker in der menschlichen Gesellschaft auszuwerfen". Da führte ihn in Dresden ein glücklicher Zufall mit Heinrich von Kleist zusammen, und der gemeinsame Haß gegen den fremden Zwingherrn, die gemeinsame Liebe zur Kunst machte die beiden rasch vertraut. Dahlmann ahnte in Kleist „einen dramatischen Dichter, wie er dem deutschen Charakter gerade not täte, keinen Sänger des Polsters und der trägen Ruhe, aber kühn und mit Leidenschaft in die Tiefen des Weltgeistes dringend". Er selbst hat uns geschildert, wie sie selbander nach Böhmen und auf das kaum verlassene Schlachtfeld von Aspern wanderten, wie zu Prag Kleist seine Hermannsschlacht hervorholte, den Freund begeisterte durch die Kraft und Kühnheit des wunderbaren Gedichtes und beide sich zusammenfanden in der Hoffnung auf einen Befreiungskampf bis zum Ende, „bis das Mordnest ganz zerstört und nur noch eine schwarze Fahne auf seinen öden Trümmerhaufen weht". Die Hoffnung ward für diesmal zuschanden. „Kleists Tod," klagte der Freund im Alter, „hat eine Lücke in mein Leben gerissen, die niemals ausgefüllt ist." Dahlmann erwarb sich jetzt in Wittenberg die Doktorwürde und betrat im Jahre 1811 in Kopenhagen die akademische Laufbahn. Er lehrte und schrieb lateinisch über das Lustspiel der Athener und lebte sich ein in das Wesen und die Sprache jenes Dänenvolkes, dem er bald ein so unbefangener und darum ein so verhaßter Gegner werden sollte.

Ein Jahr später wurde er als Professor der Geschichte nach Kiel berufen; denn in jener guten alten Zeit wagte man noch, einem Manne von freier Bildung und entschiedener Lehrgabe einen Lehrstuhl anzuvertrauen, auch wenn er noch nicht das observanzmäßige akademische „Hauptbuch" geschrieben hatte. Wer einmal Fuß gefaßt in Schleswig-Holstein, den läßt das tapfere Land nicht leicht wieder los. Einer langen Reihe unserer wackersten Gelehrten steht auf der Stirn geschrieben, daß sie in Kiel gewirkt und dort sich gestählt haben an dem schroffen Nationalstolze, welcher dem Grenzvolke geziemt und im deutschen Binnenlande nur allzu selten gefunden wird. Für Dahlmann ist Schleswig-Holstein in Wahrheit die Heimat geworden. Seine Mutter stammte aus dem Lande, und seine durchaus niederdeutsche Natur, langsam erwarmend, doch das einmal Liebgewonnene mit Treue und nachhaltiger Kraft festhaltend, fühlte sich glücklich unter dem verwandten Menschenschlage. Wohl war seine Jugend noch von der ästhetischen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts beleuchtet worden: der Kern seines Wesens gehörte doch einer jüngeren, politisch erregten Zeit; unter freien seßhaften Bauern vermißte er auch in Sand und Heide weder die Pracht südlicher Landschaft noch die Herrlichkeit der Kunst. Wie vordem Spittler in allen Wechselfällen seines Lebens als ein treuer Schwabe das Idealbild des altwürttembergischen Staatsrechts in

der Seele trug, so war Dahlmann als Politiker und als Mensch ein getreuer Ausdruck der transalbingischen Stammesart.

Die Tage der französischen Herrschaft neigten sich zum Ende, und es gereichte dem jungen Professor zur Freude, daß er durch Briefe seiner Mecklenburger Heimat von dem Untergange der Franzosen in Rußland Nachricht geben und also an seinem Teile die Gemüter vorbereiten konnte auf die große Erhebung. Selber in die Reihen der Streiter zu treten, blieb ihm versagt, da sein König auf Frankreichs Seite focht. Sehr bitter hat er dies empfunden, denn nach deutscher Weise dachte er groß von dem edeln Handwerk des Soldaten, und noch in den politischen Vorlesungen seines Alters ward sein Vortrag ungewöhnlich warm und bewegt, wenn er von dem Kriegswesen der Alten, von dem geschlossenen dorischen Fußvolk und der welterobernden Sarissa der Mazedonier sprach. Nach dem Siege ward ihm die Ehre, den Tag von Belle-Alliance in akademischer Festrede zu verherrlichen. „Dreißigjährig, also nach spartanischen Begriffen gerade auserzogen", machte er jetzt zum ersten Male seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt. Nur in wenigen Schriften ist uns der ideale Sinn jener hochaufgeregten Tage so getreu überliefert wie in dieser Rede, welche im Namen seiner Hochschule aussprechen sollte, „daß die Bewahrung des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe niemandem so nahe stehe als den Pflegern der Wissenschaft". „Deutschland ist da", rief er aus, „durch sein Volk, das sich mit jedem Tage mehr verbrüdert, Deutschland ist da, bevor noch jene Bundesakte ausgefertigt wird." Ein Hauch von Fichtes Geiste wehte in den zukunftssicheren Worten: „Und wie uns alle Zeichen günstig werden, seit wir einig sind! Selbst das Glück huldigt heute der gerechten Sache. — Wir dürfen an einer Zeit wie diese nicht träge verzweifeln; es ist Pflicht, von dieser Zeit zu hoffen, Pflicht, an ihr zu arbeiten." Alle edleren Naturen lebten in jenen hoffnungsvollen Tagen des Glaubens, es werde dies Zeitalter unfehlbar das der politischen Reformation werden, und der Redner gab dieser Erwartung Ausdruck in dem Satze, der bis heute ein Spruch der Kassandra geblieben ist: „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Kabinette überstrahlt."

Zur selben Zeit gründete Dahlmann mit Falck, Twesten und C. T. Welcker die „Kieler Blätter", um auf diesem Außenposten deutscher Bildung die Kunde des vaterländischen Lebens zu fördern. Gleich in den ersten Heften führte er die Gedanken jener Festrede weiter aus, in dem Aufsatze „Ein Wort über Verfassung". Mit gutem Grunde riefen Niebuhr, Schleiermacher und Thibaut dieser Schrift ihren Beifall zu; denn hatte es lange gewährt, bevor Dahlmann die rechte Stätte seines

Wirkens erkannte, so stand doch gleich beim ersten Auftreten auf dem Markte der Politiker fertig da, bereits erfüllt von jenen Gedanken, deren Grundzüge er bis zum Ende festhielt. Unsere Staatswissenschaft ist den Alten mehr entfremdet, als ihr frommt; sie wird endlich begreifen müssen, daß das Altertum dem Politiker eine kaum geringere Ausbeute gewährt als jenem, der nach den einfältigen Grundzügen echter Sittlichkeit und reinen Schönheitssinnes fragt. Dem Schüler Wolfs kam zugute, daß ihm die Dichter und Geschichtschreiber der Hellenen vertraute Freunde waren. Lächelnd konnte er die naive Frage jener Zeit politischer Unreife: „Ob Verfassung nützlich sei?" von sich weisen. „Ein Grieche oder Römer hätte sie nicht verstanden oder mit der Frage: ob es nützlich ist, daß ein Staat unter den Menschen sei? verwechselt." Aber die Alten „mißkannten den Zeitpunkt, wo es nützlich gewesen, zur Monarchie überzugehen". In England vielmehr „sind die Grundlagen der Verfassung, zu welcher alle neueuropäischen Völker streben, am reinsten ausgebildet und aufbewahrt". Für die deutschen Länder ist jetzt die Stunde gekommen, sich diesem Ideale anzunähern, seit der Wiener Kongreß ihnen Landbestände versprochen hat; am allerwenigsten können Provinzialstände allein — diese gefährlichste Form einer Verfassung — genügen.

Nicht zwecklos stand in der Abhandlung der Satz, der Politiker werde „am sichersten dadurch sittlich genesen, daß er sich das vollständige Dasein seiner Vorväter zurückruft und nicht etwa aus einzelnen Teilen nur, welche unbestimmt begeistern, sondern aus der ganzen Entwicklung des Volkes von seiner Wurzel her sich ein möglichst treues Musterbild erschafft". Eben jetzt galt es, für Schleswig-Holstein nicht eine von Grund aus neue Verfassung zu schaffen, sondern das halb verschollene alte Landesrecht von neuem zu beleben. Auch jene stolzen transalbingischen Stände, die vordem ihre Fürsten kürten, waren gleich allen alten Landständen Deutschlands in Verfall geraten, weil sie nicht verstanden, sich in die neue Zeit und die gesteigerten Ansprüche des modernen Staates zu schicken. Eine lange Weile hatten sie, statt das Steuerwesen als ein unvermeidliches Übel in ihre eigene Hand zu nehmen, ihre Kraft vergeudet im nutzlosen Widerstande gegen die Steuerforderungen der Landesherren. Dann war auch über Schleswig-Holstein jene müde Zeit gekommen, da „unser guter deutscher Boden mit Gnade und Dienstbarkeit so dick besät war, daß Recht und Gerechtigkeit fast nirgends mehr keimen wollte." Wie oft seit dem Westfälischen Frieden hatten die Stände jeden Entschluß des dänischen Hofes „sich untertänigst untertänig wohlgefallen lassen", wie oft dem König-Herzog versichert, ihnen sei nichts geblieben als obsequii gloria! Bereits im siebzehnten Jahrhundert begannen die Städte sich von dem Landtage zurückzuziehen. Auch Schleswig-Holstein erfuhr gleich so vielen anderen deutschen Landen, daß ein permanenter ständischer Ausschuß schließlich den Landtag selber aufzehrt. Seit dem Jahre

1711 ward kein Landtag mehr berufen. Man achtete des wenig im Lande; tagte doch ungestört die fortwährende Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft mit ihrem Sekretär, waren doch die Freiheiten des Landes wohl verbrieft enthalten in der Magna Charta von 1460 und einer langen Reihe von Freiheitsbriefen. Auch stand die Krone nicht an, das Landesrecht unzähligemal feierlich zu bestätigen, und hütete sich weislich, die von den Ständen einmal für allemal bewilligte ordinäre Kontribution zu erhöhen.

In Kopenhagen wußte man sehr wohl, was die Nichtberufung des Landtages bedeute. Solange der Inselstaat besteht, hat sich die Spitze seiner ausgreifenden Staatskunst im Wechsel bald gegen Schweden, bald gegen Deutschland gekehrt; seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts blieb der Plan der Danisierung der Herzogtümer der Hintergedanke der Kopenhagener Politik. Schon Friedrich IV. gedachte, als er das Haus Gottorp besiegt, ganz Schleswig der dänischen Krone einzuverleiben. Er scheiterte an dem vorsichtigen Widerspruche seiner Räte; er begnügte sich, den herzoglichen Anteil Schleswigs mit dem königlichen zu vereinigen (1720) und getröstete sich, die Inkorporation in Dänemark werde von selber, peu à peu, erfolgen. Schritt für Schritt näherte sich seitdem der dänische Hof diesem Ziele. Das war keine leere Formsache, daß man ein für Dänemark und Schleswig-Holstein gemeinsames Indigenat einführte und die Urkunden darüber durchgängig in der dänischen Kanzlei ausfertigte. Der alte dynastische Ehrgeiz des Königshauses nahm einen neuen Aufschwung, seit die Verträge von 1773 alle Teile Schleswig-Holsteins wieder unter dem Zepter des dänischen Königs vereinigt hatten und gegen das Ende des 18. Jahrhunderts unter den Dänen ein helles Bewußtsein ihres Volkstums erwachte. Mit seinem Leben büßte Struensee, daß ein Deutscher dem dänischen Staate durchgreifende Reformen gebracht. Nur einmal noch, vorübergehend, unter dem großen Andreas Petrus Bernstorff, tauchte wieder auf jene maßvolle Staatskunst, welche allein den wankenden Staat erhalten konnte und dem Grundsatze huldigte, die Angelegenheiten Dänemarks, Schleswig-Holsteins und Norwegens sorgfältig voneinander zu trennen. Vorherrschend war fortan die fanatische nationaldänische Richtung. Je mehr die Macht des Staates sich zum Niedergange neigte, desto eifriger warf sich die Herrschsucht der Dänen auf die Herzogtümer, mit jenem unverbesserlichen Dünkel, der allen gefallenen Größen eigen ist, und die Wirren der Napoleonischen Zeit boten ihr einen weiten Spielraum.

Am 17. Dezember 1802 begannen die offenen Angriffe Dänemarks mit einem Patente, worin das unbedingte Besteuerungsrecht über Schleswig-Holstein für den König in Anspruch genommen ward. Die Ritterschaft protestierte, bereitete eine Klage bei den Reichsgerichten vor, deren drohendes Einschreiten bisher das letzte Bollwerk gewesen war für das

Landesrecht von Transalbingien. Aber jetzt gerade sank das Heilige Reich unter den Schlägen der Fürstenrevolution von 1803 zusammen, und als dann der römische Kaiser seine Würde niederlegte, schien der dänischen Krone die Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche zu lächeln. Am Tore von Rendsburg stand seit Friedrichs III. Tagen die Inschrift: Eidora Romani terminus imperii, ein Denkmal dänischer Habgier — denn ein gutes Stück altholsatischen Bodens war durch diese Worte dem Heiligen Reiche entrissen. Auch diese Inschrift fiel jetzt, und das Patent vom 9. September 1806 vereinigte Holstein „mit dem gesamten Staatskörper der Monarchie als einen in jeder Beziehung ungetrennten Teil derselben". Seitdem folgten Schlag auf Schlag die Gewalttaten wider die Selbständigkeit der Herzogtümer. Die Verordnungen erschienen in beiden Sprachen, alle Bestallungen wurden dänisch ausgefertigt, die Kandidaten in der dänischen Sprache geprüft, der Unterricht im Dänischen in allen höheren Schulklassen eingeführt, endlich sogar die dänische Reichsbank gegründet (1813) und alle liegenden Gründe in Schleswig-Holstein mit der Bankhaft belastet. Dabei ward das angemaßte Besteuerungsrecht auf das schwerste mißbraucht, kein Teil Deutschlands ertrug so hohe Steuern, ganze Dorfschaften erlagen der Last und verfielen in Konkurs.

Hand in Hand mit diesen Übergriffen der Krone ging der Übermut des dänischen Volkes. Schon 1804, da der Hof in Kiel lebte, verfocht unter seinen Augen der Erzieher der Kronprinzessin, Hoegh-Guldberg, die Lehre, die Herzogtümer seien verpflichtet, die Sprache des Mutterlandes zu erlernen, und fügte herablassend den Trost hinzu, damit sei nicht gemeint, daß sie sogleich und gänzlich die deutsche Sprache ablegen sollten. Um das Jahr 1815 tauchte dann in dänischen Schriften die vordem nie gehörte Behauptung auf, Schleswig sei 1720 unter das dänische Königsgesetz getreten; und gleichzeitig stellte ein dänischer Patriot, „dem die Ehre der Landessprache am Herzen liegt", die Preisaufgabe: Wie war die historische Entwicklung der beiden Sprachen in den Herzogtümern, und „welches sind die Mittel, durch welche Süderjütland auch in Hinsicht der Sprache eine dänische Provinz werden kann, wie es ehedem war?" Im schneidenden Gegensatze zu diesen Anmaßungen der Dänen stand die unwandelbar gesetzliche Haltung der Herzogtümer. Noch lebte der zähe transalbingische Rechtssinn, jene alte fromme Holstentreue, die sich rühmte, daß nirgendwo in der Welt Manneswort so hoch gehalten werde, die schon in den Tagen des Westfälischen Friedens nicht geduldet hatte, daß das harte Schuldgesetz, die berufene Kieler Umschlagsstrenge, gemildert werde. Hoffend auf bessere Tage fügte man sich in das Unvermeidliche, entschuldigte vieles mit der Not der Zeiten; man ehrte den geistlosen, aber wohlmeinenden Friedrich VI., dem das Land die Aufhebung der Leibeigenschaft dankte, man klagte mit ihm über die Mißhandlung Dänemarks durch Englands Flotten. Als im Dezember 1813 Bernadotte

die Herzogtümer überzog und den Plan aufwarf, ein selbständiges Königreich Zimbrien auf der Halbinsel zu errichten, da fand sich in den Herzogtümern kein Mann bereit, die beschworene Verbindung mit Dänemark zu lösen. Auch sein Ausharren bei Napoleon trug man dem Könige nicht nach; man wußte nicht, welche glänzenden Anerbietungen ihm Rußland vergeblich gemacht hatte. Erst nach dem Frieden regte die Ritterschaft sich wieder. Bis auf den Wiener Kongreß folgten dem Könige ihre Bitten um die Wiederberufung des Landtages; dort in Wien gab der König endlich das Versprechen, er werde des Landes alte Freiheiten bestätigen.

So lagen diese Dinge, als Dahlmann von der Ritterschaft von Schleswig-Holstein zu ihrem Sekretär gewählt ward. Er begann die Landtagsakten zu durchforschen, die in seltener Vollständigkeit bis zum Jahre 1545, bis in die Blütezeit Schleswig-Holsteins, zurückreichten, und allmählich erschloß sich ihm das Verständnis der verworrenen Landesgeschichte. Wenn er dergestalt dem alten Landesrechte nachging, so folgte er getreulich den Überlieferungen seines Hauses. Sein Großvater Jensen hatte schon im Jahre 1773 auf die Berufung des Landtages von Schleswig-Holstein angetragen; der Kopenhagener Oheim war vor dem Neffen Sekretär der Ritterschaft gewesen und hatte im Jahre 1797 im Verein mit Hegewisch, dem Vorgänger Dahlmanns auf dem Lehrstuhle, die Privilegien der Ritterschaft aufs neue drucken lassen. Der neue Sekretär überzeugte die Ritterschaft schnell, daß es jetzt gelte, in ernstem Kampfe das durch die Trägheit der Väter halb verlorene Recht zurückzuerobern. Überall in Deutschland erwachte in jenen Tagen der Restauration der Dünkel des Adels; sogar Niebuhr klagte, noch nie seit vierzig Jahren habe der Edelmann den Bürger so abgünstig behandelt. Unter den Führern des transalbingischen Adels, den Ahlefeldt, Brockdorff, Rumohr, Rantzau, dagegen war noch ein edlerer Sinn rege. Einträchtig wirkten sie zusammen mit den nichtadligen Grundbesitzern, welche Dahlmanns gleichgesinnten Amtsgenossen Falck zu ihrem Rechtskonsulenten wählten. In den Kieler Blättern forderte Graf Adam Moltke-Nütschau mit warmen und bürgerfreundlichen Worten „unser Recht aufs Recht", und der treffliche Graf Wolf Baudissin schrieb: „Adel und Bürgertum sollen sich gleich heilsamen Gegengewichten einander gegenüberstehen, die eine Kraft als hütende, bewachende, die andere als erwerbende, strebende, prüfende." Was Wunder, daß im Verkehr mit diesen patriotischen Rittern Dahlmann zu dem gutmütigen Glauben gelangte, der deutsche Adel werde den Beruf des englischen erfüllen. Mitnichten wollte er das unförmliche alte Landesrecht für immer aufrechthalten. Sein historischer Blick erkannte längst, wie schwer Schleswig-Holstein daran krankte, daß „seine beiden Augen sich zugeschlossen", Lübeck und Hamburg der Heimat sich entfremdet hatten. Wie sollte er vollends eine Verfassung bewundern, welche

den Adel unmäßig begünstigte und einem Dritteile des Landes, darunter den Städten Altona und Glückstadt, gar keine ständische Vertretung gewährte?

Aber nur auf rechtlichem Wege, durch Vereinbarung mit den Ständen, wollte er den Übergang zu modernen Formen vollzogen sehen — und, vor allem: wurde das alte Landesrecht anerkannt, so war die Selbständigkeit und die untrennbare Verbindung der beiden Länder rechtlich gesichert. Hierin, in dem „ewich tosamende ungedeelt", sah er sein Leben lang den Kern der schleswig-holsteinischen Frage. Wenn er die Geschichte des „gemeinen geliebten Vaterlandes" durchforschte, die im engsten Raume welthistorische Kämpfe umfaßt; wenn er sah, wie die Holsten durch ihren Heldenstreit wider die Unionskönige des Nordens den Grund legten für Schleswig-Holstein und alsdann beide Lande jahrhundertelang in deutscher Sprache zusammen landtagten und unwiderstehlich unsere Sitte und Sprache, das Geld von Hamburg und Lübeck und Deutschlands gemeines Recht nordwärts drang: so begriff er nicht, wie nur ein Deutscher daran denken könnte, diesen halbtausendjährigen Verband durch eine dem Grundsatze der Nationalität entsprechende Grenzlinie zu trennen und also dem natürlichen Strome deutscher Gesittung einen künstlichen Damm vorzuschieben. Noch in der Paulskirche beteuerte er, daß er nie einen Schleswiger gesehen, welcher den Wunsch gehegt hätte, sich abzutrennen von der ihm heiligen Gesamtheit von Schleswig-Holstein, und allerdings mochte keinen dänischgesinnten Nordschleswiger gelüsten, dem eifrigen Deutschen unter die Augen zu treten.

Nur in einem Punkte ging Dahlmann kühnlich über das historische Recht hinaus. Daß Schleswig-Holstein als ein selbständiges Ganzes zwischen Deutschland und dem Norden mitteninne stand, war das natürliche Ergebnis der langen Kämpfe beider Völker, aber ein Zustand, der in Zeiten hocherregten nationalen Gefühls keine Dauer versprach. Es war ein Widersinn, daß von zwei durch Realunion verbundenen Ländern das eine im Deutschen Bunde stand, das andere draußen — ein Widersinn, der nur dadurch erträglich ward, daß die Teilnahme am Deutschen Bunde praktisch so gar wenig bedeuten wollte. Auf diesen faulsten Fleck der schleswig-holsteinischen Sache legte Dahlmann bereits in jener Festrede die Hand. Er entsann sich, daß Schleswig schon einmal, im Dreißigjährigen Kriege, zu den deutschen Reichslasten beisteuerte. Er betonte, der Schleswiger habe immerdar Deutschland angehört durch den verbrüderten Holsten, und sprach deutlich die Hoffnung aus, es möge dereinst Schleswig in den Deutschen Bund eintreten. Der Gedanke war schon zur Zeit des Wiener Kongresses da und dort geäußert worden, aber noch fand er keinen Anklang in den Herzogtümern. Denn ungleich später als auf den Inseln erwachte in den deutschen Landen des Dänenkönigs das nationale Gefühl; man wußte nicht anders, als daß man seit Jahrhunderten mit

Dänemark verbunden sei, und meinte wohl arglos, Holsten, Isländer und Seeländer seien allzumal treue Dänen. Dahlmann war der erste, der jene zukunftsreiche Idee öffentlich an feierlicher Stätte aussprach. So verwegenes Begehren zog ihm den Tadel des Oheims in Kopenhagen zu; der Neffe blieb fest, doch sein Wunsch vorerst ein Wunsch. Zunächst mußte den Landsleuten das bestehende Recht und dessen Geschichte ins Gedächtnis zurückgerufen werden, und zu diesem Zwecke wirkten Dahlmann und Falck so unablässig, daß die Dänen in den Tagen ihres mißbrauchten Glücks zu höhnen pflegten: Dahlmann hat die schleswig-holsteinische Frage erfunden!

In der Tat, die beiden Freunde wurden die Ahnherren der strengkonservativen Rechtspartei ihres Landes; die ersten Szenen der schleswig-holsteinischen Bewegung spielten sich ab in diesem Kreise von Professoren und Rittern. Während Falck seine rechtshistorischen Untersuchungen über das Verhältnis der Herzogtümer zu Dänemark schrieb, wirkte Dahlmann anregend durch Vorlesungen über die heimische Geschichte. Die zweite Hälfte jenes „Wortes über Verfassung" gibt einen Überblick über die Verfassungsgeschichte der Heimat. Darauf lassen die Kieler Blätter eine lange Reihe von Aufsätzen folgen über die Matrikel und das rechtmäßige Steuerwesen des Landes; sie drucken die Erwiderung ab, womit vor Jahren Hegewisch die Angriffe Hoegh-Guldbergs auf die deutsche Sprache abgefertigt hatte; sie beantworten die freche Preisfrage jenes dänischen Patrioten in anderem Sinne, als der Fragende gemeint. Deutsche Forschung begann endlich durch das dichte Gestrüpp dänischer Märchen einen Weg zu schlagen; was Wunder, daß die ersten Pfadfinder sich oft verirrten. Die verhängnisvolle Bedeutung der Erbfolgefrage ahnte noch niemand, und Dahlmann lebte noch wie Falck des Glaubens, Schleswig unterliege als ein Teil des Königreichs Dänemark der Erbfolgeordnung des dänischen Königsgesetzes[1]. Erst in späteren Jahren, als, dank ihrer Anregung, die Geschichte der Herzogtümer von jüngeren Kräften nach allen Seiten hin durchforscht ward, sind die beiden Altmeister willig von ihrem Irrtume zurückgekommen.

Es war die Zeit, da „Deutschland sich wieder ein Recht erworben, seinem Altertume ins Gesicht zu sehen". Mit Freuden versenkte sich die romantische Welt in jene fruchtbaren Tiefen unseres Volkslebens, welche der prosaische Sinn des Jahrhunderts der Aufklärung herzlos verschmähte. Aus den Predigten seines Claus Harms lernte der Schleswig-Holsteiner, welch eine Fülle von Kraft und Milde in seiner heimischen Sprache, der

[1] Daß Dahlmann damals noch in diesem Irrtume befangen war, ist neuerdings leidenschaftlich behauptet und bestritten worden. Zitate aus angeblichen Kollegienheften, noch dazu von Dänen zusammengestellt, sind kein durchschlagender Beweis, wohl aber Dahlmanns eigene Worte in den Kieler Blättern I, 294.

lange mißachteten, wohnte. Desselbigen Weges ward Dahlmann durch seine Forschungen geführt. Er tadelte, daß De Lolme den englischen Staat nicht erklärt habe aus dem urkräftigen Unterbau angelsächsischer Bauernfreiheit. Seinen transalbingischen Landsleuten, deren Sachsenstamm „der volksfreieste von alters her in Deutschland" war, sollte die Erinnerung nicht schwinden an den Bauernstaat der Dithmarschen, der Männer mit hundert Löwen im Herzen, die so oft geblutet, um „niemands eigen" zu bleiben. Sie sollten nicht vergessen das tapfere Wort der Frauen von Dithmarschen: „Welk ein edel Kleinott und grote Herrlichkeit de leve Frieheit were." So recht ein Mann nach Dahlmanns Herzen war jener alte Pfarrherr Neocorus, welcher die Taten dieser Schweizer der Ebene, die Größe, die in solcher Kleinheit wohnt, so köstlich treuherzig geschildert und den Holsten die geheimsten Falten ihrer Seele aufgedeckt hat mit seinem guten Spruche: „Nicht flegen, sündern stahn, dat is in Gott gedahn." Welche Freude, als ihm jetzt die lange vermißte Urschrift des Neocorus zugeschickt ward, verwaschen von den Wogen, ein Bild des von der Flut belaufenen Landes! Einige Jahre darauf erschien, gefördert durch Unterzeichnungen aus allen Teilen des Landes, Dahlmanns Ausgabe des Neocorus. Man begann in den Herzogtümern, sich der alten Holstengröße wieder zu entsinnen.

Dergestalt war die deutsche Wissenschaft frisch am Werke, die Lösung einer großen Frage deutscher Politik vorzubereiten. Merkwürdig aber, wie arglos diese wackeren deutschen Gelehrten und Ritter der Kopenhagener Staatskunst gegenüberstanden, wie langsam sie sich entschlossen, da ein dichtes Netz fein gewobener dänischer Ränke zu erkennen, wo sie bisher nur einzelne Mißgriffe eines wohlgesinnten Königs gesehen hatten. Von der Danisierung der Herzogtümer, schrieb Falck, worüber das Ausland klagt, ist uns im Lande nichts bekannt; hat doch unser König seine Tochter in deutscher Sprache konfirmieren lassen! Auch Dahlmann, der neben dem hochkonservativen Freunde fast wie ein Heißsporn erschien, versicherte, es sei nie daran gedacht worden, Schleswig der absoluten Königsgewalt der lex regia zu unterwerfen. Bald sollte dies wohlmeinende Vertrauen einen harten Stoß erleiden. Am 17. August 1816 gab der König endlich die versprochene feierliche Bestätigung aller Rechte des Landes, und der Streit schien glücklich hinausgeführt. Aber nur zwei Tage später ward eine Kommission nach Kopenhagen berufen, um eine neue Verfassung für Holstein allein zu entwerfen! In den Herzogtümern fanden sich einzelne gemütliche Leute, welche diesem widerspruchsvollen Beginnen zujubelten. Alle Tieferblickenden erkannten: Dänemark hatte in einem Atem das Recht des Landes anerkannt und dessen Grundlage, die Untrennbarkeit der Herzogtümer, bedroht.

In einer ernsten Vorstellung sprach jetzt Dahlmann im Namen der Ritterschaft die Erwartung aus, der König werde „keine Trennung be-

schließen, wo weder Trennung nützlich sei noch ohne Verletzung heiliger Verhältnisse bewirkt werden könne". Das Volk hatte anfangs dem Kampfe um den wiedererwachten Schatten des erschlagenen Rechtes weit teilnahmloser zugeschaut als gleichzeitig die Württemberger; doch als das Palladium Schleswig-Holsteins, das „ewich ungedeelt", bedroht war, ergriff alsbald eine starke Bewegung die Geister. Ein Strom von Petitionen ergoß sich nach Kopenhagen. Vor dieser Regung des Volksunwillens schreckte der Hof zurück. Jahr auf Jahr verstrich; die neue holsteinische Verfassung, welche bereits fertig im Kabinette lag und, wie billig, den gefährlichen Professoren die Wählbarkeit für die Städteversammlung absprach, war in der Stille zurückgelegt, aber auch der rechtmäßige alte Landtag ward nicht berufen, die gewaltsame Steuererhebung nahm ihren Fortgang. Da endlich protestierte die Ritterschaft förmlich, und Dahlmann gab seine „Urkundliche Darstellung des dem schleswigholsteinischen Landtage zustehenden Steuerbewilligungsrechtes" und die Sammlung der wichtigsten Aktenstücke dazu heraus. Auf das bestimmteste erklärte die Ritterschaft sich bereit, einen Landtag — aber einen Landtag beider Lande — anzuerkennen, der auf den Grundsatz allgemeiner Landesvertretung gegründet sei; sie wies weit von sich jede Bevorzugung des Adels in der Besteuerung. Auf Proteste, Bitten, Vorstellungen erfolgte aus Kopenhagen als Antwort nur die Drohung, man werde die Deputation der Ritterschaft auflösen.

Inzwischen waren die Karlsbader Beschlüsse erschienen, unsere Hochschulen standen unter polizeilicher Aufsicht, und der Deutsche mußte mit anhören, daß Niebuhrs Freund, der Graf de Serre, uns sagte: „Eure Staatsmänner tun mir leid, sie führen Krieg mit Studenten." Das erste Geschenk des Deutschen Bundes an Holstein war die Vernichtung jener Preßfreiheit, welche, von Struensee begründet, bisher unter den „Alleingewalterbkönigen", den unumschränktesten aller Fürsten, aufrecht geblieben war. In diesem Falle wahrte Dänemark gewissenhaft die Untrennbarkeit der beiden Lande: auch in Schleswig ward die Zensur eingeführt. Die Kieler Blätter gingen ein; ihre Gründer wollten sie keinem Zensor unterwerfen. Sogleich wandte sich die Kieler Hochschule an den König-Herzog und ließ sich von ihm bezeugen, daß sie nichts verbrochen, was Metternichs Anklagen gegen die Universitäten rechtfertigen könnte. Dahlmanns Rechtsgefühl und Gelehrtenstolz war tief empört, er sah die Hochschulen durch jenen Bundesbeschluß „unvergeßlich herabgewürdigt und beleidigt". Von der durch Stein begründeten großen Sammlung deutscher Geschichtsquellen zogen er und Falck sich zurück, weil mehrere Bundestagsgesandte, die sich an dem Karlsbader Staatsstreiche beteiligt, unter ihren Leitern waren. Er wollte nicht begreifen, wie solche Namen sich mit dem Wahlspruche des Unternehmens Sanctus amor patriae dat animum vertrügen. „Mein guter Name ist mir mehr wert als ein wissenschaftliches

Unternehmen", und „ich möchte nicht, daß es gelänge, auf dem mit Unterdrückung und Verfolgung — und womit vielleicht bald? — befleckten Boden edle Früchte der Wissenschaft durch gebundene Hände zu ziehen". Als er bald nachher in der Aula den Geburtstag des Königs feiern sollte, nahm er unerschrocken zum Thema — den Bundesbeschluß wider die Hochschulen. Er nannte mit bitterem Spotte das Majestätsverbrechen „das einzige und eigentümliche Verbrechen derer, welche nie ein Unrecht getan", und bezeichnete als den letzten Urheber der Mißhandlung der Hochschulen „jenen entarteten Adel, der sich selber Tugend, Vaterland und Gottheit ist, unermüdlich sich selbst bewundert und die leeren Freuden des Narziß genießt, um bald, gleich Narziß, unbeweint unterzugehen". Nur zu rasch sollte sich sein herbes Urteil bewähren: man habe durch jene Beschlüsse den leeren Formen des Friedens sein inneres Wesen geopfert, nur polizeiliche Ruhe, nicht den Frieden geschaffen.

Doch wie tief immer Dahlmanns Vertrauen auf die deutsche Bundesversammlung gesunken war, sie blieb doch Schleswig-Holsteins letzte Schutzmauer gegen Dänemark. Im Jahre 1822 wandte sich die Ritterschaft an den Bund. Eine Denkschrift ihres Sekretärs, in dessen Seele „des Menschen schlimmster Feind, die Furcht", keine Stätte fand, bat den Bundestag, die Verfassung Holsteins und vornehmlich seine Verbindung mit Schleswig zu schützen. Ritter und Prälaten erklärten sich bereit zu jeder zeitgemäßen Reform, doch bestanden sie auf dem guten Holstenworte, Vorrechte müßten zwar dem Rechte weichen, aber auch nur dem Rechte. Von uralten Zeiten her waren diese nordischen Lande daran gewöhnt, daß ihr Ringen mit Dänemark selten Hilfe fand bei jener beschränkten deutschen Binnenlandspolitik, die unserem Vaterlande die starke Hand auf den Meeren und damit die Bedeutung einer wirklichen Großmacht geraubt hat. Es sollte sich zeigen, ob das neue Deutschland den Wert des „Günstlings zweier Meere" besser zu würdigen, die „deutschen Holstenkinder" kräftiger zu schützen verstand. Leider stand das Bundesrecht den Klagenden nicht zur Seite. Der Artikel 56 der Wiener Schlußakte bestimmte, daß „die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen" nur auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden sollten. Diese Fassung war gewählt worden, um ausdrücklich zu verhindern, daß solche halbzerstörte altständische Verfassungen, wie die kurmärkische oder die holsteinische, sich auf den Schutz des Bundestags beriefen. So hatte denn der dänische Gesandte Graf Eyben gewonnenes Spiel, als er in heiterer Abwechslung die Bittenden bald als aufsässige Untertanen darstellte, welche ihrem Landesherrn eine Verfassung aufdrängen wollten, statt sie von ihm zu empfangen, bald als eine dünkelhafte privilegierte Kaste, die dem modernen Staate widerstrebte. Höhnisch sprach er von dieser Verfassung, „welche die Petenten selbst sehr bezeichnend ihre nennen, welche aber das Land gewiß nicht seine nennen möchte".

Von Anfang an war der Ritterschaft verderblich, daß Schleswig nicht zum Deutschen Bunde gehörte. Da selbstverständlich nur die holsteinischen Mitglieder der Ritterschaft sich an den Bund gewendet, so gab dies dem k. k. Gesandten willkommenen Anlaß, wegwerfend zu versichern, offenbar teile nur eine geringe Anzahl der Ritterschaft die Ansichten der Petenten. Und welches Schicksal ließ sich einem Rechtshandel wahrsagen vor dem Forum eines Diplomatenkongresses, welcher bestenfalls einige juristische Dilettanten enthielt! Als der wackere kurhessische Gesandte Lepel erklärte, man dürfe hier nimmermehr „Rücksichten der Politik und Konvenienz Gehör geben, wo es sich um Grundsätze handle", mußte er dafür die schärfste Zurechtweisung von dem Grafen Münch-Bellinghausen hinnehmen, und leider durchschaute die Wiener Frivolität das Wesen einer Diplomatenversammlung schärfer als Lepels ehrliches Rechtsgefühl. Um so sicherer durfte man ein politisches Verständnis der Frage erwarten. Sollte Deutschlands höchste Behörde im Jahre 1822 weniger politische Einsicht besitzen als weiland Kaiser Leopold I., der den Dänen erklärte, wer Holstein schützen wolle, müsse sich auch in Schleswigs Händel einmischen? Doch mit vollendetem Stumpfsinn ging der Bundestag an der welthistorischen Bedeutung des unscheinbaren Handels vorüber, der nur ein Glied war aus einer Kette vielhundertjähriger Kämpfe. Auch Preußen durchschaute den Sinn der großen Machtfrage noch nicht; sein Gesandter erklärte kurzab, es bedürfe kaum der Bemerkung, daß die Verbindung Schleswigs mit Holstein kein Gegenstand der Bundestätigkeit sei. Zu Wien sah man in den Bittenden einfach Revolutionäre, und es konnte der guten Sache nur schaden, daß der gefürchtete Wangenheim sie in einem spitzfindigen Gutachten verteidigte. Indessen war ein Jahr vergangen und der Bundestag gereinigt worden von allen liberalen Mitgliedern. Am 27. November 1823 beschloß der Bund, die Klagenden abzuweisen und sie zu vertrösten auf die von Dänemark versprochene dereinstige Verleihung einer neuen Verfassung. „Der bedächtige Deutsche", predigte Graf Münch, „wird um des umsichtigen und alles wohl erwägenden Vorgangs seines Fürsten willen nicht Mißtrauen in die Reinheit des Willens der Regierung setzen, und der treue Deutsche wird in dieser alle Rücksichten mit landesväterlichem Sinne wohlumfassenden Sorgfalt sich nur noch inniger an seinen Landesfürsten anschließen." Das den Petenten günstige Gutachten des Referenten Grafen Beust durfte auf Münchs Veranlassung nicht veröffentlicht werden; denn dem Berichte lag, wie ein Gesandter der österreichischen Partei seinem Hofe schrieb, „Mißtrauen gegen die dänische Regierung zugrunde, also die nämliche Krankheit, welche in den ständischen Versammlungen einheimisch ist".

In diesen Jahren war für Österreich am Bunde nichts unmöglich. Am Tage vor jenem verhängnisvollen Bundesbeschlusse ließ Dahlmann durch den hochkonservativen Geheimen Rat Schlosser eine zweite Eingabe

einreichen, welche die Nichtigkeit der Behauptungen des dänischen Gesandten aufwies. Graf Münch aber belegte die tausend Exemplare mit Beschlag, gestattete nicht, daß die Denkschrift an die Bundestagsgesandten verteilt werde, gab sie an den Freiherrn von Blittersdorff. Am 15. Januar 1824 referierte dann dieser begabteste der Helfer des Wiener Hofes, und ich glaube nicht, daß jemals der rechtlose Zustand unseres deutschen Gemeinwesens mit frecherer Offenheit eingestanden ward. Blittersdorff ergießt seinen ganzen Zorn auf den Verfasser der Eingabe — Dahlmann, da „die Ritterschaft zu achtungswert sei, als daß man ihr dergleichen zur Last legen könnte". Er rügt, daß Dahlmann seine Stellung zum Bundestage durchaus verkannt habe. Kläger und Beklagter vor der Bundesversammlung seien keineswegs „Parteien, die auf gleicher Stufe ständen"; nimmermehr dürfen Privatleute die Erklärungen von Bundestagsgesandten einer unpassenden Kritik und Widerlegung unterziehen! — Abermals ward die Ritterschaft abgewiesen. Um das Werk zu krönen, befahl der Bund, daß künftighin jede gedruckte Eingabe an den Bundestag vorher der Zensur unterworfen werde. Damit waren die Rechtsgründe, welche Dahlmann in seiner zweiten Denkschrift ins Feld geführt, ungelesen widerlegt, und der Deutsche mochte fortan den Chinesen beneiden, der, wenn er als Kläger auftritt, der Redefreiheit sich erfreut. Nach langen Jahren, als die Denkschrift wertlos geworden, ließ Münch an Dahlmann schreiben, jene tausend Exemplare ständen jetzt zu seiner Verfügung.

Die schleswig-holsteinische Frage hatte zum ersten Male an die Pforten des Bundestags geklopft. Sie war nicht gehört worden, vom Bunde nicht und nicht vom deutschen Volke. Die Ritterschaft hatte nicht verstanden, die Deutschen über die nationale Bedeutung des Streites aufzuklären; schier teilnahmlos schaute die Mehrzahl der deutschen Blätter dem Handel zu. In Kopenhagen wußte man nunmehr, daß kein einträchtiger deutscher Wille die Rechte Transalbingiens schütze; der Bundesbeschluß von 1823 gab der dänischen Krone, wie Dahlmann vorausgesagt, den Mut zu neuen Gewalttaten. In Schleswig-Holstein aber reiften langsam die von jenem Kieler Freundeskreise ausgesäten Gedanken. Nach der Julirevolution erhob sich an der Stelle der Kämpen des alten Landesrechtes eine jüngere, verwegenere Partei, feindseliger gegen Dänemark, geschickter zum Agitieren. Jens Uwe Lornsen eroberte für die Herzogtümer und für Dänemark die Anfänge einer ständischen Vertretung, und die Dänen warfen den Gründer ihres Ständewesens in den Kerker. Wiederum protestierte die Ritterschaft, und niemals hat Dahlmann diese „Landtage neuester Erfindung" als rechtlich bestehend anerkannt, aber ein Sprechsaal war jetzt vorhanden, darin sich der Wille des Landes offenbarte. Einunddreißig Jahre, nachdem Dahlmann in der Kieler Aula zuerst den rettenden Gedanken ausgesprochen, erklang aus dem Ständesaale von Schleswig als Antwort auf den offenen Brief der Ruf: „Aufnahme Schles-

wigs in den Deutschen Bund"; und hatte damals der kühne Wunsch des jungen Redners kaum einen schwachen Widerhall gefunden, so konnte man jetzt in Transalbingien die ungetreuen Deutschen an den Fingern zählen. —

Zehn volle Jahre hatte der beliebte Dozent Geschichte gelehrt, da endlich schienen ihm die Lücken seines Wissens zur Genüge ausgefüllt, und er ließ sein erstes selbständiges historisches Werk erscheinen, die „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte". Mit seinen Alten hielt er die gleichzeitige Geschichtschreibung für die einzige ihres Namens vollkommen würdige, doch er kannte auch die ungeheuren Hemmnisse, welche ihr das Geheimnis und die Verschlungenheit der modernen Politik entgegenstellt. So ging er diesmal in weit entlegene Epochen der hellenischen und altnordischen Vorzeit zurück. Er zeigte an dem Bilde Herodots, wie die schlichte Wahrhaftigkeit die erste Tugend des Historikers bleibt, und wie jene unbefangene Milde, die das Gute unter jedem Himmelsstriche zutraulich aufzufassen weiß, uns selbst die sehr mittelmäßigen politischen Einsichten des Vaters der Geschichte leicht vergessen läßt: „Die die ganze Welt beherrscht, die Furcht vor dem Lächerlichen, berührt die erhabene Einfalt seines Sinnes nicht."

Er hatte nie eine historische Vorlesung gehört, aber seine philologischen Studien machten ihn früh mit dem Ernste methodischer Forschung vertraut, und ein großes Muster hatte er vor Augen in den Werken seines Freundes Niebuhr. Mit strenger Kritik, nach der Weise des Meisters, geht er der Überlieferung zu Leibe, läßt nur unzweifelhaft beglaubigte Tatsachen gelten und gelangt also, in seiner Forschung über den Kimonischen Frieden, zu dem Ergebnis, das neuere Untersuchungen nur bestätigt haben, „daß es mit dem Frieden nichts sei". Im gleichen Sinne schrieb er eine kleine Schrift, um die Fabeln zu zerstören, welche sich in die alte Überlieferung von der Selbstbefreiung Lübecks eingeschlichen. Dabei fehlt es nicht an scharfen Ausfällen wider die Oberflächlichkeit F. v. Raumers und gegen die falsche Genialität der Creutzerschen Romantik, welche die harten Tatsachen der Geschichte durch Eingebung von oben zu finden gedachte. Lesen wir dann in den „Forschungen" die Kritik der Quellen der altdänischen Geschichte, die Abhandlung über König Aelfreds Germania, die Übersetzung von Ares Isländerbuch, und nehmen wir hierzu jene Schrift über Lübeck, den Neocorus und die Ausgabe von Rimberts Vita S. Ansgarii, die er für Pertz' Monumenta besorgte, so sehen wir seine historische Tätigkeit mit Vorliebe auf das Altertum des Nordens gerichtet. Er ward nicht müde zu fragen und zu horchen, wenn der Nordlandsfahrer Henderson Islands geheimnisvolle Schönheit schilderte. Die feierliche Größe der Natur des hohen Nordens bezauberte seine Phantasie, und oft hat er damals, da er noch lebhaft und lustig und ein Liebling der Frauen war, mit einer liebenswürdigen Freundin luftige Pläne ge-

schmiedet, wie sie selbander das ferne Wundereiland schauen wollten. Auch bei der streng gelehrten Forschung blickte er fortwährend über die Schranken seiner Zunft hinaus. Er will durch gefällige Darstellung die Teilnahme weiterer Kreise gewinnen; „aber alles geistreiche Anwinken und Anzweifeln müsse ausgeschlossen bleiben, und könnte es die Zahl der Leser bis zu Tausenden vermehren." Noch ist sein Stil unfertig, nur an einzelnen Stellen erhebt sich die Sprache bereits zu jener markigen Schönheit, welche Niebuhrs warmen Beifall fand. — In Kiel war dem Verfechter des alten Rechtes jede Aussicht auf Beförderung versperrt; im Jahre 1829 folgte Dahlmann einem Rufe nach Göttingen.

Die Georgia Augusta sah damals glückliche Tage unter Arnswaldts und Hoppenstedts einsichtiger Leitung; der Neuberufene trat in einen Kreis glänzender gelehrter Namen. Doch bald ward er von der Wissenschaft hinweggeführt, um mitzuwirken bei dem Neubau eines Gemeinwesens, das dem Politiker nicht lehrreicher sein konnte; denn auf das wunderlichste standen in diesen welfischen Landen mittelalterliches und modernes Staatsleben dicht beieinander. — Man kennt Lord Greys Wort: „Ein Glück für England, wenn Hannover vom Meere verschlungen würde!" Mit größerem Rechte hätte der Bürger und Bauer in Hannover das Wort umkehren können; denn der deutsche Kurstaat stellte den Briten für ihre Kriege ein treffliches kleines Landheer und ertrug dafür das Unglück einer Monarchie ohne einen Monarchen, jene unselige Hofadelsherrschaft, welche im Lande die allmächtige Vizekratie genannt ward. Der kleine Staat sonnte sich gern an dem Ruhme Großbritanniens, und wer den hannoverschen Thronreden glaubte, mußte meinen, Napoleon sei allein durch England, ohne jedes Verdienst der Deutschen, gestürzt worden. Man freute sich, daß die Türkenpässe des mächtigen Königs von England den hannoverschen Schiffen eine Sicherheit gewährten, wonach die Schiffahrt anderer deutscher Staaten vergeblich seufzte. Auch die Georgia Augusta war stolz auf ihre Verbindung mit England. Die vornehme Welt der Hauptstadt ahmte eifrig die englischen Sitten nach; mit hep hep hurrah! tranken diese adligen Kreise die Gesundheit des Königs; vollends das Heer, das noch die roten Röcke der englischen Regimenter und die glorreichen Namen Peninsula und Waterloo auf seinen Fahnen trug, lebte und webte in englischen Traditionen. Aber von jener politischen Weisheit, welche Englands Größe sicherte, war in das adlige Hannoverland nichts hinübergedrungen, nicht der Gedanke der Staatseinheit, nicht die Unterwerfung aller Stände unter das gemeine Recht des Landes.

Große Staaten, welche nach Zeiten des Verfalls auch Tage des Sieges gesehen, ertragen leichter strenges historisches Urteil. Auch der eifrigste Preuße gesteht unbefangen die schweren Mängel ein, woran sein Staat vor der Schlacht von Jena krankte. Unsere Mittelstaaten, die echten Ruhm nicht kennen, sind empfindlicher gegen die geschichtliche Wahrheit.

Noch heute hört man im Welfenlande nicht gern ein ehrliches Wort über jenes Regiment des Verrats und der Schwäche, welches im Jahre 1803 das Land den Franzosen überlieferte. Mit wohltätiger Härte räumten dann Napoleon und das Königreich Westfalen in diesem Gewirr oligarchischer Mißbräuche auf. Als aber das Welfenreich durch die Waffen der Alliierten wiederhergestellt ward, zu Deutschlands Unheil vergrößert auf Preußens Kosten und geschmückt mit jener Königskrone, von welcher Stein als ein Seher voraussagte, sie werde dereinst schwer auf dem Lande lasten: da brach eine harte Restauration über Hannover herein. Die Residenz entbehrte aller der Anstalten des edlen geistigen Luxus, welche ein Fürstenhof hervorzurufen pflegt. Nur der Hofadel durfte nicht leiden unter der Abwesenheit des Landesherrn. Aufs neue, wie vor der westfälischen Zeit, tummelten sich jetzt im Schlosse zu Herrenhausen zahlreiche Hof- und Oberhofchargen geschäftig um den abwesenden König. Kaum sieben Prozent des Bodens besaß der Adel, aber nirgendwo in Deutschland trennte ihn eine so hohe, mit so verletzendem Hochmut aufrechterhaltene Schranke von dem Bürger. Mit gleicher Sorgfalt wie die Abstammung ihrer edeln Rassepferde bewachten die nah verschwägerten Geschlechter der Münster, Platen, Scheele ihren eigenen Stammbaum; auch altadlige Häuser, wenn sie patrizischen Ursprungs waren, fanden keinen Zutritt zu diesem geweihten und gefeiten Kreis. Von Kindesbeinen an ward der Kastengeist des Adels gepflegt auf der Ritterakademie zu Lüneburg, wozu zuzeiten vierzehn Lehrer die Ehre hatten, zwölf adligen Eleven einen mangelhaften Unterricht zu erteilen.

Selbstgefällig schaute man in Hannover auf die strenge Zentralisation in Preußen wie auf das hastige Organisieren und Reorganisieren in den rheinbündischen Staaten. Und doch hatte selbst diese patriarchalische Adelsregierung nach der Vertreibung der Franzosen das Chaos der alten Zustände nicht in seinem ganzen Umfange wiederherstellen können. Es war unmöglich, hier im engsten Raume vierzehn Provinzialverfassungen zu ertragen und jene alten Provinzialstände wieder aufzurichten, welche dereinst durch ihre Ausschüsse das Zoll- und Steuerwesen und alle wichtigen Verwaltungssachen der Provinzen mit nahezu souveräner Selbständigkeit geleitet hatten. Diese nur durch Personalunion verbundenen Provinzen mußten zu einem Staate verschmolzen werden, und die Regierung fühlte, daß durch gütliche Verhandlungen dies Ziel sich nimmermehr erreichen ließ; denn vierzig Jahre schwieriger Unterhandlung hatte man einst gebraucht, um die Stände zweier Provinzen zu einem Ganzen zu vereinigen, und noch war unvergessen, daß während der Revolutionskriege in den Calenbergschen Ständen der Antrag gestellt worden, die Calenbergsche Nation möge sich für neutral erklären. Die Regierung, welche so gern wider die modernen Verstandestheorien und die aus der Fremde entlehnten Institutionen eiferte, schritt zu einem notwendigen Ge-

waltstreiche, welcher dem historischen Rechte nicht minder widersprach als das Verfahren der vielgeschmähten Rheinbundsregierungen. Eigenmächtig berief sie (1814) eine Ständeversammlung aus dem ganzen Lande, sie warf alle Schulden und Lasten des Landes in eine Masse, sie schuf an der Stelle der bisherigen verschiedenartigen Beamtenkorporationen einen geschlossenen Staatsdienerstand. Aber auf halbem Wege blieb sie stehen, ihr fehlte der feste Wille, eine moderne Staatsordnung zu gründen, welcher allein diesen Bruch des positiven Rechtes rechtfertigen konnte. Die Belastung des Bauernstandes mit Zehnten und Fronden, die Patrimonialgerichte, die Gewerbsprivilegien der Städte, das heimliche Gerichtsverfahren mitsamt der Folter, die Vermischung von Justiz und Verwaltung, die drakonische Zensurordnung vom Jahre 1705: — all dieser ehrwürdige Hausrat der alten Zeit, den die westfälische Regierung hinweggefegt, ward wiederhergestellt, selbst in jenen Provinzen, wo schon vor der Fremdherrschaft modernere Einrichtungen bestanden hatten.

Mit Stolz blickte Hannover auf sein Wetzlar, auf das treffliche oberste Gericht zu Celle, und seit den Tagen des alten Kanzlers Struben genossen die gelehrten Juristen der welfischen Lande eines wohlverdienten Ruhmes; doch der Geist, welcher die Verwaltung erfüllte, war das Gegenteil des Rechtes. Das Land war übersät mit Privilegien und Exemtionen. Von Gnade nährte sich der Landedelmann, der zu den Staatssteuern wenig, zu den Gemeindelasten nichts beitrug und bei schlechter Wirtschaft die Aussicht hatte, durch den Lehnskonkurs seinen Gläubigern zu entgehen; die Gnade, nicht das Recht, sicherte dem konzessionierten Gewerbetreibenden auf dem flachen Lande sein Dasein; kraft landesherrlicher Gnade standen einzelne Städte unmittelbar unter dem Ministerium, nicht unter den Mittelbehörden; dem Privilegium dankten einige Buchhandlungen die Postmoderation für ihre Pakete. Seit langem wurden die Staatsämter — reich bezahlt, ausgestattet mit einer Fülle wunderlicher Naturallieferungen — als ein Mittel der Bereicherung, für den Adel vornehmlich, angesehen; oft sah man mehrere Ämter in einer Hand vereinigt; die Regimenter des Heeres waren klein, damit eine große Zahl von Stabsoffizieren angestellt werden konnte. Noch eine Weile nach dem Frieden bestand die Einrichtung, daß der junge adlige Auditor den Titel Drost und dadurch das Recht erhielt, seine bürgerlichen Genossen zu überspringen; und als endlich dieser Unfug fiel, blieb doch noch die adlige Forstkarriere, die adlige Bank im obersten Gerichte und auffällige Bevorzugung des Adels in anderen Ämtern bestehen. Überall Ausbeutung der niederen Stände zugunsten der höheren: noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wagte man die orientalische Einrichtung einer für den Grundherrn und den Ackerknecht wesentlich gleichen Kopfsteuer. Die Subsidien einzufordern, welche England dem Lande für wiederholte Kriegshilfe schuldete, kam der Adelsregierung nicht in den Sinn; ström-

ten doch Millionen in der Stille aus der Kasse des englischen Königs in den Beutel des hannoverschen Adels!

Der oligarchische Geist dieses Gemeinwesens hatte endlich selbst den ruhigen, gesetzlichen Sinn des niedersächsischen Landvolkes verbittert. Zwei Dritteile der Bevölkerung bestanden aus hintersässigen Bauern, die ihre Höfe zumeist nach einem sehr drückenden Meierrechte besaßen. Die Unzufriedenheit des Landvolkes stieg, seit um das Ende der zwanziger Jahre eine ungewöhnliche Entwertung des Bodens und im Jahre 1830 eine harte Mißernte eintrat. Noch andere Keime des Unfriedens schlummerten in dem Staate. Acht Provinzial-Ständeversammlungen, auch die alten Prälatenkurien ohne wirkliche Prälaten, hatte die Regierung neben dem allgemeinen Landtage hergestellt; in diesen unförmlichen Körpern, deren Rechte kein Gesetz genau bestimmte, gewann die Ritterschaft von Anbeginn die Oberhand. Sie waren eine Anomalie in der bureaukratischen Staatsordnung, da nicht einmal die räumlichen Grenzen dieser altständischen Provinzen mit den Grenzen der Verwaltungsbezirke, der Landdrosteien, zusammenfielen; sie wurden der Herd des provinziellen und des adligen Sondergeistes. Eine extreme Adelspartei arbeitete im Dunkeln emsig gegen die schwachen Anfänge der Staatseinheit: an ihrer Spitze Männer vom schlimmsten Rufe, wie Herr v. Scheele und der Staatsrat Leist, welche das Land als weiland dienstbereite Werkzeuge des Königs von Westfalen verwünschte.

Nur zu bald gelang dieser Partei ein großer Erfolg. Schon im Jahre 1819 ward die Ständeversammlung, abermals durch einen Gewaltstreich der Regierung, in zwei Kammern zerteilt. Von jetzt an stand eine ausschließlich adlige Erste Kammer einer Zweiten Kammer gegenüber, deren Mitglieder zumeist von den Magistraten der Städte ernannt waren, während die Bauern — der sittliche und wirtschaftliche Kern dieses niedersächsischen Landes — nur durch eine verschwindende Minderzahl vertreten waren. Mit Hohn schaute das Beamtentum, gleichgültig der Bürger und Bauer dem Treiben dieser Stände zu. Die Protokollauszüge — das einzige, was aus ihren Verhandlungen in die Welt drang — hörten bald auf zu erscheinen, weil niemand sie lesen mochte. Schon war es zur Regel geworden, daß die Magistrate, um Diäten zu sparen, Beamte, welche in der Residenz wohnten, zu Abgeordneten wählten. Nach ärgerlichem Streit zwischen beiden Kammern und vergeblichen Vermittlungsversuchen der Regierung gingen die Stände in der Regel ohne Ergebnis auseinander. Nur in einem Punkte stimmten beide Kammern überein, in dem hartnäckigen Mißtrauen gegen die Finanzverwaltung. Denn auch die finanziellen Reformen der Regierung waren halbe Maßregeln geblieben: man hatte die alte verderbliche Einrichtung der Kassentrennung wiederhergestellt. Selbständig nebeneinander standen die königliche Domänenkasse, in tiefem Geheimnis ohne ständische Kon-

trolle durch Kronbeamte verwaltet, und die Steuerkasse, welche allein der Verfügung der Stände und ihrer Schatzräte unterlag. Aber der alte deutschrechtliche Grundsatz, daß die Domänenkasse die Staatsausgaben zu bestreiten und die Steuerkasse nur in Notfällen auszuhelfen habe, war eine Unmöglichkeit in einer Zeit hochgesteigerter Staatsbedürfnisse. Daher entspann sich ein unablässiger Krieg zwischen der Krone und den ständischen Schatzräten. Vergeblich blieb jeder Versuch, das Dunkel zu erhellen, das über der königlichen Kasse schwebte. Ein geordneter Staatshaushalt also war unmöglich, obgleich Hannover von jeher eine große Anzahl tüchtiger Finanzmänner besaß; die Anleihe des Jahres 1822 war ein Symptom der Krankheit der Finanzen. Zwischen den beiden Kassen standen in unhaltbarer Mittelstellung die Berg-, Zoll- und Postbehörden. Solcher Zustand mochte dem dynastischen Dünkel schmeicheln, in Wahrheit untergrub er das Ansehen der Krone; denn sie erschien unköniglich als der Feind der Steuerzahler. Verderblich wirkten die englischen Parteikämpfe auf die ständischen Händel Hannovers hinüber. Man wußte, daß das Haus Braunschweig ungeheure Summen zur Bestechung der Parlamentsmitglieder aufgewendet hatte, und immer aufs neue bat die englische Krone das Parlament um Deckung ihrer Schulden. So entstand sehr natürlich ein Parteimärchen, das namentlich Horace Walpoles böse Zunge verbreitet hat. Man behauptete in England und glaubte in Hannover, daß aus der geheimen hannoverschen Kronkasse fortwährend bedeutende Summen in die unersättliche Tasche des englischen Königs flössen.

Die Regierung, welche so verworrene Verhältnisse bemeistern sollte, war selber in sich zerspalten. Seit der Abwesenheit der Könige in England leitete ein Kollegium adliger Minister in Hannover mit nahezu schrankenloser Vollmacht den Staat; in den sechzig Jahren seiner Regierung betrat Georg III. niemals sein Stammland. Das Volk glaubte fest, es sei verboten, Beschwerden an den König zu richten, der die deutsche Sprache herzlich verachtete; und die Unterbehörden bestärkten grundsätzlich die Masse in diesem Glauben. Während die adligen Minister sich der Ehren und Genüsse der höchsten Ämter erfreuten, trugen die Arbeitslast des Regiments einige bürgerliche Räte — gewiegte Geschäftsmänner von unermüdlicher Arbeitskraft und streng konservativer Gesinnung. Mit bitterem Grolle sah die bürgerliche Staatsdienerschaft, daß diesen Brandes, Patje, Rehberg jede Aussicht auf die obersten Stellen verschlossen blieb; denn kamen ja einmal dem Hofe von Windsor reformatorische Regungen, so versuchte man adlige Ausländer, einen Stein oder Gneisenau, in das Land zu ziehen, bis endlich immer wieder die heimische Adelsherrschaft den Platz behauptete.

Dieser Zustand nahm ein Ende, seit im Jahre 1819 die Junkerpartei das Ohr des Prinzregenten gewann und die Bildung einer Adelskammer durchsetzte. Seitdem mußte das Ministerium in Hannover wider-

willig die Befehle der deutschen Kanzlei in London ausführen, von England aus regierte den deutschen Staat unumschränkt der Graf Münster. „Die Antichambre will durchaus in den Salon — das ist der Hauptkampf unserer Zeit" —: solche armselige Kammerjunkerbegriffe und einige nicht minder engherzige Grundsätze der englischen Hochtorys bildeten das politische Glaubensbekenntnis des großen welfischen Staatsmannes. Wohl wagte seine auswärtige Politik, seit Canning Großbritannien regierte, eine liberale Schwenkung. In der schleswig-holsteinischen Sache ließ Münster seinen Bundestagsgesandten Partei nehmen für das gute Recht des transalbingischen Adels — freilich des Adels! Seine Stellung zu Österreich ward noch feindseliger, seit er in Händel geriet mit Herzog Karl von Braunschweig und das Wiener Kabinett ungescheut sich des Herzogs annahm; und mit Bewunderung pflegen noch heute die Patrioten des Welfenlandes Münsters vorwurfsvolle Frage an Metternich zu zitieren: „Muß man denn Absolutist werden, um das monarchische Prinzip aufrechtzuerhalten?" In Wahrheit ist auf solche vorübergehende Anwandlungen besserer Einsicht sehr wenig Gewicht zu legen. Die liberale Haltung des Gesandten in Frankfurt, v. Hammerstein, fand wiederholt strengen Tadel bei dem Grafen Münster, und dem österreichischen Hofe versicherte der Minister, daß Georg IV. zwar als König von England die Wege des Parlaments gehen müsse, mit seinem Erblande aber sich dem Systeme der Ostmächte anschließe. Vollends in der Verwaltung Hannovers war von freieren Anschauungen nichts zu spüren; und wie sollte auch ein Mann, der nur drei Jugendjahre in einer hannoverschen Behörde zugebracht hatte, mit Einsicht schalten über diesem künstlichen Staate, dessen unerträgliche Glieder nur die kundigste Hand zusammenhalten konnte? Wie anders sah sich doch das Leben an auf den großen geschlossenen Höfen der reichen Bauern der Ebene, anders in den winzigen Gartenwirtschaften des Göttinger Landes! Noch immer sehnte sich Ostfriesland zurück nach den glücklichen Tagen, da die schwarzweiße Flagge in den Häfen der Nordsee wehte. Ungern sah der Osnabrücker seine stolze Kommune zur Provinzialstadt herabgesunken, und mit gutem Grunde murrte man in Hildesheim, weil die Handlungen der westfälischen Regierung, welche hier zu Recht bestanden, von der welfischen Restauration für ungültig erklärt wurden. Der Harzer aber lebte dahin in patriarchalischem Kommunismus, des Glaubens, „die Herrschaft" (der König) sei verpflichtet, allezeit für den Unterhalt des Harzer Volkes zu sorgen.

Schwerfällig schob die Verwaltung sich weiter, ganz wie in den Tagen, da Friedrich der Große über ces maudites perruques de Hanovre zürnte; wer, wie H. F. T. Kohlrausch, aus der strengen Zucht der preußischen Behörden herüberkam, erschrak über die bequeme Lässigkeit der hannoverschen Beamten. Man prahlte gern, die welfische Macht beherrsche drei der größten Ströme Deutschlands. Aber nichts geschah, diese Flüsse

in schiffbarem Stande zu erhalten; der schönste Hafen an der Weser war verkauft — denn noch war der geistreiche Plan, im Welfenlande selber einige Welthandelsplätze künstlich großzuziehen, nicht ersonnen. Und doch mochte Münsters welfischer Dünkel sich nicht entschließen, den kleinen Staat bescheiden als das Hinterland von Bremen und Hamburg zu behandeln. Eifersüchtig ward der Verkehr mit diesen Plätzen erschwert, alsbald nach der Rückkehr der Welfenherrschaft mußte die Pfahlbrücke verschwinden, welche Davoust bei Hamburg über die Elbe geschlagen hatte. Noch weniger wollte Graf Münster erkennen, daß das stolze Welfenreich doch nur eine große Enklave der norddeutschen Großmacht bildete. Alle wichtigsten Interessen des Staates wiesen auf die Verbindung mit Preußen. Der Siebenjährige Krieg ward hierzulande mit der ganzen Leidenschaft eines Volkskampfes durchgefochten, obgleich Hannover nur durch die britische Kolonialpolitik in den Streit hineingerissen ward. Aber seit den napoleonischen Tagen und der Besetzung des Landes durch Preußen galt die Angst vor Preußen als oberster Staatsgrundsatz. Eigensinnig verharrte die Regierung bei dem unbrauchbaren Zwanzigguldenfuße, damit nur nicht das Münzwesen der verhaßten Preußen Geltung erlange. Daß der englische Gewerbefleiß in dem deutschen Königreiche jederzeit ungehinderten Absatz finden mußte, verstand sich von selbst; um England zu dienen und Preußen zu schaden, spann Münster unablässig seine Ränke gegen die Anfänge des deutschen Zollvereins — dieser „preußischen Reunionskammer". —

Dergestalt war in dem konservativen Hannover zweimal das historische Recht gebrochen worden, und trotzdem bestand kein moderner Staat. Eine Welt unversöhnter Gegensätze wucherte fort unter diesem geistlos trägen Regimente: die Provinzialstände standen gegen die allgemeinen Stände, die Steuerkasse gegen die Kronkasse, die Beamten gegen den Landtag, die bürgerlichen Staatsdiener gegen den Adel, die Bauern gegen die Grundherren, die Bürger gegen die allmächtigen Magistrate, das hannoversche Ministerium gegen die deutsche Kanzlei in London. Dennoch entlud sich der innere Unfriede nirgends in lautem, ehrlichem Kampfe. Träge, wenig beachtet von den anderen Deutschen lebte der tapfere, zähe, kühl-verständige, aber unendlich schwerfällige Stamm dahin voll patriarchalischer Treue gegen den unsichtbaren König; denn „den lieben Gott kann man ja auch nicht sehen!" Keine Zeitung brachte dem Volke die notdürftigste politische Belehrung. Auch die Georgia Augusta störte nicht den Schlummer der Geister. Sie lebte ihrem weltbürgerlichen wissenschaftlichen Ruhme; dem Lande leistete sie so wenig, daß man alle höheren Schulstellen mit auswärtigen Kräften besetzen mußte. Ein stillvergnügter Partikularismus trennte das Welfenreich von dem großen Vaterlande; einer der freiesten Köpfe, welche das Königreich damals besaß, Stüve, schilderte sich selber und seine Zeit- und Stammesgenossen treffend mit den

Worten: „Es ist mir schwer genug geworden, aus einem Osnabrücker ein Hannoveraner zu werden; ein Deutscher zu werden ist mir unmöglich."

Mit gewissenhaftem Fleiße lebte Dahlmann sich ein in diese verschlungenen Verhältnisse seiner neuen Heimat. Im Verkehre mit Karl Reck lernte er die Markenverfassung und die alten Bräuche der niedersächsischen Bauern kennen, die sich heute noch wie vor tausend Jahren unter der Linde auf dem Ti zur Beratung versammeln. Rehberg, der, von der Junkerpartei aus dem Amte vertrieben, in Göttingen seiner Muße lebte, schilderte ihm die Zustände Hannovers, wie sie einem wohlmeinend konservativen bürgerlichen Beamten erschienen. Da kam die Kunde von der Pariser Juliwoche. „Ich freue mich zu erleben, was ich lieber schon zehn Jahre früher erlebt hätte", schrieb Dahlmann dem besorgten Niebuhr, der schon die kühnen Schritte des jüngeren Freundes in dem schleswig-holsteinischen Handel ungern geduldet hatte und jetzt voll schwarzer Ahnungen den Morgen einer neuen Epoche grauen sah. Bald fühlte Deutschland die Rückwirkung der Pariser Bewegung. Die feudalen Mittelstaaten unseres Nordens wurden einer nach dem anderen in die konstitutionelle Bahn hineingerissen: von allen zuletzt Hannover, wo das Ministerium sich vollkommen sicher wähnte. Im Januar 1831 erregten burschikoser Übermut und demagogische Hetzerei die tragikomische „Göttinger Revolution". Dahlmann war entrüstet. Die Julirevolution mochte er billigen als den Widerstand gegen eine eidbrüchige Krone; einen leichtfertigen, nicht durch unerträglichen Druck hervorgerufenen Aufstand zu entschuldigen war dem strengen Manne des Rechts unmöglich. Vergeblich verlangte er vom Senate kräftiges Einschreiten; erst da er die zagenden Genossen der Pflichtverletzung zieh, sandten sie ihn nach der Hauptstadt, um militärische Hilfe zu holen. Als dann die roten Grenadiere zum Weender Tore einzogen, strömte ihnen dies klägliche kleinstädtische Philistervolk jubelnd entgegen. Dahlmann irrte, wenn er in seinem loyalen Zorne meinte, der törichte Aufstand habe den Neubau des Staates gehemmt, nicht gefördert. Wohl war seit der Thronbesteigung des guten Königs Wilhelm IV. die Aussicht eröffnet auf ein verständigeres Regiment, die Reformbewegung in England schritt gewaltig vorwärts, und die Minister in Hannover setzten alle Hebel ein, um den lästigen Vormund in London, den Grafen Münster, zu stürzen. Aber erst die Gärung im Landvolke, die schmetternden demagogischen Schriften des Tages sowie die Unruhen in Osterode und Göttingen öffneten dem wohlmeinenden Fürsten die Augen und gaben ihm den Mut, den alterprobten Diener des Welfenhauses fallen zu lassen. Das Königreich ward endlich wieder von seiner deutschen Hauptstadt aus regiert; der gutherzige Vizekönig, der Herzog von Cambridge, und das Ministerium Bremer gingen bedachtsam an das Werk der Reform; Herr v. Scheele bekam die Ungnade des Königs

lebhaft zu fühlen. Die Seele und die Arbeitskraft der neuen Regierung war abermals ein bürgerlicher Kabinettsrat, Rose, aus Rehbergs Schule.

Dahlmanns Rat ward von dem Vizekönig gern gehört. Unter den Männern, welche dies unförmliche Gewirr von Ständen und Provinzen zu einem Staate verschmolzen, steht er in erster Reihe. Dann und wann erkannte man seine Feder in dem Regierungsorgane, der von Pertz redigierten Hannoverschen Zeitung; das Blatt konnte die schwere Gelehrsamkeit des Redakteurs nicht verbergen, immerhin war es die erste des Namens würdige Zeitung in dem kleinen Lande. Auch für den Landtag regte sich jetzt endlich einige Teilnahme im Volke; mehrere Städte entzogen ihren Abgeordneten das Mandat und schritten zu Neuwahlen; im März ward in den Ständen der Antrag auf eine neue Verfassung gestellt. I shal give a declaration of rights, sagte der König und ließ im November eine Kommission von königlichen und ständischen Deputierten zusammentreten. Dahlmann war mit Rose, dem Haupturheber des Verfassungsentwurfs, unter den königlichen Kommissaren, und es bedurfte aller Überredungskünste des wohlmeinenden Vermittlers v. Wallmoden, um die liberalen Vertreter der Zweiten Kammer mit dem zähen Hochmut der Deputierten der Adelskammer, der Scheele und Genossen, in Einklang zu bringen. An die Declaration of rights freilich gemahnte nur sehr weniges in dem Entwurfe, welcher aus diesem mühseligen Beratungen hervorging; „Festhalten am Bestehenden" sollte das Grundprinzip der neuen Verfassung sein. Und wie sehr zurückgeblieben erschien den schulgerechten Liberalen Süddeutschlands der neuberufene Landtag! Zu seinen liberalsten Männern zählte jener Stüve, der soeben seine treffliche Schrift über die Lage des Landes mit einer strengen Standrede wider die unzufriedene Neuerungslust der modernen Welt eröffnet hatte. Nur aus dem beredten Munde Christianis und weniger Gleichgesinnter hörte man die Schlagworte des Rotteck-Welckerschen Vernunftrechtes. Sogar der Name „Partei" galt in diesen Ständen für anrüchig. Die Bauern, diesmal durch eine größere Zahl von Abgeordneten vertreten, hatten fast nur Beamte gewählt.

Einer der Konservativsten in dieser konservativen Kammer war Dahlmann. „Man muß der Erhaltung den Vorzug geben selbst vor der Verbesserung, weil Erhaltung zugleich Bedingung der Verbesserung", rief er herb und lehrhaft den Gegnern der Regierung zu. Selten ergriff er das Wort, doch dann immer, wenn es galt, alle Volksgunst auf das Spiel zu setzen, weitverbreiteten Zeitmeinungen schonungslos zu widersprechen. Die Göttinger Aufständischen waren nach der schlimmen Weise jener Zeit vor einen kommissarischen Gerichtshof gestellt worden und schmachteten in endloser Untersuchungshaft. Mit unbedachtem Eifer verwendeten sich einige Abgeordnete für die „Märtyrer der Freiheit". Da erhob sich Dahlmann heftig; nur als Verirrte, nicht als Helden wollte er die Gefangenen gelten lassen. „Auflehnung gegen alles, was unter den Menschen hochgehalten

und würdig ist, Hintansetzung aller beschworenen Treue — das sind keine bewundernswerten Taten." Und während ein Sturm der Entrüstung ob dieser harten Worte den Saal durchbrauste, enthüllte er in einigen klassischen Sätzen zugleich die Schwächen seiner Politik und das lautere Gold seines Charakters. „Einen Liberalismus von unbedingtem Werte, d. h. einerlei, durch welche Mittel er sich verwirkliche, gibt es nicht. Der guten Zwecke rühmt sich jedermann, darum soll man die Menschen nach ihren Mitteln beurteilen." Freilich bekannte er sich zu dem „ganz altväterischen Glauben", daß man die Politik von der Moral nicht trennen dürfe. „Wenn ich hierin mich irrte, ich würde keine Stunde mehr mit der Politik mich beschäftigen." Dem feurigen Christiani — diesem vielbewunderten Mirabeau der Lüneburger Heide — verwies der bedächtige Mann scharf die Vorliebe für Phraseologie und überflüssige Worte. Und wenn die Heißsporne der Opposition über das bescheidene Maß der dargebotenen Rechte klagten: er wußte besser, wie stark die Macht des Beharrens in diesem Staate, wie gering die Aussicht war, irgend etwas zu erlangen, wenn man seine Wünsche nicht herabstimmte.

Wie schwer hatte es nicht gehalten, bis die Väter des Entwurfs den König bewogen, daß er in die Aufhebung der Kassentrennung willigte! Abermals spielten die englischen Parteihändel verwirrend in das deutsche Land hinein. Denn gerade in England, wo Begriff und Name der Zivilliste entstanden, war es nie gelungen, Hofausgaben und Staatsausgaben scharf zu sondern; von der Zivilliste wurde ein großer Teil der Staatsverwaltungskosten bestritten, die ewig verschuldete Zivilliste war eine der Kinderkrankheiten der englischen Freiheit. Seit Wilhelms III. Tagen bemühten sich die Wighs, civil-list und civil-government endlich zu trennen; alle Torys dagegen schworen darauf, ein König, der eine nicht zu überschreitende Summe für seinen Hofhalt beziehe, sei ein stipendiary, ein insulated king, habe nicht mehr das Recht, Gnaden zu erzeigen. Soeben noch hatte das Ministerium Wellington heftig diesen Glaubenssatz der Torys verteidigt; endlich (1831) gelang dem Kabinett Grey die heilsame Reform. Der König, in seiner naiven Unkenntnis festländischer Dinge, meinte nicht anders, als sein bescheidenes Hannoverland wolle im Sturme erobern, was England in Jahrhunderten erkämpft. Schließlich gab er zu, daß ihm eine Anzahl Domänen als Krondotation ausgeschieden wurden, deren Ertrag mehr denn doppelt so groß war als sein bisheriges Einkommen. Dahlmann meinte in seiner royalistischen Hingebung, ein solches Einkommen aus Grundbesitz sei „königlicher" denn eine bare Zivilliste — als wäre es königlich, dem Lande unnötige Lasten aufzubürden! In demselben Geiste ehrfurchtsvoller Zurückhaltung erledigte der Landtag alle anderen Verfassungsfragen; selbst die Bundestagskommission, welche in Frankfurt die deutschen Landtage überwachte, fand an dieser bescheidenen Versammlung nichts auszusetzen. Bei dem Artikel, der für den minderjäh-

rigen „oder sonst an der Ausübung der Regierung gehinderten" König eine Regentschaft vorschrieb, wagte niemand eine Erklärung zu verlangen: und doch stand dem Welfenlande in naher Zukunft ein Schicksal bevor, das noch kein zivilisiertes Volk des Abendlandes geduldet hat — die Regierung eines Blinden. Eine Adelskammer sollte gleichberechtigt neben der Volksvertretung stehen. Dahlmann, noch ganz befangen in der unbedingten Bewunderung der englischen Verfassung, erklärte entschieden, die Adelskammer vertrete „das Prinzip der Erhaltung": und doch lehrte die Geschichte dieses geld- und stellengierigen Junkertums, daß vielmehr die Zerstörung des modernen Staates oberster Grundsatz des Adels von Hannover war. Die wichtigsten Staatsausgaben sollten durch Regulative festgestellt werden, dergestalt, daß das freie Bewilligungsrecht der Stände sich nur auf eine unerhebliche Summe — etwa 200 000 Taler — erstreckte. Kein Wunder, daß Fürst Metternich diese Bestimmungen den Staaten des Südens als ein nachahmenswertes Beispiel empfahl. Über dem ganzen Verfassungsbau endlich schwebte drohend der § 2, welcher die Gültigkeit aller vom Könige veröffentlichten Bundesbeschlüsse aussprach.

Trotz alledem blieb das neue Grundgesetz ein Werk ehrenwerter politischer Einsicht. Diese maßvolle, behutsame Reform entsprach Dahlmanns Sinne; er sah jetzt „den Weg betreten, welcher für Deutschland frommen kann." Aus den anarchischen Zuständen einer verworrenen Oligarchie schritt man endlich in die Ordnung einer modernen Monarchie hinüber. Die Staatseinheit war gegründet; denn die Provinziallandtage standen fortan unter den allgemeinen Ständen, der Rittergutsbesitzer ward gezwungen, in seine Gemeinde einzutreten und ihre Lasten zu tragen. Durch die Kassenvereinigung ward der Staatshaushalt geordnet; schon die nächsten Jahre brachten ein neues milderes Steuersystem und erhebliche Überschüsse. Endlich gewährte die Ablösung der bäuerlichen Lasten die Aussicht, daß auf den befreiten Höfen allmählich ein Bauernstand heranwachsen werde, der seines Rechtes sich selber annähme: — und hierin ohne Zweifel lag das bedeutendste Ergebnis der mühseligen Arbeit. Wenn Dahlmann sich mit sehr bescheidenen Rechten des Landtags begnügte, so wollte er doch das Gewährte fest gesichert sehen. Er sprach entschieden für die wirkliche Verantwortlichkeit der Minister, und als der Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832 die Rechte aller deutschen Ständekammern ernstlich bedrohte, war er unter den Ersten, verwahrende Schritte des Landtags zu fordern. Die Stände fanden nicht den Einmut, den Rat des tapferen Gelehrten zu befolgen; sie wollten, meinte er verächtlich, lieber deklamieren als handeln.

Auch Hannover sollte erfahren, daß mit dem Abschlusse eines Grundgesetzes erst die leichtere Hälfte des Weges der Reformen zurückgelegt ist. Die Preßfreiheit, die Trennung von Justiz und Verwaltung, die Aufhebung der Patrimonialgerichte und des privilegierten Gerichtsstandes und

viele andere notwendige Änderungen waren in der Verfassung nur verheißen, nicht durchgeführt. Wie Dahlmann in Kiel vertraut hatte und vertraut auf den guten Willen des Dänenkönigs, bis dessen schlechte Meinung endlich grell zutage trat: so konnte sein edler Sinn auch diesmal sich nicht zum Argwohn gegen die Minister entschließen, er ward nicht müde, Vertrauen und Geduld zu predigen. Und doch kam das Grundgesetz unter drohenden Aspekten zur Welt. Der schamlose Hohn, welchen das Organ des Herrn v. Scheele — die Landesblätter — über Verfassung und Landtag ergoß, zeigte genugsam, wie zuversichtlich diese Partei der gesegneten Stunde der Rache entgegenschaute. In aller Stille behielt sich der Ausschuß der Stände von Calenberg-Grubenhagen seine „Rechte" vor. Auch in London waren der österreichische Gesandte und die Junkerpartei nicht müßig. Reichlich ein halbes Jahr verging, bevor endlich die königliche Bestätigung des Grundgesetzes erschien, und sie erfolgte unter einseitiger Abänderung einiger unwesentlicher Paragraphen: ein schwerer Fehler in diesem Staate, der, seit Jahrzehnten aus einem zweifelhaften Rechtszustande in den anderen taumelnd, vor allem eines ganz unanfechtbaren Staatsrechtes bedurfte.

Inzwischen begann die Sturmflut der Julirevolution längst wieder zu ebben, die Bevölkerung versank in die alte Gleichgültigkeit. Zwar die Bürger von Hildesheim brachten ihrem Abgeordneten Lüntzel noch immer den unschuldigen Enthusiasmus einer Epoche politischer Kindheit entgegen; aber das übrige Land blieb kalt, und die neuen Landtage zeigten durch ihre berüchtigten Erklärungen gegen den Bau der Eisenbahnen, wie dünn gesät in diesem Stamme noch die politische Bildung war. Das Ministerium, welchem Dahlmann sein volles Vertrauen geschenkt, war aus widerstrebenden Elementen gebildet: neben Rose stand die mehr als zweideutige Erscheinung des Kabinettsrats Falcke. Während das Königreich Sachsen aus ähnlichen verrotteten Zuständen, wie jene des alten Hannover gewesen, eben jetzt unter Lindenaus einsichtiger Leitung rasch in eine moderne Ordnung der Verwaltung einlenkte, ließen in Hannover die verheißenen Gesetze zur Ausführung der Verfassung noch immer auf sich warten. Die alte törichte Handelspolitik blieb unverändert. Wie der k. k. Gesandte Münch in München, so bot der hannoversche Stralenheim in Stuttgart alle Künste der Überredung auf, um Süddeutschland unserer volkswirtschaftlichen Einigung zu entfremden; gleichzeitig ward Kurhessen am Bundestage von Hannover verklagt, weil es sich, alte Verträge mißachtend, an den Zollverein angeschlossen. Derselbe Minister v. Ompteda, der das Grundgesetz unterzeichnet, reiste im Jahre 1834 nach Wien und nahm teil an den berufenen geheimen Konferenzen — dem frechsten Angriffe auf die deutschen Verfassungen, welchen die absolutistische Tendenzpolitik je gewagt hat; er unterzeichnete jene Beschlüsse, daß deutsche Ständekammern widerrechtliche Ausgaben der Regierung nicht annullieren

dürfen, daß kein Einspruch des Landtages den Gang der Regierung stören dürfe usw. Dahlmanns Kollege Saalfeld ward infolge seines Auftretens in den Kammern seiner Professur enthoben. So wenig vermochte diese schwache Regierung das freie Wort zu ertragen.

Noch minder war sie bestrebt, ihr Werk, das Grundgesetz, für die Zukunft zu sichern. Dahlmann war beauftragt, einen Anhang der Verfassung, das Hausgesetz für die Dynastie, zu entwerfen, und verlangte, als diese musterhafte Arbeit vollendet war, die Zustimmung der Agnaten, welche notwendig die Unterwerfung unter das Grundgesetz voraussetzte. Aus dem Ministerium ward ihm die amtliche Antwort, diese Zustimmung sei erfolgt. In dem Landtage wagte niemand diese Lebensfrage öffentlich anzuregen; die Minister gaben in Privatgesprächen beruhigende Versicherungen. So arglos verfuhr dies vertrauende Volk; und doch drohte dem Lande ein Thronfolger, dessen Ruf das wachsamste Mißtrauen rechtfertigte. „Außer dem Selbstmord hat der Herzog von Cumberland jedes denkbare Verbrechen auf sich geladen" — so sprachen die Blätter der englischen Radikalen; und ziehen wir ab, was auf Rechnung des Parteihasses kommt, so bleibt doch sicher, daß alle Welt sich von den wüsten Orgien und der sinnlosen Verschwendung des nicht mehr jugendlichen Fürsten erzählte. Man kannte ihn als den grausamen Verfolger der Königin Karoline, den Gönner der Scheele und Leist: soeben noch stand er an der Spitze jener Orangelogen, welche mit allen Mitteln demagogischer Wühlerei die englische Reform zu verhindern trachteten. Unter solchen Umständen wollte während der vier Jahre der wohlmeinenden Regierung Roses bei den Denkenden das Gefühl der Sicherheit nicht aufkommen. König Wilhelm starb, Hannover trennte sich von England. Die gedankenlose Masse hoffte von dem selbständigen Königreiche, dem anwesenden Landesherrn ein unbestimmtes Glück, Dahlmann aber, der sich aus freiem Entschlusse aus dem Gewoge politischer Tätigkeit wieder zurückgezogen hatte, sprach zu den Seinigen: „Unseres Bleibens in Göttingen wird nicht lange mehr sein."

Ein sehr mildes Urteil über Ernst August von Hannover herrscht heute in Deutschland vor, und allerdings fordert die Gerechtigkeit, zu bekennen, daß seine Regierung dem abscheulichen Rufe, welcher ihm voranging, nicht entsprach: der Fürst, der seine Mannesjahre in rohem Taumel vergeudet, ward seinem Lande ein sorgender, arbeitsamer Herr. Und wenn der Tod ihn hinderte, nach dem Jahre 1848 mit seinen fürstlichen Genossen in der Aufhebung des beschworenen neuen Rechtes zu wetteifern, so mag man dies immerhin als ein Verdienst preisen; auch scheint es nur billig, über den Vater Georgs V. die allerstärksten Worte nicht zu brauchen. Doch über alledem sollte ein redliches Volk nie vergessen, daß dieser Mann eine elfjährige Mißregierung der Unsittlichkeit und der Lüge über ein deutsches Land brachte, ja, daß er bei seinem Staatsstreiche — selbst

wenn wir die krassesten Lehren des absoluten Königtums anerkennen wollten — nicht einmal als Ehrenmann gehandelt hat. Als ein konsequenter Vertreter des Königtums von Gottes Gnaden darf er nicht gelten, der in Deutschland zwar mit gotteslästerlichen Worten von seiner Fürstenallmacht redete, in England aber sein königliches Knie beugte vor der gehaßten Nichte, um nur die Apanage von 21 000 Pfund Sterling nicht zu verlieren. Und ein Mann von Ehre war er nicht, der als Prinz dem Grundgesetze erst zustimmte, dann wieder nicht und seinen Widerspruch nur in Privatbriefen kundgab; seit wann, fragte Dahlmann mit Recht, seit wann protestiert man denn in der Tasche? Mir steigt das Blut in die Wangen, wenn ich die landesüblichen nachsichtigen Urteile über Ernst August lese; sie bezeugen, wie arm wir noch sind an nationalem Stolze. Denn dieser Fürst, in dessen engem Kopfe die Begriffe des englischen Hochtorys und des deutschen Husarenoffiziers sich zu einem bizarren Ganzen verbanden, war doch in erster Linie ein Stock-Engländer, beseelt von jener hoffärtigen Verachtung des deutschen Volkes, welche die schlechteren seiner Landsleute erfüllt. Dreist bekannte er, der Deutsche ertrage ruhig jede Entwürdigung. Wohin ist es doch mit uns gekommen, wenn wir einem Fremden verzeihen, daß er also von uns dachte!

Alsbald nach der Ankunft in seinem Lande wollte der neue König erproben, was Deutsche sich bieten ließen. Suscipere et finire war sein Wahlspruch. Ein Patent vom 5. Juni 1837, unterzeichnet von dem König und dem neuernannten Minister v. Scheele, erklärte, daß das Grundgesetz den König nicht binde und zunächst einer Kommission zur Prüfung übergeben werden sollte. Der neue Minister war auf die Verfassung nicht beeidigt, die alten Minister aber blieben im Amte; denn in Deutschland verträgt sich rechtschaffenes Privatleben noch immer sehr wohl mit einer an Nichtswürdigkeit grenzenden Schwäche des öffentlichen Handelns. Die Nation, seit Jahren wieder der Politik entfremdet, ward durch das Patent heftig aufgeregt: eine Flut von Broschüren erschien, fast einmütig erklärten sich die Presse und die Kammern von Baden, Sachsen, Bayern für das gute Recht. Von dem neuen Hofe verlautete lange Zeit nichts; schon jubelten die Blätter, vor dem imponierenden Ausspruche des öffentlichen Unwillens sei der König zurückgewichen. Unterdessen feierte die Georgia Augusta pomphaft das Jubelfest ihres hundertjährigen Bestehens. „Man schmauste über Gräbern", sagte Dahlmann. Zwar für die wiederkehrenden Versammlungen der deutschen Philologen ward in diesen Festtagen der Grund gelegt, an Verabredungen zum Schutze des bedrohten Grundgesetzes dachten die zahlreich in Göttingen versammelten Politiker des Landes nicht. Das Volk jubelte dem König zu, welcher beim ersten Schritte in sein Land die Grundlagen des Gemeinwesens in Frage gestellt hatte, dessen Sprache, Recht und Sitten er nicht kannte. Es ist bitter, dieses törichten Jubels zu gedenken; freilich hatten

wenige Jahre zuvor, unter Georg IV., die Engländer bewiesen, daß auch das in politischen Kämpfen bestgeschulte Volk Europas vor solchem Rausche untertäniger Ergebenheit nicht sicher ist. Bald sollten die Deutschen erfahren, daß das Recht zu seinem Schutze anderer Waffen bedarf als der wohlfeilen Kundgebung der öffentlichen Meinung. Am 1. November hob der König das Grundgesetz auf, führte die Verfassung vom Jahre 1819 wieder ein — freilich nicht das Kollegium der Schatzräte, da der verhaßte Stüve Schatzrat war — und entband alle königlichen Diener ihres Verfassungseides — denn auch dieser Ausdruck des patriarchalischen Despotismus ward jetzt wieder für die Staatsbeamten gebraucht.

Der Tag der Prüfung war erschienen, da die Männer von den Schwachen sich scheiden sollten. Unter den Beamten sah Dahlmann viele entschlossen, „alles zu lassen, was ihr Herz hochhielt, um nur mit den Ihren das bittere Brot der Kränkung essen zu dürfen." Ich unterschreibe alles, sagte einer, Hunde sind wir ja doch. Auch unter der Geistlichkeit fanden die wenigsten den Mut, die Heiligkeit geschworener Eide zu verteidigen. Die Minister sahen die Verfassung vernichtet und blieben in ihrer Stellung, nur daß sie zu Departementsministern degradiert und ihr alter Feind Scheele ihnen als alleiniger Kabinettsminister vorgesetzt ward. „Nicht die Verfassung, nicht einmal das Amt, nur die Genüsse des Amtes waren gerettet", sagte Dahlmann. Auch Rose schaute dem Untergange seines Werkes zu und blieb im Amte. Die alten Genossen in der Hauptstadt gab Dahlmann verloren; doch in der Georgia Augusta blieb ihm noch ein treuer Freundeskreis. Mit Albrecht und Jakob Grimm hatte er schon nach dem ersten Patente vergeblich beantragt, daß eine Kommission des Senats über die Sache zu Rate gehe. Am 18. November unterzeichneten sieben Professoren die allbekannte, von Dahlmann entworfene Vorstellung an das Universitätskuratorium, worin sie erklärten, daß sie sich auch jetzt noch durch ihren Verfassungseid gebunden glaubten. „Das ganze Gelingen unserer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte unserer Lehren als auf unserer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebenso bald ist der Segen unserer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Majestät dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?" Der Ausdruck eines tiefen sittlichen Leidens lag unverkennbar in der Erklärung; es war „eine Protestation des Gewissens, nur durch den Gegenstand ein politischer Protest". Die „bösen Sieben" waren keineswegs sämtlich Parteigenossen, und nur Dahlmann, Albrecht und Gervinus hätten sich unter der neuen Herrschaft gezwungen gesehen, „die Lehre des Meineids in ihre Verträge über Staat und Verfassung aufzu-

nehmen", während die beiden Grimm, Ewald und Wilhelm Weber in ihrer gelehrten Tätigkeit mit dem Staate nichts zu schaffen hatten.

Noch heute erscheint uns als das treffendste Urteil über jene Tage das bittere Wort, das Gervinus in der ersten Zeit der Erregung aussprach: „Die Zeichen des Beifalls sind mir ebenso viel schmerzliche Zeichen davon, daß das einfachste Handeln nach Pflicht und Gewissen unter uns auffällig und selten ist." Seit langem lebte Herr v. Scheele der Meinung, daß für die Universität zu viel geschehe. Der König, der sein wegwerfendes Urteil über die Feilheit deutscher Professoren oft in rohen Worten geäußert, war erstaunt, aber rasch entschlossen, das aufsässige „Federvieh" zu beseitigen. Nach wenigen Wochen wurden die Sieben abgesetzt, ohne daß man auch nur jene wahrlich sehr bequeme Formen achtete, welche der Bundestag für die Entfernung staatsgefährlicher Professoren vorgeschrieben. Dahlmann ward mit Jakob Grimm und Gervinus sogar des Landes verwiesen, weil die drei ihren Protest brieflich an Verwandte mitgeteilt hatten. Den Sohn an der Hand, schritt er zum Wagen; eine Schar Küraſſiere brachte die Verbannten über die Grenze. Unter den Göttinger Burschen waren einige echte Söhne hannoverscher Junkergeschlechter, welche den Mißhandelten das Honorar durch den Stiefelputzer abfordern ließen; die ungeheure Mehrzahl verleugnete nicht die Begeisterung für rechte Tapferkeit, welche der Jugend schönes Vorrecht ist. Drüben auf hessischem Boden empfing der in Scharen vorausgeeilte Göttinger Bursch die geliebten Lehrer zum letzten Male mit einem Hoch. Jedermann kennt die Szene, wie im Wirtshaus an der Grenze ein kleiner Bube sich vor Jakob Grimms majestätischem Kopfe ängstlich hinter dem Rocke der Mutter versteckte und die Mutter ihm zurief: „Gib dem Herrn die Hand, es sind arme Vertriebene."

Was aber gab dieser schlichten Tat des Bürgermutes eine weit über die Grenzen des kleinen Landes hinausreichende Bedeutung? Allzulange hatten unsere Hochschulen jedes Hinüberwirken der Wissenschaft auf das Leben in beschränktem Dünkel als unakademisch von sich gewiesen; eben jetzt zog eine Deputation der Göttinger Professoren zur Audienz nach Rotenkirchen, um in jämmerlichen Worten die Tat der Sieben halb zu beklagen, halb zu entschuldigen. Fast klang es wie Hohn, wenn ein englisches Blatt meinte: „Die deutschen Universitäten sind auch politische Mittelpunkte, die dem übrigen Lande einen Impuls geben." Um so stärker der Eindruck, als jetzt in den höchsten Kreisen der Wissenschaft eine politische Tat gewagt ward, verständlich dem schlichtesten Sinne. Jakob Grimm schrieb über seine schöne Verteidigungsschrift das Wort aus den Nibelungen: War sint die eide komen? — und Gaudy besang in einem Gedichte, das vor der Leipziger Zensur keine Gnade fand, die drei Verwiesenen mit den schalen Versen:

Dort stellten sie die Frage: Wollt ihr meineidig sein?
Da schüttelten die dreie das Haupt und sprachen: Nein!

So einfach, daß, wie Dahlmann vorhersagte, das Urteil der Geschichte auch nicht einen Augenblick schwanken kann, so sonnenklar, so rein sittlicher Natur mußte der Hergang sein, wenn ein ganzes Volk von noch geringer politischer Bildung sich dafür erwärmen sollte. Zweimal erst war in Deutschland für politische Zwecke gesammelt worden, für den deutschen und den griechischen Freiheitskrieg. Jetzt zum ersten Male brachten die Deutschen freiwillige Geldopfer zur Förderung ihrer inneren politischen Kämpfe; der Göttinger Verein in Leipzig half den Sieben jahrelang über die Not des Tages hinweg.

Ihren höchsten Wert erhielt die Tat der Sieben durch die Personen. Wer die Wortführer in der Presse und den Kammern musterte, mochte wohl befremdet fragen, ob dies noch das geistvolle Volk der Deutschen sei. Mittelmäßige Köpfe behaupteten die Vorderstelle in der Volksgunst, und vielleicht ward eben durch die keineswegs überragende Bedeutung der meisten Führer des Liberalismus die weite Verbreitung der liberalen Ideen gefördert. Jetzt endlich prägten sich dem Volke wieder die Bilder bedeutender Männer ins Herz, Sterne der Wissenschaft, eigengeartete Charaktere. In den politischen Schriften des Tages sah man hier das seichte Bächlein trivialer Gedanken behaglich dahinplätschern, dort schnellte ein geistreicherer Mann, ein Börne oder Heine, seine Einfälle durch künstlichen Druck empor, ließ sie als blendende Kaskaden in der Sonne glitzern. Wie anders die Worte, welche von den Sieben ausgingen! Dahlmann erzählte das Ereignis in der klassischen Schrift „Zur Verständigung", die zu Basel, außerhalb des Bereiches deutscher Zensur, erscheinen mußte. Schön und voll und frisch wallen hier seine Gedanken dahin, mit ursprünglicher Kraft entströmend den Tiefen eines selbständigen Geistes. „Ich kämpfe für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Gesetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblickes der sterbliche König in Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen beginnt. Ich kann keine Revolution hervorbringen, und wenn ich es könnte, täte ich's nicht; allein ich kann ein Zeugnis für Wahrheit und Recht ablegen gegen ein System der Lüge und Gewalttätigkeit, und so tu ich."

Selbst die konservativen Kreise waren im ersten Augenblicke entrüstet über das vermessene Beginnen des Königs. Da und dort jubelte wohl ein frivoler Junker, wie der Prinz von Noer, das sei brav, daß man die Kerls weggejagt habe. Ernstere Männer der Reaktion empfanden, den Mächtigen sei nicht gedient mit einem Vorgange, welchen im ganzen Weltteile nur die zweideutigen Charaktere der Klenze und Zimmermann und die komische Figur des Grafen Corberon zu verteidigen wagten. Unter vier

Augen gestand Blittersdorff, die Tat sei ein Staatsstreich, und jede deutsche Kammer werde dadurch bedroht, also berechtigt, Einspruch zu erheben. Was sollte man auch erwidern, wenn in der badischen Kammer der geistreiche Sander sagte: „Gibt man heute zu, daß ein Fürst, gestützt auf sein Agnatenrecht, die von seinem Vorgänger verliehene Verfassung umstößt, so kann morgen jeder deutsche Fürst eigenmächtig ausscheiden aus dem Deutschen Bunde, welchem sein Vorgänger beitrat" —? Indes am österreichischen Hofe herrschte die alte unbelehrbare Vorliebe für den Absolutismus und die Achtung der gedankenlosen Trägheit vor der vollendeten Tatsache. Das System Ernst Augusts begann Wurzeln zu schlagen im Lande; verließ ihn der Deutsche Bund, so war seine Abdankung wahrscheinlich und ein norddeutsches Baden gegründet. Die Stellung der k. k. Staatskanzlei also war entschieden; Preußen, in unbegreiflicher — bald schmerzlich bereuter — Verkennung seiner natürlichsten Interessen, stimmte zu. Der Minister v. Rochow erfand ein unsterbliches Wort, als er die Elbinger, welche an ihren Landsmann Albrecht eine Ansprache gerichtet, belehrte, daß es dem Untertan nicht zieme, „die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen". Von allen Seiten sandten die Deutschen — zuerst die Hamburger — den Sieben zustimmende Adressen zu; des Schreibens über die Tat wollte kein Ende werden. Diese Bewegung im Volke stimmte die kleinen konstitutionellen Regierungen, deren höchster politischer Gedanke die Angst war, bedenklich. Das sächsische Ministerium duldete zwar Dahlmanns Aufenthalt in Leipzig, doch die angekündigte Vorlesung durfte nicht stattfinden. Mit schneidenden Worten zeichnete der tapfere Mann diese Staatskunst der Halbheit in der Vorrede, welche er der juristischen Verteidigungsschrift seines Genossen Albrecht vorausschickte. Das Blatt liegt vor mir, und ich lese in den schönen gleichmäßigen Schriftzügen: „Solange es bei uns nicht in politischen Dingen, wie seit dem Religionsfrieden gottlob in den kirchlichen, ein lebendiges Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse gibt, (solange, die das beste Gewissen haben könnten, sich gebärden; als ob sie das schlechteste hätten, solange der feigherzigste Vorwand genügt, um nur alles abzuweisen, was an dem trägen Polster der Ruhe rütteln könnte), ebensolange gibt es keinen Boden in Deutschland, auf dem *einer* aufrechtstehend die reifen Früchte politischer Bildung pflücken könnte." Daß die eingeklammerten Worte nicht gedruckt wurden, dafür sorgte der Rotstift des sächsischen Zensors.

Hannover erfuhr inzwischen, daß unser konstitutionelles Leben auf Sand gebaut ist, solange alle materiellen Machtmittel des Staates in der Hand der Krone liegen und unser Volk sich noch nicht zu dem Glaubenssatze jedes Engländers bekennt, daß man einem ungesetzlichen Befehle mit der Faust erwidern muß. Die Regierung war gewitzigt durch den Lärm, welchen die Vertreibung der Sieben erregt, sie wollte jetzt nicht bemerken,

daß ein Teil der Beamten, jenem Vorgange folgend, nur unter Vorbehalt die Huldigung leistete; die Steuern, wo einer sie verweigerte, wurden gewaltsam eingezogen. Landtagsmitglieder, Gemeinden und Korporationen begannen einen höchst ehrenwerten, zähen Widerstand, doch mit zersplitterten Kräften. Sie fanden an Dahlmann einen unermüdlichen Bundesgenossen. Er gab Stüves Verteidigung des Grundgesetzes und die Rechtsgutachten von drei unserer tüchtigsten Fakultäten heraus und mußte dafür von der hannoverschen Regierung grobe Worte hören über die Einmischung unberufener Ausländer; „denn in unseren Tagen ist das Wort ja bloß dem Unterdrückten selber, das heißt bloß demjenigen erlaubt, dem es verboten ist". Der Bundestag entzog endlich dieser Bewegung jeden Boden durch den berüchtigten Inkompetenzbeschluß. Graf Münch und Herr v. Leonhardi hatten durch alle Künste der Einschüchterung die Mehrzahl für die schlechte Sache gewonnen. In dem schleswig-holsteinischen Handel wurden die Trümmer einer althistorischen Verfassung vom Bunde für nicht vorhanden erklärt; jetzt fand der Bundestag, es liege kein Grund zum Einschreiten vor, denn in Hannover bestehe ja eine Verfassung — nämlich die von Ernst August oktroyierte. So erfuhr Dahlmann zweimal gleichsam am eigenen Leibe, wie der Bund alle Stadien sophistischer Rechtsverdrehung durchmaß. In diesen Tagen verloren auch die gutherzigsten Gemüter das letzte Vertrauen zu dem Bundestage; die moralische Niederlage war vollständig; denn, dank der Geheimhaltung der Bundesprotokolle, das Volk glaubte, daß nur zwei Staaten dem schmachvollen Beschlusse widersprochen hätten, während in Wahrheit sechs Stimmen gegen zehn sich für das Recht des Landes erklärten.

Ernst August aber erlangte endlich durch Minoritätswahlen, durch lügenhafte Vorspiegelungen und unerhörten Druck einen Landtag, welcher „den Mut hatte, sich über die Rechtsfrage hinwegzusetzen", er gewann die Herstellung der Kassentrennung und eine Verfassung, welche Dahlmann kurzweg „eine unverantwortliche" nannte. Acht Jahre lang erntete der eigensinnige König die Früchte seines Tuns, das will sagen: er schwebte mit seiner Kronkasse in ewiger Geldnot. Noch im Jahre 1847 erklärte er feierlich, daß er niemals öffentliche Ständeversammlungen dulden werde; nur wenige Monate, und die deutsche Revolution brachte seinen Hochmut zu Fall. Seitdem sind neue Stürme über das unglückliche Land dahingegangen. Während eines halben Jahrhunderts ward die Verfassung sechsmal von Grund aus geändert. Nach menschlichem Ermessen kann der zerrüttete Staat von innen heraus nicht mehr gesunden; erst ein Eroberer wird ihm Sicherheit des öffentlichen Rechtes bringen. Der Staatsstreich von 1837 aber hielt noch lange Jahre hindurch Presse und Kammern in Bewegung. Selbst die gewerbsmäßige Langeweile des sächsischen Landtages wurde mehrmals durch lebhafte Debatten über den Rechtszustand in Hannover unterbrochen. Ein Patriot gab sie heraus mit dem stolzen

Vorwort: „Sachsen ist nicht zurückgeblieben, aus den Sälen der Volksvertreter tönen weithin durch Deutschlands Gaue die Riesenklänge innigen, tiefen Mitgefühls!" — So aber stand es, so steht es noch heute im Deutschen Bunde: wenn irgendwo im Vaterlande das Recht vernichtet wird von schamloser Willkür, so hat diese große unglückliche Nation den Getretenen nichts anderes zu bieten als Riesenklänge innigen, tiefen Mitgefühls. —

In dem folgenden Jahrzehnt stand Dahlmanns Ruhm auf seiner Höhe. Wer nicht blindlings auf die Worte der Gewalthaber schwor — alle Richtungen der Opposition, Demokraten, wie Johann Jacoby, und unabhängige Konservative wetteiferten, dem edlen Manne ihre Verehrung zu bezeigen, derweil er in Jena still zurückgezogen an seiner dänischen Geschichte schrieb. In allen Ländern germanischen Stammes war diese Stimmung rege: Flugschriften und Zeitungen ermahnten die holländische Regierung, die von dem Zwingherrn Hannovers Vertriebenen auf ihren Hochschulen aufzunehmen, und schon war die Universität Bern im Begriff, den Führer der Sieben zu berufen. Da führten ihn nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die Bemühungen Bethmann-Hollwegs auf den Lehrstuhl der Geschichte in Bonn. Mit offenen Armen kamen ihm die Arndt und Böcking und Simrock, mit freudigem Willkommen die Studentenschaft entgegen. Gar bald schmeichelte sich ihm jener Zauber des rheinischen Lebens ins Herz, dem kein Deutscher widersteht. Scheinen doch in diesem preußischen Rheinlande alle Gegensätze des deutschen Lebens, der ganze überschwengliche Reichtum unseres Volkstumes auf engem Raume vereinigt; man schaut da einen Mikrokosmos von Deutschland. Der deutsche Großstaat in seiner militärischen Ordnung, seiner freien Wissenschaft inmitten der katholischen Welt; die trauliche Enge des norddeutschen Familienlebens neben der ungebundenen Fröhlichkeit, der schönen Sinnlichkeit süddeutscher Weise; und unter den geborstenen Trümmern der Ritterburgen ein ganz bürgerliches, demokratisches Geschlecht, das die trennenden Schranken mittelalterlicher Standesbegriffe schier völlig übersprungen hat und mit der rastlosen Tätigkeit moderner Menschen auf seiner Welthandelsstraße sich tummelt. Der in dem strengen Luthertume des Nordens Aufgewachsene begann jetzt den Katholizismus milder zu würdigen, er sah mit Freude, wie trotz aller Hetzereien der Ultramontanen in dieser gemischten Bevölkerung ein gesunder Kern liebevoller Duldung sich erhalten hatte und in den Verhandlungen der rheinischen Stände niemals der gehässige Lärm konfessionellen Haders widerklang. Entschieden verwarf er die unselige Lehre, daß Preußen eine „protestantische Politik" befolgen solle, und mit tiefem Ekel wandte sich die Keuschheit seiner Empfindung von jener zur Schau getragenen christlich-germanischen Gläubigkeit, welche unter dem Ministerium Eichhorn künstlich gepflegt ward. Daß er dies bei einem Fackelzuge seinen Studenten furchtlos aussprach, trug ihm einen scharfen Verweis des Ministers ein.

Gar seltsam ward ihm doch zumute, wenn die brausende Begeisterung der Menge ihn auf den Schild erhob, wenn seinen auf das Konkrete gerichteten Geist der schmetternde Wortschwall dieser in unbestimmten Hoffnungen schwelgenden Zeit umschwirrte, wenn auf seinem Abschiedsmahle zu Jena Verse erklangen wie diese: „Es gilt dem kommenden Geschlechte, es gilt dem künft'gen Morgenrot, der Freiheit gilt es und dem Rechte, es gilt dem Leben und dem Tod!" Sehr fern in Wahrheit stand der politische Denker den Wortführern des Tages; von Anbeginn war ihm der vulgäre Liberalismus ein Greuel. Schon gegen das Ende der zwanziger Jahre zeigte sich jene unheimliche Erscheinung, welche wir bereits in den Tagen der Kirchenverbesserung gesehen haben und in allen Zeiten fieberischen inneren Kampfes wieder schauen werden: den erhitzten Parteien galt die Gemeinsamkeit der Parteigesinnung höher denn das Heiligtum der Nationalität. Seit vollends auf den Barrikaden an der Seine die Trikolore geweht, schaute Deutschland mit würdeloser Bewunderung über den Rhein; begeistert grüßte man jene Polen, die doch dessen kein Hehl hatten, daß sie uns ein wohlerworbenes Stück unseres Reiches zu entreißen trachteten; und nicht lange, so nannte ein Häuptling der Radikalen die Deutschen eine niederträchtige Nation. Unser Süden vornehmlich bewies abermals, wie schwer er daran krankt, daß er in jenen Tagen, deren das Volk sich noch entsinnt, keine großen nationalen Taten geschaut hat. Paul Pfizer hielt alles Ernstes für nötig, den Schwaben zu beweisen, daß ein Protektorat Frankreichs über unsere Kleinstaaten nicht wünschenswert sei. Mit Zorn und Scham sah Dahlmann auf dies vaterlandslose Treiben. Den Schatten eines großen Toten beschwor er auf vor den Verblendeten, er nannte es zürnend ein böses Zeichen, daß an dem Volke der Tod Steins fast spurlos vorüberging, des Mannes, „der, wie wenig Staatsmänner, zugleich ein vornehmer und ein geringer Mann war, der in die harten Hände des Landsmanns blickte und ihrer nicht vergaß auf seinem Schlosse. Die Zeit wird kommen, da man ihm seine Tugenden verzeiht." Und während die Gesinnungstüchtigen des Tages mit Jubel hörten, wie Heinrich Heine die rheinischen Bogenschützen aufbot, den schwarzen Adler von der Stange zu schießen: war dem maßvollen Mann über der Verbitterung des Augenblickes die Erinnerung nicht geschwunden, daß alle echten Taten des deutschen Schwertes und die edelste demokratische Revolution unseres Jahrhunderts, die Befreiung des deutschen Bauernstandes, ein Werk sind der Monarchie in Preußen. Von Österreich wußte er längst, daß dieses Reich ohne nationale Unterlage auf der alten Ordnung ruht und in Deutschland nicht schöpferisch wirken kann. Seine Hoffnung stand auf Preußen.

Auf demselben Göttinger Lehrstuhle, wo kurz zuvor Sartorius seinen Ingrimm wider Preußen ausgeschüttet, sprach sein Nachfolger das Wort: „Erst durch preußische Reichsstände kann dem konstitutionellen Systeme in Deutschland ein gesicherter Ausbau werden" — ein Wort, dessen Wahrheit

wir noch durch lange Jahre sorgenvoll erproben werden. Jenem „Worte über Verfassung", das er zur Zeit der Wiener Verträge verfaßt, schrieb Dahlmann später mindestens den Wert der Ahnung zu, daß ein großer Augenblick gekommen sei, der nicht ungenutzt vorübergehen dürfe. Noch einmal, in ähnlicher Lage, 1832, erhob er die gleiche Forderung; denn der Reichstag für Preußen ist vom Könige feierlich verheißen „und gar nicht wie ein Weihnachtsgeschenk, wie ein Putzhut, den man dem Volke gibt, das sich darein vergafft hat, sondern als eine inhaltsvolle, tiefsinnige Einrichtung, als der Schlußstein einer ehrenwerten Staatsbildung". In Berlin aber galt der ratlose Rat jener, welche ihre geistreiche Unfruchtbarkeit hinter dem schillernden Satze verbargen: Nous ne voulons pas la contre-révolution, mais le contraire de la révolution. Wer mit Dahlmann die Selbstbeschränkung des Absolutismus, die Vollendung der Reformen Steins verlangte, dem rief Rankes Zeitschrift entrüstet zu: „Unwürdiger Gedanke, daß man die Einberufung allgemeiner Stände darum verschiebe, weil man seine Gewalt nicht wolle geschmälert haben!" Eine nahe Zukunft sollte erfahren, daß Dahlmann mit seinem unwürdigen Gedanken die Stimmung des Berliner Hofes sehr richtig durchschaut hatte. Noch in seiner Bonner Antrittsvorlesung mußte er sich rechtfertigen gegen den Vorwurf, er sei gut deutsch zwar, aber dem preußischen Staate abgeneigt.

Kurz nach der Vollendung des hannoverschen Grundgesetzes und zum zweiten Male ein Jahr vor der deutschen Revolution ließ er sein wissenschaftliches Hauptwerk erscheinen: Die Politik. Noch immer wie zur Zeit der Kieler Blätter sieht er in England das Musterbild für die Staaten des Kontinents. Mit Montesquieu, als dessen Nachtreter Bosheit und Einfalt ihn schildern, hat er nichts gemein als diese Bewunderung der englischen Verfassung; im übrigen verurteilt er die Schwächen des französischen Denkers sehr hart, fast feindselig. Das an Montesquieu anknüpfende Werk De Lolmes gab er heraus, um die Kenntnis englischer Dinge zu verbreiten, doch trug er selber nach jahrelanger Forschung ein ungleich reicheres, lebensvolleres Bild von der britischen Verfassung in der Seele als jener. Die kurzen Abschnitte der „Politik" über das Parlament kommen der Erkenntnis des wirklichen englischen Staates näher als irgendein deutscher Politiker jener Zeit. Damit ist nicht gesagt, daß sie die ganze Wahrheit geben. Von dem höchst verwickelten Bau der englischen Verwaltung kannte Deutschland damals nicht viel mehr, als was Ludwig Vincke geistvoll geschildert hatte. Erst das jüngste Jahrzehnt hat durch Gneists Schriften umfassenden Einblick gewonnen in das Wesen des Selfgovernment und den unlösbaren Zusammenhang von Englands Verfassung und Verwaltung. Wir wissen jetzt, daß eben jene Elemente des Staates und der Gesellschaft, auf welchen Deutschlands Stärke beruht, in England verkümmert sind — und umgekehrt. Diesen ungeheuren Abstand deutscher und englischer Zustände hat Dahlmann nicht zur Genüge erkannt, nicht den

streng aristokratischen Charakter der englischen Geschichte, welcher von dem demokratischen Wesen der deutschen Gesellschaft so weit abweicht, nicht das Nebeneinander zweier großer aristokratischer Parteien, neben welchen erst in jüngster Zeit neue, den festländischen Parteien verwandtere Richtungen emporkommen. Daher zollt er Charles Grey einseitige Bewunderung und meint, mit der Reformbill habe der englische Parlamentarismus seinen Höhepunkt erreicht, denn „niemals waren seine Verfassungsorgane gereinigter". Und doch können wir schon jetzt sagen: die Reformbill und die darauffolgenden Änderungen der Verwaltung sind nicht die höchste Ausbildung des altenglischen Staats, sondern der Beginn einer Neugestaltung; die großen Tage des alten Parlamentarismus sind dahin, vor unseren Augen vollzieht sich in England eine neue Ordnung der Dinge; bureaukratische Formen, dem Festlande entlehnt, dringen ein in das Gefüge des aristokratischen Selfgovernment, und über kurz oder lang werden die demokratischen Elemente der Gesellschaft ein größeres Gewicht in diesem Staate erlangen. Mit kurzen Worten: von Dahlmanns Satze, England sei das Vorbild für die Staaten des Kontinents, bleibt nur so viel wahr, daß ein Königtum mit einer gesetzgebenden Volksvertretung und geordneter Teilnahme des Volkes an der Verwaltung allen Großstaaten des zivilisierten Festlandes unentbehrlich ist; aber der Ausbau dieser Institutionen im einzelnen kann bei uns nimmermehr nach englischem Muster erfolgen. Wenn Dahlmann dem Aristoteles bewundernd nachrühmt, es gebe eine aristotelische Staatslehre, aber nicht einen aristotelischen Staat, so gebührt ihm selber das gleiche Lob nicht ohne Vorbehalt; denn wie redlich er sich auch bemüht, andere Staatsformen unbefangen zu würdigen — der Staat mit englischen Institutionen ist ihm doch „der gute Staat", und wenigstens den Schein hat er nicht vermieden, daß er ein konstitutionelles Staatsideal aufbauen wolle.

Nächst dem Studium des englischen Staates ward die Einwirkung der deutschen historischen Schule für Dahlmanns politisches Denken entscheidend. Alle tieferen Naturen erhoben sich zu einer vornehmeren Auffassung des Staatslebens, seit die Niebuhr, Eichhorn, Savigny uns die Einsicht eröffneten in das Werden des Rechtes und uns die rechtbildende Kraft des Volksgeistes, die Notwendigkeit der politischen Entwicklung erkennen lehrten. Unter den Frühesten, die diesen Männern folgten, war Dahlmann, dessen erwägende Natur ohnehin geneigt war, die menschlichen Dinge nicht zu beweinen, nicht zu belachen, sondern zu verstehen; voll Ehrfurcht vor den gegebenen Zuständen wandte er sich kalt von abstrakten politischen Spekulationen, „denn der Idealist löst Rätsel, die er sich selber aufgegeben hat". Dennoch stand er selbständig der historischen Rechtslehre gegenüber; schonungslos geißelte er die Verirrungen der Schüler Savignys. Daß die Meister der historischen Juristen die reaktionären Bestrebungen förderten, entsprang offenbar nicht aus dem Wesen ihrer Lehre; denn nur der Will-

für von oben wie von unten, nur der leichtfertigen Gesetzmacherei mußten jene widerstreben, welche den Werdegang des Rechtes andachtsvoll in der Geschichte verfolgten. Ja sogar ein starker demokratischer Zug lag unverkennbar in dieser Doktrin; als ein rechter Vertreter der allmächtigen bureaukratischen Staatsgewalt trat Gönner gegen Savigny auf mit der Anklage, er sei ein verkappter Revolutionär — denn wenn das Recht allmählich erzeugt werde durch die rechtbildenden Kräfte des Volksgeistes, wo bleibe da noch ein Raum für die alles besorgende Bureaukratie? Vornehmlich in Niebuhrs Blute flossen einige Tropfen kerniger demokratischer Gesinnung: nie erscheint uns sein hoher Geist großartiger, als wenn er mit der schönen Begeisterung des dithmarsischen Bauernsohnes für die Plebes gegen die Patrizier, für Athen gegen Sparta in die Schranken tritt. Trotzdem lenkte die historische Schule mehr und mehr in reaktionäre Bahnen ein. Anhaltende Beschäftigung mit der Vergangenheit führt zartere Geister leicht zur Überschätzung des Antiquarischen oder zu jenem blutlosen Fatalismus, der, wenn er das Notwendige der Tatsachen begriffen hat, sie auch gerechtfertigt glaubt. Und diese sinnigen, geistvollen Denker, welche durch schwere Forschung erkannt hatten, wie fein verschlungen das politische Leben ist, wie zahllose Faktoren zusammenwirken müssen, um eine einzige historische Tatsache ins Leben zu rufen — sie waren nur zu geneigt, mit ungerechter Härte auf jene Alltagsliberalen herabzuschauen, welche alle Nöte der Zeit mit einigen alleinseligmachenden konstitutionellen Formeln zu heilen gedachten. Endlich ward die reaktionäre Parteistellung der historischen Schule auch durch gewisse Charakterschwächen ihrer Häupter verschuldet. In nervöser Angst zitterte Niebuhr vor jeder revolutionären Bewegung, schwarzgallig, hoffnungslos sah er in die Zukunft der Welt, und nie wollte er sich daran gewöhnen, daß die breite Mittelmäßigkeit leider immerdar das große Wort führen wird im politischen Leben. Mit einem glücklicheren Temperamente war Dahlmann gesegnet; seine frische Willenskraft bewahrte ihn vor den Irrtümern des Meisters. Mit felsenfester Zuversicht glaubte er an eine auch äußerliche Vollendung der menschlichen Dinge am Ende der Geschichte, und der ganze Unterschied der sogenannten glücklichen und der unglücklichen Zeiten lag für ihn darin, daß die einen für sich selber etwas zu bedeuten scheinen, während die anderen im Zusammenhange der Geschichte etwas noch Größeres bedeuten. Kopfschüttelnd sah er seinen großen Freund in bangen Ahnungen sich verlieren, ihn, „dessen Dasein allein schon bewies, daß die Menschheit von höheren Gewalten nicht aufgegeben ist".

Die Sünden der historischen Schule wurzeln darin, daß sie die Stimmung, welche dem rückschauenden Betrachter ziemt, in das handelnde Leben hineintrug. Wer nach Jahren zurückschaut auf die Stunden, da eine schwere Wahl an ihn herantrat, mag ruhig sagen: es war notwendig, daß ich mich also entschied; in dem Augenblicke, da er handeln

mußte, hat er doch den Schmerz und Kampf des freien Entschlusses durchgefochten. Klar durchschaute Dahlmanns waches Gewissen diesen Trugschluß; alle Schuld nicht in den Menschen, sondern in dem unabwendbaren Drange der Begebenheiten zu suchen, das nannte er die dumpfste und unsittlichste Anschauung des Lebens. Wenn die Konservativen lange Vorbereitungsjahre verlangten, daraus der konstitutionelle Staat sich historisch entwickeln solle, so rief er entschlossen: Das heißt auf dem Trocknen schwimmen lernen. Wenn jene beteuerten, unseren Tagen fehle der Beruf zur Gesetzgebung — er wußte, daß es sich im Staate nicht um das Vollkommene handelt, sondern um das Notwendige: „Stürzt das Dach über meinem Hause zusammen, so ist mein Beruf zum Neubau dargetan." Ein Bewunderer der Tugenden des altpreußischen Beamtentums, erklärte Niebuhr die Verwaltung für unendlich wichtiger als die Verfassung, und die Männer der hannoverschen Bureaukratie, die Brandes und Rehberg, welchen Dahlmann sich immerdar verpflichtet hielt, stimmten bei. Der jüngere Freund sah diesmal schärfer: „Verfassung und Verwaltung bilden keine Parallelen, es kommt der Punkt, auf welchem sie unfehlbar zusammenlaufen, um nicht wieder auseinanderzuweichen." Bis zur Erbitterung steigerte sich sein Widerspruch, wenn die historische Schule ihre Ruheseligkeit mit dem Mantel der Religion bedeckte und die knechtische Untertänigkeit des erstarrten Luthertums für das Christentum selber ausgab. In dieser Verwechslung liegt ja der Hauptgrund, warum heutzutage die stärksten Geister leicht ungerecht über das Christentum urteilen; darum wiederholte Dahlmann, der den sittlichen Kern des Christenglaubens mit religiöser Innigkeit verehrte, unermüdlich, daß in den Zeiten, da die Kirche groß war, Helden, freie Männer an ihrer Spitze standen: „Beeiferung zur Tat ging damals durch das Christentum." In heftiger Fehde lag er mit den jüngsten Ausläufern der Schule, welche nach Schülerweise die Fehler der Meister übertrieben. Mit Hohn geißelte er Stahls Lehre vom monarchischen Prinzip, die allerdings nichts anderes war als ein System der Todesangst; und wenn Stahl ihm Maßlosigkeit vorwarf — aus solchem Munde wollte er die Mahnung zum Maßhalten nicht hören: „Alle Mäßigung beruht auf der nicht vollen Anwendung einer Kraft, die man ohne Rechtsverletzung auch ganz gebrauchen dürfte. Sobald man die Kraft der Landesverfassungen schließlich in bloße Redensarten auflöst, verliert die Rede von Mäßigung ihren Sinn."

Noch *eines* unterschied ihn von den Meistern der historischen Schule: die praktische Erfahrung im konstitutionellen Leben. Wie er einst in Kiel die Geschichte der heimischen Vorzeit durchforscht hatte, um aus der Ferne der Zeiten Waffen für den Kampf der Gegenwart zu holen, so legte er jetzt die Erfahrungen, welche er in dem hannoverschen Verfassungsstreite gesammelt, in einem wissenschaftlichen Werke nieder. In seiner Mittelstellung zwischen der Wissenschaft und dem Staate liegt zum Teil das Ge-

heimnis seiner großen Einwirkung auf ein Geschlecht, das in derselben Lage war. Aus so mannigfacher Anregung entstand ihm ein Buch, das mit einem Schlage die vernunftrechtlichen Schriften der Aretin und Pölitz aus den Kreisen echter Bildung verdrängte und lange wie ein Orakel verehrt ward — kein bahnbrechendes Werk, aber der hochgebildete Ausdruck, der vorläufige Abschluß der politischen Ideen, welche einen großen Teil unserer höheren Stände erfüllten. Noch heute spricht niemand unter uns ein verständiges Wort über staatliche Dinge, der nicht, bewußt oder unbewußt, bei Dahlmann in die Schule gegangen; unsere Achtung vor dem Werke steigt, je mehr wir durch die reifende Zeit von dem Inhalt seiner Lehren entfernt werden. Einzelne Abschnitte des fragmentarischen Buches — so das Kapitel über die Kirche und der schöne Eingang, welcher den Staat als „eine ursprüngliche Ordnung, einen notwendigen Zustand, ein Vermögen der Menschheit" schildert, heben den Verfasser auf die Höhe der ersten politischen Denker der neuen Zeit. So vornehm zurückhaltend er gegen die Feinde verfährt — denn nur dann und wann rückt er einem Triarier der Gegner, einem Gentz oder Burke, zu Leibe — ebenso rückhaltlos ist er im Aussprechen seiner Meinung, er haßt jene Gedrücktheit, welche den deutschen Staatslehrern bei Besprechung politischer Hauptfragen anzuhaften pflegt. Aus jeder Zeile spricht der hohe sittliche Ernst eines Mannes, der es vermochte, selbst die herbe Erfahrung von Göttingen bescheiden als eine Lehre zu betrachten.

Er weiß, daß allein die falschen, verderblichen Staatslehren leicht verständlich sind. Beides gemeinsam, das Königtum und die bürgerliche Freiheit, macht den Staat aus, schrieb er an Johann Jacoby; „der Staat wäre eine ebenso flache und frivole Sache, als er eine tiefsinnige und heilige ist, wenn er nicht gerade diese Verbindung von Dingen zu leisten hätte, die allein dem oberflächlichen Beobachter unvereinbar scheinen". Mit dem Wunsche, daß es allen politischen Sekten mißfallen möge, schickt er sein Buch in die Welt; das deutsche Volk sieht er vor allen anderen berufen, die verderblichen Extreme durch Gewissenhaftigkeit und Tiefsinn zu versöhnen. Doch mitnichten ist dieser Mann der Versöhnung ein Eklektiker; den Ausdruck „gemischte Verfassung" verwirft er als einen Spitznamen, und gar nicht als einen Notbehelf schildert er das verfassungsmäßige Königtum, sondern als das eheliche Kind unserer gesamten Vorzeit, von so althistorischem Stamme wie weiland das Recht des Sachsenspiegels. Und recht als ein Apostel jener gebildeten Demokratie, welcher die Zukunft Europas gehört, redet er in dem Satze, der die sozialen Grundlagen seiner Staatslehre in prägnanten Worten bezeichnet: „Fast überall im Weltteil bildet ein weitverbreiteter, stets an Gleichartigkeit wachsender Mittelstand den Kern der Bevölkerung; er hat das Wissen der alten Geistlichkeit, das Vermögen des alten Adels zugleich mit seinen Waffen in sich aufgenommen. Ihn hat jede Regierung vornehmlich zu

beachten, denn in ihm ruht gegenwärtig der Schwerpunkt des Staates, der ganze Körper folgt seiner Bewegung. Will dieser Mittelstand sich als Masse geltend machen, so hat er die Macht, die ein jeder hat, sich selber umzubringen, sich in einen bildungs- und vermögenslosen Pöbel zu verwandeln."

Form und Inhalt dieser Worte lassen erraten, warum, der also schrieb, nur unter dem höchstgebildeten Teile des Mittelstandes warmen Anklang fand. Die Mehrzahl, unfähig, die historische Betrachtung der Politik zu begreifen, blieb nach wie vor unter dem Einflusse der Ideen Rottecks. Eben diesem Manne, mit dem ihn parteiisches Urteil oft zusammengeworfen hat, stand Dahlmann als ein Antipode gegenüber. Nur in einem verwandt, in tapferer Überzeugungstreue, stießen die beiden sich ab durch ihre Tugenden wie durch ihre Schwächen: jener ein unvergleichlich rühriger Parteimann, der gar nicht verhehlte, daß seine Wissenschaft dem Kampfe des Tages dienen müsse, dieser ein Todfeind „jener rabulistischen Naturen, welche alles in Staatssachen Erlernte nur für die nächsten äußeren Zwecke ausbeuten", Rotteck ein Josephiner, Dahlmann Protestant, beide übereinstimmend in einzelnen Forderungen, doch in dem Kerne ihres Wesens der eine ebenso konservativ wie der andere radikal, dieser ein andächtiger Jünger der Geschichte, jener ein geschworener Gegner des historischen Rechtes, ein Verächter der Vergangenheit, ein erfolgreicher Apostel des allein wahren Vernunftrechts. Das Rotteck-Welckersche Staatslexikon wußte gar nichts anzufangen mit diesem rätselhaften Bonner Radikalen, der ja genugsam bewiesen, daß er kein Fürstendiener sei, und dennoch den Gesinnungstüchtigen die unliebsame Wahrheit sagte, Unabhängigkeit der Verwaltungsbeamten sei in der konstitutionellen Monarchie unmöglich. Am ehesten mag man ihn als politischen Denker mit Guizot vergleichen: Charakter und Bildung, die protestantische Strenge der Lebensanschauung und die stolze Zuversicht der Sprache, die Methode der Forschung und die erheblichsten Resultate zeigen wesentliche Verwandtschaft; der Deutsche stellt seinen Staat auf den lebendigen Unterbau freier Gemeinden, welchen der Romane nicht versteht, als praktischer Staatsmann aber übertrifft der ränkesüchtige Franzose unendlich den gemütvolleren, doch ungewandten deutschen Gelehrten.

Wer der „Politik" gerecht werden will, der gedenke, welche lange Reihe politischer Fragen durch dies Buch zum Abschluß gebracht ward. Daß unter uns gar nicht mehr die Rede sein kann von der Kassentrennung oder von beratenden Ständen oder von Provinziallandtagen ohne Reichsstände, das danken wir zuerst dem raschen Wandel der Zeit, aber auch den Schriften Dahlmanns und seinem tiefgreifenden Wirken als Lehrer unter vielen Generationen teilnehmender Hörer. Andererseits sind viele streng konservative Sätze des Mannes erst nach den Wirren der Revolution zu Ehren gekommen. Die knabenhafte Ansicht, daß die Repu-

blik „eigentlich vernünftiger", die Monarchie nur als ein Übergang gutmütig zu dulden sei, beherrschte in jenen vierziger Jahren die meisten Köpfe des Mittelstandes. Heute hat sich die deutsche Welt wieder zu Dahlmanns positivem Monarchismus bekehrt. Welcher urteilsfähige Mann bestreitet noch, daß die Monarchie das einzige Band der Gewohnheit in der deutschen Staatenwelt, für alle übrigen politischen Elemente der Schwerpunkt erst im Werden ist? Wer lacht noch über den Philister, wenn Dahlmann mahnt, der revolutionäre Sinn der flachen Verstandesbildung stehe der echten Vaterlandsliebe ferner als die fromme Beschränktheit, die an den heimischen vier Pfählen haftet? und jede Revolution sei nicht bloß das Zeugnis eines ungeheuren Mißgeschicks, sondern selbst ein Mißgeschick, selbst schuldbelastet?

Wie wenig sein Buch das Wesen der Repräsentativ-Monarchie erschöpft habe, wußte Dahlmann selber am besten. Unsere Kleinstaaten nannte er nur „das, wenn man so will, konstitutionelle Deutschland" und dankte ihren Kammern mehr, was sie verhinderten, als was sie schufen. Als er, rückkehrend aus dem deutschen Parlamente, gebeten ward, den Torso der „Politik" zu vollenden, da wies er die Fortsetzung ab, solange der erste Band nicht von Grund aus umgestaltet sei. In der Tat, dies Buch, das noch im Jahre 1847 unseren besten Köpfen genügte, ist in sehr wesentlichen Punkten der Gegenwart bereits fremd geworden. Die Verfassungsfragen, welche ihn vornehmlich in Anspruch nahmen, sind heute theoretisch im ganzen abgetan; um so eifriger wendet sich das junge Geschlecht den Fragen des Selfgovernment, der freien Bewegung der Gesellschaft zu, welche Dahlmann nur leicht berührte. Die unendliche Bedeutung der Macht im Staate würdigt er noch nicht: die Hauptabschnitte des Buches lehren wesentlich, wie die Grundsätze des Konstitutionalismus in das Stilleben deutscher Kleinstaaten einzuführen seien. Darum urteilt er ungerecht über Macchiavelli und erkennt nicht die tiefe Verschiedenheit der öffentlichen und der privaten Moral: die Staatskunst wird ja mitnichten unsittlich, wenn der Politiker gesteht, daß Talent und Tatkraft für die Größe der Staaten ungleich wichtiger sind als häusliche Tugenden. Noch weniger durchschaute die deutsche Wissenschaft vor der Revolution die Tiefen des sozialen Lebens: seinen Mittelstand freilich kennt Dahlmann vortrefflich, doch nicht den deutschen Adel, den er noch immer dereinst auf dem Wege der englischen Gentry zu finden hofft, nicht den vierten Stand, von dessen Gliedern er nur die Bauernschaft liebt und versteht. Diese Schwäche führt uns auf die bedenklichste Lücke in Dahlmanns politischer Bildung: dem Sohne unserer großen ästhetischen Epoche wollte die derbe Prosa der Volkswirtschaft niemals recht vertraut werden. Fast scheint es, als ob diese spröden Stoffe ihn nur dann reizten, wenn sie verklärt erschienen durch die Ferne der Zeit; die Volkswirtschaft im alten Island und Norwegen schilderte er mit Freude, aber seine Vorlesungen über Staats-

wirtschaft standen den übrigen weit nach. Nur jene Zweige der Nationalökonomie, welche den Menschen unmittelbar berühren, behandelte er eigentümlich; über Bevölkerungslehre, Armen- und Gefängniswesen sprach er trefflich, da schöpfte er aus dem vollen und fertigte schneidend die Philanthropen ab, „welche mit Kupfergeld den Himmel erstürmen wollen". — Der Widerwille seiner ästhetischen Natur verschuldete wohl auch, daß die allergrößte, die eigentümlichste Schöpfung der modernen Demokratie diesen Politiker nicht ernstlich beschäftigt hat. Wie oft eifert er wider die Toren, welche unseren monarchischen Weltteil in Republiken des Altertums ummodeln wollen; und allerdings, daß der Traum einer allmächtigen demokratischen Staatsgewalt nach der Weise der Alten noch immer verblendete Anhänger zählte, das sollte die äußerste Linke des deutschen Parlaments mit ihrem stürmischen Verlangen nach einem Konvente beweisen. Die stärkeren, die praktischen Köpfe der Demokratie dagegen gingen schon längst andere Wege; sie sahen eine dem Altertume entgegengesetzte und dennoch demokratische Ordnung, eine unendliche Freiheit des sozialen Lebens verwirklicht in Nordamerika. Die ungeheuren Fragen aber, welche diese Union an den alten Weltteil stellt, hat Dahlmann gar nicht beantwortet. — Eine Welt neuer Probleme der Staatswissenschaft ist in diesen Jahren aufgetaucht; seine Stellung unter den Klassikern der Politik bleibt Dahlmanns Buche doch gesichert.

Zwischen der ersten und der zweiten Auflage dieses Buches faßte er seine langjährigen nordischen Forschungen zusammen in der „Dänischen Geschichte". Diese Schrift, neben Lappenberg-Paulis englischer Geschichte unzweifelhaft die bedeutendste Leistung aus der langen Bändereihe der Heeren-Ukertschen Sammlung, stellt den Verfasser neben unsere ersten Historiker. Sie schreitet rüstig vorwärts auf den Bahnen echter Forschung, welche Peter Erasmus Müllers Quellenkritik für die nordische Geschichte eröffnet hatte; sie will den gelehrten Charakter nicht verleugnen, denn „nach langer Arbeit unter Bausteinen wird man nicht alle Erde vom Kleide los, die Notennot schleppt einem wie die Erbsünde nach". Aber noch entschiedener als in seinem ersten historischen Werke blickt Dahlmann hier über den Kreis der Fachgenossen hinaus. Er wünscht sich Leser, und in der Tat, auch die Ungelehrten muß das köstliche lebenswahre Bild bezaubern, das er von der Aristokratie der Goden im alten Island entwirft; wenn er schildert, wie der Freistaat auf der nordischen Insel ruhmlos zugrunde geht, dann klingt ein Schmerz wie um selbsterlebtes Leid aus seinen Worten. Man liebt es, Dahlmann als Historiker neben Schlosser zu stellen, und mannigfach allerdings ähneln sich die beiden in ihrem starken moralischen Pathos, ihrem entschiedenen Streben, den Mittelstand politisch zu bilden. Aber mir scheint, noch größer ist der Gegensatz der zwei Naturen; denn so gewiß Schlosser dem Bonner Historiker überlegen ist durch seine Fruchtbarkeit, seine umfassende Literaturkenntnis und die

Weite seines welthistorischen Überblicks, ebenso gewiß hat Dahlmann eine der ersten Tugenden des Geschichtschreibers vor dem Heidelberger Genossen voraus: die echte historische Objektivität, das Verständnis für das unendliche Recht der Persönlichkeit. Theoretisch steht Schlosser dem Staatsleben unbefangener gegenüber als Dahlmann, er behauptet, den weiten Abstand der öffentlichen und der häuslichen Sittlichkeit sehr wohl zu kennen. Praktisch stellt er Könige und Helden und Propheten unbarmherzig unter den Maßstab seiner hausbackenen Privatmoral, und er enthüllt in seinen Büchern mit so starker subjektiver Leidenschaft den Groll des Mittelstandes gegen die Regierungen, daß wir ernstlich zweifeln müssen, ob er unsere politische Bildung mehr gefördert oder verderbt hat; denn woher soll dem Volke Zucht und Ehrfurcht vor dem Staate kommen, wenn ihm die Weltgeschichte vorgeführt wird als eine trostlose Kette siegreicher Schurkenstreiche? Anders Dahlmann. Einen Kultus mit dem Genie hat er nie getrieben, doch war er so sehr geneigt, begabten Menschen ihr Recht zu lassen, daß er selbst die ästhetische Kritik nicht liebte und ein Kunstwerk gern bescheiden hinnahm wie ein freundliches Geschenk der Natur. So weiß er denn auch die Narrheit und die Gemeinheit mit feinem ironischen Lächeln zu schildern, und während uns Schlossers Formlosigkeit abschreckt, geht er in der Geschichtserzählung als ein Künstler zu Werke.

Man klagt oft über die gedrängte Kürze in Dahlmanns Stil. Aber ist es denn ein gutes Zeichen, daß unsere durch das rasche Zeitungslesen verderbten Leser nach jener englischen Breite verlangen, welche der gedankenreichen deutschen Natur nimmer zusagen wird? Freuen wir uns vielmehr, daß unsere Sprache noch nicht so abgeglättet ist wie die französische, daß sie reich und lebendig genug ist, um einen individuellen Stil zu ertragen. Und individuell, ein Bild des Mannes selber ist Dahlmanns Stil. Wie weit ab stand doch seine ganze Weise von dem ruhelosen Treiben dieses jungen Geschlechts! Neuigkeiten reizten ihn wenig; er liebte, was ihn anzog, aufs neue vorzunehmen und las gern den Seinen aus den Werken seiner Lieblinge vor. So entstanden auch seine Bücher langsam, nach reiflicher Erwägung. Manche charakteristische Redewendung steht schon halbfertig in seinen Jugendschriften und kehrt, zu schöner Fülle abgerundet, in den Werken seines Alters wieder. Sein Ausdruck ist nicht selten ungelenk, aber noch häufiger markig, energisch, bezeichnend; die edle Einfalt des Altertums spricht aus seiner lakonischen Rede; die Worte haften in des Lesers Seele, wie sie mit ganzer Seele geschrieben sind; und auch schön kann er sprechen, wenn plötzlich aus der ruhigen Erzählung das übervolle Herz oder die gute Laune hervorbricht. Auch den Gegner zwingt die feste Zuversicht des Tones zur Achtung. Et quod nunc ratio est, impetus ante fuit — dies stolze Wort, das einst die französischen Doktrinäre über ihre Revue française geschrieben, klingt auch in den Werken des deutschen Konstitutionellen wider. Ein Schüler der Alten, liebte er nicht, viel

zu schreiben, und wir haben wohl ein Recht, die geringe Fruchtbarkeit seiner Feder zu beklagen; denn dem Schriftsteller ist nicht gestattet, der Weise seiner Zeit sich zu entfremden, und in diesen bücherverschlingenden Tagen muß viel schreiben, wer viel wirken will.

Verschlossen, schweigsam, hat er nur wenigen das Glück seiner Freundschaft gegönnt. Man sah wohl, das war kein Mann der großen Gesellschaft, der dort starr auf dem Katheder stand, eine straffe Gestalt, die Hand im Busen, die harten, ja grimmigen Züge fast bewegungslos, das Gesicht ganz in sich hineingekehrt, bis dann und wann ein leichtes Heben der Hand, ein Blitzen des Auges die innere Erregung bekundete. Aber es war Rasse in diesem bedeutenden Kopfe, man vergaß ihn nicht wieder, und wie wir alle unsere kleine Eitelkeit im stillen mit uns herumtragen, so erzählte Dahlmann wohl, daß Niebuhr ihm gesagt: „So stelle ich mir die Römer vor zur Zeit der kapitolinischen Wölfin." Gedrängt voll waren die Bänke, wenn er zu Bonn las in dem großen Saale, der die Ausschau bietet über die Baumgänge des Hofgartens nach den Gipfeln des Siebengebirges und vorzeiten widerhallte von dem festlichen Lärme des geistlichen Hofes von Köln. Kein falsches Pathos, keine jener kleinen Künste, welche den Hörer mehr reizen als fesseln. Eine ruhige, gleichmäßige Rede, langsam, doch sicher ergreifend durch den Reichtum der Gedanken und die Plastik der Schilderung, nicht mit Stoff überladen, aber ein festes Gefüge der entscheidenden Tatsachen und Gesichtspunkte, das häuslicher Fleiß leicht ausfüllen konnte. Fast noch reicher als die wissenschaftliche Belehrung war der sittliche Gewinn, den die Jugend davontrug von diesen das Gewissen erschütternden Worten, diesem edeln Freimut. Auf dem preußischen Lehrstuhle sagte er einmal ruhig: „Spiel mit Verträgen erhebt oft und stürzt dann um so tiefer; das lehrt die Geschichte auf jedem Blatte von Cäsar Borgia an bis herab auf Friedrich Wilhelm IV." Er wußte, daß man dem Geschichtslehrer gern die Berührung jenes Zeitraumes verbieten möchte, dessen Unkenntnis für die Jugend am verderblichsten ist; Professorendünkel und Zagheit im schönen Bunde haben jederzeit den Vorträgen über neueste Geschichte vorgeworfen, das sei Publizistik, nicht Wissenschaft. Dahlmann dachte anders von seinem Berufe. Seine Lieblingsvorlesung, die deutsche Geschichte, deren Quellenkunde er schon zu Göttingen herausgegeben, sollte „in die Gegenwart ausmünden, womöglich mit vollerem Strome als unser Rhein; ihr Neuestes muß von demselben Sinne, der das Älteste beseelte, durchdrungen sein". Durch sorgfältiges Studium der Partikulargeschichten gab er diesen Vorträgen Leben und Fülle. Sein Urteil über die Entwicklung des Vaterlandes war das altprotestantische, der romantische Kaiserkultus hat ihn nie berührt; Luther, Gustav Adolf, Friedrich der Große und leider auch Moritz von Sachsen waren ihm die Helden der Nation.

Nicht ohne Hoffnung folgte Dahlmann den ersten Schritten Friedrich Wilhelms IV.; mehr Erfindung freilich als Durchbildung fand er in dessen Reden, aber noch hielt er ihn für einen hochherzigen Fürsten. Doch als nun das lange Ringen um die preußische Verfassung sich entspann und der Romantiker auf dem Throne hartnäckig dem Gebote der Notwendigkeit widerstrebte, da warf der Gelehrte seine zwei bekanntesten Bücher, die Geschichte der englischen und der französischen Revolution, in den Kampf der Zeit. Wie man dereinst in den Pariser Boudoirs arglos gespielt hatte mit dem Feuer der Ideen Rousseaus und Voltaires, das bald die Monarchie der Bourbonen in seinen Flammen verzehren sollte, so las man jetzt an deutschen Fürstenhöfen unbelehrt Dahlmanns zwei Revolutionen. Dem gebildeten Mittelstande hat kaum irgendein anderes Buch die Notwendigkeit konstitutioneller Einrichtungen für Preußen so eindringlich gepredigt. Diese Absicht der Bücher darf ein gerechter Beurteiler nicht vergessen; den Fachgelehrten konnten und wollten sie nicht genügen, rasch entstanden, wie sie sind, aus Vorlesungen, auf Anlaß von Freunden. „Noch ein solches Buch, und Dahlmanns Ruf ist verloren", sagte ein sächsischer Gelehrter; und freilich, wer absichtlich vergaß, daß Dahlmann soeben durch ein Werk gediegener Gelehrsamkeit sich eine ehrenvolle Stellung unter den Fachgelehrten erobert hatte, der mochte wohl schadenfroh betonen, daß diese neuen Schriften nicht auf selbständiger Forschung ruhten. Das Buch über England folgt vielfach dem Werke Guizots, und noch stärker ist für die französische Geschichte außer den Mirabeauschen Memoiren das Werk von Joseph Droz, namentlich der dritte Band, benutzt. Auch die Urteile sind keineswegs überall eigentümlich; mit Guizot huldigt Dahlmann der sehr bestreitbaren Meinung, daß diese beiden Revolutionen nur zwei Akte eines Dramas seien, mit Droz der noch weit bedenklicheren Ansicht, als ob menschlicher Wille den furchtbaren Verlauf der französischen Revolution hätte hindern oder mäßigen können. Die gedrungene Kürze, welche Dahlmann den antiken Historikern abgesehen, reicht für die ungleich verwickelteren Verhältnisse des modernen Staatslebens nicht aus, sie hindert den Verfasser, die tieferen Gründe der großen Bewegungen aufzudecken. Von den sozialen Zuständen Frankreichs, welche doch wesentlich die Revolution herbeiführten, erfahren wir viel zu wenig; der Kampf erscheint in beiden Ländern — was dem wirklichen Verlaufe keineswegs entspricht — als ein Kampf um Verfassungsfragen. Endlich drängt sich die Tendenz allzu stark hervor, und das Urteil des trefflichen Mannes ist unleugbar durch Parteineigungen getrübt. Es bleibt schlechterdings verkehrt, daß in der englischen Geschichte John Hampden an jene Stelle gerückt wird, welche allein dem großen Protektor gebührt; auch die Ungelehrten glauben heute, seit Macaulays Werke in Deutschland eingedrungen, nicht mehr an das unglückliche Bild des Heuchlers Cromwell. Daß Mirabeau in Dahlmanns Darstellung so ganz im Vordergrunde steht, erklärt sich leicht aus dem

dämonischen Zauber, welchen das Bild des großen Tribunen auf jedermann, vornehmlich auf seine Parteigenossen, ausüben muß; streng historisch ist es nicht.

Trotz alledem waren die beiden Bücher eine Tat, eine heilsame Tat. Wie damals die deutschen Dinge lagen, gereichte es zum Segen, daß Tausenden durch ein erschütterndes Gemälde der verwandten Nöte fremder Völker der schwere Ernst des Kampfes um gesetzliche Freiheit und die Nichtigkeit aller halben Maßregeln in diesem Streite ans Herz gelegt ward. Wiederholungen freilich kennt die Geschichte nicht. Die deutschen Zustände vom Jahre 1845 hatten nicht gar viel gemein mit der Lage Frankreichs im Jahre 1786; und doch erkannte der Historiker die Zeichen der Zeit, als er eben jetzt diese beiden Revolutionen seinem Volke vorführte, damit es die herbe Frucht der Selbsterkenntnis pflücke. Und wie hinreißend wirkte nicht die Darstellung, namentlich der englischen Geschichte mit den sprechend ähnlichen Charakterbildern der Elisabeth und der beiden Jakob! Wenn die Verfassungsfragen in diesen Büchern allzusehr hervortreten, so entsprach dies durchaus dem damaligen Zustande unserer politischen Bildung. Wieviel nachsichtiger als einst die einsichtigen Zeitgenossen urteilte doch dies jüngere Geschlecht über die Greuel der Revolution. Gleichzeitig mit Dahlmanns Schriften erschienen die Vorlesungen über das Revolutionszeitalter, welche Niebuhr im Jahre 1829 gehalten hatte; hier wurde der unreine Charakter der großen Bewegung mit einer Strenge verdammt, welche im einzelnen oft zu weit ging, aber das Wesentliche richtiger traf als Dahlmanns schonende Milde.

Auf wahrhafte Begründung der konstitutionellen Monarchie in den Einzelstaaten ging bis dahin Dahlmanns Streben. Mit der Reform der Gesamtverfassung des Vaterlandes hatte er sich noch so wenig eingehend befaßt, daß er noch zu Anfang 1847 in der neuen Ausgabe seiner Politik den keineswegs tief eindringenden Abschnitt über den Deutschen Bund wörtlich so wiederholte, wie er zwölf Jahre zuvor gedruckt worden. Aber unabweisbarer immer drängten sich jetzt die großen nationalen Fragen dem Politiker auf. Der zäh anhaltende Kampf des preußischen Volkes um die verheißene Verfassung weckte die Bewunderung und Teilnahme der Deutschen, man begann zu ahnen, daß dort im Norden die Geschicke des Vaterlandes entschieden würden. Schon im Jahre 1841 gestand der Stuttgarter Deutsche Kurier, der Schwerpunkt deutscher Politik liege nicht mehr in den Kleinstaaten; noch früher wies David Fr. Strauß auf die Neugestaltung des deutschen Staates hin, die von Preußen kommen müsse, und in der folgenden Zeit redet aus allen besseren Blättern die Empfindung, daß die Armseligkeit der kleinstaatlichen Kammern einer großen Nation nicht mehr genüge. In dem Vereinigten Landtage sah Deutschland zum ersten Male einen parlamentarischen Kampf von einiger Größe; und obschon der Anblick der wackeren Streiter, der Vincke, Auerswald, Schwerin,

unsere Doktrinäre zu dem voreiligen Jubel hinriß: „Preußen hat wieder einen Adel" — unendlich größer war doch der Gewinn, daß der preußische Liberalismus jetzt die ersten Verbindungsfäden anknüpfte mit der außerpreußischen Welt. Aus dem Zusammenwirken nichtpreußischer und einiger preußischer Kräfte entstand Gervinus' Deutsche Zeitung, das Organ der konservativ-liberalen Gelehrten aus Dahlmanns Schule, obgleich der Meister selber anfangs nicht mit schrieb. Die Zeitung war sehr doktrinär gehalten, so sehr, daß die Korrespondenzen fast nur wie ein Kommentar der Leitartikel erschienen und die Redaktion dennoch klagte: Unsere Korrespondenz ist noch nicht überall im Systeme. Aber wie reich stand doch das tapfere sachkundige Blatt neben der Geistesarmut der meisten Zeitungen jener Tage! Es gab den Anstoß zu einer heilsamen Umwandlung unserer Presse, denn bisher hatten nur wenige deutsche Journale dann und wann, keines regelmäßig, einen Leitartikel gebracht. Die „Hofratszeitung" ward in kurzer Frist eine Macht, eine Stätte der Versöhnung für den gebildeten Liberalismus des Südens und des Nordens. Über die Bundesreform meinte sie noch sehr bescheiden, Bedeutendes lasse sich erreichen durch eine große und freie Auslegung der Grundgesetze des Bundes.

Ein weit greifbareres Ziel war der nationalen Politik gegeben, seit der offene Brief Christians VIII. unser Recht auf Schleswig-Holstein in Frage stellte. Alles, was Leben war im Vaterlande, mußte in diesen ahnungsvollen Tagen dem nationalen Gedanken dienen. Die Zeit verlangte, daß über die Grenzpfähle des Einzelstaates hinaus der Deutsche dem Deutschen die Hand reiche; so ging denn wie durch Italien ein Rausch der Feste durch das deutsche Land, das doch zu jubeln so wenig Ursache hatte. In Toasten und Gedichten, in Kammerreden und Adressen stritt man für die Sache Schleswig-Holsteins; unendlicher Jubel erklang, wenn die Trikolore Transalbingiens auf einem deutschen Sängerfeste wehte oder wenn Dahlmann, der alte Kämpe des deutschen Rechtes im Norden, auf seinen Reisen eine festfeiernde Stadt berührte. Von langanhaltender Wirkung waren unter diesen bewegten Versammlungen nur die beiden von Dahlmann mit veranlaßten Germanistentage. Als im Römersaale zu Frankfurt jener vornehme Kreis gelehrter Männer zusammentrat, da deuchte es Uhland, als wollten die alten Kaiser aus ihren Rahmen springen. Begeistert begrüßte man diesen „geistigen Landtag des deutschen Volkes", und leider bewirkten die Germanistentage, daß später in das wirkliche Parlament die Männer des geistigen Parlaments in allzu großer Zahl gewählt wurden. Mit wissenschaftlichem Ernste beleuchteten die Gelehrten in eindringender Debatte das Recht Schleswig-Holsteins, das schon jetzt in England schlechthin geleugnet ward. Dahlmanns Ideen hatten inzwischen einen höheren Flug genommen, er begnügte sich nicht mehr mit der juristischen Verteidigung des Landesrechtes, sondern forderte, daß die Politik der Dänen auf den Süden verzichten lerne und gen Skandinavien

sich richte, gleichwie ihr Königsstuhl gen Norden schaue. Noch ein anderer Gedanke der auf das Leben wirkenden Wissenschaft gedieh hier in Frankfurt zur Reife: Dahlmann beschloß mit seinen Freunden, sie wollten zusammenwirkend die neueste Geschichte der deutschen Staaten schreiben, um dem Volke ein Bewußtsein seiner jüngsten Entwicklung zu geben. Ähnliche Auftritte wiederholten sich das Jahr darauf (1847) in Lübeck, wo in dem alten Hansesaale glückliche Jugenderinnerungen auf Dahlmann einstürmten. Es war ein Augenblick tiefer Bewegung, da Jakob Grimm ihm überwältigt in die Arme sank und sagte, er habe niemals etwas so sehr geliebt wie sein Vaterland. Unschuldige Zeit, da die Männer im weißen Haar noch schwärmten! Jählings brach die deutsche Revolution herein; die Welt brauchte Staatsmänner, nicht Gelehrte. Noch vor den Pariser Februartagen hatte in einer Rede, die von Zitaten aus Dahlmanns Werken erfüllt war, Bassermann ein deutsches Parlament gefordert.

Wie den Schläfern in der Nacht kam die große Schickung den Herrschern wie dem Volke. Ruhmlos brach das alte System zusammen, durch einen mißlungenen Straßenkampf ward Preußen ein konstitutioneller Staat. Die Verlangen nach Schwurgerichten, nach Preßfreiheit, nach allen jenen Volksrechten, welche jahrzehntelang das Volk ernstlich beschäftigt, wurden mit unerhörter Einmütigkeit in allen Gauen des Landes erhoben und durchgesetzt. Um so verzeifelter lag die große Frage, deren glückliche Lösung allein der inneren Reform der Einzelstaaten Sicherung gewährte. Nicht zum mindesten das brennende Gefühl, daß wir als Nation kein Dasein haben, hatte die Deutschen mit jener gärenden Erbitterung erfüllt, welche sich in den Märzstürmen entlud; aber als nun die Frage der deutschen Einheit greifbar an das Volk herantrat, da ergab sich, daß nur wenige im Vaterlande mit ihrer praktischen Lösung sich ernstlich beschäftigt hatten. Weithin im Volke träumte man den Kindertraum, daß vor dem März die Zeit der Knechtschaft gewesen und jetzt die Tage der Volksfreiheit und Volkskraft begönnen, und auch die Denkenden krankten an der süßen Täuschung, daß dies verjüngte Deutschland den mächtigsten der Staaten bilden werde — als ob es gar kein Meer und keine Kolonien gäbe. Immerhin bleibt beachtungswert, wie rasch und sicher die Liberalen die Ratlosigkeit der Throne zu benutzen verstanden. Mit kühnem Entschluß berief die Versammlung der Einundfünfzig zu Heidelberg das Vorparlament, und auch Dahlmann eilte nach Frankfurt. Zum letzten Male umtobte ihn und seinen Genossen E. M. Arndt der Jubel der rheinischen Landsleute. Aber diese seltsame Versammlung, die lärmend und brausend doch sehr maßvolle Beschlüsse faßte und die deutsche Bewegung zuerst in geordnete Bahnen lenkte, sie war die Stätte nicht für den erwägenden Mann; keck aus dem Stegreif einzuspringen in den Kampf der Reden war nicht seine Weise. Starr und stumm saß er da, wortlos nahm er es hin, daß die Versammlung ihn durch die Wahl zum Vizepräsidenten ehrte.

Gleichzeitig ward ihm ein größerer Beruf: die preußische Krone schickte ihn in das Kollegium der siebzehn Vertrauensmänner. Diesen Siebzehnern fiel die Pflicht zu, die Verfassung des neuen Deutschlands zu entwerfen; denn der Bundestag, zusammenbrechend unter den Verwünschungen des Volkes, war auch mit seinen neuen liberalen Mitgliedern außerstande, schöpferisch einzugreifen in die verworrene Bewegung. Der Ernst der Stunde erhob den schwerbeweglichen Mann zu einer kühnen Entscheidung; er erriet, daß jener Freiheitsrausch, der alle Grundlagen der Gesellschaft zu erschüttern drohte, dann am sichersten zu mäßigen sei, wenn diesem Volke das Bewußtsein der Macht werde. Er schreckte nicht zurück vor der „ungeheuern Kühnheit, ja Vermessenheit, durch wenige scharf einschneidende Paragraphen tausendjährige Schäden heilen zu wollen". Während die Welt sich im Wirbel drehte und die Siebzehner fort und fort heimgesucht wurden von Deputationen, Bittenden, Ratgebern, entwarf er mit Albrecht jenen Plan, dessen Grundgedanken auf lange Zeit hinaus die Richtschnur unserer nationalen Parteien werden sollten. Selbst die nächsten Gesinnungsgenossen unter den Siebzehn, Bassermann und Albrecht, waren im ersten Augenblick überrascht; Dahlmanns Zuversicht gewann endlich die Mehrheit. Dies junge Geschlecht ist allzu gesättigt von herber Enttäuschung, um heute noch dem Urteile Bunsens beizustimmen: in dem Siebzehnerentwurfe sei ein großes Werk großartig behandelt, ein großer politischer Gedanke in klassisch gediegener Form ausgeprägt. Aber wir müssen anerkennen, daß nicht nur das schöne Vorwort aus Dahlmanns Feder eine edle hohe Gesinnung atmet, sondern auch sehr wesentliche Bestimmungen des Entwurfs einsichtig und staatsgemäß sind. Unzweifelhaft traf Dahlmann das Wesen eines Bundesstaates auf den ersten Wurf sicherer als später die Nationalversammlung. Dahlmann geht aus von der Tatsache, daß die Märzbewegung den Umsturz der Throne, diesen „plötzlichen leichtsinnigen Bruch mit unserer ganzen Vergangenheit", nicht gewagt hat: „Eine edle Scham hat uns behütet, jede hervorragende Größe als ein Hindernis der Freiheit zu beseitigen. — Knüpft sich nun unser vielverzweigtes Volksleben wesentlich an den Fortbestand der Dynastien, so darf das Reichsoberhaupt ebenfalls nur ein gleichartig erbberechtigtes sein." Diesem Erbkaiser wird, wie der Bundesgewalt Nordamerikas, die Verfügung über das Auswärtige, das Heer, die Handelspolitik ausschließlich übertragen. Unter ihm ein Staatenhaus, ein Volkshaus und ein Reichsgericht. Auch darin bewährten die Siebzehner feineren politischen Takt als das Parlament, daß sie die Grundrechte der Deutschen nur kurz skizzierten. Nur in einem Punkte ist ihr Entwurf ganz und gar das Kind der nebelhaften politischen Bildung der Zeit, und dieser eine Mangel ist so entscheidend, daß das ganze Werk fast wie eine doktrinäre Stilübung erscheint. Dahlmanns Gedankengang nämlich ist rein theoretisch: Wir brauchen einen Bundesstaat, wofür das klassische Muster in Amerika vorliegt, und

er kann, da die Einzelstaaten monarchisch sind, gleichfalls nur ein monarchisches Oberhaupt haben. Wie aber in diesem Bunde unsere zwei Großmächte Raum haben, und wer die Kaiserkrone tragen soll, wird nicht gesagt. So geschah, was der Gegenwart schon wie ein Märchen klingt: unter den Siebzehnern stimmten Dahlmann und Schmerling einträchtiglich für den Erbkaiser, der eine meinte im stillen den preußischen, der andere den österreichischen.

„Niemand in der Welt", sagt der Entwurf, „ist so mächtig, ein Volk von über 40 Millionen, welches den Vorsatz gefaßt hat, sich selbst fortan anzugehören, daran zu verhindern, niemand auch dürfte nur wünschen, es zu sein." Gewiß; doch bestand dieser Vorsatz wirklich klar und fest in der Nation? in diesem Volke, das, kaum befreit, sich mit Begeisterung in die Arme einer halbfremden Macht stürzte? Seit einem Menschenalter lastete die Tyrannei des Wiener Hofes auf Deutschland und Österreich; die Österreicher waren von Deutschland geschieden — so lautete das Stichwort des Tages — durch eine chinesische Mauer. Jetzt fiel die Mauer, und jauchzend umarmte man die Österreicher als verloren geglaubte, glücklich wiedergefundene Brüder; die gemütliche Anarchie der Studentenherrschaft zu Wien entsprach so recht allen Neigungen des revolutionären Philistertums. Niemand fragte, wie es doch komme, daß die österreichischen Brüder nur *einen*, sage *einen* Abgeordneten in das Vorparlament geschickt hatten; niemand erinnerte sich, daß bald in das Ministerium des wiedergeborenen Österreichs derselbe Wessenberg eintrat, welcher die deutsche Bundesakte im wesentlichen verfaßt hat. Die einen hofften, Österreich werde auf Ungarn und Italien verzichten und also mitsamt den Tschechen und Hannaken ein deutscher Staat werden; die anderen wiegten sich in alten ghibellinischen Träumen und jauchzten als freie Deutsche dem Heere Radetzkys zu. Derweil also herzliche Teilnahme überall den Österreichern entgegenkam, ergoß sich nach den unseligen Berliner Märztagen ein Strom von Verwünschungen auf das Haupt des Königs von Preußen. Sein verheißendes Wort „Ich stelle mich an die Spitze der deutschen Bewegung" fiel platt zu Boden; selbst die preußenfreundliche Deutsche Zeitung meinte im ersten Schrecken, das Volk unterscheide nicht zwischen dem Staate und dem Könige. In der Demokratie galt das Schmähen wider das Preußentum als das erste Kennzeichen der Gesinnungstüchtigkeit; der siebenjährige Kampf des preußischen Volkes um seine Verfassung war jetzt ein Nichts neben den glorreichen Wiener Revolutionstagen, und der deutsche Freiheitsredner bezeigte seine glühende Liebe jenen Polen, die soeben den Mordbrand trugen in die verheißungsvolle Pflanzstatt deutscher Kultur im Nordosten. Auch die Gemäßigten ahnten kaum die welthistorische Bedeutung des preußisch-österreichischen Dualismus. Einer der geistvollsten und weltkundigsten Patrioten, R. Mohl, konnte noch schreiben: „Wir brauchen ein Kaisertum; ob aber Österreich oder Preußen

die Krone tragen soll, darüber werden die Meinungen auseinandergehen; ich meinerseits spreche mich für Österreich aus." Sehr häufig hieß es unter den besten Köpfen: Zuerst laßt uns die deutsche Verfassung schaffen; ob Österreich oder Preußen an die Spitze treten soll, diese Personalfrage kann nachher erledigt werden. Und Dahlmanns Schwiegersohn Reyscher stritt noch später, im Mai, für einen alle drei Jahre wechselnden Wahlkönig.

Erst das Parlament hat durch seine Kämpfe und Leiden die Nation dieser Unklarheit entrissen, es hat durch jeden erdenklichen Versuch erprobt, daß die Verbindung Deutschlands mit Österreich nur möglich ist in der Form eines Bundes, der in Wahrheit keiner ist. Seitdem erst dringt in immer weiteren Kreisen die Überzeugung durch: was jene Frühlingstage eine Frage der Personen nannten, das ist in Wahrheit die deutsche Frage selber, es ist die Frage: ob wir Deutsche sein oder, unser Blut verleugnend, das Vaterland verketten wollen mit einem Mischreiche, das eine deutsche Politik nicht führen kann. — Die Schule dieser Erfahrungen stand unserem Volke noch bevor; die hoffnungsselige Welt des Frühjahrs 1848 ward durch den Siebzehnerentwurf allzu unsanft aus ihren Träumen gerissen; ein allgemeiner Aufschrei empfing ihn. Die einen durchschauten empört, daß hinter dem abstrakten Kaiser die preußische Krone sich verbarg, die anderen warfen den reaktionären Urheber dieses monarchischen Verfassungsplanes zu den Antiquitätenkrämern. Und die Kabinette? „Wenn Deutschlands einträchtiger Fürstenrat", sagte der Entwurf, „der großen Maiversammlung zu Frankfurt einen deutschen Fürsten seiner Wahl als erbliches Reichsoberhaupt zur Annahme zuführt, dann werden Freiheit und Ordnung auf deutschem Boden sich die Hände reichen und fürder nicht voneinander lassen." Jawohl; doch wenn dies „Wenn" möglich war, dann war der Bau der deutschen Einheit, wozu die Nation soeben die ersten Steine zögernd zusammentrug, bereits vollendet. Weder über diesen noch über irgendeinen anderen Verfassungsplan vermochten die Höfe sich zu verständigen, nicht einmal über den sehr einsichtigen Vorschlag der Vertrauensmänner, der Bundestag solle selber das Parlament eröffnen und durch Kommissare mit ihm in Verbindung treten. Auch nachher scheiterte jeder Vorschlag, ein Staatenhaus oder eine Gesandtenversammlung neben der Nationalvertretung zu bilden, an der Zwietracht und Ratlosigkeit der Kabinette. So blieb der Siebzehnerentwurf eine Privatarbeit, und erst nach Monaten tauchten seine Ideen wieder empor. Ein Vierteljahr war verstrichen, seit Bassermann das Signal gab zur deutschen Revolution, und von den Regierungen war nichts geschehen, was ihnen eine Einwirkung sichern konnte auf das deutsche Verfassungswerk. Und doch — solche tragische Ironie waltete über unseren Geschicken — eben diese Unfähigkeit der Kabinette hat ihnen später die Rückkehr zur alten Unordnung erleichtert; denn fanden sie den Einmut, mit dem Parlamente von Anbeginn durch ge-

setzliche Vertreter zu verhandeln, wieviel schwerer war es dann, mit dem Parlamente zu brechen! —

In so außerordentlicher Lage trat das Parlament zusammen, dessen Untergang gemeinhin dem Bonner Professor und seinen Genossen schuld gegeben wird. Wenn wir heute diese Verhandlungen durchgehen, die so reich sind an Geist und Edelsinn, die den Ruhm deutscher Beredsamkeit zum ersten Male durch die Welt trugen und doch uns oft erscheinen wie ein Kampf um leere Luftgebilde — wenn wir die Männer mustern, welche ein unerfahrenes, lange mißhandeltes Volk in Augenblicken fieberischer Erregung zu seinen Vertretern kürte, und mit einigem Stolze finden: der deutsche Reichstag ragte hoch hinaus über alle anderen konstituierenden Versammlungen, welche der Weltteil in diesen stürmischen Monden sah, er spiegelte getreulich wider das Talent und die Tugend unseres Volkes, dergestalt, daß Dahlmann, der Kato des Parlaments, mit seiner uneigennützigen Vaterlandsliebe unter so vielen gleich wackeren Männern aller Parteien kaum noch auffiel — wenn wir endlich schauen, wie diese glänzende Versammlung mit alledem nichts anderes erreichte als ein ruhmloses Ende: dann, in der Tat, scheint unter der Masse der Ankläger und Verteidiger das letzte Wort denen zu gebühren, welche, wie Adolf Jürgens, mit bornierter Anmaßung über den Untergang so vieler Hoffnungen des Vaterlandes fort und fort nur das e i n e zu sagen wissen: Es wurde nichts daraus, es konnte nichts daraus werden! Gewiß, die Stellung des Parlaments war von vornherein aussichtslos, unmöglich. Dank der Untätigkeit der Kabinette, dank dem mehr als zweideutigen Bundesbeschlusse, welcher das Parlament berief, die deutsche Verfassung „zwischen den Regierungen und dem Volke zustande zu bringen", mußte sich die Versammlung als eine konstituierende betrachten; sie verfiel also dem wechselvollen Lose aller Konstituanten, welche nur die Wahl haben, entweder alles oder nichts zu sein im Staate. Noch mehr, sie schwebte recht eigentlich in der Luft, sie sollte eine Verfassung schaffen für einen Staat, der noch nicht existierte, ja bevor man noch sicher wußte, welchem Ländergebiete die Verfassung gelten sollte. Die Bundespolitik war bisher geleitet worden allein von den Regierungen ohne jeden Anteil der Nation; jetzt sollte plötzlich die Nation allein ohne die Throne die nationale Politik in die Hand nehmen, und doch bestanden noch die Dynastien, sie zogen von Woche zu Woche kräftiger die Zügel des Regimentes an, die sie im ersten Augenblicke der Angst hatten niedergleiten lassen. Da kam endlich zutage, daß die Versammlung, die allmächtig geglaubte, in Wahrheit, wie Bunsen ihr frühzeitig warnend zurief, nur ein Wort war, mit dem Europa keinen Sinn zu verbinden wußte; sie war kraftlos, wenn ihr nicht gelang, eine mächtige Regierung für sich zu gewinnen und von daher ihre Macht zu entlehnen. Deutschlands Geschicke wurden entschieden in Wien, Berlin,

München, aber nicht in Frankfurt. Ein getreuer Ausdruck dieser widerspruchsvollen Lage war der undurchdringliche Wirrwarr der Parteien.

Der Gegensatz der partikularistischen und der Einheitsbestrebungen, welcher sich überall von selber zeigt, wo ein loser Bund zu strafferer Einheit zusammengezogen werden soll, und auch bei der Gründung des amerikanischen wie des schweizerischen Bundesstaates wirklich entscheidend hervortrat — er ist im deutschen Parlamente niemals klar geworden; denn mit ihm verschlang sich der Gegensatz der Republikaner und der Monarchisten, der Österreicher und der Preußen. So ist denn unter den Parteien des Parlaments keine, welche heute noch einem strengen Urteile durchaus standhielte. Man mag der Linken nachrühmen, daß sie von Anbeginn die geheimen Absichten der Höfe scharf durchschaute; aber wer will heute noch den doktrinären Radikalismus dieser Partei entschuldigen? wer verteidigt noch, daß sie alle Länder Deutschlands möglichst gleichmäßig demokratisch einzurichten trachtete und trotzdem jeder starken Bundesgewalt widerstrebte? und wer vollends versteht noch jene unselige Verblendung, welche die Revolution eines sittlichen Volkes zu eröffnen versuchte mit jenem scheußlichen Massendespotismus, der die französische Revolution beendigte? Und wieder dem Zentrum wird der Ruhm verbleiben, daß in ihm die staatsmännische Überzeugung feststand: die Einheit ist diesem zersplitterten Volke wichtiger als der höchste Grad der Freiheit — daß in ihm jene politischen Pläne geboren wurden, deren Weiterbildung noch viele Jahre lang unsere nationale Staatskunst beschäftigen wird; aber wer mag heute noch jenes blinde Vertrauen billigen, das diese Partei den Höfen entgegenbrachte? Wohl war es ein edles Bestreben, „die Revolution zu schließen", aber solches Streben gelingt nur dem, der mit einer größeren Macht die Macht der Massen bändigen kann.

Zudem bestand das Parlament, was sich aus der Geschichte der jüngsten Jahrzehnte leicht erklärt, zu vollen vier Fünfteilen aus Männern der gelehrten Stände, die erwerbenden Klassen waren fast gar nicht vertreten; so erhielt die Versammlung einen stark doktrinären Charakter. Unmäßig überwog — was sich wiederum notwendig aus der Geschichte der letzten Jahre ergab — der Einfluß des Südwestens; die grundverkehrte Vorstellung bestand, als ob in diesen Kleinstaaten des Südens, weil dort am meisten geredet wird vom Vaterlande, auch der tatkräftigste Patriotismus lebe. Die nüchterne Gegenwart beginnt zu verstehen — wie sehr sich auch unter uns Süd- und Mitteldeutschen das Selbstgefühl dawider sträuben mag —, daß der Schwerpunkt unserer Politik, unserer Wehrkraft und Volkswirtschaft heutzutage im Norden liegt. Bedenken wir noch, welche verworrene Zeit des phrasenhaften Liberalismus dem Parlamente vorangging. „O walle hin, du Opferbrand, weit über Land und Meer und schling ein einig Liebesband um alle Völker her" — dieser sentimentale Phrasenschwall, den heute schon kein ernster Mann ohne Unmut lesen mag, stand

in goldenen Lettern über dem Präsidentenstuhle des deutschen Parlaments. Kein Wunder, daß eine Versammlung, die aus einer Epoche der Redeschwelgerei erstand, an die härteste Machtfrage der Zeit — an die Frage, wie Deutschland zu Österreich stehe — nur auf Umwegen, zögernd und wie mit bösem Gewissen herantrat! Nehmen wir all dies zusammen, so ist klar: das deutsche Parlament erschien zu früh, es konnte seine Aufgabe nicht lösen. Aber mitnichten meinen wir uns darum berechtigt, gleich jenem Allestadler Jürgens die Männer mit Schmähungen zu überhäufen, welche das zur Zeit Unmögliche nicht möglich machten. Denn fragen wir nach der eigenen positiven Meinung jener Allesscheltenden, so begegnet uns — eine ungeheure Albernheit. Sie meinen, das Parlament hätte sich begnügen sollen mit einer bescheidenen Reform des Bundesrechtes an einzelnen Stellen. Als ob nicht vorher die Erfahrung eines Menschenalters und nachher die Rückkehr des unveränderten alten Bundestags zur Genüge bewiesen hätten, daß der morsche Bau des Bundesrechtes eine Ausbesserung einzelner Löcher nicht mehr vertrug! Nein, es galt zu handeln, es galt den Neubau Deutschlands zu versuchen, und die Männer, welche erfolglos dies notwendige Wagnis auf sich nahmen, haben gerechten Anspruch auf ein mildes Urteil. Die Nation wird sich nicht wieder trennen von der Erinnerung, daß sie einmal doch während kurzer Monde nicht mediatisiert war, und sie wird die Versuche nationaler Reform immer wieder anknüpfen müssen an die in der Paulskirche gezeitigten Gedanken.

Nur mit Freiheitsfragen hatten sich bisher unsere Politiker ernstlich befaßt; daher gruppierten sich auch — unnatürlich genug — die Mitglieder dieser Versammlung, welche die Einheitsfrage lösen sollte, zunächst nach ihrer mehr oder minder liberalen Färbung. Langsamer als die demokratische und die rein konservative Partei scharten sich die meisten konservativ-liberalen Elemente des Hauses zu der Partei des rechten Zentrums zusammen, welche anfangs die wichtigsten Abstimmungen entschied. In den Sitzungen dieses Klubs war Dahlmann, welchem schleswig-holsteinische, preußische und hannoversche Wahlbezirke wetteifernd ihr Mandat für das Parlament angeboten hatten, alsbald ein angesehener Führer. Man kannte seine ruhig zuversichtliche Weise, die mit fremden Meinungen kein langes Aufheben machte; in ihr lag seine Schwäche als Politiker, seine Stärke als Lehrer und Überreder, darum hieß es in der Partei, wenn einer sich gar nicht überzeugen lassen wollte: „Dahlmann muß ihn anhauchen." Seltener redete er im Hause, ihm fehlte die rasche Beweglichkeit, welche das dramatische Leben der Debatte verlangt. Oft unterbrochen durch die Mahnung, lauter zu reden, sprach er seine knappen, gedrungenen, wie in Stein gehauenen Sätze, welche den Leser entzücken und eben deshalb keine echten Reden sind. Wie ein vornehmer Schriftsteller gab er nur die Essenz, die Resultate seines Denkens, während die geborenen Redner des Hauses, die Vincke, Rießer, L. Simon u. a., die Kunst verstanden, Gedanken und

Empfindungen vor den Augen der Hörer entstehen und in einem feurigen Strome dahinrauschen zu lassen. Wenn er dennoch mehrmals auf der Rednerbühne große Erfolge errang, so dankte er dies der Stimme des Gewissens, die mahnend aus seinen Worten klang; am sichersten ergriff sein Vortrag, wenn er ein Selbstbekenntnis gab und von den bitteren vaterländischen Erfahrungen sprach, welche den Gelehrten zum „argen Unitarier, zum entschlossenen Einheitsmann" erzogen.

Großen, entscheidenden Einfluß übte er als Mitglied des Verfassungsausschusses, welcher unter dreißig Mitgliedern dreizehn Professoren enthielt und das reiche Talent sowie die doktrinäre Richtung der Mehrheit des Hauses bedeutsam zeigte. Wegwerfend, im Tone des Lehrers trat Dahlmann oft den radikalen Ausschweifungen der Linken entgegen, doch von der unerfreulichsten Unsitte seiner Partei blieb er frei: die Genossen als die edeln, die eigentlichen, die besten Männer zu feiern, widersprach seinem schlichten Wesen. Aber auch er widerstand nicht dem Zauber edler, vornehmer Liebenswürdigkeit und Würde, wodurch Heinrich v. Gagern die Augenzeugen hinriß. Solchen Naturen, die mehr sind, als sie leisten, gerecht zu werden, wird dereinst die schwerste Aufgabe der Geschichtschreiber des Parlaments bilden: verstehen wir doch schon heute nur mit Mühe, wie vordem Luden einen so starken und wohlberechtigten Einfluß auf die Jugend ausüben konnte. Wesentlich durch Dahlmanns Einfluß ward Gagern für die Stelle des Führers ausersehen, und abermals bewährte sich, daß großes Talent, Beweglichkeit und Tatkraft im Leben der Staaten Größeres leisten als eine edle Natur.

Noch stand vorerst der Kampf der Radikalen und Konservativen über allen anderen Fragen, noch übertönte das Schlachtgeschrei „Freiheit" und „Ordnung" jeden anderen Parteiruf. Man bedurfte alsbald einer starken Zentralgewalt, um die Gesellschaft vor dem wüsten Treiben des anarchischen Pöbels zu schützen, wozu der mißachtete Bundestag nicht imstande war. Aber so unfertig, so ratlos standen die Parteien noch vor dem Rätsel der deutschen Verfassung, daß man sich behelfen mußte mit einem Provisorium, welches offenbar die endgültige Lösung der Verfassungsfrage nur erschweren konnte. Den König von Preußen beim Worte zu nehmen und ihm provisorisch die Leitung Deutschlands zu übertragen, schien schlechthin unmöglich: er war kaum Herr im eigenen Hause, und die ungeheure Mehrheit des Parlaments beherrschte der Preußenhaß. Als ein Antrag in jenem Sinne gestellt ward, begrüßte Hohngelächter den mutigen „Abgeordneten aus Pommern" (denn so stand es in diesen gesinnungstüchtigen Tagen: der Name des tapferen Landes, dessen Landwehr den Franzosen den Weg über den Rhein gewiesen, galt nahezu als ein Schimpfname), und niemand protestierte, als ein Österreicher die Frechheit hatte zu verlangen, man solle diesen Hohn gegen die preußische Krone im Protokolle vermerken! In so verzweifelter Lage war der Vorschlag, welchen Dahlmann als

Berichterstatter des Ausschusses verteidigte, immerhin der erträglichste: die Regierungen von Österreich, Preußen und dem sogenannten reinen Deutschland sollten je ein Mitglied für ein provisorisches Direktorium bestellen. Die einen dachten dabei an Schmerling, Dahlmann, v. d. Pfordten, die praktischen Köpfe an je einen Prinzen aus Österreich, Preußen und Bayern. Geschah letzteres, so war nicht unmöglich, daß die Kronen der von ihnen selber eingesetzten Zentralgewalt notdürftig Gehorsam leisteten. Aber im Verlaufe der mehrtägigen Debatten schlug die Stimmung der Mehrheit um. Die Furcht vor den Händeln in einem dreiköpfigen Kollegium, der Wunsch, die Einheit Deutschlands, welche man bereits geschaffen wähnte, in einer Person zu verkörpern, endlich auch ein doktrinärer Monarchismus, welcher durch die Ernennung eines Mannes das monarchische Prinzip gewahrt glaubte — das alles befreundete die Versammlung allmählich mit dem Gedanken, einen Reichsverweser einzusetzen. Auch Dahlmann und der Ausschuß gaben endlich nach, blieben aber dabei, die Ernennung müsse von den Regierungen ausgehen.

Da, am Ende der Debatten, allem parlamentarischen Brauche zuwider, überraschte Gagern das Parlament mit seinem kühnen Griffe, er schlug vor, daß die Versammlung selber den unverantwortlichen Reichsverweser wähle. Unermeßlicher Beifall folgte seiner Rede, er stand auf der Höhe seines Ruhmes, sein Vorschlag schien alle Parteien zu versöhnen. Nach ihm erstattete Dahlmann seinen Schlußbericht. Während Gagerns Worte noch jedes Herz stürmisch bewegten, ging der Berichterstatter ruhig, als sei nichts vorgefallen, die verschiedenen vorgeschlagenen „Systeme" durch (das Wort bezeichnet den Mann), fertigte herb und treffend die republikanischen Bestrebungen der Linken ab — denn „es gibt auch einen Hochverrat gegen den gesunden Menschenverstand" — und empfahl die letzten Vorschläge des Ausschusses, ohne das Ereignis des Tages auch nur zu erwähnen. Nachher unter den Genossen sprach er scharf gegen den „kühnen Mißgriff"; es sei besser, der Präsident falle als die Versammlung. Man hörte ihn nicht, der Reichsverweser ward von dem Parlamente gewählt. Wer aber mag heute noch bestreiten, daß der unbewegliche Mann, der so wenig vermochte, einen gefährlichen Gedanken schlagfertig abzuweisen, in der Sache das Rechte traf? Denn was war erreicht durch den kühnen Griff? Alle Regierungen hatte man schwer, Preußens Volk und Krone unvergeßlich beleidigt und doch keine nationale Macht gegründet, welche die Grollenden bändigen konnte. Deutschlands Oberhaupt war ein ohnmächtiger Privatmann, der ebenso in der Luft stand wie das Parlament selber — und welch ein Mann! In solchen Tagen des Fiebers werden alle dunkeln Kräfte rege, die in der Seele des Volkes schlummern, auch die Kraft der Mythenbildung. Die Welt erzählte sich von einem Trinkspruche des Erzherzogs Johann, der, war er wirklich gehalten, der politischen Fähigkeit seines Urhebers ein Armutszeugnis ausstellte und zum

Überfluß zur Hälfte erdichtet war. Um dieses Trinkspruchs willen — denn noch weniger wußte die Nation von den Verdiensten ihrer anderen Prinzen — ward an Deutschlands Spitze gestellt ein schwacher, bequemer alter Mann, klug genug, um das Volk mit jener lothringischen Gemütlichkeit anzubiedern, welche unserer Gutmütigkeit so hochgefährlich ist, ausgestattet mit allen Attributen eines Monarchen, nur nicht mit der Macht, und sehr geneigt, seine unverantwortliche Gewalt zur rechten Stunde auch unverantwortlich zu gebrauchen, sie auszubeuten zum Besten des Hauses Lothringen. Gewiß, das deutsche Parlament erschien zu früh.

Kaum bewog man die Regierungen, dieser traumhaften Reichsgewalt eine halbe Huldigung zu leisten. Bald nachher kam der unselige Tag, da sich entscheiden sollte, ob dieser stolze Reichstag irgendeine Macht besaß. Dem Manne, der „die besten Kräfte seiner Jugend, die Treue eines Menschenalters der Sache Schleswig-Holsteins gewidmet", schlug das Herz höher, als im Frühjahr ein ehrlicher Krieg seines Heimatlandes alte Leiden zu beenden schien. Er hoffte, dort im Norden werde sich die Sache der deutschen Einheit entscheiden. So stark trat Dahlmanns Teilnahme für diesen Kampf hervor, daß viele ihm, mit Unrecht, nachsagten, die deutsche Revolution habe für ihn nur darum einen Wert, weil sie Schleswig-Holstein befreie. Aber kraftlos führte Preußen den Krieg, unwürdig wich es den Drohungen der großen Mächte und schloß den Waffenstillstand von Malmö, im Namen des Deutschen Bundes, doch im Widerspruche mit den ausdrücklichen Vorschriften der Zentralgewalt. Die provisorische Regierung Schleswig-Holsteins aufgelöst, ihre Gesetze aufgehoben — und damit folgerecht die Mandate der Abgeordneten des Landes in Frankfurt, auch Dahlmanns eigenes, annulliert — die Truppen Schleswigs von den Holsteinern getrennt, sieben unschätzbare Wintermonate für den Krieg verloren, und zu alledem der Haupturheber des Unglücks im Lande, Graf Karl Moltke, zum Mitgliede der neuen Regierung ernannt — dies die Bestimmungen eines Vertrags, der im ganzen demütigend, in einzelnen Punkten schmachvoll war. Dahlmann sah seine teuersten Hoffnungen zerstört. Das Papier zitterte in seiner Hand, und seine Stimme bebte, als er am 4. September die Interpellation an die Reichsminister richtete, welche fragte, ob all diese Schande wahr sei.

„Am 9. Junius" — so schloß er —, „vor noch nicht drei Monaten, wurde hier in der Paulskirche beschlossen, daß in der schleswig-holsteinischen Sache die Ehre Deutschlands gewahrt werden solle, die Ehre Deutschlands!" Diese Mahnung an das Heiligste, was Deutsche kennen, aus einem Munde, der nie ein Schlagwort sprach, fiel erschütternd in alle Herzen. Mit Mühe gelang es den Besonnenen, die Beratung um 24 Stunden zu verschieben. Die eine Nacht änderte nichts an dem Sinne des Mannes. Er beantragte jetzt die vorläufige Sistierung des Waffenstillstandes, und nie trat schöner an den Tag, welche Glut patriotischer

Leidenschaft unter der starren Hülle seines ruhigen Wesens brannte. „Unsere eigenen Landsleute dem Untergange zu überliefern, das ist es, wozu ich den Mut nicht besitze, und darum eben bin ich so mutig." Als er die Hoffnung aussprach, Schleswig-Holstein werde widerstehen, dem Waffenstillstand zum Trotz, da gedachte unter den Hörern mancher jener Szene, die Dahlmann vor wenigen Jahren in seiner Revolutionsgeschichte so schön geschildert hatte — des Augenblicks, da Lord Chatham im Oberhause die berühmten Worte sprach: „America has resisted, I am glad to hear it." Und ein Blick in eine finstere Zukunft tat sich auf, da er rief: „Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmütig bei dem Anfange, dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an diese meine Worte: nie!" — Er stand allein in seiner Partei; durch die Stimmen der Linken und des linken Zentrums ward der Beschluß, die Ausführung des Waffenstillstandes zu sistieren, angenommen.

Kein Schritt in Dahlmanns Leben fordert so lebhaft die wärmste Empfindung patriotischer Teilnahme heraus, und die Gegenwart, stolz auf unsere jüngsten Erfolge im Norden, ist sehr geneigt, ihm eben diese Tat zum höchsten Ruhme anzurechnen. Wer kalt die wirkliche Lage betrachtet, kommt zu dem entgegengesetzten Urteil. Dahlmanns Verfahren war der Fehler eines reinen Patrioten, aber doch ein schwerer politischer Fehler. Alle Gründe des edeln Mannes brechen zusammen vor der einen Frage: was denn nun werden sollte. Wo war die Macht, den Waffenstillstand zu sistieren? Mit welchem Heere wollte man den Krieg gegen Dänemark weiterführen? Preußen konnte ohne schreiende Verletzung des Völkerrechts den ratifizierten Vertrag nicht brechen; auch ein Ministerwechsel in Berlin änderte daran nichts, und eine Regierungsänderung zum Besten Schleswig-Holsteins zu bewirken, war keineswegs die Absicht der unruhigen Massen in Berlin. Das Parlament überwarf sich also mit dem einzigen deutschen Staate, der in den letzten Monaten sehr wenig freilich, aber doch etwas für Deutschland geleistet; und auf diesen Bruch zwischen Berlin und Frankfurt hatten seit Monaten die Todfeinde der deutschen Einheit, die Diplomatie des Zaren Nikolaus und die Hofpartei in Potsdam, emsig hingearbeitet! — Stand Deutschlands Ehre auf dem Spiele, erwidert man, so mußte man auch den Bruch mit Preußen wagen. Nun wohl, aber wo waren die Bataillone, welche gegen Preußens Willen die Dänen schlagen konnten? Der jüngste Feldzug wurde gegen das Ende deshalb so lahm geführt, weil die Mittelstaaten pflichtwidrig ihre Kontingente nicht zum Reichsheere abgehen ließen. Und diese Staaten sollten, auf die Gefahr eines Bürgerkrieges mit Preußen, selbständig den Feldzug gegen Dänemark führen in einem Augenblicke, da sie ihrer Heere gegen die radikalen Umtriebe daheim dringend bedurften, das badische und

viele andere kleine Kontingente demoralisiert und die bayrische Armee, dank der Kunstliebe König Ludwigs, seit Jahren verwahrlost war? Wer ist so kühn, nach den Erfahrungen des Dezembers 1863 noch an diese Möglichkeit zu glauben? — Wohlan, ruft man — und dieser Grund besticht am stärksten — so mußte das Parlament die Herzogtümer auffordern, daß sie selbständig, wie im Jahre 1850, ihren Krieg führten. Aber in jenem Zeitpunkte besaß Schleswig-Holstein nur einige schlecht organisierte Bataillone; und diese wenigen Truppen durch Freischaren aus Deutschland verstärken, wie Dahlmann hoffte, das hieß die Blüte deutscher Jugend in das sichere Verderben senden. Solches begriff der gesunde Menschenverstand der Schleswig-Holsteiner sehr schnell; sie fügten sich und benutzten den Waffenstillstand, um das Heer zu schaffen, das bei Idstedt und Missunde schlug. — So blieb endlich, sagen die Demokraten, die Volkserhebung: das Parlament mußte als ein Konvent verfahren, die Nation aufbieten, im Notfall dreißig Throne stürzen usw.; der Septemberaufstand zu Frankfurt bewies ja klärlich, daß die Nation von hoher Begeisterung für ihr Recht im Norden durchglüht war. — Wirklich? Wollte der Himmel, es lebte bereits in unserem Volke eine so heiße vaterländische Leidenschaft, daß auf die Kunde „Die Ehre Deutschlands ist gefährdet" Millionen Fäuste sich ans Messer ballten! Wer Deutschland kennt, wird das nicht glauben. Der Kummer um Schleswig-Holstein, wahrlich, war es nicht, was die Pöbelhaufen der Pfingstweide auf die Barrikaden trieb. Die Teilnahme im Volke für den Krieg war unzweifelhaft weit schwächer als im Jahre 1864. So bleiben nur noch jene Meinungen, welche über jeden Einwurf erhaben sind: die Ansicht, man sollte mit dem idealen deutschen „Volksgeiste" die realen Batterien auf Alsen stürmen — desgleichen die Meinung: das Parlament mußte mit Bewußtsein einen unausführbaren Beschluß fassen und dann heldenhaft untergehen; ein solcher Untergang ist ein moralischer Sieg. Nur leider liebt die Weltgeschichte die Theatereffekte weniger als unsere Gefühlspolitiker. Der wahrscheinliche Ausgang, wenn Dahlmanns Meinung die Oberhand behauptete, wäre weit minder tragisch, doch um so kläglicher gewesen: die großen deutschen Kabinette hätten den Beschluß des Parlaments einfach ignoriert, und nach einigen radikalen Putschen und jener ungeheueren Zänkerei, welche bei uns in solchen Fällen landesüblich ist, hätte das Parlament seine Ohnmacht eingestehen müssen. Mit kurzen Worten: Dahlmanns Rede war, im englischen Parlamente gesprochen, die Tat eines Staatsmannes, in einer Nationalversammlung ohne Macht das verlorene Wort eines edeln Patrioten, der das Unmögliche verlangte.

Die Strafe, eine schrecklich harte Strafe, folgte dem Fehler auf dem Fuße. Das Reichsministerium trat ab, Dahlmann ward beauftragt, ein neues Kabinett zu bilden. Langsam, ohne Ehrgeiz, ohne eine Ader jener rücksichtslosen Kühnheit, welche in den Personen nur Mittel zum Zwecke

sieht, wußte er sehr wohl, daß er der Mann nicht war, einen großen Staat zu leiten; er bot jetzt einen gar traurigen Anblick. Seine Freunde standen auf der Seite der Gegner. Eine Verständigung mit der Linken versprach keinen Erfolg, da die Meinungen über die Mittel zur Ausführung des Sistierungsbeschlusses zu weit auseinandergingen, und der Mann der strengen Überzeugung konnte sich nicht zu einem Kompromiß entschließen; ich kann doch nicht, hörte man ihn sagen, mit Robert Blum zusammen im Ministerium sitzen. Während starke Aufforderungen zum Reden, heftige Ausfälle ihn reizten, blieb er wortlos; er schrieb an Gervinus, der in Rom weilte. Stürmisch forderte die Linke Ausführung des Sistierungsbeschlusses, sie verlangte die verwegensten Schritte, sogar einen Vollziehungsausschuß; Dahlmann beschwor sie, diese Anträge zurückzunehmen, nach einigen Tagen gab er verzweifelt seinen Auftrag zurück. Unterdessen waren die deutschen Truppen, trotz des Sistierungsbeschlusses, aus den Herzogtümern abmarschiert, der Waffenstillstand bestand tatsächlich, nur daß mehrere der für Deutschland härtesten Bedingungen nicht ausgeführt wurden. Am 14. September, da die Beratung über die endgültige Verwerfung des Waffenstillstandes begann, war die Stimmung in der Paulskirche bereits verwandelt. Vincke ehrte Dahlmann und sich selber, da er in einer seiner schönsten Reden von dem „durch edle Motive auf das Eis geführten" Gegner sagte: „Herr Dahlmann bedarf es nicht, daß ich ihm meine Hochachtung ausspreche, denn er besitzt die Hochachtung von ganz Deutschland, und die wird ihm bleiben." Aber welch ein Irrtum, wenn Vincke der Nationalversammlung für die Annahme des Waffenstillstandes die Achtung Europas versprach! Es war doch ein tragischer Augenblick, die Ahnung einer großen Katastrophe flog durch die Hallen, als in der Dämmerung des 16. September verkündet ward, der Waffenstillstand sei im wesentlichen gutgeheißen, und ein dumpfes, mißlautendes Getöse der Galerien dies Ergebnis begrüßte. Es waren doch prophetische Worte, die Dahlmann den Genossen zurief: „Sie werden Ihr Haupt nie wieder erheben!" An jenem Abend zerriß der Nebel, der das Auge der Deutschen monatelang umnachtet; sie hatten geträumt, eine wirkliche Reichsgewalt und ein mächtiges Parlament zu besitzen, jetzt mußten die beiden Gewalten gestehen, daß Preußen über unser Schicksal entscheidet. Wohl war es notwendig, daß die Nationalversammlung ihre Ohnmacht bekannte; aber ein so bitteres Müssen versteht der große Haufe nicht: er sah in der Mehrheit der Paulskirche einfach Verräter. Die Nationalversammlung billigte den Waffenstillstand, um nicht das Werk, dazu sie berufen war, das Verfassungswerk, zu gefährden; doch im selben Augenblicke brach ihre einzige Macht, ihr moralisches Ansehen, zusammen. Es war der Anfang des Endes.

Nun regten sich alle die unsauberen Elemente, welche die Demokratie — die am buntesten gemischte unter den Parteien des stürmischen

Jahres — umfaßte. Dieselben Demagogen, die eine halbe Million Deutscher in Posen den polnischen Sensenmännern ausliefern wollten, hetzten durch das Geschrei „Verrat an Schleswig-Holstein" den Pöbel zum Mord und sinnlosen Aufruhr. Der Aufstand ward besiegt, doch auf Wochen hinaus erfüllte wilder verbitterter Parteihader die Paulskirche. Auch Dahlmann trat auf „in schwerer Sorge für seinen guten Ruf als Mensch und als Vaterlandsfreund" und protestierte gegen jede Belobung, die ihm in den Blättern der Linken gespendet werde. Bei solcher Todfeindschaft war die Versöhnung zwischen dem Zentrum und der gemäßigten Demokratie unmöglich, worauf doch das Gelingen des Verfassungswerkes beruhte. Monate waren verflossen über der Beratung der Grundrechte; denn den kurzen verständigen Entwurf der Grundrechte, welchen Dahlmann mit R. Mohl und Mühlfeld verfaßt, hatte man verworfen und jenen ausführlichen Entwurf vorgezogen, welcher die unheilvollen endlosen Debatten veranlaßte. R. Mohl bemerkt vortrefflich, daß die Versammlung, die noch keinen bestimmten Plan für die Verfassung hegte, eines solchen Tummelplatzes bedurfte, um die Kräfte der Parteien zu messen und sich selber kennenzulernen; und ebenso natürlich war, daß in einem Volke, welches bisher nur Freiheitsfragen kannte, eben die Grundrechte diesen Kampfplatz abgaben.

Dergestalt näherte man sich erst nach der Katastrophe dem Kerne der Verfassungsfrage. Noch um Michaelis, als die Deutsche Zeitung nach Frankfurt übersiedelte, strich Dahlmann den Satz ihres Programms, welcher die preußische Spitze verlangte, mit der Bemerkung: „Das kann man jetzt noch gar nicht wissen." Die österreichische Frage, so lange durch wohlgemeinte Beschwichtigungen hinausgeschoben, drängte sich endlich unabweisbar auf. Im Verfassungsausschusse entwarfen Dahlmann und Droysen die beiden Paragraphen, welche bestimmten, daß kein deutscher Staat mit nichtdeutschen anders als durch Personalunion verbunden sein dürfe. „Der Schild der Notwendigkeit," sprach Dahlmann, „deckt diese Sätze; streichen wir sie, so müssen wir zu jedem Paragraphen hinzufügen: das soll für Österreich nicht gelten — oder die Einheit Deutschlands soll nicht zustande kommen. Diese Frage steht über allen Parteien, es ist die Frage unserer Zukunft." In der Tat, ein starker Schritt vorwärts zur richtigen Erkenntnis der Sachlage. Aber noch war man weit von der Einsicht, daß ein lebensfähiger Bundesstaat keine Verbindung eines seiner Glieder mit außerbündischen Ländern, auch die Personalunion nicht, ertragen kann. Noch meinte Dahlmann, die Deutsch-Österreicher würden in die Zerteilung ihres Reiches in zwei selbständige Hälften willigen, „sie müßten denn im Kitzel des Herrseins ihr Heimatsgefühl verleugnen". Darum verstand man jene Paragraphen als eine „Frage an Österreich" und stellte also die Zukunft des Vaterlandes dem guten Willen des Wiener Hofes anheim, der in der Kunst des verschlagenen Zauderns,

des unwahren Hinhaltens niemals seinen Meister fand. Bald erfolgte die Antwort auf die Frage an Österreich, verständlich jedem, der hören wollte; das Wiener Kabinett sprach in dem Programm von Kremsier aus, was jeder pflichtgetreue österreichische Staatsmann wollen muß: „Kein Zerreißen der Monarchie, Fortbestand Österreichs in staatlicher Einheit."

Seit dem Eintreten in die großen praktischen Fragen begann endlich eine lebensfähigere Gruppierung der Parteien. Die große Kaiserpartei schied sich ab von den Österreichern und scharte sich um das Ministerium Gagern. Nur ward leider der Rat weltkundiger Genossen nicht beachtet: das neue Reichskabinett erhielt nicht jene überwiegend preußische Zusammensetzung, welche doch nötig war, wenn man sich mit dem Berliner Hofe verständigen wollte. Daß das Verhältnis zu der Linken sich nicht besserte, ward zum Teil durch die Erbkaiserlichen selbst verschuldet; denn beherrscht von dem Widerwillen gegen die Anarchie schaute diese Partei mit Vertrauen den rettenden Taten der „Kabinette der bewaffneten Furcht" in Wien und Berlin zu und ahnte nicht, wie bald die Reaktion auch in die Hallen von St. Paul hereinbrechen werde. Kein geringerer Mann als Dahlmann hat das viel mißbrauchte Wort „rettende Tat" erfunden. Ein deutsches Reich für die reindeutschen Staaten, ein weiterer Bund mit Österreich! war fortan die Losung — ein höchst verwickelter Plan, der alle Kennzeichen einer Übergangsepoche an der Stirn trug und dann gewiß unausführbar blieb, wenn die Deutschen, statt entschlossen zuerst ihr eigenes Reich zu schaffen, köstliche Monate über unfruchtbaren Verhandlungen mit dem schlauen Nachbar verloren. „Das Warten auf Österreich", sagte Beckerath, „ist das Sterben der deutschen Einheit."

Ganz einzige, unerhörte Erscheinungen in dem Parteileben von St. Paul bewährten, daß die Frage unserer Einheit die schwerste ist von allen, welche je einem Volke gestellt wurden. Wider Willen und Erwarten war man zu der Einsicht gelangt, daß die Reichsverfassung für Österreich nicht gelten könne, und doch saßen die Abgeordneten Österreichs im Hause. Dieser Zustand war so unhaltbar, daß schon im November gewiegte Diplomaten der alten Schule händereibend meinten, es sei Zeit, die bestaubten Uniformen auszuklopfen. Zerrissen von wütendem Parteihasse zeigte das Haus bereits das hippokratische Gesicht, die Lage war vergleichbar dem Zustande des Kongresses von Washington kurz vor der Abtrennung der Südstaaten. Die Schlagworte: Verräter, Kleindeutsche, Hinauswerfer Österreichs! umschwirrten die Erbkaiserlichen. Als der Erzjudas galt den Gegnern Dahlmann. Wer kennt nicht jene Bilder, wie der Bonner Professor einem gesunden Menschen das Bein absägt, weil er schwarzgelbe Flecken auf der Hose hat, und dergleichen? Kein Wunder, daß die Presse der Kaiserlichen auf solche Angriffe in sehr hochmütigem Tone antwortete; denn alle anderen Parteien des Hauses wußten nur, was sie nicht wollten. Unter den Österreichern

entstand der Entschluß, die Verfassung, die nicht für Österreich gelten sollte, so sehr zu „vergiften", so sehr mit radikaler Torheit anzufüllen, daß sie der Krone Preußen unannehmbar werde. Diese berufene Koalition der „Metternichschen Rechten" und der Linken bestand so förmlich und folgerichtig keineswegs, wie die Kaiserlichen in der Hitze des Parteikampfes meinten; doch allerdings sah man jetzt „Namen, die einander anheulten", einträchtig für die radikalsten Anträge stimmen: k. k. Legitimisten, welchen der König von Preußen als ein Gegenkaiser galt, in schöner Übereinstimmung mit den Anarchisten, welche „kein Oberhaupt" wollten, Ultramontane und Schutzzöllner Hand in Hand mit der Demokratie. Wer heute zurückschaut auf diese Tage des Hasses, wird zwar das Verfahren der Österreicher unerhört finden — aber auch ihre Lage. Eine Partei in so verzweifelter Stellung kann nicht wählig sein in ihren Mitteln. Nicht jedem unter den österreichisch gesinnten Konservativen war jene edle Offenheit gegeben, welche einen Mann der äußersten ultramontanen Richtung, Buß, zu dem unschuldigen Geständnis bewog: „Ich bin mit der äußersten Freiheit gegangen, ich habe dabei der Linken keine Konzessionen gemacht, es war meine Überzeugung."

Die Kaiserpartei war zurückgekehrt zu den Hauptgedanken des vielgeschmähten Siebzehnerentwurfes. Im Januar sagte Dahlmann die staatsmännischen Worte: „Österreich wird durch eine Macht von uns getrennt, welche stärker ist als wir. Wir können in Freundschaft neben Österreich gehen, ein Übermaß erstrebter Einheit würde zur Unfreundschaft führen. Österreich krankt an seiner Stärke ebensosehr wie andere Staaten an ihrer Schwäche." Mit dieser ruhigen Überzeugung stand er ungleich fester da als Gagern, der die reichsritterliche Vorliebe für Österreich kaum verbergen konnte. Aber wenn die Illusionen über Österreichs Lage zu zerstieben begannen, der Wahn, das Parlament sei mächtig, währte fort. Als die Mehrheit durch die Anerkennung des Malmöer Waffenstillstandes ihren guten Ruf aufs Spiel setzte, da mußte sie erkennen, daß sie fortan eine Macht nur sein konnte in der engsten Verbindung mit der preußischen Regierung. Für diesen Zweck geschah von Frankfurt aus zu wenig, von Berlin noch weit weniger, denn keines Sterblichen Auge mochte die wahre Meinung der rätselhaften preußischen Noten ergründen. Preußen schwankte zwischen Wollen und Nichtwollen, und in St. Paul gebärdete man sich als eine dritte Großmacht neben Wien und Berlin; man arbeitete für Preußen, ohne zu wissen, ob der Freund das Werk billigen werde. Noch zweimal in diesen bangen Monaten trat Dahlmann mit einer großen Rede vor das Haus. Seine Verteidigung des absoluten Veto am 14. Dezember war für den maßvollen deutschen Liberalen ebenso bezeichnend wie weiland Mirabeaus gewaltige Vetorede für den genialen Tribunen — nicht ganz unähnlich einem Kathedervortrage, doch reich an staatsmännischen Gedanken. Wer widerspräche heute noch, wenn Dahl-

mann sagte, das Veto sei keine Freiheitsfrage, sondern eine Machtfrage? Er durfte wohl versichern: „Die Vorschläge der Gegner sind alle miteinander gleich viel wert, sie sind alle gar nichts wert," denn derweil er redete, gab sich die Unreife unserer politischen Bildung in erschreckenden Zeichen kund. Als er sagte: „In den Augen des Herrn v. Trützschler ist augenblicklich jene Regierung die beste, welche am besten zu gehorchen versteht," da erscholl auf der Linken der vergnügte Ruf: „Sehr richtig!!" Am 22. Januar, alsbald nach Uhland, bestieg er die Tribüne, um für das Erbkaisertum zu sprechen, und ich denke, die Zahl derer ist heute nicht mehr groß, welche eine Anmaßung finden in seinen Worten, die Erblichkeit in der Monarchie verteidigen, das heiße das Einmaleins verteidigen. Freilich, die berufene Geschichte vom „alten Esel", die er erzählte, bewies, daß er die Anhänglichkeit der deutschen Stämme an ihre angestammten Fürstenhäuser gar sehr überschätzte. Alle Strenge des Monarchisten, alle Zuversicht des Patrioten sprach aus den berühmten Worten: „Uns tut ein Herrscherhaus not, welches gänzlich sich unserem Deutschland widmet. An den Hohenzollern Preußens können wir ein solches Herrscherhaus nicht nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihnen haben."

Es folgte die traurige Zeit der leblosen entseelten Debatten, da die Parteien streng geschlossen einander gegenüberstanden und die mächtigsten der Redner nur noch in die leere Luft sprachen. Es folgte die oktroyierte Verfassung, die Österreich — wie billig — als ein selbständiges Reich, ohne jede Rücksicht auf Deutschland, konstituierte. In demselben Augenblicke aber, da der Kaiserstaat um sein Dasein kämpfte, wagte der unbelehrbare Hochmut des Wiener Kabinetts der deutschen Nation eine Verfassung vorzuschlagen, ohne eine Volksvertretung, doch mit einem Staatenhause, worin Österreich 38, Deutschland 32 Stimmen haben sollte! „Die Zerreißung ist vollbracht, doch nicht wir haben sie verschuldet," sagte selbst Radowitz, und wenn den Hohenzollern die glorreiche Erinnerung an Hohenfriedberg und Leuthen noch nicht geschwunden war, so mußte in solcher Stunde auch ein vermessener Beschluß Eingang finden am Berliner Hofe. Nachdem durch die vereinten Bestrebungen der Linken und der Partei Schmerlings und Heckschers die Verfassung eine lange Reihe unmöglicher radikaler Bestimmungen erhalten hatte, ward endlich das Erbkaisertum in der Paulskirche durchgesetzt, aber nicht das preußische. Denn die Mehrheit war, da die Österreicher mit über das Geschick des nichtösterreichischen Deutschlands abstimmten, so unsicher, daß man zuerst das abstrakte Erbkaisertum feststellen mußte und dann erst hoffen konnte, die Mehrzahl für die preußische Kaiserkrone zu gewinnen. So erfolgte endlich die Kaiserwahl — sicherlich ein unerfreuliches Seitenstück zu althistorischen Vorgängen und eine schwere Verletzung des Stolzes der preußischen Krone. „Nicht dem

Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung fortzuleiten und zu schwanken hierhin und dorthin" — mit diesen Worten Goethes verkündete der Präsident das Ergebnis der langen Arbeit. Doch die Welt sollte erfahren: in Berlin galt als Weisheit, den unhaltbaren Zustand des Zweifels ziellos zu verlängern und haltlos hierhin und dorthin zu schwanken. In der zwölften Stunde, seinen eigenen Räten unerwartet, lehnte der König die Kaiserkrone ab. Nicht uns steht es an, den Stab zu brechen über die Männer, welche auf die Annahme oder auf die Abdankung des Königs, auf die zwingende Gewalt der großen Stunde gehofft. Denn wieviel sie auch gefehlt, was — im Grunde — war ihr schwerstes Verbrechen? Sie hielten einen Kleinmut der preußischen Krone, einen in der neuen Geschichte einzigen Fall, für unmöglich, daran wir selber nicht glauben würden, wenn wir ihn nicht erlebt hätten. Eine preußische Staatskunst begann, wofür die parlamentarische Sprache nicht ausreicht: sie wollte die Oberleitung in Deutschland, doch nicht der Plebejer sollte die Krone damit betrauen. Sie dachte nicht sich mit Österreich rasch zu verständigen und den alten Zustand herzustellen; nein, sie wollte das schlechthin Revolutionäre auf legitimem Wege erreichen durch die freie Zustimmung jener kleinen Höfe, welche die Vorwände und Winkelzüge des Zauderns und Verneinens von Preußen selber gelernt hatten. Das Verhängnis aller Halbheit ereilte endlich auch die Unionspolitik.

Zum dritten Male in seinem öffentlichen Wirken hatte Dahlmann den Kronen ein edles Vertrauen entgegengebracht, und nochmals wie vordem in Kiel und Göttingen erntete er den „schwarzen Undank", den die Linke längst vorausgesehen. Wieder mußte das allmächtige Parlament beschämt seine Ohnmacht eingestehen. Die Mehrheit hatte sich verpflichtet, die Reichsverfassung aufrechtzuerhalten. Aber der unverantwortliche Reichsverweser, der auf Heckschers Rat sein Amt nicht niedergelegt hatte, zeigte sich jetzt als Erzherzog, er verweigerte seine Mitwirkung; das Kabinett Gagern trat ab. So blieb nur *eines* — die Revolution. Auch an die Ruhigsten sind bei jenem Zusammenbruche aller Hoffnungen revolutionäre Gedanken herangetreten. Nach fünfzehn Jahren dürfen wir dreist sagen, daß die Nation zu einem erfolgreichen Aufstande für die Reichsverfassung in jenem Augenblicke weder gewillt noch fähig war; und eine Revolution entzünden mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit, zur Lustbarkeit oder um zu demonstrieren, ist ein Verbrechen. Wir kennen Dahlmann als einen grundsätzlichen Feind der Revolution, und schwerlich mag einer in jenen rauhen Tagen das tragische Geschick des Parlaments schmerzlicher als er empfunden haben. Seine gemessene Haltung freilich verließ ihn auch jetzt nicht. Als der Erzherzog die Versammlung durch die Ernennung des Ministeriums Grävell verhöhnte und das Parlament dies für eine Beleidigung erklärte, da beteiligte er sich nicht: er haßte dies formlose Verfahren der Leidenschaft. Seine ganze Natur zu sein und zu denken — er

selber gestand es — war für das hartnäckigste Ausdauern. Ein erster Vorschlag, daß die Partei austreten sollte, scheiterte an Dahlmanns Widerspruche. Erst als die Austritte und Abberufungen sich häuften, als er die Gewißheit hatte, bei längerem Bleiben mitschuldig zu werden an radikalen Beschlüssen, die er verdammte, als die nächsten Freunde sich zum Austreten entschlossen: da trat er endlich nach einer Nacht voll inneren Kampfes unter die Genossen und gestand, wie schwer der Entschluß ihm werde: „Ich würde es mir nie vergeben, wenn ich mir sagen müßte, ich sei zu früh ausgetreten, ich habe zu früh am Vaterlande verzweifelt; dagegen würde ich es leicht tragen, ich sei zu spät ausgetreten. Aber es wuchs in mir von Minute zu Minute die Überzeugung, daß die Gemeinsamkeit das Überwiegende sei." Dann schrieb er als der erste seinen Namen unter die Austrittserklärung der vornehmsten Mitglieder der Kaiserpartei.

Nach so harter Enttäuschung stieg ihm die Ahnung auf, daß die schwere Krankheit des deutschen Staatslebens mit so sanften Mitteln, wie er gehofft, nicht zu heilen sei. Er schrieb in die Deutsche Zeitung: „Sollte diese große Bewegung an dem Übermute der Könige von Napoleons Gnaden scheitern und das Heil unseres Volkes sich noch einmal zur Nebensache verflüchtigen, so hemmt, wenn es abermals flutet, kein Damm die wilden Gewässer mehr, und der Wanderer wird die Reste der alten deutschen Monarchie in den Grabgewölben ihrer Dynastien suchen müssen." Noch trostloser fand er die Lage auf der Versammlung zu Gotha; die müde Abspannung der Freunde entlockte ihm den schmerzlichen Ausruf: „Oh flesh, oh flesh, how art thou fishified!" Zu raten wußte auch er nicht, man hörte von ihm das verzweifelte Wort: „Jetzt stehen wir nur noch der brutalen Tatsache gegenüber." Jawohl, rien n'est aussi brutal que le fait! Die Nation — und keineswegs bloß die Kaiserpartei, in welcher freilich die Sünden und die Tugenden des deutschen Idealismus am stärksten sich ausprägten — die Nation war in jenem stürmischen Jahre noch nicht imstande, die schreckliche Wahrheit dieses Wortes zu verstehen; darum verlief sich die Revolution im Sande. Wenn unser Volk dereinst begriffen hat, daß die brutale Tatsache der kleinköniglichen Souveränität nicht zerstört werden kann durch ein imaginäres Parlament, sondern allein durch eine andere brutale Tatsache — durch den preußischen Staat und seine Bataillone: dann wird, was dauernd und probehaltig war in dem Tun und Denken der Kaiserpartei, wieder aufleben. Dann wird die Nation die Verwünschungen zurücknehmen, welche sie im blinden Zorne der Enttäuschung über ihr erstes Parlament ergoß, und ihm nachrühmen, was der alte Arndt ungebrochenen Mutes den Genossen zurief:

Wir sind geschlagen, nicht besiegt;
In solcher Schlacht erliegt man nicht.

Zu retten, was noch zu retten war, ging Dahlmann in die Erste Kammer nach Berlin, als die Reaktion siegesfroh ihr Haupt erhob und die oktroyierte Verfassung revidiert wurde. Wie dem deutschen Parlamente, so hatte er auch der preußischen Volksvertretung ein Seherwort zugerufen, das in den Tagen des Verfassungskonflikts in Erfüllung ging. Der wichtigste Fall der Session war der Streit über den Artikel 109 der heutigen Verfassung („Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben") — eine ursprünglich transitorisch gemeinte Bestimmung, welche für die Regierung leicht die Handhabe werden konnte, um das Steuerbewilligungsrecht des Landtages aus den Angeln zu heben. Herr v. Bismarck allein erklärte bereits unverhohlen, daß ein großer Staat sich nicht regieren lasse mit dem unbedingten Steuerbewilligungsrechte des Parlaments. Aus der unendlich vertrauensvollen Mittelpartei ließ sich die politische Unerfahrenheit in naiven Worten vernehmen: wo sei die Gefahr bei diesem Artikel? Wenn der Landtag das Budget nicht bewillige, wie könnte dann eine Regierung bestehen? Dann habe sie zwar Einnahmen aus den bestehenden Steuern, doch Ausgaben dürfe sie nicht machen! Die vielgeschmähten Doktrinäre, die Dahlmann, Kühne, Camphausen, Hansemann, standen in der Opposition, sie besaßen Welterfahrung genug, um zu wissen, daß, wer die Macht hat, sich das Recht nehmen kann. Darum entlud sich auf ihr Haupt der ganze Zorn des Freiherrn v. Manteuffel: Alle Parteien, erklärte der Minister, hätten in diesem Staate ein Recht dazusein, nur nicht die Doktrinäre. In einer eindringlichen Rede beschwor Dahlmann das Haus, „für keine Fassung zu stimmen, die das Steuerbewilligungsrecht unserer Volksvertretung irgend zweifelhaft läßt oder auch nur seinen Eintritt verspätet. Wenn wir heute weichlich nachgeben, so wird die Volksvertretung dieses Recht, welches ihr auf die Dauer nicht entgehen kann, nur gewinnen durch einen langen Kampf! Es wäre über alles traurig, wenn die Geschichte von diesen Tagen melden müßte, es habe die gemäßigte Partei, die Partei der wohlwollenden Vaterlandsfreunde, in Preußen die Klippe der Demokratie freilich zu umschiffen vermocht, allein sie habe nicht Energie des Charakters, nicht klaren politischen Blick, nicht edle Selbstverleugnung genug besessen, um eine heilsame Verfassung für das Vaterland zu begründen. Möge das nimmer geschehen!" Dennoch geschah es also, und ein strenges Urteil muß bekennen, daß die Partei des Redners selbst einige Schuld an dem unklaren Ausgang trug. Noch herrschte überall im liberalen Lager der Glaube, daß die Macht über den Beutel den Eckstein der parlamentarischen Rechte bilde; und doch scheute sich ein richtiger politischer Instinkt, das Dasein des Staates der Willkür wechselnder Kammermehrheiten gänzlich preiszugeben. Über den Unterschied der gesetzlich feststehenden und der wechselnden Staatsausgaben hatte die deutsche Staatswissenschaft noch nicht ernstlich nachgedacht. Die schimpf-

liche Feigheit, welche der deutsche Adel während der Revolution gezeigt, hatte den Verfasser der „Politik" von mancher alten Vorliebe geheilt. Er fand jetzt, daß die lebensfähigen Elemente unserer Gesellschaft demokratisch seien, und warnte vor der Bildung eines erblichen Herrenstandes: unsere Ersten Kammern könnten nur dem belgischen Senate nachgebildet werden. Das war das Ende seiner politischen Laufbahn.

Sein letztes Jahrzehnt verbrachte er wieder in Bonn, sehr tätig als Lehrer. Der regsamere Teil der Studentenschaft brachte noch die alte Liebe dem stattlichen Greise entgegen, der ungebeugt mit dichtem dunklen Haar einherging. Die Burschenschaften zogen nie rheinaufwärts zum Kommerse, ohne vor Dahlmanns Hause die Fahne zu schwenken und ihm ein Hoch zu bringen. Argwöhnisch beobachtete ihn die Regierung; nur um so ernster übte er die Pflicht, seine Schüler über den Staat der Gegenwart zu belehren. Scharf und schneidend pflegte er die Vorlesungen über die deutsche Geschichte abzuschließen mit einer Schilderung des wiederhergestellten Bundestages. „Seitdem ist jede Hoffnung auf die Einigung Deutschlands verschwunden, und wie der Rechtszustand daniederliegt, davon geben Kurhessen und Schleswig-Holstein ein Zeugnis. Doch genug, übergenug, ich schließe." — Auch ein köstlich naiver Abriß der deutschen Geschichte, den der Alte für eine Enkelin niederschrieb, bricht ab mit den Worten: „Es gibt aber doch kein deutsches Reich mehr; wir haben bloß deutsche Länder übrigbehalten, deren zahlreiche Fürsten zwar untereinander verbündet, aber wie früher meist uneins sind. Nur im Zollwesen will man sich einig werden." — Mehr denn ein junger Mann hat an dem Bilde des alten Herrn gelernt, was das schwere Wort bedeute: die Wissenschaft adelt den Charakter. Auch seine Strenge milderte sich nicht im Alter; sie verschuldete, daß der ultramontane Max v. Gagern nicht nach Bonn gerufen ward und dergestalt Preußen ein bedeutendes Talent nicht gewann, das heute seinen Feinden dient. Den Fernstehenden erschien der Alte starr und verschlossen, von abweisendem Ernst. Die Seinigen und ein kleiner Kreis treuer Freunde wußten von seiner milden Freundlichkeit, dann und wann auch von einem Aufblitzen seiner heiteren Laune zu erzählen. Als ihm eine katholische Schwiegertochter in das Haus geführt ward, sprach er, wie dem Rheinländer geziemt, das gute Wort: „Unser Vaterland ist nun einmal konfessionell geteilt, da ist's recht heilsam, wenn wir im eigenen Hause lernen, uns zu vertragen." Auf die Lästerreden von dem Königtum von Gottes Gnaden gab er die Antwort: „Mag einer noch so erfüllt von der göttlichen Einsetzung der Fürsten sein, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat; wenn aber er nicht, wer denn sonst?" An seinem preußischen Glaubensbekenntnisse hielt er treu bis zum Tode; mitten in den Tagen der Entwürdigung der Krone schrieb er zuversichtlich: „Mir bleibt immer der Eindruck, daß uns Deutschen vornehmlich Macht nötig sei, weit mehr als

Freiheit, und wie die nötige Macht im Weltteile uns auf anderem als monarchischem Wege zuwachsen soll, will mir nicht klar werden."

Der Abend seines Lebens war sehr trüb: von seinen nächsten Freunden starb ein guter Teil hinweg, auch Frau und Tochter wurden ihm entrissen. Auch Otto Abel starb, der vielverheißende schwäbische Historiker, der vordem dem Siebzehnerentwurfe mit dem Enthusiasmus der Jugend zugejubelt hatte und jetzt in Dahlmanns Hause fast wie ein Sohn verkehrte; er rieb sich auf, weil sein Traum von der Kaiserherrlichkeit der Hohenzollern nimmer Wahrheit werden wollte. Am 5. Dezember 1860 ward Dahlmann rasch vom Tode ereilt. Er ruht auf jenem schönen Friedhofe, wo dem Römer Niebuhr sein König ein römisches Denkmal erbaute, wo neben der alten Abteikapelle die Größen des neuen Bonn, die Schlegel, Bunsen, Arndt, die letzte Stätte gefunden.

Fast jeder vielgenannte Mann hat einen Doppelgänger in der öffentlichen Meinung. Unfähig, einen bedeutenden Charakter als ein Ganzes zu begreifen, haftet die Menge gern an einer auffälligen Äußerlichkeit; und findet sich gar ein witziger Kopf, jene wahre oder unwahre Eigenheit mit beißendem Witze zu verspotten, so entsteht ein Zerrbild, das kein Reden mehr aus den Köpfen der Menschen vertreibt. So ist die Meinung entstanden, Dahlmann sei das Haupt jener Theoretiker, die alles Heil in einigen unverbesserlichen Verfassungsparagraphen finden; und doch zählte er zu den ersten, die unserem Volke eine freiere, minder schablonenhafte Auffassung des Staatslebens eröffneten. Das Geschlecht stirbt nie aus, welches sich dann am herrlichsten dünkt, wenn es mit unheiligen Sohlen herzhaft auf dem Rasen trampelt, der die Gebeine unserer Väter deckt; so werden auch Karl Voigts Witze über den alten Esel Dahlmann jederzeit eine gläubige Gemeinde um sich versammeln. Und noch häufiger läßt sich die Rede hören, Dahlmann habe sich überlebt. Sicherlich, von den Sätzen seiner Politik haben wir mehrere längst über Bord geworfen, und seit es keinen Rechtsboden des Deutschen Bundes mehr gibt, muß unsere nationale Politik neue, weit kühnere Wege einschlagen. Aber — so viel langsamer als die Ideen schreiten in Deutschland die Zustände vorwärts — die meisten jener Ziele, nach welchen Dahlmanns politisches Wirken sich bewegte, sind für uns noch immer ein Gegenstand nicht des Genusses, sondern der Hoffnung. Er stritt für das deutsche Recht in Schleswig — und vor wenigen Monaten noch betrat der Deutsche bei Altona die Fremde. Er kämpfte für den Rechtszustand in Hannover — und er selber mußte noch erleben, wie das Spiel von 1837 gemeiner denn zuvor abermals aufgeführt ward. Er wollte den Deutschen eine nationale Staatsgewalt gründen — und noch heute schaltet über uns der Bundestag. Er wollte Preußens Verfassung sicherstellen vor dem Junkertume und ministerieller Willkür — und noch immer krankt

Preußen an seinem Herrenhause und den ungesicherten Rechten seiner Volksvertretung.

Von dem politisch erfahrensten Volke der Erde werden dieselben Locke und Bentham, welche kläglich Schiffbruch litten, als sie einem wirklichen Staate eine Verfassung gaben, als Lehrer der Politik in hohen Ehren gehalten. Sollen wir Deutschen die Bedeutung der politischen Wissenschaft niedriger schätzen? Sollen wir die tiefen und guten Gedanken der Schriften Dahlmanns darum mißachten, weil ihrem Urheber der Genius des praktischen Staatsmannes versagt war? Alle Parteien Deutschlands kranken an doktrinärem Wesen; denn die lebendige, praktische Staatsgesinnung erlangt ein Volk nur durch die Übung in der Freiheit; und woher sollte uns diese Übung kommen, die wir nicht einmal eine Bühne nationaler Staatskunst besitzen? Schon Dahlmanns Revolutionsgeschichte spricht die Ahnung aus, daß er und seine Freunde dem Märtyrertume nicht entgehen würden. Auch uns, auch den Mittelparteien von heute wird das gleiche Los bereitet werden, auch auf unseren Doktrinarismus wird ein jüngeres Geschlecht herablassend niederschauen. Und wohl uns, wenn dann in unseren Reihen die Zahl der Männer nicht klein ist, deren Bürgertugend und Seelenadel sich mit Dahlmann messen darf! Wer Dahlmanns Namen nennt, soll der Worte gedenken, welche der Bonner Professor schrieb, als er seinen rheinischen Landsleuten die traurige Märe erzählte von dem Tode des Letzten aus dem holsteinischen Grafenhause: „Wenn ich den Chor christlicher Tugenden mustere, den man jetzt häufig spazieren führt, sucht mein Blick nach einer unter ihnen, von deren ernster Schönheit im strengen Ebenmaße der Glieder alte verschollene vaterländische Kunden reden. Unter ihrem festen Tritte sprießen keine Blumen, aber heilende Kräuter bezeichnen ihre Bahn. Sie muß das Haus hüten, höre ich. Möge sie behüten das Haus der Deutschen, die hohe Gerechtigkeit!“

Karl Mathy

Heidelberg 1868

Wer heute den Durchschnitt unserer Jugend mustert, wie sie daherlebt, altklug, frühe mit sich selbst im reinen, nicht allzu roh in ihren Ausschweifungen, aber auch arm an holder Torheit und freudiger Begeisterung, wenig geneigt, den Rätseln des Daseins ernsthaft nachzudenken — der kann sich der Besorgnis kaum entschlagen, daß der geistige Gehalt unserer nächsten Zukunft nicht reich sein wird. Es hat den Anschein, als wüchse uns ein Geschlecht von verständigen Politikern, tapferen Soldaten und guten Bürgern für den neuen deutschen Staat heran, und wir müssen es hinnehmen als eine notwendige Grausamkeit der Natur, wenn in dieser jungen Generation die schöpferische Kraft in Kunst und Wissenschaft selten, unter ihren Staatsmännern die Zahl der eigenartigen Charaktere gering sein sollte. Mit solcher Aussicht vor Augen beklagen wir bitter den Hingang eines Freundes, welcher, der Besten einer unter unseren Staats- und Geschäftsmännern, noch bedeutender war als ein ganzer Mann von selbständigem, ursprünglichem Gepräge.

Vollendet, eine Welt für sich selber, vererben sich die Werke des Künstlers und des Denkers auf kommende Geschlechter; sie tragen in sich die Kraft, immer von neuem aufzutauchen aus der Vergessenheit. Dem handelnden Staatsmanne fällt ein entsagungsvolles Los. Er wirkt an einem Baue, der niemals auch nur den Schein der Vollendung erlangt; das junge Geschlecht, das droben an den Türmen schafft, spottet der treuen Hände, die einst sorgsam den Grundstein legten. Noch ist kein Menschenalter verflossen, seit die begeisterte Teilnahme der Nation an den Lippen der süddeutschen Liberalen hing, und schon heute fällt uns schwer, den Männern der Rotteck-Welckerschen Schule gerecht zu werden, ja nur zu begreifen, warum eine solche Opposition einst notwendig und heilsam war. Die wenigen, die noch übrig von den Streitern jener Tage, sind fast allesamt überholt worden von der eilenden Zeit; wir sehen die einen abseits stehen, die anderen mit altersschwachem Zorne eifern wider die junge Welt. Nur einzelne sind gewachsen mit ihrem Volke, und nur *einem* war beschieden, als ein leitender Staatsmann einzugreifen in die neue Staatsbildung, die

der Deutsche Krieg uns gebracht hat. Karl Mathy hat, früh eingetreten in das öffentliche Leben, alle Entwicklungsstufen unseres neuen Liberalismus durchmessen, von der philhellenischen Schwärmerei und den badischen Kammerkämpfen bis zur Paulskirche und wieder bis zu der Gründung des Zollparlamentes; und derweil so vieles um ihn und in ihm sich verwandelte, blieb er doch immer er selber, allen, die ihn kannten, ein erhebendes Zeugnis von der Treue zugleich und der bildungsfähigen Lebenskraft unseres Volkes. Er kannte Deutschland wie wenige Männer im Süden und war darum vor anderen berufen, mitzuwirken an der schwierigsten Aufgabe der jüngsten deutschen Politik, an der Verschmelzung der Kernlande des alten Rheinbundes mit dem neuen preußischen Deutschland. Ein hartes Geschick hat ihm diesen Ruhm versagt. Kaum drei Jahre nach seinem Hingange ward das Deutsche Reich wieder aufgerichtet, und von den Lippen seiner Freunde klang die schmerzliche Frage: Warum hat Mathy diese Tage nicht mehr schauen dürfen? —

Auch Karl Mathys Vater Arnold ist in den Kämpfen des öffentlichen Lebens ergraut; sein Name ward einst viel gescholten und viel gepriesen im pfälzischen Lande. Er war ein denkender katholischer Priester und ein gefürchteter Gegner der ultramontanen Partei, die in den argen Tagen des Kurfürsten Karl Theodor das Land beherrschte. Späterhin trat er über zur evangelischen Kirche, ward Professor der Mathematik am Lyzeum zu Mannheim und gründete sich noch als bejahrter Mann das glückliche Hauswesen, darin Karl Mathy am 17. März 1807 geboren wurde. So wuchs der Sohn auf unter den Ideen der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, und bald zeigte sich, daß er auch die unabhängige Willenskraft des Vaters geerbt hatte. Als er in Heidelberg Kameralwissenschaften studierte, brach er plötzlich auf, um zu Fuß nach Paris zu wandern; er wollte sich dort in die Reihen der Griechenkämpfer stellen. Nur mit Mühe gelang es der besorgten Mutter, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er trat nun in den Staatsdienst, und bei seinem reichen Wissen, seiner seltenen Arbeitskraft und Verstandesklarheit schien ihm eine glänzende Beamtenlaufbahn bevorzustehen. Da stürzte der Thron der Bourbonen zusammen; der Rückschlag der Julitage brachte dem badischen Lande Freiheit der Presse, stürmischen Kampf der Parteien, dazu die Aussicht, daß auch hier die Verfassung zur Wahrheit werde.

In solchen Tagen litt es den jungen Liberalen nicht länger im Staatsdienste. Er ward Journalist, schrieb in die Allgemeine Zeitung Berichte über den badischen Landtag. „Ich liebte schon damals dies Blatt wenig," sagte er mir später, „aber ich legte großen Wert auf seine Leser." Im Jahre 1832 gründete er ein eigenes Blatt: „Der Zeitgeist"; doch kaum bestand das neue Unternehmen, so hob der Bundestag die badische Preßfreiheit auf, und Mathy hatte nun alltäglich den erbitternden Kampf zu führen gegen die Willkür, nein, gegen den Blödsinn einer gesetzlosen Zen-

sur. Wir Jüngeren haben allzu rasch vergessen, durch welche Leiden, welche Kämpfe uns damals erkauft ward — so lauten Mathys Worte — „die Herstellung des natürlichen und durch das Grundgesetz verheißenen Rechtes des freien Menschen, sich von dem Tiere und von dem Sklaven unterscheiden zu dürfen, indem er auf eigene Gefahr und Verantwortung hin seine Gedanken ausspricht". Selbst Kutusows verheißungsvolle Proklamation von Kalisch durfte nicht wieder gedruckt werden, und Struve stellte später die ihm von der Zensur gestrichenen Stellen in drei Bänden, also zensurfrei zusammen, ohne daß eine Anklage gegen das Buch gewagt wurde!

Da das Preßgesetz in seiner Weisheit nur dreißigjährigen Menschen die Herausgabe einer Zeitung gestattete, so war der junge Publizist gezwungen, den Namen seines Ausläufers auf sein Blatt zu setzen. Trotzdem entging er selber nicht der Verfolgung, er mußte zu Karlsruhe in langer Haft für seine literarischen Sünden büßen. Frühzeitige politische Schriftstellerei ist gemeinhin der sicherste Verderb für die staatsmännische Bildung; für den Herausgeber des „Zeitgeistes" war solche Gefahr nicht vorhanden. Er schreibt nicht, um zu schreiben, er redet als Geschäftsmann, geht rasch auf sein Ziel los mit knappen, gedrungenen Sätzen, deren lakonische Kürze sehr einsam dasteht inmitten der Phrasenseligkeit der Epoche. Auch die zahlreichen staatswirtschaftlichen Artikel, die Mathy in das Staatslexikon von Rotteck und Welcker schrieb, zeichnen sich aus durch Fülle des Wissens und Prägnanz der Sprache; er wußte, daß in jenem Unschuldsalter unseres Staatslebens tatsächliche Belehrung die wirksamste Weise der Publizistik war. Manche Modetorheiten, die sich den Liberalen der dreißiger Jahre von selbst verstanden, kehren auch in dem „Zeitgeist" wieder, so die Bewunderung für die Polen. Auch die Ausfälle wider die Gegner sind oft, im Geiste der Zeit, von einer fast fanatischen Heftigkeit: den liberalen Patrioten stehen die Gemäßigten gegenüber, „für die das Wörtlein muß die einzige Triebfeder des Tuns und Lassens in bezug auf vaterländische Angelegenheiten ist". Jedoch in ernsten Fragen deutscher Politik bewährt der Herausgeber schon damals eine spröde Selbständigkeit, die sich den Vorurteilen der Partei nicht gefangen gibt. Während Rotteck und sein Anhang um den Untergang der badischen Handelsfreiheit klagten und von dem Zollvereine auch den Sturz der heimischen Verfassung fürchteten, hatte der jüngere Genosse nach langer Erwägung sich eines Besseren belehrt. Der Schüler des alten Rau erkannte den Wert des freien Verkehrs, der Patriot ahnte dunkel den zukunftsreichen Beginn der praktischen Einigung der Nation.

Es war ein kühner Schritt für einen jungen Liberalen, daß Mathy in der Schrift „Betrachtungen über den Beitritt Badens zu dem deutschen Zollverein" (1834) sich auf die Seite seines politischen Gegners Nebenius stellte; es war noch kühner, daß er der Selbstgefälligkeit der süddeutschen

Liberalen zurief: „Durch die Zolleinigung wird das gebundene Handwerk des Südens der preußischen Gewerbefreiheit teilhaftig werden." Seitdem ist ihm der Zollverein ein Gegenstand unabläßiger Arbeit und Sorge geblieben. „Die Deutschen", sprach er später in der Kammer, „sollen um jeden Preis daran festhalten und nur mit dem Leben davon lassen." Ihm war kein Zweifel, daß die Freiheit des Marktes die erste Voraussetzung bilde für das Dasein einer modernen Nation; auf diesen Segen verwies er die Kleingläubigen und sprach: „Deutschland ist niemals in seiner Geschichte einiger gewesen als seit dem Jahre 1834." Die Isolierung der Hansestädte nannte er kurzweg „einen Skandal". Was Mathys erfahrener Rat in den Zollkonferenzen der jüngsten Jahre gegolten hat, ist bei allen Kundigen in dauerndem Gedächtnis. Ein Praktiker von Grund aus, blieb er, ein Gegner der Schutzzöllner wie der unbedingten Freihändler, jener vermittelnden Richtung treu, welcher der Zollverein seine wirksamsten Gesetze verdankte.

Weit entfernt, mit einem so gefährlichen und doch so unbefangenen Gegner sich zu versöhnen, fuhr die Regierung fort, den Redakteur des „Zeitgeistes" durch boshafte kleinliche Verfolgung zu mißhandeln, und Mathy, des hoffnungslosen Kampfes müde, entschloß sich endlich, das Land zu verlassen. Mit Ergötzen lesen wir heute in den Akten der Demagogenkommission des Bundestages, welche fürchterlichen Umsturzpläne Karl Mathy in der Schweiz ausgebrütet haben soll, im Vereine mit Joseph Mazzini, den er allerdings gelegentlich bei seinen Zeitungsunternehmungen unterstützte. Der Mann, dem die k. k. Polizei so Arges zutraute, stand dem wüsten Treiben der anderen Flüchtlinge mit kalter, sicherer Überlegenheit gegenüber, schlug als ein hartgeplagter literarischer Tagelöhner sich und sein junges Haus mühselig durch das Leben und ward endlich Schullehrer zu Grenchen bei Solothurn.

Was hätte er auch nicht werden können mit seinem Verstande, seiner Arbeitskraft? Am Lehren hatte er schon in seinen Studentenjahren immer Freude gefunden, mit der ruhigen maßvollen Sicherheit seines Wesens war er wie geschaffen zum Pädagogen. Ich habe selbst in späterer Zeit oft dankbar erfahren, wie liebevoll und herzlich er mit Jüngeren zu verkehren wußte, wie meisterhaft er verstand, durch ein schlichtes Wort des Lobes alles Tüchtige in seiner Umgebung anzuspornen. Dem Fremden erschien er oft schroff und unzugänglich in seiner schlichten wortkargen Weise; Gemeinheit und anmaßende Mittelmäßigkeit schraken zurück, wenn er sie abfertigte mit schneidender Kälte. Die ihm nähertraten und seine Neigung gewannen, werden die Güte dieses reichen Herzens, die feste Treue seiner Freundschaft nie vergessen und immer die guten Stunden preisen, da die helle Lebenslust der fröhlichen Pfalz aus den Worten des ernsten Mannes lachte. Wohin ihn auch sein bewegtes Leben verschlug, überall ist ihm zum

Abschiede der Scheidegruß seiner getreuen Grenchener nachgerufen worden: „Es ist gefehlt, daß Ihr von uns fortgeht!"

In Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit hat Mathy selber diese glücklichen Grenchener Jahre geschildert, da der Protestant als einziger Lehrer die katholische Schule leitete und einem derben kräftigen Völkchen den Sinn für freie Menschenbildung erweckte. Besser als unsere Worte mag diese schöne Erzählung den Lesern sagen, wie unser Freund gewesen ist: wie seinem reichen Geiste nichts Menschliches fremd blieb, wie gemütvoll der Mann der Geschäfte zu schreiben vermochte, und welch ein kernhafter demokratischer Grundzug in seinem Wesen lag. Seinen Schülern überließ er gern, selber das Schwurgericht zu halten über die Fehler der Kameraden. Jener Zug der Mittelmäßigkeit, der vielen schweizerischen Zuständen anhaftet und seinem scharfen Auge nicht entging, störte ihm keineswegs die Freude an der wackeren Rüstigkeit eines aufrechten Volkes, das sich selbst regierte und damals noch nicht den schlechten Künsten zuchtloser Demagogen verfallen war.

Die gedankenlose Schwärmerei seiner liberalen Genossen für die französische Weise der Völkerbeglückung von oben hat Mathy nie geteilt; „der germanische Ruf nach der Polizei" galt ihm stets als der letzte Grund unserer politischen Leiden. Während der gelehrte Kenner der Staatswissenschaft bescheiden seine Schweizerbuben erzog, blieb er doch mit der deutschen Presse in Verbindung. Auch in das Staatsleben der Schweiz hat er einmal eingegriffen. Die Aufhebung des Zehnten, von den Berner Herren lange versagt, ward jetzt durch die liberale Partei stürmisch gefordert. Eine demokratische Volksversammlung zu Nidau schrieb einen Preis aus für die beste volkstümliche Beleuchtung der Streitfrage. Mathy löste die Aufgabe durch die Schrift „Der Zehnt, wie er war, wie er ist und wie er nicht mehr sein wird" (1838). „Nach dem Tode des Zehnten" — so schließt die Einleitung — „wollen wir dann Gutes von ihm sagen, wollen uns gern erinnern, daß es ein ehrwürdiges Institut gewesen, daß es vor alters manchen Segen verbreitete und nur darum schädlich geworden ist, weil es sich überlebt hat." Das Wort ist bezeichnend für den Mann der Tat, der über beschauliche Gelehrtennaturen, wenn sie in der Praxis des Staatslebens sich nicht zurechtfanden, sehr scharf zu urteilen pflegte, nicht bloß über den allzu weichen Nebenius, auch über stärkere Männer, wie Dahlmann.

Unterdessen hatte in Baden der Freiherr von Blittersdorff sein unseliges Regiment begonnen, dessen tief entsittlichende Wirkungen bis zur Stunde noch nicht völlig verwischt sind. Mit beispielloser Roheit ward die Presse geknechtet, die Zensur geradezu angewiesen, mißliebigen Blättern durch das Streichen der neuesten Nachrichten die Kundschaft zu entziehen, der Mißbrauch der Amtsgewalt bei den Wahlen zur Regel erhoben. „Lassen Sie sich Ihre Eisenbahn von Ihrem liberalen Abgeordneten bauen!"

sagte der Minister zu den Bürgern einer bedeutenden Fabrikstadt, die eine Stunde östlich von der neuen Staatsbahn liegenblieb. Dem Landtage erwies man jede erdenkliche Mißachtung; man ging so weit, zu verbieten, daß eine Kammerverhandlung über die Wiener Konferenzen von 1834 in den stenographischen Berichten abgedruckt werde. Zudem war seit dem Kölner Bischofshandel, seit dem Auftreten von Strauß und Ronge der kirchliche Hader neu erwacht; von fanatischen Priestern wurde, nach Mathys Worten, unter dem katholischen Landvolke „der halbverschollene Geist der Salpeter wieder heraufbeschworen" und dies Treiben durch die Regierung begünstigt in einem kleinen Staate mit höchst verwickelten kirchlichen Verhältnissen, dem konfessioneller Haß schlechthin tödlich werden kann. Es war ein von Blittersdorff wohl ausgesonnenes System, das im wesentlichen unverändert blieb, auch als sein Schöpfer, von dem Ministerposten entfernt, nur aus der Ferne, vom Bundestage her, den Nachfolgern Ratschläge gab. Mit grober Anmaßung donnerten die Beamten in der Kammer, die Junghanns und Rettig, wider die „unbefugten" Anträge der Opposition; mit einer, ich darf es sagen, welfischen Zuversicht verkündeten sie die Fortdauer der Rheinbundsbureaukratie bis an das Ende der Dinge. Die Folgen dieses Regiments traten bald zutage. Die Bureaukratie ward wirklich, wie Blittersdorff gewünscht, „ein Instrument, das man nach Belieben zerbrechen kann"; ihre Mehrheit bewährte in den Tagen der Prüfung eine vollendete Gesinnungslosigkeit. Im Volke dagegen tat sich alles, was nicht ultramontan oder schlechthin servil war, zusammen zu einer leidenschaftlichen Opposition: Bassermann und Struve, Welcker und Hecker, Gemäßigte und Radikale in wüstem Durcheinander. Gehässiger Parteikampf zerrüttete den ohnehin künstlich gebildeten, durch die Nachbarschaft Frankreichs und der Schweiz leicht aufgeregten kleinen Staat. In solcher Zeit hielt Mathy sich verpflichtet, heimzukehren.

Er ward im Jahre 1842 in die Kammer gewählt, und der schweigsame Mann, den die Freunde zum Reden erst bereden mußten, galt dem Kabinette bald als der furchtbarste Gegner. Wenn er sich langsam erhob, mit seinen großen ruhigen blauen Augen den Ministern gerade ins Gesicht sah und dann kalt in wohlerwogenen Sätzen ihnen die schärfsten Vorwürfe zuschleuderte, so hinterließ er tieferen Eindruck als Heckers leidenschaftliches Ungestüm. Am liebsten sprach er am Ende der Debatte; dann pflegte er die gehaltenen Reden durchzugehen und mit scharfem Spotte die Schwächen der Gegner herauszuheben. Die grausame parlamentarische Züchtigung, die er einst dem Ultramontanen Buß angedeihen ließ, ist noch heute unvergessen. Man kämpfte den alten unendlichen Kampf um Preßfreiheit, Schwurgerichte, feste Schranken der Polizeigewalt; die Ahnung eines großen Zusammenbruchs lag auf den Gemütern. Als im Jahre 1846 zum neunten Male der Antrag auf Einführung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit gestellt wurde, da warnte Mathy: „Ich kann mich der Ahnung

nicht entschlagen, daß diesem neunten Antrage nicht eine gleiche Anzahl folgten, daß die Zeit nicht mehr fern sein werde, wo über Tag oder Nacht, über Leben oder Tod die Entscheidung fällt." Diesen „unwürdigen Ton" wies der Minister Nebenius zurück. „Wir wissen", rief er aus, „was der Herr Redner will und was er uns und Ihnen in Aussicht stellt." Nur wenige Monate, und die unwürdige Weissagung war erfüllt.

Mathy hatte die beste Kraft seiner Jugend den Parteikämpfen seiner Heimat gewidmet, er hatte in der Schweiz im Verkehre mit Munzinger die bescheidene Tüchtigkeit eines gesunden kleinstaatlichen Patriotismus achten gelernt. Jetzt, inmitten der unendlichen Debatten über Pferderationen und Zensurlücken, überkam ihn oft das Gefühl der Nichtigkeit solches Streites. Sein scharfer Kopf durchschaute den heillosen Widerspruch, darin seine Partei sich bewegte: sie verlangte die Einheit des Vaterlandes und war doch verdammt, die Verfassung ihres Staates über die Beschlüsse des Bundestages zu stellen.

Immer stärker regte sich ihm der Zweifel an der Lebenskraft unserer kleinen Staaten. Im Dezember 1845 schloß er unter tiefer Stille der Versammlung eine Rede also: „Ein neueres Geschichtswerk sagt, daß Baden seine Vergrößerung dem Wohlverhalten gegen Frankreich und der Verwandtschaft mit Rußland verdanke. Man scheint solche Stützen nicht hinlänglich dauerhaft für einen deutschen Staat gehalten zu haben und fügte die Verfassung hinzu, die ihre Wurzeln in dem Herzen des Volkes geschlagen hat. Geben Sie einer reaktionären Kamarilla die Verfassung preis, so ist Baden nur noch die letzte napoleonische Schöpfung in Deutschland. Bedenken Sie dies — ich schweige." Immer fester ward ihm, wie seinem Freunde Bassermann, die Überzeugung, daß die konstitutionelle Herrlichkeit der kleinen Staaten ein Schein bleibe ohne einen gründlichen Umbau der Bundesverfassung. Trotzdem tat er unablässig seine Pflicht in dem kleinen Kreise; sein „Landtagsblatt" verbreitete die Verhandlungen der Kammer in allen Dörfern des Landes. Für den Unterhalt seiner Familie sorgte er inzwischen, indem er mit Bassermann eine Buchhandlung gründete. Ein echter Selfmademan fand er sich auch in diesem Berufe rasch und sicher zurecht. In Mathys Hause wurde damals der Wert von Berthold Auerbachs Dorfgeschichten zuerst erkannt und dem Buche der Weg zum Markte geöffnet. In diesem Verlage erschien auch das neue große Organ des gemäßigten Liberalismus, Gervinus' Deutsche Zeitung.

Im Februar 1846 wurde der Landtag wieder einmal in Ungnaden heimgeschickt, und die Fürsten von Bayern, Württemberg und Darmstadt sprachen verabredetermaßen dem Großherzog Leopold in eindringlichen Briefen ihren Dank aus, weil er seinen ehrgeizigen Volkstribunen so mannhaft widerstanden habe. Aber noch im selben Jahre ward das alte System als unhaltbar aufgegeben. Das liberale Ministerium Bekk trat ans Ruder, und da Baden zuerst in Deutschland eine liberale Regierung erhielt,

so begann auch hier früher als in den Nachbarstaaten die unvermeidliche Trennung der grundverschiedenen Bestandteile der alten Opposition.

Mehrmals geriet Hecker in den Kammern mit seinen staatskundigeren Freunden heftig aneinander; die „entschiedene" Presse, Struve voran, donnerte wider die Halben, die Kammermandarinen. Mathy gestand schon im Jahre 1846 in der Kammer: „Das Volk ist bescheidener als die Koterien, welche den Ausdruck seiner Gesinnungen bei den Wahlen zu fälschen und sich der Zügel der Geschäfte zu bemächtigen bemüht waren." Sein sittlicher Ernst empörte sich wider die schreiende Zuchtlosigkeit der Radikalen; sein sicherer Blick erkannte, daß in Deutschland für eine gesittete Republik jeder Boden fehle; dem gewiegten Volkswirt ward unheimlich bei den sozialistischen Phrasen über den Kampf der Arbeit gegen das Kapital, welche sich bereits in die radikalen Reden einschlichen. Freilich, diese heilsame Klärung der Parteien war erst im Werden. Da die schwache Regierung nicht vermochte, der widerwilligen Hofpartei ernsthafte Reformen zu entreißen, so schloß sich der Bund zwischen Radikalen und Liberalen immer aufs neue. Sie standen zusammen, als Bassermann das deutsche Parlament verlangte, und wieder, als Struve, auf die Nachricht von der Februarrevolution, jene vier Forderungen des Volkes aufstellte, welche dann die Runde durch Deutschland machten.

Erst in den folgenden Wochen vollzieht sich die Trennung der alten Verbündeten. Ein neuer Parteikampf beginnt mit reißender Schnelligkeit und mit der ganzen bitteren Leidenschaft verfeindeter Brüder. Schon am 1. März, als Hecker die Massen in das Ständehaus führen wollte, widersetzte sich Mathy. Auch die sofortige tumultuarische Annahme der Volksforderungen ohne Prüfung schien ihm würdelos. „Ich werde", rief er aus, „eher auf meinem Posten sterben, als mich durch Einschüchterung von meiner Überzeugung abbringen lassen." Jetzt ging die Saat auf, die Blittersdorff ausgestreut; die verbitterte Masse verfiel den Demagogen.

Eine republikanische Schilderhebung wurde vorbereitet, und — was Mathy vornehmlich anwiderte — sie rechnete auf den Beistand revolutionärer Banden aus Frankreich und der Schweiz. An der Spitze dieser Umtriebe standen im Unterlande Hecker und Struve, im Oberlande, zu Mathys Kummer, Jos. Fickler, ein begabter Mann, der vordem unserem Freunde zu dem Abgeordnetensitze verholfen hatte. Mathy wußte wie die Regierung, daß Fickler soeben in Mannheim die entscheidende Verabredung mit den Genossen getroffen hatte. Während die Regierung ratlos einherschwankt, entschließt er sich auf eigene Faust zu einer verwegenen Tat: Er verhaftet Fickler auf dem Bahnhofe zu Karlsruhe, als dieser am 8. April aus Mannheim in das Oberland zurückkehren will. Damit waren die Pläne der Verschworenen zerrissen: statt einer revolutionären Erhebung im ganzen Lande erfolgte ein verfrühtes, vereinzeltes Losschlagen, der tragikomische Heckerputsch. Am selben Tage kam Mathy nach Mannheim. Um-

ringt von drohenden Volkshaufen trat er auf den Altan des Rathauses, rechtfertigte seine Tat mit schlichten Worten und schloß: „Hätte ich morgen wieder vor mir, was heute früh vor mir stand, so würde ich abermals tun, was ich getan habe, denn ich bin überzeugt, dem Vaterlande einen Dienst geleistet zu haben." Da brachte die Bürgerwehr, die vorher in zweifelhafter Haltung dabeigestanden, dem kühnen Redner ein donnerndes Hoch.

Es war ein kurzer Triumph. Mit unbeschreiblicher Wut stürzten sich sofort die Redner und die Presse der Radikalen auf den Mann, der ihren Plan durchkreuzt hatte; achtzehn Monate lang war der „Ficklerfänger" der verhaßteste Mensch in unserem Süden, ein Lieblingsheld aller schmutzigen Bilder. Sein Name schon erregte die Wut des Haufens. Als im Mai 1849 in der republikanischen Landesversammlung zu Karlsruhe ein abmahnender Aufruf des Reichsverwesers verlesen ward, da rief eine Stimme: „Das ist von Mathy", und alsdann erklang jenes urkräftige Grunzen, wodurch damals die sittliche Entrüstung sich zu offenbaren pflegte. Solchen Haß der Radikalen hat unser Freund gelassen als selbstverständlich hingenommen; aber mit tiefer Verachtung sah er auf das liberale Philistertum seiner Heimat, das zuerst dem Retter zujauchzte, nachher, der Sorgen ledig, in die giftigen Verleumdungen der Demokratie mit einstimmte. Und wahrlich, wenn eine solche Tat, unternommen unter schweren Gefahren und im Kampfe mit teuren persönlichen Gefühlen, noch heute von manchem verständigen Manne mißdeutet und auf unlautere Beweggründe zurückgeführt wird, so erkennen wir schmerzlich, wie wenig die politische Verkümmerung des kleinstaatlichen Liberalismus den echten Bürgermut auch nur zu verstehen vermag. Drei Wochen später wurde Mathy zum Staatsrat und Mitgliede des Ministeriums ernannt, aber die Regierung wagte nicht, diese kräftige Hand zu benutzen, die einzige, welche vielleicht der Zerrüttung des Staates Einhalt gebieten konnte. Sie belud sich mit dem Hasse, der an Mathys Namen haftete; seine Kraft ward in Frankfurt verwendet.

Auch in der Paulskirche galt es zunächst, das Werk der deutschen Revolution vor den Hirngespinsten eines bodenlosen Radikalismus zu behüten. „Ich will nicht", rief Mathy der Linken zu, „die Selbstherrlichkeit eines gekrönten Individuums auf ein beklatschtes übertragen. — Die Republik, wie sie uns hier erscheint, ist jene Herrenlosigkeit, von der man nicht sprechen kann bei freien Männern, sondern nur bei freigelassenen Sklaven; denn unter freien Männern versteht jeder, sein eigener Herr zu sein, und erkennt einen unumschränkten Gebieter über sich — den Willen der Nation und seinen Ausdruck, das Gesetz. Ich kann es nicht über mich gewinnen, angesichts der Tatsachen, die Anarchie, die mit fremden Mitteln und zu fremden Zwecken das Vaterland zu schwächen sucht, als die Zuckungen einer patriotischen Kraft und Gesinnung darzustellen." Wie kampflustig auch diese Worte klingen, sie waren doch mit schwer bekümmertem Herzen ge-

sprochen. Während der konservative Bassermann sich leicht in die Rolle eines Bekämpfers der Demokratie fand, beklagte sein durch und durch liberaler Freund schmerzlich, daß die Torheiten der Linken zu solchem Kampfe zwangen; er ahnte, das werde der Reaktion die Wege bereiten. Die Revolution hatte die kleinen Throne verschont; darum verlangte Mathy, daß man den vorhandenen politischen Kräften ein gesetzliches Organ gewähre und den Bundestag mit vereinfachtem Geschäftsgange als eine Vertretung der Kronen neben der Zentralgewalt aufrechterhalte. Nachdem dieser staatsmännische Gedanke verworfen und die kecke Mißbildung des Reichsverweseramts gewagt wurde, hielt Mathy sich dennoch verpflichtet, der neuen Behörde seinen Beistand nicht zu versagen. Er trat als Unterstaatssekretär in das Reichsministerium und unterstützte Schmerling bei der Bekämpfung des Septemberaufstandes. Die weitverbreitete Meinung, daß die Zentralgewalt diesem Aufruhr absichtlich einige Frist zur Entfaltung gegönnt habe, wurde von Mathy stets auf das bestimmteste als ein Parteimärchen zurückgewiesen.

Als die Verfassungsberatung die Anhänger des Bundesstaates von den Bekennern der großdeutschen Phrase trennte, ergab sich Mathys Parteistellung von selbst. Er hatte vor vierzehn Jahren den Beruf Preußens zur Leitung der deutschen Volkswirtschaft gegen die Befangenheit seiner Genossen verteidigt und wurde jetzt folgerecht ein eifriges Mitglied der Kaiserpartei. Aber ihm entging nicht die unnatürliche Lage des Parlaments, das ihm von vornherein als ein zweifelhaftes Werkzeug der nationalen Einigung erschien. Er erkannte, wie schwer es halte, die Österreicher im Hause dahin zu bringen, daß sie gleichsam sich selber zur Tür hinauswürfen. Zudem hegte er lebhafte Achtung für Schmerling, der sich auch späterhin mit unserem Freunde nicht persönlich verfeindete und mit einem è per la vita von ihm Abschied nahm. Darum lautete Mathys Rat: Entweder schonet Schmerling, auf daß er euch nicht zu einem gefährlichen Feinde werde — oder, wenn ihr ihn stürzen wollt, so bildet ein Kabinett, das ausschließlich aus Preußen besteht und im engsten Einverständnis mit der Berliner Regierung vorgeht. Der Rat ward überhört, das Ministerium Gagern begann seine unselige Politik des Zuwartens und der Halbheit.

Da der Kaiserpartei begabte Redner nicht fehlten, so glaubte Mathy ihr durch seine Feder mehr als durch Reden nützen zu können; er war tätig in der Presse und in der Verwaltung des Ministeriums. Nur selten hielt er für nötig, einen neuen Gedanken in die Debatten des Hauses zu werfen: so, als er zur Verwunderung der liberalen Freunde vorschlug, die beweglichen Posten des Budgets von den dauernden zu trennen und dergestalt den Bedürfnissen des Staates wie den Ansprüchen der Volksvertretung gerecht zu werden. Erst zuletzt, als König Friedrich Wilhelm die Kaiserkrone abgelehnt hatte und bereits viele in St. Paul das Spiel ver-

lorengaben, trat Mathy hervor mit einem Rettungsversuche: er wollte die Durchführung der Reichsverfassung der gesetzlichen Tätigkeit der Landtage anvertrauen. Er beantragte, die Regierungen zu veranlassen, daß sie jetzt ihre Volksvertretungen nicht auflösten, und verteidigte seinen Vorschlag in einer der schönsten, lichtvollsten Reden, welche das Parlament je gehört hat. Der Gang der Ereignisse war mächtiger als der Wille des tapferen Mannes. Mathy mußte noch in Gotha und Erfurt die letzten Zuckungen der deutschen Revolution mit anschauen. Dann ging er, ohne Amt und Vermögen, abermals einer ungewissen Zukunft entgegen.

Der Staatsmann trat aus dem Kabinett sofort wieder in das Kontor der Bassermannschen Buchhandlung. Indessen war der Ruf seiner außerordentlichen staatswirtschaftlichen Begabung von Frankfurt her in die Kreise der großen kaufmännischen Welt gedrungen. Im Jahre 1854 ging Mathy nach Köln, um bei seinem Freunde Mevissen in dem Schaaffhausenschen Bankvereine die Technik des Bankwesens im einzelnen kennenzulernen. Dann trat er in die Direktion der Berliner Diskontogesellschaft, vier Jahre später ward er Mitbegründer und Direktor der Gothaer Bank, im Jahre 1859 Direktor der Deutschen Kreditanstalt zu Leipzig. Hatte er in Gotha die Unternehmungen einer neuen Bank eingeleitet, so mußte er in Leipzig, unter dem Murren dividendenlustiger Aktionäre, eine Reihe gewagter Geschäfte, welche von der früheren Direktion allzu kühn begonnen waren, wieder abwickeln. Inmitten solcher Arbeiten fand er noch Zeit für die Presse. Die Leser der Grenzboten ergötzten sich an der köstlichen Ironie, womit Mathy die Vertrauensseligkeit des „ruhigen Bürgers" geißelte, und die älteren Freunde der Preußischen Jahrbücher entsinnen sich noch der gediegenen Abhandlung über den Münzvertrag von 1857, welche damals schon die heute allgemein anerkannte Unzulänglichkeit der neuen Münzreform hervorhob und die Epoche der Goldwährung voraussah. Mathy zählte zu den wenigen deutschen Politikern, welche von dem italienischen Kriege nicht überrascht wurden. Sein Aufsatz „Deutsche Interessen und deutsche Politik" verkündete schon im Juli 1858 die nahende Krisis der großen Politik und mahnte vergeblich die Männer der Einheitspartei, sich im voraus zu verständigen, „damit eine Macht und ein leitender Gedanke da sich einstellen, wo die gedankenlose Mittelmäßigkeit abdanken muß".

Es war eine Lust, den stattlichen Mann reden zu hören in jener Genossenschaft von Freunden, die sich in Leipzig um ihn, um Gustav Freytag und S. Hirzel versammelte. Er stand jetzt auf der Höhe seines politischen Denkens, er hatte die wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte des Nordens kennengelernt, unerschütterlich war ihm die Überzeugung, daß dem preußischen Deutschland die Zukunft gehöre. Wenn der patriotische Eifer der jüngeren Freunde manchmal ungestümer ward, als unter der schirmenden Vaterhand der sächsischen Polizei rätlich schien, dann hielt sich Mathy wohl

verpflichtet, zur Vorsicht zu raten; an dem Tone seiner Warnungen hörte man doch, daß das unerschrockenste Auftreten ihm das liebste war. Von seltenem Zauber war sein Gespräch, das mit gleicher Klarheit und Sicherheit über Volkswirtschaft und Kunst, Personen und Ideen sich verbreitete. Wer in Mathys Haus trat und die edle hochbegabte Frau, das tiefe Herzensglück dieser Ehe kennenlernte; wer dann erfuhr, welche Stürme über die beiden dahingegangen, wie ihnen alle vier Kinder, zuletzt ein erwachsener hoffnungsvoller Sohn, entrissen wurden — der mußte die heitere, gefaßte Ruhe des Mannes bewundern.

Währenddem war in Baden ein liberales Ministerium an das Ruder getreten; sein Führer, der Freiherr von Roggenbach, stand längst in regem Verkehre mit dem älteren Freunde. Zu Anfang 1863 wurde Mathy von dem Großherzog Friedrich zu einer hohen Finanzstelle berufen, ein Jahr darauf mit der Leitung des Handelsministeriums beauftragt. Mathy folgte dem Rufe aus ernstem Pflichtgefühl, obgleich er längst wußte, daß nur in einem einigen Deutschland die gesicherte Freiheit der Einzelstaaten möglich sei. Der kühne, wahrhaft freisinnige Versuch, über der Selbstverwaltung der Gemeinden auch die Selbstverwaltung der Kreise durchzuführen, fand Mathys warmen Beifall; aber er sah mit Unmut, daß seine alten Freunde, die liberalen Philister, sich nicht geändert hatten. Von ernsthafter politischer Gesinnung war wenig zu spüren; nur konfessionelle Leidenschaften, katholischer Fanatismus oder der nicht minder fanatische Eifer seichter Aufklärung, vermochten die Ermüdeten aufzurütteln. Die Kunst, populär zu werden, hat Mathy nie verstanden; er brachte es nicht über sich, den ergebenen Liberalen seiner Heimat seine Verachtung zu verbergen. Als ihm der wohldurchdachte Plan einer badischen Bank durch Empfindlichkeit und kleinbürgerlichen Neid gestört ward, sprach er diese Gesinnung in der Kammer mit scharfen, allerdings unparlamentarischen Worten aus.

Der schleswig-holsteinische Handel begann. Mathy erkannte rasch, daß der Name des augustenburgischen Prätendenten, anfangs das Losungswort für den Kampf gegen Dänemark, sehr bald ein Deckmantel wurde für eine selbstsüchtige und hochmütige Sonderbündelei. Als ein Minister des Erbprinzen am Karlsruher Hofe seine Verwunderung aussprach, warum im Süden die Teilnahme für den Prätendenten lebendiger sei als im Norden, da antwortete Mathy — mit jener massiven Offenherzigkeit, wodurch er so oft die Ängstlichkeit der kleinen Diplomatie erschreckt hat —: „Das ist sehr natürlich. Hier kennt man euch noch nicht." Die Ereignisse drängten sich. Herr v. Roggenbach trat zurück, und da der kleine Staat an Diplomaten schweren Mangel litt, so berief man in das Auswärtige Amt den Freiherrn v. Edelsheim, von dem Mathy nichts kannte als einige wohlgeschriebene Wiener Depeschen.

Während Mathy unverhohlen seine Freude aussprach über den großen Zug der Politik des Grafen Bismarck, enthüllte sich der neue Minister des Auswärtigen schnell als ein ergebener Vasall Österreichs. Mathy warnte umsonst; er sah bald, daß seines Bleibens in dieser Regierung nicht mehr sei. „Bald wird auch für mich die Stunde der Befreiung schlagen", schrieb er mir im Juni 1866; nur die Rücksicht auf seinen Fürsten hielt ihn noch zurück, auch forderten die kaum begonnenen großen Staatseisenbahnbauten noch eine Zeitlang seine Tätigkeit. Sobald der Krieg gegen Preußen begann, nahm er seinen Abschied.

Nach wenigen Wochen erhielt der Großherzog Friedrich die Freiheit der Entschließung zurück, er berief den entlassenen Minister am 27. Juli an die Spitze der Regierung. Nun endlich fand Mathy einen Wirkungskreis, würdig seiner Kraft. Er erschien wie verjüngt in froher Tatkraft, angesichts der schönen Aufgabe, seine Heimat, und vielleicht den gesamten Süden, zu dem Reiche deutscher Nation zurückzuführen. Es wäre der glücklichste Abschluß seines staatsmännischen Wirkens gewesen. Er gedachte nicht alle Wünsche eines begehrlichen Liberalismus zu erfüllen, sondern begann mit einigen Schritten notwendiger Strenge gegen die Zügellosigkeit der radikalen Presse. Aber er wollte festhalten an dem Worte und dem Geiste der Verfassung, festhalten vornehmlich an den gesunden, bei der Lässigkeit der Bevölkerung freilich erst halb entwickelten Anfängen der Selbstverwaltung. Höher als alles dies stand ihm der treue rücksichtslose Anschluß an Preußen. Augenblicklich wurde das Heer vom Kriegsschauplatze zurückgerufen, die Festung Rastatt unter die alleinige Verfügung der Karlsruher Regierung gestellt, bald darauf der Frieden und das Bündnis geschlossen. In der Armee war nach den traurigen Erfahrungen des Feldzuges an der Tauber die bessere Erkenntnis rasch durchgedrungen. Die Umbildung des Korps nach preußischem Muster fand bei den Offizieren ebenso lebhafte Zustimmung wie die Erneuerung der Zollvereinsverträge bei den Gewerbetreibenden.

Wenn Mathy die hoffnungslose Verwirrung des zerfahrenen süddeutschen Parteilebens betrachtete, dann ward der starke Mann oft, wie damals alle treuen Patrioten im Süden, von finsteren Ahnungen befallen. „Bei Euch," schrieb er mir im Spätjahr 1866, „bei Euch im Norden hilft das Wort, bei uns nur der Schlag." Um von seiner Heimat mindestens solche Nöte fernzuhalten, wendete er sich im Herbst des folgenden Jahres an Graf Bismarck, bat ihn geradezu, Baden aufzunehmen in den Norddeutschen Bund. Der Brief blieb ohne Antwort, und wir Überlebenden wissen, welcher Irrtum diesen hochherzigen letzten Wünschen des badischen Staatsmannes zugrunde lag; wir wissen alle, daß der erste preußische Soldat auf der Kehler Brücke vollauf genügte, um zur unrechten Stunde einen europäischen Krieg zu erregen. Was aber heute klar vor jedermanns Augen liegt, das blieb vor vier Jahren noch dem leitenden Minister Badens ver-

borgen; so wenig vermögen unsere kleinen Höfe die Lage Europas zu überschauen! Die Entscheidung der süddeutschen Frage lag in Paris, Berlin und München, nicht in Karlsruhe. Tief niedergeschlagen, doch nicht entmutigt hat Mathy die Zurückhaltung des Berliner Kabinetts ertragen; er versuchte jetzt der Welt zu zeigen, was er selber kaum für möglich hielt, daß sein System auch ohne Norddeutschlands Hilfe aufrechtbleiben könne.

Es war ihm nicht vergönnt, die Früchte seines Tuns zu ernten. Er wurde am 3. Februar 1868 rasch vom Tode ereilt, und den Freunden, die um ihn trauerten, ward noch die bittere Erfahrung, daß selbst dieser Mann für die Roheit der deutschen Demokratie nicht zu hoch stand. Alle Welt wußte, daß die ultramontane Partei keinen verhaßteren Namen kannte als den seinen; und doch sind über seinem Grabe auch pöbelhafte Schmähungen wider den Volksverräter erklungen! Wir Preußen aber wollen nicht vergessen, daß unser Staat niemals in Süddeutschland einen treueren, einsichtigeren Freund besaß, als Karl Mathy war. Und dankbar preisen wir die Gnade des Geschicks, das jenem besorgten Worte des edeln Mannes eine so wunderbar glückliche Erfüllung gebracht hat. Denn freilich nur der Schlag — aber der Schlag deutscher Schwerter wider fremde Feinde, nicht der Jammer des Bürgerkrieges — hat die Deutschen jenseits des Maines zurückgeführt zu ihrem großen Vaterlande.

Aus den Papieren des Staatsministers v. Motz

Berlin 1877

Der Güte des Herrn Oberstleutnants v. Motz in Weimar verdanke ich die Kenntnis einiger Papiere aus dem Nachlasse seines Oheims, des Finanzministers v. Motz. Diese Aktenstücke bestätigen nicht nur alles, was ich vor Jahren[1] über Motz' Anteil an der Stiftung des Deutschen Zollvereins berichtet habe, sie lassen den politischen Charakter und die Voraussicht des verdienten Staatsmannes sogar noch bedeutender erscheinen, als ich damals annahm. Es ist mir um so willkommener, hier über den historischen Inhalt dieser Papiere Bericht zu erstatten, da ich damit zugleich die Gelegenheit erhalte, mich mit W. Roscher auseinanderzusetzen, der neuerdings in seiner „Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland" mein Urteil über die Entstehung des Zollvereins angefochten hat.

In jener Abhandlung wurde geschildert, wie die preußische Regierung schon zur Zeit der Entstehung des Zollgesetzes von 1818 die Absicht aussprach, mit anderen deutschen Staaten „auf gleiche Berechtigung und Verpflichtung in einen gemeinsamen Zollverband zu treten". Nicht durch Bundesgesetze, sondern durch Verträge von Staat zu Staat sollten „übereinstimmende Anordnungen von Grenze zu Grenze weitergeleitet", erst die enklavierten und nächstbenachbarten Kleinstaaten, dann, je nach dem Laufe der Ereignisse, auch andere deutsche Staaten mit dem preußischen Zollsysteme verbunden werden „zu dem Zwecke, die inneren Scheidewände mehr und mehr wegfallen zu lassen". Darum wurden die Durchfuhrzölle, abweichend von dem liberalen Geiste des Zollgesetzes, unverhältnismäßig hoch angesetzt; man wollte dadurch einen Druck ausüben auf die deutschen Nachbarn, sie zur Verständigung mit Preußen zwingen. Doch die Hoffnungen des Berliner Kabinetts scheiterten an der leidenschaftlichen Verblendung der öffentlichen Meinung, an dem gehässigen Widerstreben aller deutschen Höfe, vornehmlich der nächstbenachbarten. Preußen sah sich in die Defensive zurückgeworfen, bedurfte seiner ganzen Kraft, um sein Zollsystem gegen die erbitterten Angriffe des Inlands wie des Auslands aufrechtzu-

[1] In der Abhandlung „Die Anfänge des Deutschen Zollvereins", Preuß. Jahrb., Band 30, Jahrgang 1872.

erhalten; und da man während mehrerer Jahre nichts weiter erreicht hatte als den Zollanschlußvertrag mit Sondershausen im Jahre 1819 und zahllose unfruchtbare Streitigkeiten mit den anderen Nachbarstaaten, so faßte die preußische Regierung den nüchternen und, wie der Erfolg gezeigt, richtigen Entschluß, fortan keinem deutschen Staate irgendein handelspolitisches Anerbieten zu machen, sondern vielmehr die Anträge der Nachbarn gelassen abzuwarten. Es liegt in der Natur der Sache, daß bis dahin noch mehrere Jahre vergehen mußten; nur die steigende Not der Finanzen, nur das Scheitern aller kleinstaatlichen Zollvereinsversuche konnte den Souveränitätsdünkel der kleinen Höfe so weit demütigen, daß sie sich herbeiließen, eine Vereinigung mit dem verhaßten Preußen zu suchen.

Aber auch in Preußen selbst waren noch zwei schwere Hindernisse zu überwinden, bevor die Kugel ins Rollen kam. Eine kühne Handelspolitik verbot sich von selbst, solange der preußische Staatshaushalt an einem beständigen Defizit krankte, und solange man in Berlin den Gedanken festhielt, zunächst mit den unmittelbaren Nachbarn in Verbindung zu treten und nur „von Grenze zu Grenze" vorzuschreiten; denn dieser Plan, so einfach natürlich er schien, blieb doch völlig aussichtslos, da gerade die nächsten Nachbarstaaten, Sachsen, Hannover, Kurhessen, dem preußischen Zollsysteme am entschiedensten widerstanden. Das ist nun das unvergängliche Verdienst des Ministers v. Motz, daß er dies zweifache Hindernis überwunden hat. Er stellte das Gleichgewicht des Staatshaushalts her und gab also der Monarchie erst die Fähigkeit, Zollverträge von zweifelhaftem finanziellen Erfolge zu wagen. Er faßte sich das Herz, über Kurhessen und die anderen unmittelbaren Nachbarn hinweg mit den süddeutschen Staaten zu verhandeln; er schuf durch den Zollverein mit Darmstadt und durch den Handelsvertrag mit Bayern-Württemberg den festen Grund für den großen deutschen Zollverein. Er sah die ungeheuren politischen Folgen dieser Handelsverträge mit erstaunlicher Sicherheit voraus. In einer Zeit, da die gesamte amtliche deutsche Welt den friedlichen Dualismus, den ewigen Bund zwischen Österreich und Preußen für ein heiliges Gesetz ansah, erscheint er als der einzige deutsche Staatsmann, der mit vollem Bewußtsein friderizianische Politik trieb; geradeswegs ist er auf das Ziel losgegangen, das gesamte Deutschland mit Ausschluß Österreichs unter der Führung Preußens für immer zu vereinigen.

Motz war durch ein bewegtes Leben mit dem Elend und der Hilflosigkeit der deutschen Kleinstaaterei auf das genaueste vertraut geworden. Er lernte als junger Mann die verrotteten Zustände seiner kurhessischen Heimat kennen, kam nachher als preußischer Landrat auf dem Eichsfelde täglich in Berührung mit den thüringischen Kleinstaaten, sah dann im Kriege von 1806 diese verkommene Welt haltlos zusammenbrechen, sah die Willkürherrschaft der Fremden im Königreich Westfalen. Als die Heere der Befreier nach der Schlacht von Leipzig sich dem Staate König

Jeromes näherten, war Motz der einzige Beamte in den Departements der Elbe, der Saale und des Harzes, der freiwillig seine Stelle verließ, um sich der deutschen Sache anzuschließen; er war darauf in Halle und in Fulda bei der provisorischen Verwaltung der eroberten Gebiete tätig. Nach dem Frieden wurde er Vizepräsident der Erfurter Regierung. Dieser kleinste der Regierungsbezirke Preußens, ein Gebiet von etwa 60 Geviertmeilen, lag im Gemenge mit fünfzehn Nachbarstaaten, umfaßte vormals westfälische, sächsische, sächsisch-hennebergische, französisch-erfurtische, Sangerhausener, rudolstädtische, weimarische und hannöversche Landesteile. Aus den Trümmern von acht verschiedenen Staaten mußte ein Verwaltungsbezirk gebildet werden; das Chaos war so unübersehbar, daß noch im Jahre 1817 bei der Erfurter Regierung 2141 unerledigte Rechnungen aus der Kriegszeit lagen. (Motz, Denkschrift über die Vereinfachung der Verwaltung. Erfurt, 29. Juni 1820.) Unter solchen Erfahrungen ward der kühne Mann, den einst der Ruhm der friderizianischen Taten in den preußischen Dienst geführt, ein geschworener Feind der Kleinstaaterei; unablässig beschäftigte ihn die Frage, wie diese Länderspliter zu einem festen Ganzen zusammenzufassen seien, keinen Augenblick hat er an die Lebensfähigkeit des Deutschen Bundes geglaubt.

Am 24. September 1817 schrieb er an Hardenberg: er habe durch seinen Freund, Geheimrat v. Weise in Sondershausen, einiges erfahren von einem Plane, der durch Karl August von Weimar zur Zeit des Wiener Kongresses den thüringischen Staaten vorgelegt wurde und die Vereinigung der thüringischen Truppen unter weimarischem Oberbefehl bezweckte; diese Mitteilungen und einige vertrauliche Äußerungen des weimarischen Ministers v. Gersdorff hätten ihn ermutigt, seinerseits dem Staatskanzler eine Denkschrift vorzulegen: „Gedanken über die Militärverfassung des Deutschen Bundes, insbesondere über Verträge mit den kleinen norddeutschen Staaten". Die Arbeit beginnt mit einer drastischen Schilderung des Unsinns der Bundesverfassung und ihrer Stimmordnung. „Ein solcher Staatenverein erscheint nur als ein politischer Notbehelf, den die Eifersucht der souveränen Fürsten Deutschlands unter sich im Drange der äußeren Umstände und der Zeit erzeugt und die seit Jahrhunderten sich immer gleiche Politik des Nachbarstaates Frankreich und vielleicht auch der großen Nachbarmacht im Nordosten von Europa zur Geburt befördert hat, nicht um die zerstreuten Kräfte Deutschlands wirklich in ein großes Ganzes zu versammeln (wodurch einzig und allein Deutschland von jedem fremden Einfluß befreit und Europas Gleichgewicht in der Tat begründet werden würde), sondern um es in immerwährender Kraftzersplitterung zu erhalten". Darum muß Preußen schon jetzt den Zeitpunkt ins Auge fassen, „wo das unhaltbare Bundeswerk wieder in sich selbst zerfallen wird. Österreich kann Vereinigung deutscher Volkskraft nicht aufrichtig wollen, weil das vorherrschende Interesse seines Hauses und seiner großen im

Bunde nicht begriffenen Staaten das gerade Gegenteil erheischt". Vorläufig, solange ein einiges deutsches Heer noch nicht möglich, bleibt nur übrig, die militärischen Kräfte von Nord- und Süddeutschland in zwei große Heere zu versammeln — ein Gedanke, den bekanntlich Preußen in jenen Tagen am Bundestage eifrig vertrat. Damit diese Idee Leben gewinne, ist es aber nötig, die norddeutschen Kontingente durch Militärkonventionen mit dem preußischen Heere zu verbinden, und so wird denn im einzelnen der Plan besprochen, die thüringischen Truppen als eine Brigade der preußischen Armee anzuschließen. Die Vorschläge sind nach unseren heutigen Begriffen noch sehr bescheiden: die Subalternoffiziere avancieren in ihrem Kontingent, nur die Stabsoffiziere gehören gänzlich dem preußischen Heere an usw. Motz glaubt, nachdem er vor kurzem sich in Kassel umgesehen, auch der Kurfürst von Hessen sei bereit, eine ähnliche Konvention mit Preußen zu schließen, zumal wenn man ihm Fulda gegen einen bequemer gelegenen Ersatz wieder abnehme.

Dieser letztere Gedanke wird weiter ausgeführt in einer zweiten, noch im selben Jahre dem Staatskanzler überreichten Denkschrift: „Über die geographische Verbindung der Ost- mit der Westhälfte des preußischen Staates." Hatte sich die erste Denkschrift mit merkwürdiger Sicherheit über die Nichtigkeit des Bundestags und die feindseligen Absichten Österreichs ausgesprochen, so urteilte die zweite nicht minder treffend über die Gesinnung der rheinbündischen Mittelstaaten: sie sind vergrößerungssüchtig, eifersüchtig auf ihre Souveränität, leicht für Frankreich zu gewinnen; „scheint sie doch in Absicht Deutschlands mit Frankreich fast einerlei Interesse zu beseelen, nämlich Zersplitterung und Isolierung der deutschen Volkskraft, Verhinderung aller Einheit". Darum erscheint es hochgefährlich, fährt der Hesse fort, daß mehrere Staaten, die eigentlich zum Norden gehören, dem „Drucke aus Süden" bloßgestellt sind. Preußen muß ein ununterbrochen zusammenhängendes Gebiet erlangen, das sich zwischen die Kleinstaaten des Nordens und des Südens einschiebt; es gilt am Untermain wiederzugewinnen, was wir am Obermain, in Ansbach-Bayreuth, verloren haben. Und nun entwickelt er einen umfassenden Tauschplan: die Saar- und Nahelande (aber ohne Saarlouis und die militärisch unentbehrlichen Höhen des Hunsrücks), Paderborn und Corvey, endlich Erfurt (doch mit Vorbehalt der Garnison für Preußen) sollen abgetreten und dafür Oberhessen, Fulda und das Fürstentum Eisenach eingetauscht werden. Dann ist Norddeutschland ganz durch preußisches Gebiet umklammert und die von Hardenberg längst erstrebte Führerstellung im Norden uns gesichert; dann werden Bayern und Hannover auseinandergehalten, die wichtigsten Positionen des Kinzigtals gelangen in die Hände des einzigen Staates, der sie verteidigen kann, und die Haupthandelsstraße Deutschlands, die Straße von Frankfurt nach Leipzig, wird von Preußen beherrscht.

Das ganze Wesen des Staatsmannes tritt uns schon aus diesen Denkschriften des Einundvierzigjährigen entgegen: der weite, scharfe Blick, der vorurteilsfreie, hochherzige Patriotismus, aber auch ein Zug von genialem Leichtsinn, der notwendig zu dem Bilde von Motz gehört. Ohne solche Lust am kecken Wagen und Pläneschmieden hätte er schwerlich die Kraft gefunden, in einer Epoche der Ermattung und Entsagung den Neubau des deutschen Staates vorzubereiten. Wilhelm v. Humboldt, dem die beiden Denkschriften mitgeteilt wurden, antwortete (Frankfurt, 18. März 1819): die beiden großen Gebrechen des Deutschen Bundes, die Übermacht Österreichs und das abgeschlossene Staatensystem Süddeutschlands, seien zwar nur zu richtig geschildert; doch der Tauschplan scheine leider für jetzt ebenso unausführbar wie der Plan der Militärreform, da in der gegenwärtigen Lage keine europäische Macht so große Veränderungen durchsetzen könne; der preußische Staat selber trage die Schuld, daß er sich im Deutschen Bunde eine so unwürdige Stellung habe geben lassen.

Inzwischen lernte Motz aus seiner amtlichen Erfahrung, daß es noch mildere und wirksamere Mittel zur Bekämpfung der Kleinstaaterei gab. Er kam durch sein Erfurter Amt und späterhin, seit 1821, als Oberpräsident der Provinz Sachsen mit den kleinen thüringischen und anhaltischen Höfen in mannigfachen Verkehr und wurde daher zu den Verhandlungen zugezogen, welche den Eintritt der mitteldeutschen Enklaven in das preußische Zollsystem herbeiführen sollten. Dies ergibt sich aus den Aufzeichnungen seiner Tochter, Frau v. Brinken, und wird auch neuerdings durch L. A. v. Jordan bestätigt[1]. Namentlich an der Vereinbarung mit Sondershausen vom Jahre 1819 — dem ersten und wichtigsten dieser kleinen Zollanschlußverträge, der schon den Grundsatz der Einnahmeverteilung nach der Kopfzahl aufstellte und das Muster wurde für alle späteren Enklaveverträge — hat Motz einen wesentlichen Anteil genommen. Die Angelegenheit mußte tief geheim betrieben werden, da man den Argwohn Österreichs und der anderen deutschen Höfe zu wecken fürchtete; die vertraute Bekanntschaft des Erfurter Präsidenten mit dem Sondershausener Geheimrat v. Weise und dessen Sohne bot nun den willkommenen Anlaß zu wiederholten harmlosen Reisen ins Wippertal, und so, in vertraulichen Unterredungen, wurde der Vertrag vorbereitet. Auch nach Kassel hat ihn der König einmal gesendet, um die ärgerlichen Streitigkeiten im kurfürstlichen Hause beizulegen; die Reise blieb natürlich erfolglos, der Abgesandte gewann nur von neuem einen tiefen Einblick in die hoffnungslose Zerrüttung des kleinstaatlichen Lebens.

In Erfurt wie in Magdeburg beschäftigte sich Motz vielfach mit der Reform der Verwaltung. Die ungeheure Macht der neuen Fachminister einerseits, der langsame Gang der Verwaltung in den kollegialischen Regie-

[1] L. A. v. Jordan, Die Verwaltung der indirekten Steuern in der Provinz Sachsen. Magdeburg 1874, S. 9.

rungen andererseits erregten große Bedenken. Hardenberg selbst legte die neue Instruktion für die Oberpräsidenten den höchsten Verwaltungsbeamten der Provinzen vor mit der Aufforderung zu freimütigen Gutachten. Mehrere der tüchtigsten Oberpräsidenten, namentlich Schön und Vincke, fanden sich durch die neue Zentralisation in ihrer freien Tätigkeit beengt und wünschten die Wiederherstellung von Provinzialministern neben den Fachministern; sie begegneten sich also wider Willen mit General v. d. Marwitz und seinen feudalen Genossen, die im Interesse der alten Landstände die Rückkehr zu der Verwaltungsordnung von 1806 verlangten. Motz dagegen hatte im westfälischen Dienst die technischen Vorzüge der schlagfertigen französischen Verwaltung kennengelernt und sprach (in einer Denkschrift über die Regierungen 1818) den Grundsatz aus: für rein monarchische Staaten paßt die kollegialische, für konstitutionelle Staaten die bureaukratische Verwaltung; da Preußen im Begriffe steht, zu konstitutionellen Formen überzugehen, so muß auch seine Verwaltung eine Mittellinie einhalten zwischen dem bureaukratischen und dem Kollegialsystem. Diesem leitenden Gedanken blieb er immer treu; doch über die Ausführung im einzelnen wechselte sein Urteil oft und auffällig, ganz wie das Urteil Hardenbergs und der meisten anderen preußischen Staatsmänner. Die Aufgabe, den „künstlichen" Staat durch eine Verwaltung, die doch nicht unfrei sein sollte, zusammenzuhalten, erschien jener Generation bis zur Unlösbarkeit schwierig. Alle guten Köpfe der Verwaltung ergingen sich in mannigfaltigen Projekten, während der Staat doch ein aus kollegialischen und bureaukratischen Formen sehr glücklich gemischtes Verwaltungssystem bereits besaß. Damals, 1818, verlangte Motz noch Beseitigung der Oberpräsidenten und an der Spitze jedes Regierungsbezirks einen Präsidenten mit sechs bureaukratisch geleiteten Abteilungen, die nur in seltenen Fällen kollegialisch beraten sollten. Als er selber Oberpräsident geworden, forderte er in einer neuen Denkschrift (Magdeburg, 9. Oktober 1823): die Tätigkeit des Oberpräsidenten müsse sich beschränken auf die Aufsicht und Kontrolle der Verwaltung, sowie auf die Leitung der ständischen Verhältnisse; er solle alles erfahren, aber wenig oder nichts verfügen, sondern der Vermittler sein zwischen dem Ministerium und den Regierungen und darum drei Monate im Jahre zu Berlin leben; so würden sich die Vorzüge der Fachministerien mit denen der Provinzialminister vereinigen lassen. Die Biographie „F. C. A. v. Motz"[1] weiß endlich noch von einer dritten Denkschrift, welche umgekehrt große kollegialische Gouvernements an die Spitze der Provinzen setzen und ihnen in den einzelnen Regierungsbezirken abhängige ausführende Mittelbehörden unterstellen will.

Überblicken wir diese frühere Tätigkeit, so gewinnen wir den Eindruck, den auch L. Kühne aus vieljährigem Umgang empfing: daß eine

[1] Erfurt 1832. Angeblich von v. Daniels.

groß angelegte Natur, ein gedankenreicher, unruhiger, überaus produktiver Kopf in allzu engem Wirkungskreise sich aufzureiben drohte. Der Mann bedurfte einer großen Tätigkeit, wenn die Ideen, die in seinem Geiste gärten, sich abklären, wenn sein starker Ehrgeiz und seine frohe Willenskraft sich frei entfalten sollten.

Die entscheidende Wendung seines Lebens kam, als der Finanzminister v. Klewitz im Dezember 1824 den Abschied forderte. Dieser rechtschaffene feingebildete Mann war kein schöpferischer Geist; er begnügte sich, das von dem Generalsteuerdirektor Maaßen entworfene Zollgesetz und die anderen Steuerreformpläne, welche Maaßen mit dem unermüdlichen Kühne bearbeitete, im Staatsrat und Staatsministerium mit zäher Ausdauer zu verteidigen. Seine Wirksamkeit ward gelähmt durch die Generalkontrolle, die über alle Ausgaben des Staates selbständig verfügte, während der Finanzminister allein für die Einnahmen zu sorgen hatte. So gewann niemand ein vollständiges Bild von der Lage des gesamten Staatshaushalts; übellaunig und mißtrauisch, wie die Zeit war, gefiel sich die öffentliche Meinung darin, den Zustand der preußischen Finanzen in den dunkelsten Farben zu schildern. Die Kabinettsorder vom 17. Januar 1820 hatte die Veröffentlichung des Etats in jedem dritten Jahre angeordnet; doch die Zusage wurde nur einmal, 1821, gehalten, weil ein vollständiger Etat gar nicht mehr zustande kam. Die unnatürliche Zersplitterung des Finanzministeriums in zwei gleichberechtigte Departements führte zu peinlichem Streite, zumal da der Leiter der Generalkontrolle, Geheimrat v. Ladenberg, ein Beamter der alten Schule von eisernem Fleiße und steifem Eigensinn, die Steuerreformen hartnäckig bekämpfte und zu dem alten Akzisesystem zurückstrebte. Müde der ewigen Händel erklärte sich Klewitz endlich außerstande, unter den bestehenden Ressortverhältnissen das Gleichgewicht der Finanzen herzustellen.

Über den weiteren Verlauf dieser Ministerkrisis haben kürzlich die Denkwürdigkeiten Schöns einige Mitteilungen gebracht[1]; bessere Auskunft geben die Tagebücher des Generals Witzleben, die das Geheime Staatsarchiv verwahrt. Der Vertraute König Friedrich Wilhelms hat leider im Drange der Geschäfte nur selten die Muße gefunden, die Erlebnisse des Tages aufzuzeichnen; seine Tagebücher enthalten oft viele Monate lang nur weiße Blätter, oft nur gleichgültige Reisenotizen; wo sie aber über Politik reden, da bietet der freimütige und sachkundige General sehr zuverlässige Belehrung. Witzleben erzählt nun: als am 3. Dezember Klewitz seine Entlassung eingereicht, schlug der Kronprinz Schön zum Nachfolger vor; Fürst Wittgenstein nahm, wie immer, doch minder eifrig als sonst, Partei für Ladenberg und die Generalkontrolle; der König aber befahl, es solle an Vincke, Schön, Motz und den Präsidenten Schönberg

[1] Aus den Papieren des Ministers v. Schön. III. 86. 110.

in Merseburg der Einnahmeetat für das nächste Jahr geschickt werden mit der Frage, ob und wie sie ihn ausführen wollten. Keiner der vier dürfe von der Befragung der andern wissen. Am 31. Dezember waren die Erwiderungen eingelaufen: Schönbergs Antwort war sehr allgemein gehalten; Vincke verlangte Verminderung der Ausgaben um 5 Millionen Taler, ohne die Mittel und Wege dazu anzugeben; Motz forderte Sitz und Stimme für den Finanzminister in der Generalkontrolle, ferner Zentralisation des zersplitterten Kassenwesens und feste unüberschreitbare Etats; Schön endlich wollte die großen Geldinstitute, Bank, Seehandlung u. dgl., dem Finanzminister untergeben. So erzählt Witzleben, der eifrig für Schön stimmte, und schließt nicht ohne Bitterkeit: „Der König entschied für Motz. Nach früheren Äußerungen des Fürsten Wittgenstein war dies von ihm vorbereitet, da er eine große Abneigung gegen Schön hat". Wir aber dürfen heute mit Sicherheit sagen, daß der König bei seiner Wahl einen richtigen Blick bewährte. Schön hatte nämlich, wie er selbst angibt, in seiner Antwort eine gründliche Veränderung der gesamten Staatsverwaltung gefordert, um „das Vertrauen des Volks" zu gewinnen; er kam gleich darauf selbst nach Berlin, und es entspann sich über seine Reformvorschläge ein Schriftenwechsel zwischen ihm und Wilhelm Humboldt, woraus einige Aktenstücke noch erhalten sind. Sie beweisen, daß Schön nichts Geringeres verlangte als die Ernennung von acht Provinzialministern neben sechs Fachministern (Schöns Denkschrift vom 22. Februar 1825), während Humboldt in einer meisterhaften Abhandlung vom 1. Februar, die sich an sein berühmtes Gutachten über die Provinzialstände anschließt, die Notwendigkeit der Staatseinheit verteidigte. Es bedarf kaum der Rechtfertigung, daß der König einen Mann nicht in das Ministerium berufen wollte, der den Grundgedanken der neuen Verwaltungsordnung wieder in Frage stellte. Für den Gang der deutschen Geschichte aber war der Entschluß des Königs ein Segen; denn Schön hat bekanntlich den Zollverein allezeit mit schnöden Worten verdammt, er hätte Deutschlands Handelseinheit nimmermehr begründet. Auch Witzleben ist bald von seiner Ansicht zurückgekommen; er wurde Motz' Freund und unterstützte ihn treulich bei den Verhandlungen mit dem Süden.

Motz traf in seiner Antwort mit sicherer Hand den eigentlichen Sitz des Übels, den Dualismus der Finanzverwaltung. Er war überzeugt, das vielbeklagte Defizit sei gar nicht vorhanden, wenn nur erst Einheit, Übersicht, Ordnung in das Finanzwesen komme; „aber", sagte er später zu seiner Tochter, „ich hütete mich wohl, Überschüsse zu versprechen, man hätte mich für wahnsinnig gehalten". Am 1. Juli 1825 trat er sein neues Amt an, am 29. Mai 1826 wurde die Generalkontrolle aufgehoben und die Leitung des gesamten Staatshaushalts dem Finanzminister übertragen. Das Ergebnis war überraschend günstig,

obgleich die Entwertung der Bodenprodukte den Ertrag der Domänen schmälerte und der plötzliche Fall mehrerer großer Bankhäuser dem Finanzminister schwere Verlegenheiten bereitete. Am 30. Mai 1828 reichte der Minister den Verwaltungsbericht über die Jahre 1825—1827 dem Könige ein und wies darin nach, wie die drei Jahre statt des gefürchteten Defizits einen Überschuß von 9 695 000 Talern gebracht hatten. Bescheiden gab er zu, daß er einen guten Teil dieses Erfolgs nur den Steuerreformen Klewitz' und Maaßens verdanke: „Ich habe es mit Dank anzuerkennen, daß ohne diese vorgefundene Grundlage ich nicht imstande sein würde, Eurer Königlichen Majestät so erfreuliche Resultate, als die Jahre 1825—1827 geliefert haben, vorzulegen". Nunmehr, seit 1829, konnte der dreijährige Etat wieder regelmäßig veröffentlicht werden. In jedem Zweige des Finanzwesens spürte man die rüstigen Hände des neuen Leiters: die Domänenverwaltung wurde umgestaltet, die seit langem erstrebte Einheit des Kassenwesens endlich durchgeführt, und währenddem ging die Erweiterung des Zollgebietes langsam und stetig vorwärts. Motz hatte im Jahre 1826 die Freude, zum ersten Male einen ganzen Staat, das Reich Anhalt-Bernburg, in das preußische Zollsystem aufzunehmen; er selber war in aller Stille auf ein Landgut bei Magdeburg gereist, um dort mit dem bernburgischen Bevollmächtigten Salmuth zu verhandeln. Wo er nur konnte, suchte er dem deutschen Handel freie Bewegung zu schaffen. Als er im Bade Driburg mit dem Braunschweiger v. Sierstorff zusammentraf, begann er sogleich Verhandlungen mit dem einflußreichen Manne, in der Hoffnung, eine transitfreie Handelsstraße durch Braunschweig zu gewinnen. (Motz an Humboldt 22. Dezember 1827.) Der Versuch scheiterte an dem Unverstand und der Bosheit des Herzogs Karl, und der Minister schrieb grimmig: „Wohin wird noch der Souveränitätsschwindel dieser kleinen Fürsten in so übler Anwendung führen?"

Bei alledem hielt man noch immer den bedachtsamen Grundsatz fest, zunächst mit den Nachbarstaaten sich zu verbinden. Im Jahre 1823 hatte Geheimrat v. Schütz den Plan entworfen, die thüringischen Staaten zwar nicht in die Zollinie aufzunehmen, doch sie mit dem Regierungsbezirke Erfurt als „ein Vorland und Deckwerk" zum Schutze des Zollsystems im Hauptlande zu vereinigen. Im folgenden Jahre war eine Kommission von Räten der Ministerien des Auswärtigen, des Handels und der Finanzen schon zu der Einsicht gelangt, daß man den Mittelstaaten nicht, wie den kleinen Enklaven, die Unterwerfung unter die preußische Zollhoheit zumuten könne, sondern ihnen größere Rechte einräumen müsse. Aber das Programm von 1819, das allmähliche Vorschreiten „von Grenze zu Grenze", galt im Finanzministerium noch als unverbrüchliche Regel, obwohl man die Zollvereinsversuche der süddeutschen Staaten mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte; man hoffte zunächst auf Kur-

hessen und Waldeck, wollte erst, wenn diese beigetreten, sich auf weitere Pläne einlassen. Wenige Tage, nachdem Motz ins Amt gekommen, erklärte Preußen auf eine Anfrage von Darmstadt, der König sei gern bereit, mit beiden Hessen einen Zollverein zu schließen, aber auch nur mit beiden zugleich. Als Kurhessen sich widerspenstig zeigte, ließ man die Sache fallen; und als Darmstadt im Februar 1826 für sich allein wiederum anfrug, gab man eine ablehnende Antwort, da das Großherzogtum jetzt nur gegenseitige Handelserleichterungen, nicht eine vollständige Zollvereinigung wünschte und Preußen auf Differentialzölle sich nicht einlassen konnte.

Da erfolgte im August 1828 die dritte Anfrage von Darmstadt aus, diesmal unter glückverheißenden Anzeichen: die Geldverlegenheit des Darmstädter Kabinetts war bekannt, man konnte an seinen ernsthaften Absichten nicht zweifeln. Motz war gerade auf einer Dienstreise abwesend, als die Nachricht aus Hessen eintraf. Maaßen aber, der ihn vertrat, durfte als schlichter Amtsverweser — selbst wenn seine bedachtsame Natur zu kühnen Entschlüssen geneigt hätte — nur einfach wiederholen, was schon zweimal vom Finanzministerium erklärt worden war: ein Vertrag mit Darmstadt allein verspreche keine finanziellen Vorteile. Das Auswärtige Amt dachte freier; Eichhorn riet dringend, „aus politischen Gründen" die Verhandlungen zu beginnen. Unterdessen kehrte Motz zurück und erntete jetzt den Lohn für die geordnete Verwaltung der jüngsten drei Jahre; er sah das Gleichgewicht der Finanzen gesichert und durfte sich auf eine Verhandlung einlassen, die zunächst vielleicht den Staatseinnahmen Schaden bringen konnte. Er stimmte zu, und im Januar 1828 erschien der hessische Bevollmächtigte Hofmann in Berlin — um wegen des Verkaufs der Kreuznacher Saline zu verhandeln, wie man an den Höfen ausstreute.

Hofmann hatte gemessenen Befehl, auf alle Fälle für Darmstadt die selbständige Zollverwaltung zu retten, die seit dem Heidelberger Protokoll vom 19. November 1824 bei allen süddeutschen Höfen als die unerläßliche Voraussetzung jeder Zolleinigung galt. Motz dagegen wollte von geringfügigen Handelserleichterungen nichts wissen, sondern wünschte, daß Hessen sich den preußischen Zollgesetzen füge. Es liegt auf der Hand, daß die unter solchen Umständen begonnenen Verhandlungen entweder scheitern oder zu einem Kompromisse führen mußten: zur Bildung eines Zollvereins unter Annahme des preußischen Zollgesetzes, doch mit selbständiger Zollverwaltung für beide Teile. Ich habe früher gezeigt, daß diese glückliche Lösung sehr schnell, schon vor dem 11. Januar, in vertraulichen Unterredungen gefunden wurde. Heute kann ich noch den Beweis erbringen, daß Motz es war, der den ersten Vorschlag machte. Nach Beendigung der Verhandlungen nämlich schrieb der hessische Minister du Thil an Motz (28. Februar 1828), um den Geschäftsverkehr mit dem

neuen Verbündeten zu eröffnen. Er erzählt, wie er sich zur Absendung Hofmanns nur deshalb entschlossen habe, weil er von Motz gewußt, daß dieser aus höherem, nicht bloß aus finanziellem Gesichtspunkte urteile; er schilderte, wie er aus seinen hessischen Erfahrungen gelernt, daß ein Zollsystem nur auf großem Gebiete wirksam werde; er erinnert daran, daß Darmstadt allein unter allen Rheinuferstaaten, den holländisch-französischen Intrigen zum Trotz, den Kampf Preußens gegen die niederländischen Rheinzölle treulich unterstützt habe, weil wir einsahen, daß Preußen hier „auf dem Wege war, der dem wahren Interesse Deutschlands entspricht". Dann bespricht er die jüngsten Verhandlungen und sagt: „Als Ew. Exzellenz gegen den diesseitigen Bevollmächtigten äußerten, daß der Zweck, den man sich vorsetze, nur durch eine Zollvereinigung, nicht durch einen Handelsvertrag erreicht werden könne, sprachen Sie nur meine innerste Überzeugung aus; auch haben Sie uns nicht unvorbereitet für einen Gedanken gefunden, mit dem wir längst vertraut waren, und ich bekenne Ihnen mit aller Offenheit, daß wir nur deswegen nicht den ersten Vorschlag machten, weil wir fürchteten, auf Bedingungen zu stoßen, die S. K. H. der Großherzog ohne Aufopferung Seiner Selbständigkeit nicht hätte eingehen können. Dadurch, daß dies unterblieb, haben Sie uns in den Stand gesetzt gesehen, einen Vertrag einzugehen, der gewiß von erfreulichen Folgen auch für die preußische Monarchie sein wird." Hier wird also unzweideutig anerkannt, daß Motz das Eis zuerst gebrochen hat.

Die beiden Verbündeten hofften bekanntlich auf Kurhessens Beitritt und dachten nachher, wie du Thil in jenem Briefe erzählt, auch über die Einheit von Maß, Gewicht und Münze sich zu verständigen. Hofmann nahm den Rückweg über Kassel, um dort die ersten Fäden anzuknüpfen. Preußen aber sendete den General Natzmer hinüber, der zuvörderst den Kurfürst mit seiner preußischen Gemahlin versöhnen und dann den besänftigten Despoten für den Zollverein gewinnen sollte. Motz gab dem General einige „vertrauliche Bemerkungen" mit — eine Instruktion, deren friderizianischer Ton von der matten Diplomatensprache jener Zeit gar seltsam absticht. Es ist, als hätte der tapfere Hesse schon das Jahr 1866 vorausgesehen. Er bemerkt zunächst, der Anschluß an Preußen liege im eigenen Interesse Kurhessens; mit 600 000 Köpfen könne man kein eigenes Zollsystem bilden. Der Anschluß an den finanziell unfruchtbaren bayrisch-württembergischen Verein sei für Hessen ebenso unnatürlich wie der Zutritt zu dem neu entstehenden mitteldeutschen Vereine. Dagegen bringt der Anschluß an Preußen: eine bedeutende Einnahme von 20—24 Sgr. auf den Kopf; sodann einen großen Markt von 13 Millionen Einwohnern — nicht Verbote, sondern die Freiheit eines großen inneren Marktes fördern die Industrie, wie Preußens Beispiel zeigt; endlich den Besitz der großen Handelsstraßen. Schließt Kur-

hessen sich nicht an, so muß Preußen eine Straße durch Hannover suchen und den Bremer Verkehr nach Süddeutschland von Minden aus zum Rheine leiten. Manche Höfe, und namentlich Minister Marschall in Wiesbaden, behaupten zwar, ein Zollverein sei eine Verletzung der Souveränität. Aber der Großherzog von Hessen ist souverän geblieben, der Vertrag gewährt beiden Teilen gleiche Rechte. „In die neueren Ideen der Souveränität ist überhaupt viel Schwindel gekommen. Ich frage besonders: ist Kurhessen souveräner in einem auf gleiche Souveränität basierten Vertrage mit seinem mächtigsten unmittelbaren Nachbarn, oder ist es souveräner ohne solche Verbindung, in einer unfreundlichen Stellung diesem mächtigsten unmittelbaren Nachbar gegenüber? ... Es gibt Verhältnisse, mögen sie auch noch in der Zukunft liegen, in welchen Preußen ein feindlich gesinnter Nachbar nützlicher sein kann als ein durch feste Verträge verbundener!"

Zur Unterstützung des Generals Natzmer sendet Motz seinen getreuen Kühne nach Kassel und befahl ihm, auch nach Braunschweig zu gehen, um den dortigen Hof für den preußisch-hessischen Verein zu gewinnen. Beide Versuche blieben bekanntlich ohne Erfolg. Von Österreich beschützt, von Sachsen geleitet, bildete sich die große Dynasten-Verschwörung gegen die deutsche Handelseinheit, der mitteldeutsche Handelsverein, der im Namen der Verkehrsfreiheit den Zweck verfolgte, den preußisch-hessischen und den bayrisch-württembergischen Zollverein auseinanderzuhalten. Überall stießen die beiden verbündeten Staaten auf die Feindseligkeiten der Hofburg, die vor den unanständigsten Mitteln nicht zurückschrak. Die k. k. Verpflegungsbeamten in Mainz mißbrauchten die vertragsmäßige Steuerfreiheit der österreichischen Garnison, gaben massenhaft Steuerfreischeine aus für Tabak, Zucker, Bier, mehr, als ganz Rheinhessen verzehren konnte. (Witzleben an Motz, 30. Mai 1828, nebst Bericht des Majors v. Rochow in Mainz am 21. Mai.) Motz entschloß sich sofort, die Mitteldeutschen kurzerhand als Feinde zu behandeln, ihren Verein zu sprengen. Sein Ansehen war seit dem hessischen Vertrage hoch gestiegen. Seine Amtsgenossen hatten ihn anfangs, da er nicht zu den preußischen Familien gehörte, als einen Emporkömmling angesehen; jetzt fühlten sie, daß er doch der einzige Staatsmann unter den Fachmännern dieses Ministeriums war. Auf eigene Faust schrieb er an den Gesandten Bülow in London (2. und 24. Mai), klärte ihn auf über die Absichten des mitteldeutschen Vereins, wies ihn an, den Umtrieben Hannovers scharf entgegenzutreten. Mehr und mehr befreundete er sich mit dem Gedanken, daß nur eine sofortige Verbindung mit dem bayrisch-württembergischen Vereine den Handelskrieg der Deutschen beendigen könne.

Solche Entwürfe trug er mit sich herum, als im September 1828 der Buchhändler Cotta in Berlin eintraf und vertraulich anfragte, ob nicht eine Verständigung zwischen den beiden Zollvereinen des Südens und

des Nordens möglich sei. Mit Feuereifer ging der Minister auf die Andeutung ein und entwickelte den Gedanken eines Handelsvertrags, der späterhin, nach dem Beitritt der zwischenliegenden Staaten, zu einem vollständigen Zollvereine führen könne. Cotta kehrte heim und schrieb am 20. Oktober aus München, er habe des Ministers „gnädige Eröffnungen" den Monarchen in München und Stuttgart mitgeteilt. Beide seien von der Notwendigkeit des Planes überzeugt und hätten bereits die Einladung, dem mitteldeutschen Vereine beizutreten, zurückgewiesen. Im November eilte der Unterhändler wieder nach Berlin, diesmal mit einer förmlichen Beglaubigung versehen. Motz gab ihm nach längeren Verhandlungen die Punktation des Vertrages mit auf den Weg. Triumphierend meldete Cotta am 17. Dezember aus München: „Alles, was ich mitbrachte, war hier höchst erfreulich und willkommen", bei König Ludwig wie bei dem Minister Armansperg. „Beide sind von den großartigen Ideen ergriffen, die einer Verbindung Preußens mit Bayern und Württemberg nach den von Hochdenselben entwickelten Grundsätzen als Leitstern vorgehen und zur Richtschnur dienen. ... Ich sehe schon im Geiste Ihre herrliche Idee in kurzer Frist realisiert." Und am 20. Dezember nochmals: „Wird auch Baden gewonnen, so wäre der Grundstein im Süden Deutschlands zu dem Gebäude gelegt, das Ihr verehrter König und Sie zum Wohle und Gedeihen Deutschlands im Auge haben."

Motz erwiderte (Konzept ohne Datum), er hoffe, „ein Werk zu begründen, an welchem nicht nur wir und unsere Zeitgenossen, sondern auch unsere Nachkommen Freude haben werden". Der mitteldeutsche Verein müsse offen bekämpft werden; „denn was wir gemeinschaftlich suchen, ein soviel möglich allgemeiner Markt in Deutschland, wird für Bayern, Württemberg und Preußen durch die Grundsätze dieses neutralen Vereins nicht nur nicht befördert, sondern viele diesem Verlangen entgegenstehende Hindernisse nur noch mehr stabilisiert". Um den mitteldeutschen Verein zu durchbrechen, sei namentlich die unmittelbare Verbindung zwischen Bayern und den östlichen Provinzen Preußens sicherzustellen; darum wolle er die Verhandlungen mit der koburgischen Regierung wegen der Straße Koburg—Suhl—Gotha eifrig fortsetzen. — Gleichzeitig schrieb er an den Kronprinzen von Preußen, der sich gerade am Münchener Hofe aufhielt, enthüllte ihm das Geheimnis der Mission Cottas, bat dringend um Unterstützung: der Vertrag sei politisch und volkswirtschaftlich hochwichtig, wenngleich die Zolleinnahmen wohl zunächst einige Einbußen erleiden würden. Der Prinz, der dem geistreichen Minister längst wohlwollte, hat sich denn auch, wie Cotta meldete, der Verhandlungen eifrig angenommen.

Am 9. Januar 1829 konnte Cotta aus Stuttgart berichten, daß auch König Wilhelm die Hauptgrundsätze der preußischen Punktation gebilligt habe, und gegen Ende des Monats erschien der Unermüdliche zum dritten Male in Berlin. Der preußische Minister verlor zuweilen fast die Geduld

bei allen den ängstlichen Vorbehalten, welche der süddeutsche Unterhändler stellen mußte, schrieb vertraulich an Maaßen (25. Januar): eine Sonderstellung für Rheinbayern dürfe nicht zugegeben werden, und „mit gegenseitiger Freiheit für inländische Produkte und Fabrikate kann der projektierte Hökerkram nicht stattfinden, vielmehr sind durchgreifende allgemeine Maßregeln unerläßlich". Auch als im März endlich die amtlichen Verhandlungen begonnen hatten und im Mai der Handelsvertrag unterzeichnet war, ergaben sich noch immer neue Schwierigkeiten, da die bayerische Regierung den Widerstand ihres Landtags fürchtete. Cotta bat inständig (14. Juni), „nicht zu vergessen, daß wir selbst Vorurteilen frönen müssen, um die höheren, großen Zwecke zu erreichen, besonders den Verein". In gleichem Sinne schrieb Armansperg (22. Juni): „Das gewiß segensreiche Werk, welches durch den Handelsvertrag nunmehr in das Leben treten wird, verdankt Deutschland größtenteils der Großartigkeit Ihrer Ideen und der tätigen Sorgfalt, womit Ew. Exzellenz die Unterhandlungen leiteten und jede Einseitigkeit zu entfernen strebten... Wenn dem Geiste Ew. Exzellenz manches, wonach unsere Wünsche zielen, kleinlich erscheinen wird, so mögen Sie in Erwägung ziehen, daß in den Hallen der Stände manch Kleinliches hauset und nicht immer durch die Waffe der Vernunft bekämpft und besiegt werden kann", — worauf dann im Interesse der oberpfälzischen Hammerwerke gebeten wird, die groben Eisenwaren unter die Ausnahmeartikel zu stellen.

Unbeirrt durch die Peinlichkeit solcher Einzelverhandlungen hielt Motz seinen Blick fest auf die großen Verhältnisse des Vaterlandes gerichtet; er wußte, daß sich seinem Staate die Bahn zu einer stolzen Zukunft geöffnet hatte. Im Juni 1829 überreichte er dem Könige ein „Memoire über die Wichtigkeit der von Preußen mit den süddeutschen Staaten geschlossenen Zoll- und Handelsverträge"[1]. Das Konzept ist nach den Weisungen des Ministers vom Geh.-Rat Mentz entworfen und von Motz eigenhändig stark umgearbeitet. Die Denkschrift wirft zuerst einen Rückblick auf die vollendete Unfähigkeit des Bundestags, der niemals in förmliche Beratung über die Handelseinheit getreten sei; selbst während der Not von 1817 habe man in Frankfurt nur genau so viel getan, „um den föderativen Nachbar, im buchstäblichen Sinne des Worts, nicht verhungern zu lassen. Wie konnte dies auch anders sein, da dem Deutschen Bunde ein großer Staat an der Spitze steht, der das ihm eigentümliche, seit fünfzig Jahren schon bestehende, seinem privaten Interesse bis daher vermeintlich zusagende, mit den Interessen der übrigen Staaten des Deutschen Bundes aber nicht vereinbarliche Zoll- und Prohibitivsystem aufzugeben nicht gewillt ist; da andere Bundesglieder die Handelsinteressen ihrer Hauptstaaten denen ihrer Bundeslande unterzuordnen nicht gemeint sind, viel-

[1] Es ist dasselbe Aktenstück, woraus Droysen (Abhandlungen zur neuen Geschichte, S. 6) einige Worte mitgeteilt hat.

mehr letztere, natur- und sachgemäß, an die ersteren festgeknüpft haben; und da wieder andere den Gegenstand mehr aus fiskalischem wie aus staatswirtschaftlichem Gesichtspunkte betrachtet wissen wollen... Der Deutsche Bund gab damit ein Beispiel, wie die allgemeine Staatengeschichte bis dahin noch keines aufzuweisen hat"; es entstand ein Handelskrieg aller gegen alle, „der weit schlimmer war, als ein innerer Krieg der Waffen nur je hätte sein können". Dann erinnert Motz an die patriotischen Bestrebungen des deutschen Handelsstandes, an die persönlichen Bemühungen der Souveräne von Bayern und Württemberg. Als gleichzeitig der bayerisch-württembergische und der preußisch-hessische Verein sich bildeten, lag die Möglichkeit zweier großer Zollvereine für ganz Deutschland vor. Da erhob sich unter Österreichs Führung der Neutrale Verein, der den status quo, d. h. das Unerträgliche, aufrechterhalten will; er zwang uns, sogleich weiterzugehen und das große Handelssystem zu begründen.

Dies System, fährt die Denkschrift fort, bietet erstens kommerzielle Vorteile. Die Verbindung umschließt schon jetzt 20 Millionen Einwohner, behauptet also den dritten Platz unter den europäischen Staaten, da Österreich kein einiges Marktgebiet bildet; sie wird auf 25 Millionen steigen, sobald der mitteldeutsche Verein wahrnimmt, „daß er ganz und gar einen eitlen Zweck verfolgt", und die süd- und mitteldeutschen Staaten nebst Mecklenburg uns beitreten; sie wird auf 27 Millionen steigen, wenn auch die anderen Staaten (soweit sie nicht Nebenlande sind), also Hannover, Braunschweig, Oldenburg und die Hansestädte, eintreten. Der innere Verkehr ist wichtiger als der auswärtige Handel, jener schlägt dreimal, dieser einmal im Jahre das Kapital um. Manche deutsche Staaten erhalten durch das Handelssystem einen zwanzig- bis zweihundertmal größeren Markt für ihre Produkte. Dazu kommen zweitens die finanziellen Vorteile. Der Satz „Je billiger die Abgabe, desto größer der Ertrag" wird sich auch diesmal bewähren, wenngleich vielleicht die erste Übergangszeit einige Ausfälle bringen mag. Wichtiger ist drittens der politische Gewinn. „Wenn es staatswissenschaftliche Wahrheit ist, daß Zölle nur die Folge politischer Trennung verschiedener Staaten sind, so muß es auch Wahrheit sein, daß Einigung dieser Staaten zu einem Zoll- und Handelsverbande zugleich auch Einigung zu einem und demselben politischen System mit sich führt." Folgt ein Zitat aus einer Mainummer des Constitutionnel: Si l'on reconnaît déjà l'unité des intérêts commerciels de ces états, on ne tardera pas à s'apercevoir qu'ils ont aussi les mêmes intérêts politiques, et ce sera autant de gagné contre l'Autriche. Son premier ministre commence déjà à se plaindre que les petits rois de l'Allemagne viennent s'émanciper et échapper à sa tutèle paternelle.

Nun wird in großen Zügen die friderizianische Politik den Wittelsbachern gegenüber geschildert: wie Friedrich den ersten Nicht-Österreicher, Karl VII., auf den Kaiserthron erhoben, dann durch den bayerischen Erb-

folgekrieg und den Fürstenbund Bayern dreimal vom Untergange gerettet habe. Preußen hat bisher von alledem noch keine Frucht geerntet. Bayerns feindselige Haltung zur Zeit des Rheinbundes und der Ansbach-Bayreuther Händel erklärt sich nur aus „der totalen Verwirrung und Verirrung der Staatenpolitik" jener revolutionären Tage. Heute aber kann Preußen kein Mißtrauen mehr einflößen, sondern muß wünschen, „mit allen den Staaten, die nur von wahrhaft deutschem Interesse geleitet und Preußen mit offenem Vertrauen ergeben sind, nicht aber etwa den Besitz deutscher Provinzen bloß als Vehikel für Förderung der Interessen ihrer größeren auswärtigen, Deutschlands Interessen fremden Staatenkörper zu benutzen streben, in jeder Beziehung, politisch und kommerziell, sich recht innig und recht enge zu verbinden". Möglich bleibt doch der für jetzt allerdings „nicht leicht gedenkbare" Fall, daß entweder ein allgemeiner Krieg ausbräche oder „daß der Deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt sich einmal auflöste und mit Ausschluß aller heterogenen Teile sich neu gestaltete"; dann würde unser Handelssystem ungeheuer wichtig werden. Viertens bringt uns das Handelssystem eine militärische Verstärkung um 92 000 Mann. Bayerns Zutritt entschied die Kriege von 1805 und 1806 zu Napoleons Gunsten, desgleichen der Rheinbund den Krieg von 1809. Gegen Frankreich können wir unser Rheinland nur decken, wenn wir der bayerischen Pfalz sicher sind; Österreich aber wird durch den Handelsbund in einem weiten Bogen umfaßt, kann von Schlesien und Altbayern her zugleich bedroht werden. Die Denkschrift schließt: „In dieser, auf gleichem Interesse und natürlicher Grundlage ruhenden und sich notwendig in der Mitte von Deutschland erweiternden Verbindung wird erst wieder ein in Wahrheit verbündetes, von innen und von außen festes und freies Deutschland unter dem Schutz und Schirm von Preußen bestehen. Möge nur das noch Fehlende weiter ergänzt und das schon Erworbene mit umsichtiger Sorgfalt noch weiter ausgebildet und festgehalten werden!"

So der preußische Finanzminister, ein Jahr vor der Julirevolution, zwei Jahre, bevor Paul Pfizer den Briefwechsel zweier Deutschen erscheinen ließ! Ich kenne unter allen Äußerungen deutscher Staatsmänner aus jener Zeit keine, die so entschieden mit der Politik des friedlichen Dualismus bricht, die so rundheraus sagt: Los von Österreich! Und welche Sicherheit des Blicks in allem und jedem! Der Mann wußte schon 1829 bis auf einen geringfügigen Irrtum ganz genau, in welcher Reihenfolge bis zum Jahre 1866 die deutschen Staaten dem Zollvereine beigetreten sind.

Über das letzte Lebensjahr des Ministers geben die Papiere seines Nachlasses nur wenig erhebliche Auskunft. Hatte Maaßen durch das Zollgesetz die neue preußische Handelspolitik begründet, so bezeichnet der preußisch-hessische Vertrag den Anfang einer deutschen Handelspolitik im großen Stile. Durch ihn wurden die Hauptgrundsätze der Verfassung des Deutschen Zollvereins festgestellt: die Gleichberechtigung der Mitglieder, die

selbständige Zollverwaltung nach den Vorschriften des preußischen Zollgesetzes, die Verteilung der Einkünfte nach der Kopfzahl; durch ihn wurde den mißtrauischen kleinen Höfen bewiesen, daß Preußen um der deutschen Handelseinheit willen selbst finanzielle Einbußen nicht scheute; durch ihn ward endlich, wie Eichhorn in der Instruktion für die preußischen Gesandtschaften (vom 25. März 1828) treffend bemerkt, die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Zollsystems für Staaten, die geographisch unabhängig sind, erhärtet. Alle früheren Zollvereinsversuche begnügten sich, unmittelbar benachbarte Lande zu vereinigen; Motz aber wagte die hartnäckigen Gegner zu umgehen und zu umstellen, und dies kühnere Verfahren führte nach und nach zur Verbindung fast des gesamten Deutschlands. Er erlebte noch, wie die neuen Verträge rechtsgültig wurden. Cotta meldete aus Stuttgart (24. Februar 1830), daß die Kammer dem Vertragswerke zugestimmt. Bereits schien auch auf anderen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens die Einheit erreichbar; sein Freund Maaßen sprach mit Armansperg über die Einführung der Talerwährung im Süden (Maaßen an Motz, 29. Mai 1830). Durch die neuen Straßen über den Thüringer Wald wurde die Verbindung zwischen Bayern und Preußen gesichert und damit der Hauptzweck des mitteldeutschen Vereins vereitelt. Die kleinen Höfe begannen, wie Motz vorausgesehen, einer nach dem anderen zu erkennen, „daß sie ganz und gar einen eitlen Zweck verfolgt hatten". Minister Carlowitz in Gotha, einer der Urheber des mitteldeutschen Vereins, schrieb (7. Juni 1830) demütig: „Ew. Exzellenz sind der Gründer eines großen Planes, welcher für die Handels- und Gewerbsangelegenheiten sich immer mehr entwickeln soll".

Im preußischen Lager herrschte stolze Siegesfreude. Der Gesandte Maltzan schilderte (10. September 1829), mit welchem Jubel man in Darmstadt den süddeutschen Handelsvertrag aufgenommen: „Die Restauration führte unverkennbar dem österreichischen Kaiserthrone die Gemüter zu, die neuere Zeit mit ihren Erfahrungen wandte sie ihm ab und gibt sie Preußen zurück. Dort getäuschte Hoffnungen, hier ein folgenreiches deutsches Wirken". Auch im Auslande begann man Preußen mit anderen Augen anzusehen. Der alte Beyme schickte dem Minister einmal seelenvergnügt eine Nummer der Edinburgh Review, worin mit jener englischen Bescheidenheit, die sich auch im Lobe nie verleugnet, gesagt war: „Die Handelspolitik von Preußen, die vielleicht der jeder modernen Regierung in der Welt überlegen ist und die Torheiten unserer republikanischen Brüder auf der anderen Seite des Ozeans beschämt, verdankt ihren Ursprung wahrscheinlich dem Selbstbereicherungstriebe eines absoluten Herrschers!" Motz versuchte durch Alexander Humboldt den russischen Finanzminister Cancrin zu einer Milderung der Grenzsperre zu bewegen; Humboldt empfing aber die Antwort (22. November 1829): Rußland habe keine Differentialzölle und könne zugunsten Preußens, das so wenig von seinen öst-

lichen Nachbarn kaufe, keine Ausnahme zulassen. „Die Handelssysteme sind ein Übel der Welt, aber im Grunde nur eine Schminke der Fiskalität, aus Geldnot entsprungen. Von der Wahrheit der Abstraktion bin ich übrigens überzeugt". Ist es nicht lehrreich, diesen Weisheitsspruch des russischen Schutzzöllners zu vergleichen mit jener Stelle in Schöns Memoiren, wo der Schmähsüchtige sagt, die braven, gedankenlosen Ignoranten Motz und Maaßen würden in große Verlegenheit gekommen sein, wenn sie mit Cancrin oder vollends mit Necker über Finanzen hätten sprechen sollen —? Bis zu seinem Ende trug sich Motz mit großen, weitaussehenden Entwürfen; namentlich beschäftigte ihn der Plan, den Rhein mit dem Elbegebiet durch einen Kanal oder eine Eisenbahn zu verbinden — und dies in demselben Jahre 1829, da die Ältesten der Magdeburger Kaufmannschaft einstimmig beschlossen, eine Eisenbahn von Leipzig nach Magdeburg werde der Elbestadt nur Nachteil bringen[1]. Unternehmend, großartig, gehoben von frischem Selbstgefühl erscheint er überall, auch im täglichen Leben. „Macht es wie ich; ich weiß, wo der Has im Pfeffer liegt", sagte er lachend zu seinen Verwandten, als er sich Güter in Posen gekauft hatte, um an seinem Teile bei der Germanisierung des slawischen Landes mitzuhelfen.

Mitten im Schaffen und Hoffen wurde der Vierundfünfzigjährige hinweggenommen. Wenige Wochen nach seinem Tode brach die Julirevolution aus, der Umschwung aller Verhältnisse bekehrte auch die feindseligsten der preußischen Nachbarn, Sachsen und Kurhessen. Seinem Nachfolger Maaßen blieb es beschieden, jene Hauptverträge des großen Zollvereins abzuschließen, die sich aus dem preußisch-hessischen Vertrage mit einer gewissen Notwendigkeit ergaben.

Will man durchaus die Verdienste grundverschiedener Naturen abwägend vergleichen, so läßt sich über die drei Männer, die nächst Friedrich Wilhelm III. das Beste für den Zollverein getan, etwa sagen: Maaßen war unter ihnen der größte Finanzmann, er schuf das Zollgesetz, das die Grundlage wurde für die gesamte weitere Entwicklung und von Haus aus auf die allmähliche Erweiterung des preußischen Zollgebietes berechnet war. Eichhorn hat seit dem ersten Vertrage mit Sondershausen alle die weitverzweigten diplomatischen Verhandlungen, welche nach und nach diese Erweiterung bewirkten, durch einundzwanzig Jahre geleitet, mit seltener Umsicht und mit der bestimmten Absicht, daß jeder neue Vertrag nur die Vorstufe zu anderen Verträgen bilden solle. Motz endlich setzte den preußischen Staat durch die Ordnung des Haushalts in den Stand, diese Verhandlungen rascher und kühner zu führen, und faßte den kecken Entschluß, mit nichtbenachbarten Staaten sich zu verbinden — einen Entschluß, den Maaßen nach seiner erwägsamen Natur schwerlich je gefaßt hätte, während Eichhorn allein in seiner abhängigen Stellung als Geheimer Rat ihn nie

[1] Zwicker, Fünfzig Jahre der Magdeburger Kaufmannschaft. S. 17.

hätte durchsetzen können. Der freieste staatsmännische Kopf unter den dreien war Motz; er hat durch die kurzen fünf Jahre seiner Finanzverwaltung der deutschen Politik Preußens zuerst wieder einen stolzeren Charakter gegeben. Maaßens Gedanken sind über das Gebiet der Staats- und Volkswirtschaft, das er mit Meisterschaft beherrschte, nicht weit hinausgegangen; Eichhorn kam von den Ideen des friedlichen Dualismus niemals gänzlich los, bekämpfte noch im Erfurter Parlamente die preußische Unionspolitik; Motz allein war sich der großen historischen Folgen des Zollvereins klar bewußt und hoffte auf das reine Deutschland unter Preußens Führung[1]. —

[1] Der folgende letzte Teil dieses Aufsatzes, in dem Treitschke Roscher gegenüber nachweist, daß Nebenius nicht als „Erfinder des Zollvereins" angesehen werden dürfe, ist hier weggelassen worden. Er findet sich, mit unwesentlichen Zusätzen, als 15. Beilage in Treitschkes Deutscher Geschichte. (In der Ausgabe des F. W. Hendel Verlages Bd. III S. 755 ff.)

Max Duncker

Berlin 1886

Wer erst im höheren Alter eine Zeit weltverwandelnder Geschicke erlebt, dem widerfährt es leicht, daß er gleich dem am heimatlichen Strande erwachenden Odysseus das Land seiner Jugend nicht wiedererkennt. Wie mancher einst wohlverdiente Kämpe der deutschen Einheit hat auf seine alten Tage den Spott oder das Mitleid des jungen Geschlechts erregt, weil er der Geschichte nicht verzeihen konnte, daß sie nicht auf jedem Schritte den Plänen seines eigenrichtigen Kopfes gefolgt war. Aber auch an jugendlichen Alten fehlt es nicht, die lebendig blieben in lebendiger Zeit. Als Fürst Bismarck seinen siebzigsten Geburtstag feierte, übergaben ihm die überlebenden Mitglieder der alten Frankfurter Kaiserpartei einen Glückwunsch, der in bewegten Worten den Zusammenhang zwischen einst und jetzt schilderte. Die Unterzeichner rühmten sich, in stürmischen Tagen die Bahn betreten zu haben, welche allein die Nation zur Einheit führen konnte. Doch sie bekannten auch bescheiden, daß ihnen nur vergönnt gewesen sei, ihrer Überzeugung festen Ausdruck und bestimmte Fassung zu geben, und brachten ihren Dank „dem Manne, der unsern Glauben zur Tat gemacht und zum Ziele geführt hat: wer hat eindringlicher und schmerzlicher als wir erfahren, welche Kluft Streben und Erreichen, Gedanken und Vollbringen trennt?" Diese Zeilen stammen aus der Feder Max Dunckers; sie geben treu die Gesinnung wieder, welche dem ernsten Manne den Abend seines Lebens mit stiller Heiterkeit verklärte.

Von den drei hochverdienten Historikern, die uns dieser grausame Sommer entrissen, hat jeder auf seine Weise eine Zeitlang die politischen Geschäfte kennengelernt und sich also die lebendige Anschauung vom Staate gebildet, deren kein Geschichtschreiber großen Stils entraten kann. In weit höherem Maße als Ranke oder Waitz war Max Duncker eine politische Natur, ohne den derben Ehrgeiz des Mannes der Tat, aber von seltener Schärfe des politischen Urteils, weit und sicher vorausschauend, ein Publizist ersten Ranges, so ganz erfüllt von patriotischer Leidenschaft, daß er seine Teilnahme an den Kämpfen um Deutschlands Einheit als den

besten Inhalt seines Lebens ansah. Mochten sie siegen oder unterliegen, immer stand er in den Reihen der Männer, welche die Zeichen der Zeit erkannten. Schon in der Paulskirche vertrat er die Ansicht, daß die deutsche Frage nicht Freiheitsfrage, sondern Machtfrage sei. Früher als die große Mehrzahl der alten Frankfurter Genossen erkannte er die nationalen Ziele der Bismarckschen Politik und schloß sich ihr freudig an. Als er dann das Deutsche Reich wieder aufgerichtet und mit der monarchischen Macht auch die monarchische Gesinnung unseres Volkes neu gekräftigt sah, da war ihm außer Zweifel, daß die ganze Zukunft der europäischen Gesittung, der geordneten Völkerfreiheit auf dem Bestande dieses deutschen Staates ruhe; für das Gezänk der Fraktionen, für die Unkenrufe der Undankbaren hegte er nur Verachtung. Mit immer neuer Freude, unablässig lernend, suchte er einzudringen in das Verständnis der Aufgaben, die in raschem Wechsel an das junge Reich herantraten, und auch bei entlegenen gelehrten Forschungen blieb ihm immer das Bewußtsein lebendig, daß er mit seiner Arbeit dem Vaterlande diene.

Max Dunckers Vorfahren sind durch mehrere Generationen im preußischen Westfalen als Prediger und Schulmänner tätig gewesen. Sein Vater Carl besaß in Berlin die Buchhandlung Duncker & Humblot, die sich durch ihren gediegenen wissenschaftlichen Verlag bald einen geachteten Namen erwarb; der feurige, unternehmende, lebensfrohe Mann galt auf den Leipziger Messen als eines der anerkannten Häupter der Korporation deutscher Buchhändler, in seinem gastlichen Hause verkehrten mehrere der ersten Berliner Gelehrten und Künstler. So wuchs der Knabe in behaglichem Wohlstande auf, in Umgebungen, wie sie für die Ausbildung eines jungen Gelehrten nicht günstiger sein konnten. Den Söhnen gelehrter Väter fällt es meist schwer, zu selbständigem Denken zu gelangen, weil ihnen allzufrüh fertige Urteile eingeprägt werden; dies feingebildete Bürgerhaus bot der Anregungen genug, ohne doch die Freiheit der Entwicklung zu beengen. Geboren am 15. Oktober 1811 war Max der älteste von fünf Brüdern, die einander in den Jahren sehr nahe standen. Es ging laut her in dem fröhlichen Kreise; der Älteste zeigte aber frühe schon seinen ruhigen Ernst, er sammelte sich rasch wieder nach dem ausgelassenen Lärmen. Als ihn Dr. Wiese, der späterhin berühmte Pädagoge, zuerst in das Altertum einführte, ließ er sich an den Sprachregeln nicht genügen, sondern drang eifrig in den sachlichen Inhalt ein und versuchte den inneren Zusammenhang des Gelesenen zu beurteilen. Auch seine politische Gesinnung empfing schon in der Jugend ihr Gepräge. Im Hause des Vaters lebte die alte preußische Königstreue als ein Vermächtnis der ravensbergischen Vorfahren. Der mütterliche Großvater, Bankier Delmar, erzählte den Enkeln gern von seiner Jugend, von den großen Tagen des Alten Fritz; ein Bruder der Mutter, der kürzlich vom Pariser Siegeseinzuge

heimgekehrt war, erweckte ihnen die vaterländische Begeisterung der Befreiungskriege.

In seinem achtzehnten Jahre bezog Max Duncker die Berliner, nachher die rheinische Universität. Böckh, Ranke, Löbell waren seine Lehrer in Geschichte und Philologie. Zugleich hörte er mit Freude die Vorlesungen Hegels, obgleich er dem Kreise der zünftigen Eingeweihten sich niemals anschloß; er verdankte diesen philosophischen Studien den weiten Gesichtskreis seines historischen Denkens und das feine Verständnis für das Werden der Ideen. In Bonn wurde er Burschenschafter zu einer Zeit, da die alte Burschenschaft schon in mehrere feindliche Parteien zersplittert war. Die Bonner Verbindung hatte sich, unberührt von dem Pariser Radikalismus jener dreißiger Jahre, noch die teutonische Schwärmerei der Stifter bewahrt; die jungen Leute stellten ihr Deutschtum der welschen Verbildung der Rheinländer trotzig entgegen und hegten eine warme Verehrung für die Hohenzollern, zumal für die Königin Luise, daneben freilich auch allerhand nebelhafte liberale Traumgedanken und den abstrakten Tyrannenhaß der Jugend; alle ritterlichen Künste standen hoch in Ehren, und glücklich, wer den deutschen Rhein hinüber und herüber durchschwommen hatte.

Dort am Rhein diente Duncker auch sein Jahr ab, bei den jedem alten Bonnenser wohlbekannten siebenten Ulanen. Das Regiment war aus dem Stamme der sächsischen Clemensdragoner gebildet. Alle Unteroffiziere hatten, die einen für, die andern wider Napoleon, in den Feldzügen seit 1806 mitgefochten, es war ja noch die Zeit der alten Kapitulanten; die Rittmeister trugen sämtlich das Eiserne Kreuz, und von den beiden höchsten Vorgesetzten, den Generalen Borstell und Hellwig, erzählten sich die Ulanen tollkühne Reiterstücke. Der junge Historiker fühlte sich so wohl unter dem Kriegsvolk, daß er nur ungern Säbel und Lanze wieder mit den Büchern vertauschte; sein lebelang blieb ihm die Vorliebe für das edle Waffenhandwerk, die Freude an kriegsgeschichtlicher Forschung. Im Sommer 1834 promovierte er in Berlin. Die Doktordissertation über die Geschichte und die verschiedenen Arten ihrer Behandlung bekundete schon die Vielseitigkeit seiner universalhistorischen Bildung, nur die Formeln der Hegelschen Philosophie hemmten ihm noch zuweilen die Freiheit der Gedanken. Beim Disputieren verteidigte er unter anderen die These: Die Bildung der Jugend beruht mehr auf dem philologischen als auf dem naturwissenschaftlichen Unterrichte — einen Satz, bei dem er bis zum Tode unerschütterlich beharrte. Mittlerweile waren die Demagogenverfolger auf die schwarzrotgoldenen Bänder der Bonner Burschenschaft aufmerksam geworden. Auch Duncker ward in eine Untersuchung verwickelt, die sich durch vier Jahre hinzog, dann zu sechs Jahren Festung verurteilt und schließlich vom König begnadigt, nachdem er sechs Monate fleißig arbeitend in leichter Haft auf dem verrufenen Köpenicker Schlosse zugebracht hatte.

Die Unbill verbitterte ihn nicht. Seine Königstreue war so stark, daß er bald zu der Einsicht gelangte, in einem edlen Staate müsse der Bürger auch unvernünftigen Gesetzen unbedingt gehorchen; in späteren Jahren sagte er über diese polizeilichen Quälereien kurzab: „Mit Recht hatte ich zu büßen, daß ich gegen das Gesetz des Staates gefehlt." Schwerer als die Haft empfand er die Störung seiner Lebenspläne. Nach der Begnadigung währte es noch zwei Jahre, bis ihm endlich (1839) der Zutritt zur akademischen Laufbahn freigegeben wurde. Er habilitierte sich in Halle mit einer Abhandlung über die Kelten in Oberdeutschland, versammelte bald einen Kreis anhänglicher Schüler um sich, die mit wenigen Ausnahmen allesamt der Richtung des Lehrers treu geblieben sind, und wurde nach drei Jahren zum außerordentlichen Professor ernannt. Die Stadt Halle war ihm rasch zur anderen Heimat geworden; ihm behagte die geistige Regsamkeit und die tapfere preußische Gesinnung der Bürgerschaft.

Seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. begann nun der Parteikampf in Preußen zu erwachen. Duncker schloß sich den Liberalen an, wie damals fast jeder gute Kopf, der der unleidlichen bureaukratischen Bevormundung müde war. Freie Mitwirkung der Nation bei der Leitung ihrer Geschicke, so lautete die berechtigte Losung des Tages; durch den gerühmten „belgisch-englischen Konstitutionalismus" hofften die Besonnenen sie zu erlangen. Um seine Mitbürger über das Woher und Wohin der beginnenden Bewegung zu belehren, hielt er in der Gesellschaft der protestantischen Freunde Vorträge über Luther, Kant, Friedrich den Großen, Scharnhorst. Im Vorgefühl unheilvoller Wirren schrieb er alsdann das kleine Buch „Ein Wendepunkt der Reformation" und schilderte warnend, wie die nationale Erhebung unseres sechzehnten Jahrhunderts durch den Sondergeist der Parteien und der Stände gehemmt, durch die Ausschweifungen der sozialen Revolution verdorben und schließlich im Sande des Partikularismus verkommen war. Wenige Monate nachher gingen die gemäßigten und die radikalen Elemente der liberalen Opposition bereits auseinander. Das Patent vom 3. Februar erschien, und Duncker sprach sich sofort dahin aus, daß die Stände zwar ihre Rechte verwahren, aber dem Rufe des Königs zum Vereinigten Landtage unweigerlich folgen müßten. Er setzte durch, daß seine Hallenser eine Dankadresse an den Monarchen sendeten, und ward hart angefeindet von den Gesinnungstüchtigen, die sich zu dem Wahlspruch: Alles oder nichts! bekannten. Der König verstand nicht die Gunst der Stunde zu benutzen, der Vereinigte Landtag ward in Ungnaden entlassen.

Als die Märzrevolution ausbrach, eilte Duncker alsbald nach Berlin, trat in die Reihen der Bürgerwehr, bezog die Schloßwache, um mindestens die Person des Königs gegen einen Handstreich schützen zu helfen. Als erklärter Gegner der Demokratie wurde er dann vom Saalkreise in die Frankfurter Nationalversammlung gesendet, gegen die Stimmen einer

kleinen Minderheit, die sich um den radikalen Prediger Wislicenus scharte. In der Partei des rechten Zentrums fand er alte und neue Freunde aus dem Norden, Dahlmann, Simson, Beseler, Droysen, dazu die schon im parlamentarischen Leben geschulten Redner aus den süddeutschen Landtagen, Mathy, Bassermann, Soiron; aus tiefster Seele genoß er die Freuden jenes gedankenreichen und warmherzigen Freundschaftslebens, das der Geschichte des ersten deutschen Parlaments einen so eigenen menschlichen Reiz gibt. Wie alle seine Genossen sah er in der Bändigung des wüsten Radikalismus die nächste, dringendste Aufgabe der Nationalversammlung; seine Abstimmung gegen die Wiederherstellung Polens trug ihm eine grimmige Mißtrauensadresse seiner radikalen Wähler — oder vielmehr Nichtwähler — ein, die er gelassen, und nicht ohne gutmütigen Spott, abfertigte. In diesen Kämpfen wider die Anarchie erwarb sich Heinrich von Gagern durch die Wucht und Würde seiner Persönlichkeit so große Verdienste, daß er von der Mehrzahl der Freunde, nicht am wenigsten von Duncker, überschätzt und dann mit einer Führerrolle, die über seine Kräfte hinausging, betraut wurde. Noch im Jahre 1850 entwarf Duncker in seiner Schrift „Heinrich von Gagern" eine stark apologetisch gehaltene Charakteristik des Führers der Kaiserpartei, und an diesem Idealbilde hielt er fest mit der tiefen, rührenden Pietät, die ein Grundzug seines Wesens war. Über alle anderen Erscheinungen jener stürmischen Jahre sprach er im Alter mit der Unbefangenheit des Historikers; doch niemals wollte er uns Jüngeren zugeben, daß ein Mann, der nachher den größten politischen Gedanken seines Lebens wie ein altes Kleid hinwegwarf und harmlos in das Lager der Feinde überging, unmöglich den Namen eines großen Staatsmannes verdiene.

Sobald die Macht der Demokratie durch die Niederwerfung des Septemberaufstandes vorläufig gebrochen war und das Parlament endlich in die Verfassungsberatung eintreten konnte, da war Duncker unter den ersten, welche den Weg zur Einheit erkannten. Preuße vom Wirbel bis zur Zehe, konnte er sich ein einiges Deutschland nur unter dem Kaisertum der Hohenzollern vorstellen. Zum Reden im Plenum fühlte er sich nicht berufen; um so tätiger war er in den Parteiversammlungen. Sein am 20. Dezember der Partei erstatteter Bericht über die Oberhauptsfrage gab dem dialektischen Prozeß, der sich in den Köpfen der Patrioten abspielte, zuerst einen klaren Abschluß; er zeigte in knappen, schlagenden Sätzen, wie ganz unmöglich die Trias, der Turnus, der Obmann, der Wahlkaiser und alle die anderen vorgeschlagenen Verfassungsformen seien: außer der hohlen Phrase bleibe schlechterdings nichts übrig als das Erbkaisertum. Der Bericht übte in der Stille eine mächtige Wirkung aus; er wurde nachher, wie es Recht und Brauch der Parlamente ist, von den befreundeten Rednern weidlich ausgeplündert; alle seine leitenden Gedanken kehrten in Vinckes berühmter Kaiserrede wieder.

Siegreich im Parlamente, scheiterte die Kaiserpartei an dem Widerstande der Krone Preußen. Als König Friedrich Wilhelm sodann versuchte, den Gedanken der preußischen Hegemonie in veränderter Gestalt zu verwirklichen, da hielt sich Duncker verpflichtet, um der Sache willen die Form zu opfern, und stimmte auf der Gothaer Versammlung für die Unterstützung der preußischen Unionspolitik. Im Herbst 1849 veröffentlichte er das Büchlein „Zur Geschichte der Deutschen Reichsversammlung in Frankfurt", eine musterhafte Parteischrift, nahezu das Beste, was je zur Rechtfertigung der Erbkaiserlichen gesagt wurde. Denn nichts ist unbilliger zugleich und wohlfeiler als jener hochmütige realpolitische Treppenwitz, der heute noch zuweilen gegen die alten Gothaer seine Lanzen bricht. Nach den Erfahrungen von vier Jahrzehnten vermag heutzutage freilich jedes Kind zu begreifen, in welchem unlösbaren tragischen Widerspruche jenes Parlament ohne Macht sich bewegte: ein Reichstag, dem die Österreicher als gleichberechtigte Mitglieder angehörten, konnte die Trennung von Österreich nicht bewirken, und ein König, der von Haus aus „den Redeübungsverein von San Paolo Frankofurziano" mit schnöder Verachtung behandelte, mußte die Krone von Parlaments Gnaden ablehnen. Aber ebenso unbestreitbar und ebenso sicher durch die Erfahrung erwiesen ist auch die Wahrheit, daß es außer dem preußischen Kaisertum nur noch eine mögliche Form für den deutschen Gesamtstaat gab: die Wiederherstellung des Bundestages. Wer also der Nationalversammlung nicht einen freiwilligen Selbstmord zumutet, wird ihrer Mehrheit das Zeugnis nicht versagen, daß sie wirklich, wie Duncker ihr nachrühmte, für die praktische Einigung der Nation den Grund gelegt, den Kampf mit Österreich moralisch durchgekämpft hat; und sie bewährte bei ihrer undankbaren Arbeit mehr Geist und Bildung, mehr Besonnenheit und Selbstverleugnung als unsere heutigen Reichstage mit ihrem sinnlosen Parteihasse. „Die Gegner" — sagte Duncker — „welche uns vor dem schmerzlichen Ausgange kritisierten, hatten damit allerdings das weite und bequeme Gebiet des Möglichen, aber keinerlei Garantie besseren Gelingens für sich; die uns nach dem Tode schmähten, konnten wohl auf unserm Scheitern, aber nicht auf ihren Erfolgen fußen."

Noch immer nicht entmutigt, hatte sich Duncker inzwischen in die preußische zweite Kammer wählen lassen; er hoffte mit seinen Freunden — so gesteht er selbst — der hereinbrechenden Reaktion zu wehren, Preußens Verfassung so weit und frei zu gestalten, daß sie den Schwerpunkt des konstitutionellen Deutschlands bilde „und Österreich aus dem Kreise des politisch übereinstimmenden deutschen Lebens ausgeschlossen sei". Nach schweren Kämpfen und Zweifeln erlebte er die Freude, daß in der Tat ein entwicklungsfähiges Staatsgrundgesetz zustande kam, aber die Unionspolitik war verloren, weil sie sich vor ihrem eigenen Siege fürchtete. Die freudige Bereitwilligkeit, welche Duncker und die anderen Genossen der

Gothaer Partei auf dem Erfurter Reichstag den Unionsministern zeigten, vermochte den Willenlosen nicht die Kraft des Entschlusses zu wecken. Preußen schwankte von einer Halbheit zur anderen und unterwarf sich endlich dem Willen der Wiener Hofburg. Im Innersten empört, schrieb Duncker nach dem Tage von Olmütz die wertvollste und wirksamste seiner politischen Schriften, „Vier Wochen auswärtige Politik", eine schonungslose Verurteilung der kläglichen Schwankungen der jüngsten Monate. Er wußte nicht alles, was uns heute bekannt ist; er ahnte nicht, daß der König selbst keinen Augenblick an den Krieg gegen Österreich gedacht und den General Gröben, als dieser zur Armee nach Hessen abging, mit der Mahnung entlassen hatte: „Vermeiden Sie nur den Kampf"; doch über die Unterlassungssünden des Kriegsministers Stockhausen, über die unverantwortliche Vernachlässigung der Kriegsrüstungen war er genau unterrichtet. Als in Berlin eine Untersuchung gegen den Verleger eingeleitet wurde, nannte er sich sofort als Verfasser der anonymen Schrift und erklärte, er werde vor Gericht noch weitere Beweise beibringen. Da wurde das Verfahren eingestellt; man wußte wohl, wieviel häßliche Geheimnisse noch zu enthüllen waren.

Auch über diesen traurigen Wendepunkt der deutschen Geschichte wird neuerdings, seit dem Erscheinen des Poschingerschen Werkes, oft sehr abschätzig geurteilt. Man belächelt den patriotischen Schmerz, der in jenen düsteren Herbsttagen so viele edle deutsche Herzen zermarterte, als eine törichte Gelehrtenlaune, weil Herr v. Bismarck diese Empfindungen noch nicht teilte — und übersieht, daß der Reichskanzler selber im Jahre 1866 mit blutigen Lettern eine vernichtende Kritik der Politik von 1850 geschrieben hat. Damals stand er noch mitten in den Lehrjahren, die den Parteimann zum Staatsmann ausbilden sollten. Was Österreichs Herrschaft für unser nationales Leben bedeutete, war ihm noch nicht klar geworden. Er irrte, wenn er in der Kammer behauptete, die Ehre der Armee werde durch die Räumung Kurhessens nicht verletzt. Der Rückzug nach dem Tage von Bronzell und die höhnischen Briefe, welche der sieglose Sieger, der bayrische General Fürst Taxis, an den preußischen Kommandierenden richtete, wurden von unseren Offizieren allerdings, und mit Recht, als eine Demütigung empfunden, und der Mainfeldzug des Jahres 1866 war schon darum notwendig, weil das Ansehen der schwarzundweißen Fahnen in Süddeutschland einer handgreiflichen Genugtuung bedurfte. Auch über Preußens kriegerische Kraft täuschten sich die Hochkonservativen, weil sie kleinmütig den Prahlereien der Wiener Hofblätter Glauben schenkten. Wohl war die militärische Lage nicht mehr so günstig wie im Sommer 1849, als Preußens Fahnen schon im Erzgebirge und auf dem Schwarzwald wehten, Österreich und Rußland in Ungarn beschäftigt waren. Aber Preußens Truppen hatten sich, wo sie zum Schlagen kamen, in Berlin und Schleswig, in Dresden, in Baden und in der Pfalz,

überall treu und tüchtig gehalten, wenngleich manche Mißstände des alten Landwehrsystems zutage traten; die österreichische Armee dagegen war nicht einmal des ungarischen Aufstandes Herr und nach einem jämmerlichen Feldzuge nur durch Rußlands Hilfe gerettet worden, sie bestand zum guten Teile aus grollenden Polen und Italienern, ungarischen und wienerischen Insurgenten, sie konnte, wenn in Berlin ein starker Wille herrschte, schwerlich dem Lose entgehen, dem sie noch in allen ihren Feldzügen gegen Preußen regelmäßig verfallen war. Aber dieser Wille fehlte; bei dem Charakter und der Gesinnung des Königs war ein Entscheidungskampf gegen Österreich unmöglich. Darum bleibt Dunckers harter Tadel über den Umschwung der preußischen Politik doch vollberechtigt; nach allem, was geschehen, konnte der Berliner Hof nicht mehr in Ehren zurückweichen. Zur Ergänzung der „Vier Wochen" erschien bald nachher die Schrift „Vier Monate auswärtiger Politik"; sie war von C. Samwer, mit Beihilfe P. Forchhammers, verfaßt, auch Duncker gab einen Beitrag dazu. Nach der Schlacht von Idstedt stellte er sich wie Heinrich Gagern der schleswig-holsteinischen Statthalterschaft zur Verfügung; dort war aber Überfluß an Kavallerieoffizieren, man bediente sich nur seiner Feder. In der Kammer hielt er noch eine Weile aus und schilderte im Sommer 1851 in einem Rechenschaftsberichte, wie zäh und tapfer die altliberale Minderheit die neue Verfassung gegen die Angriffe der Feudalen verteidigt hatte.

Es kamen die müden Jahre der Reaktion. Das öffentliche Leben schien fast erstorben, nur in der Stille streute die historische Wissenschaft den Samen einer kräftigeren politischen Bildung aus. Auch Duncker kehrte zum Katheder zurück. Er hatte Jahre gebraucht, um im akademischen Lehramte sattelfest zu werden, und wieder Jahre in politischen Kämpfen verbracht; als Geschichtschreiber war er noch nicht aufgetreten, nur die neue Ausgabe von Beckers Weltgeschichte, dem beliebtesten Verlagswerke des Vaters, verdankte ihm die Bearbeitung einiger Bände. Jetzt legte er die letzte Hand an ein lang vorbereitetes großes Werk und veröffentlichte in rascher Folge die ersten vier Bände der Geschichte des Altertums.

Das Buch erwarb ihm mit einem Schlage einen gefeierten Namen in der gelehrten Welt; seine Lehrtätigkeit gestaltete sich von Jahr zu Jahr erfolgreicher; das einfach glückliche Hauswesen, das ihm seine Gattin, eine Tochter des verdienten Hallenser Arztes Gutickе, geschaffen hatte, wurde ein Sammelplatz für die beste Gesellschaft der Stadt. Aber auch erbitterte Feinde waren ihm aus den politischen Kämpfen erwachsen. Heinrich Leo, der jungen liberalen Kollegen fast immer liebenswürdig entgegenkam, haßte die alten Gothaer mit dem ganzen Ingrimm des welschen Blutes, dessen er sich so gern rühmte; er haßte vornehmlich Duncker und dessen treuen Kampfgefährten Rudolf Haym. Nicht anders dachten der Kurator und mehrere ältere Professoren; man warnte die Studenten vor den gefüllten Hörsälen der beiden gefürchteten „Roten".

Preußen wurde in jenen Tagen, obgleich seine Verfassung noch kaum feststand, zum ersten und hoffentlich zum letzten Male streng nach den Grundsätzen des Parlamentarismus regiert; die Minister stützten sich auf eine ergebene Mehrheit in beiden Kammern, besetzten alle irgend wichtigen Ämter ausschließlich mit ihren Gesinnungsgenossen und zeigten der Welt, wohin ein monarchischer Beamtenstaat gerät, wenn er dem Fluche der konstitutionellen Parteiherrschaft verfällt. Auch der Kultusminister v. Raumer hörte allein auf die Ratschläge der Hochkonservativen. Duncker hatte einen Ruf nach Basel kurzerhand abgelehnt, weil er sein Preußen nicht verlassen wollte, er war von der Universität Greifswald dem Minister mehrmals vergeblich für den Lehrstuhl der alten Geschichte vorgeschlagen worden; in seinem sechsundvierzigsten Jahre blieb er noch immer außerordentlicher Professor mit 400 Talern Gehalt, ohne Aussicht auf Beförderung.

Schweren Herzens entschloß er sich im Herbst 1857, einem Rufe nach Tübingen zu folgen. Außer seinem Frankfurter Parteigenossen Rümelin fand er dort nur wenige Bekannte und bei alt und jung überall eine maßlose Erbitterung gegen Preußen; sogar unter den Studenten hatten die Norddeutschen einen schweren Stand, die Eingeborenen verkehrten ungern mit den „gemütlosen Nordkaffern". Für tapferen und geistvollen Freimut sind aber die Schwaben immer empfänglich gewesen. Überraschend schnell gewann Duncker Boden, die kurzen anderthalb Jahre in Tübingen wurden die schönste Zeit seines akademischen Lebens. Großes Aufsehen erregte ein Vortrag über „Feudalität und Aristokratie", der nachher im Druck erschien; offenbar angeregt durch Gneists Schriften, welche damals den Deutschen zuerst das Verständnis für den wirklichen englischen Staat erschlossen, zeichnete er hier in großen Zügen die Geschichte des englischen, des französischen, des deutschen Adels und gelangte zu dem Schlusse, der große Grundbesitz in Deutschland müsse ernsthaft die feudale Stellung mit der kommunalen vertauschen, wenn er in dem neuen Verfassungsleben obenauf bleiben wolle. Als Duncker in seinem letzten Tübinger Semester über neueste Geschichte las, war alles, was die Stadt an geistreichen Männern besaß, im Saale versammelt; sogar Ludwig Uhland, der unverbesserliche Gegner Preußens, fehlte niemals. Die ganz frei gehaltenen Vorträge wirkten nicht durch hohen rednerischen Schwung, sondern durch tiefen Ernst und patriotische Wärme, durch die unerschrockene Selbständigkeit des Urteils, die sichere Beherrschung des Stoffs und, wie alle echten Reden, durch die Macht einer starken Persönlichkeit; die militärisch straffe Gestalt, die ausdrucksvollen von schneeweißem Haar und Bart umrahmten Züge, die leuchtenden Augen unter buschigen Brauen stimmten wohl zu den kräftigen Worten.

Er war auf dem Wege, sich in Schwaben eine politisch und wissenschaftlich ebenso fruchtbare Lehrerstellung zu begründen, wie sie Häusser

zur selben Zeit in Heidelberg besaß. Da wurde er abermals, und nicht zu seinem Glücke, durch die Politik dem akademischen Berufe entfremdet. Während der letzten Jahre hatte er sich nur einmal an den Debatten der Tagespolitik beteiligt, durch eine Flugschrift „Preußen und Rußland", die während des orientalischen Krieges (1854) erschien. Sie war noch ganz erfüllt von dem begreiflichen, aber gefährlichen Irrtum, der seit der legitimistischen Tendenzpolitik Metternichs überall die liberale Welt beherrschte, von der Meinung nämlich, daß die Gruppierung der Staatengesellschaft durch die inneren Zustände der Staaten bestimmt würde; darum sollte England „der einzige natürliche Alliierte" des konstitutionellen Preußens und unser Staat verpflichtet sein, die Westmächte in ihrem Kriege gegen Rußland zu unterstützen. Als stolzer Patriot verwahrte er sich freilich dawider, daß dem französischen Heere der Durchmarsch durch Deutschland gestattet würde; doch er sah nicht, daß Preußen dann, nach seiner geographischen Lage, die ganze Last eines Krieges, der unseren Interessen fernlag, fast allein auf seine Schultern hätte nehmen müssen. Er sah noch weniger, daß es noch einen anderen Weg gab, um diese Händel zum Wohle Deutschlands auszubeuten: wenn Preußen, sobald Frankreichs Heere im Oriente festgenagelt waren, sich in kühner Schwenkung an Rußland anschloß und zur Befreiung Schleswig-Holsteins vorschritt. Diese Möglichkeit wurde von dem Publizisten nicht einmal erwogen, denn ein Bündnis mit dem zarischen Absolutismus erschien wie ein Hochverrat an der liberalen Sache.

Seitdem hatte sich die Lage der Welt verwandelt. Nicht Rußland, sondern das napoleonische Frankreich war jetzt die führende Macht Europas, und unabweisbar drängte sich die Frage auf, ob es nicht hohe Zeit sei, die Arbeit des Frankfurter Parlaments mit neuen Mitteln wieder aufzunehmen, dem unberechenbaren westlichen Nachbarn endlich eine festgeschlossene deutsche Macht entgegenzustellen. Für diesen Zweck mußte jeder Bundesgenosse, wo er sich auch fand, willkommen sein. In stillem Nachdenken riß Duncker sich los von den letzten Fesseln der liberalen Parteidoktrin, und die giftigen Schmähungen, mit denen die englische Presse jede Regung unseres nationalen Gedankens verfolgte, konnte ihn in der neugewonnenen freieren Anschauung der europäischen Politik nur bestärken. Er ging noch weiter, er erkannte — wohl zuerst unter den alten Frankfurter Freunden —, daß die Lösung der deutschen Frage nicht notwendig durch den Liberalismus allein erfolgen müsse. Ein friderizianischer Wille, der das rettende Wort „Los von Österreich" unerschrocken aussprach und mit dem Schwerte durchsetzte, das war es, was den Deutschen fehlte. Faßte die Krone Preußen diesen Entschluß, so mußten alle Parteirücksichten schweigen; dem geeinten Deutschland war dann ein hohes Maß politischer Freiheit sicher, dafür bürgten der ganze Zug der Zeit und die rasch anwachsende Macht des Bürgertums. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtete

Duncker auch den Regierungswechsel in Preußen. Er freute sich der neu erwachenden politischen Regsamkeit und begrüßte dankbar die Verheißung des Prinzregenten: Preußen solle moralische Eroberungen in Deutschland machen. Doch er kannte jetzt die Stimmungen in Süddeutschland zu genau, um sich von solchen Eroberungen große Erfolge zu versprechen, solange nicht Preußen durch die Tat den Zweifelnden seine Macht erwiesen hatte.

Für solche Entscheidungen schien im Frühjahr 1859 die Stunde zu schlagen, als der italienische Krieg in Sicht stand; wenn Preußen diese Verwicklung recht benutzte, so konnte ihm zum mindesten der Oberbefehl über das deutsche Bundesheer nicht entgehen, und die deutschen Dinge kamen endlich in Fluß. Eben in diesen erwartungsvollen Tagen erhielt Duncker die Aufforderung, als Geh. Rat die Leitung der Zentral-Preßstelle in Berlin zu übernehmen. Es war nicht Ehrgeiz, was ihn bewog, die beglückende Lehrtätigkeit für eine unsichere Zukunft dahinzugeben, sondern sein altpreußisches Pflichtgefühl. Er wollte sich nicht versagen, wenn er vielleicht mit dazu helfen konnte, seinen Staat wieder in die Bahnen Friedrichs des Großen hinüberzulenken. In Berlin wurde er von dem Fürsten Hohenzollern vertrauensvoll aufgenommen, er trat ihm rasch näher und gewann eine tiefe Verehrung für die hochherzige vaterländische Gesinnung des edlen Fürsten. Aber er erkannte nur zu bald, daß die Politik der freien Hand, die es mit niemand verderben wollte, nie ein großes Ziel erreichen konnte. Der günstige Augenblick ward versäumt. Bevor Preußen in den Kampf eingreifen konnte, wurde der Vertrag von Villafranca geschlossen, Kaiser Franz Joseph opferte die Lombardei und stieß Preußens dargebotene Hand zurück, weil er seine Herrscherstellung im Deutschen Bunde behaupten, den Hohenzollern die Führung des deutschen Heeres nicht gönnen wollte. Duncker tat, was möglich war, um die preußische Staatskunst vor der aufgeregten öffentlichen Meinung zu verteidigen. Er knüpfte Verbindungen an mit den wenigen süddeutschen Blättern, welche sich in dem allgemeinen Taumel österreichischer Kriegsbegeisterung noch ein Verständnis für Preußens Selbständigkeit bewahrt hatten; auf seine Veranlassung erschienen die Schriften von Theodor v. Bernhardi über die Reform der Heeresverfassung, von Aegidi über Preußen und den Frieden von Villafranca. An guten Gedanken und gewandten Federn war kein Mangel, und über die reinen Absichten der Regierung konnte sich Duncker aus der Nähe unterrichten, als er im Juli 1860 im Gefolge des Fürsten Hohenzollern der Zusammenkunft von Baden-Baden beiwohnte. Dort verschwendete Napoleon III. seine freundlichsten Worte: er wisse wohl, Preußen allein habe den Vertrag von Villafranca verschuldet, er aber hege keinen Groll, sondern wünsche für Preußen eine Machterweiterung im Norden; für alle diese lockenden Andeutungen blieb Preußens Krone völlig unzugänglich. Doch mit Treu und Redlichkeit allein war in dem deutschen Wirrwarr nichts auszurichten. Die Gehässigkeit der Hof-

burg, der Übermut der Mittelstaaten wuchs zusehends, allen wohlgemeinten Bemühungen des Berliner Hofes zum Trotz rückte weder die kurhessische noch die schleswig-holsteinische Frage von der Stelle.

Schmerzlich enttäuscht mußte Duncker sich gestehen, daß er das schwere Opfer umsonst gebracht habe und im Dienste dieses Kabinetts seine Kraft nur vergeude. Im Jahre 1861 war er schon entschlossen, den Lehrstuhl Dahlmanns in Bonn, den ihm der Minister Bethmann-Hollweg angeboten hatte, zu übernehmen; da ließ ihn der Kronprinz auffordern, als Vortragender Rat sich seiner Umgebung anzuschließen. Er nahm an. Mehrere Jahre hindurch hat er dann durch regelmäßige Berichte und zahlreiche Denkschriften dem Thronfolger über die politische Lage Auskunft gegeben, während er zugleich eine Zeitlang wieder im Abgeordnetenhause tätig war. Sein politisches Urteil hatte sich jetzt völlig geklärt und gefestigt. In dem Streite über die Heeresreform stand er von Haus aus im Lager der Krone; er wollte das Schwert der deutschen Einheit scharf geschliffen sehen und hatte von der Mobilmachung des Sommers 1859 genug kennengelernt, um die Mängel des alten Systems richtig zu würdigen. Auch als nachher die Militärfrage mit dem unseligen Zerwürfnis wegen des Budgetrechts sich verkettete, blieb er der festen Meinung, das höhere Recht, die reifere Einsicht sei auf seiten der Krone, obwohl er die Verletzung des formalen Verfassungsrechtes bedauerte. In den Korrespondenzen, die er vom April 1861 bis zum August 1862 allmonatlich für die Preußischen Jahrbücher schrieb, trat er der zunehmenden Verbitterung des Liberalismus scharf entgegen: er mahnte die leidenschaftlichen Ankläger des Junkertums, es gelte nicht die preußische Aristokratie zu vernichten, sondern sie zu gewinnen und für die Selbstverwaltung des konstitutionellen Staates zu erziehen; er warnte die Opposition, nicht durch maßlose Tadelsucht den guten Ruf Preußens zu zerstören, nicht über dem Verfassungsstreite die großen Aufgaben der deutschen Politik zu vergessen, denn dieser Landtag sei keineswegs der Ausdruck einer dauernden Volksgesinnung, sondern nur das Geschöpf augenblicklicher Erregung. Unbekümmert um die Pessimisten ringsum sprach er schon die zuversichtliche Hoffnung aus, „daß der Ruf Vorwärts! heute wie 1813 für Preußen genügt, um alles einig und alle unsere Zustände gesund zu machen".

Aber wer sollte diesen Ruf erheben? Im Frühjahr 1862, als das liberale Ministerium gefallen war, führte Duncker in mehreren Denkschriften an den Kronprinzen aus: die deutsche Frage sei mit liberalen Sympathien nicht zu lösen; durch bewaffnetes Einschreiten in Schleswig-Holstein müsse sich Preußen die militärische Führung Deutschlands erringen; zeige sich Graf Bernstorff, der neue Minister des Auswärtigen, solchen Aufgaben nicht gewachsen, so könne das Kabinett an dem Gesandten v. Bismarck „eine politische und parlamentarische Kapazität" gewinnen. Ein halbes Jahr später trat das Ministerium Bismarck ins Amt. Mit

heller Freude begrüßte Duncker die erste schöne Waffenprobe des neugestalteten Heeres; nach der Befreiung Schleswig-Holsteins sah er sogleich voraus, daß die deutsche Nordmark nur als preußische Provinz ein gesichertes Glück finden werde. Damals, in den schwülen Tagen kurz vor dem Deutschen Kriege, lernte ich ihn näher kennen, und nie werde ich vergessen, wie sein klares Urteil, seine genaue Kenntnis der preußischen Zustände mich befestigte in den politischen Gedanken, die ich aus dem entlegenen Freiburger Winkel heraus, mehr ahnend als wissend, ausgesprochen hatte.

Beim Ausbruch des Krieges ging Duncker im Auftrage des Grafen Bismarck nach Kurhessen, um „die Beziehungen zwischen der preußischen Okkupation und dem Lande zu vermitteln", wie die Weisung lautete. Im ersten Augenblicke schien es noch zweifelhaft, ob nicht die eroberten Lande selber bei der provisorischen Verwaltung mitwirken würden; man erfuhr jedoch in Hessen wie in Hannover, daß die Oppositionspartei nur bereit war, die Einverleibung zu ertragen, nicht, sie unmittelbar zu fördern. Preußen sah sich genötigt, die Leitung der Verwaltung allein in die Hände seiner eigenen Beamten zu legen. Mit dem Erscheinen des Präsidenten v. Möller in Kassel war Dunckers Aufgabe erledigt, und er wurde auf seinen Wunsch abberufen. In diesen Wochen erbat er sich auch die Entlassung aus seiner Stellung beim Kronprinzen, da der Prinz bekanntlich mit dem Systeme des Grafen Bismarck nicht überall einverstanden war. Dann wurde ihm noch die Genugtuung, daß er als Mitglied des ersten norddeutschen Reichstags, im Verein mit Simson und einigen anderen Getreuen der Kaiserpartei, den in Frankfurt zusammengebrochenen Bau des deutschen Staates mit unter Dach bringen durfte.

Im Frühjahr 1867 erhielt er einen Ruf nach Heidelberg, an Häussers Stelle. Die Versuchung war groß, alle die freundlichen Erinnerungen an die schwäbische Neckarstadt erwachten wieder. Doch einen zweiten Abschied von seinem Preußen konnte er nicht über das Herz bringen; er lehnte ab, sobald ihm in der Heimat das Direktorium der Staatsarchive und zugleich ein Sitz in der Berliner Akademie angeboten wurde. Bis dahin galten die Archive für das Stiefkind der preußischen Verwaltung; Dürftigkeit, Geheimniskrämerei, fiskalische Angst erschwerten die Benutzung für die wissenschaftliche Forschung, zuweilen selbst für die praktischen Zwecke der Behörden. Erst Dunckers durchgreifende Tätigkeit hat diesen Bann gebrochen, also daß die Archive aus fiskalischen zu Landesanstalten wurden. Auf dem Grunde, den er gelegt, hat sich dann unter seinem Nachfolger H. v. Sybel das preußische Archivwesen zu einer reicheren, fruchtbareren Wirksamkeit erhoben. Er erließ alsbald Vorschriften für die erleichterte Benutzung der Archive, legte den Vorständen die Pflicht auf, für die Vermehrung ihrer handschriftlichen Schätze zu sorgen — was bisher aus falscher Sparsamkeit fast ganz unterblieben war; er vereinigte das Ministerialarchiv des alten

Generaldirektoriums mit dem Geheimen Staatsarchiv, sorgte für Verstärkung des Personals, für die Vermehrung der Bibliotheken und fand bei seinem Chef, dem Fürsten Bismarck, stets die Genehmigung seiner Vorschläge, so daß sich die Ausgaben des Ressorts unter seiner achtjährigen Verwaltung fast verdreifachten. Dazu große Neubauten in Berlin, Breslau, Posen, Stettin, Düsseldorf. Zugleich mußte das Archivwesen der neuen Provinzen mit dem altpreußischen verschmolzen werden. Die Archive von Aurich und Idstein wurden ganz neugestaltet, die drei hessischen gemeinsam in dem schönen alten Marburger Schlosse untergebracht. In Schleswig-Holstein bestand noch kein Landesarchiv; die wichtigsten Akten lagen in Kopenhagen; erst nach langwierigen Verhandlungen entschloß sich Dänemark, seine deutschen Papiere auszuliefern; währenddem ward auch in der Provinz emsig gesammelt und alles, was sich zerstreut vorfand, in dem neuen Landesarchiv zu Schleswig zusammengestellt.

Unter den Benutzern der also neugeordneten Aktenschätze war keiner fleißiger als der Direktor selber. Sein Amt führte ihn von selbst zur Durchforschung der ersten Quellen preußischer Geschichte. Mit unserem siebzehnten Jahrhundert war er bereits näher vertraut, da er die Herausgabe der Urkunden zur Geschichte des Großen Kurfürsten mit zu leiten hatte. Jetzt fesselten ihn vornehmlich das friderizianische und das napoleonische Zeitalter. In einer langen Reihe von Abhandlungen legte er die Ergebnisse dieser Untersuchungen nieder; einige davon sind unter dem Titel „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III." gesammelt erschienen. Auf die Dauer ward ihm das Einerlei der Verwaltungsgeschäfte doch lästig; er sehnte sich nach gelehrter Muße und nahm zu Neujahr 1875 seinen Abschied.

Seitdem lebte er ganz der Wissenschaft, bearbeitete die Geschichte des Altertums von neuem und setzte das Werk bis zum neunten Bande fort, während er zugleich seine preußischen Forschungen weiterführte. An die Öffentlichkeit trat er nur noch hinaus, wenn er in der Akademie, zumeist über Streitfragen der griechischen Geschichte, eine Abhandlung vortrug. Auch die Vorlesungen über neueste Geschichte, die er schon seit einigen Jahren an der Kriegsakademie hielt, gab er nicht auf; er dachte sehr hoch von diesem Lehramt und sagte oft, für die wissenschaftliche Ausbildung der deutschen Offiziere sei die beste gelehrte Kraft gerade gut genug. In seinem Hause versammelte sich noch immer von Zeit zu Zeit ein Kreis befreundeter Berliner, unter denen der Hausherr in der Regel der einzige wirkliche Berliner war; die alten Gefährten aus Frankfurt, Halle, Tübingen sprachen unfehlbar bei ihm vor, sooft sie die Hauptstadt besuchten, denn er verstand wie wenige, die Herzen, die er gefunden, für das Leben festzuhalten, und das einzige, was er nie verzieh, war der Verrat an alter Freundschaft. Unerschöpflich war seine Teilnahme; ich darf es sagen, denn immer, wenn mir das Leben gar zu schwer zu werden schien, habe ich

den warmen Blick seiner Augen, den Druck seiner treuen Hände gefühlt. Unter seinen Altersgenossen standen ihm Karl Mathy und Droysen am nächsten. Beiden hat er nach ihrem Tode ein schönes biographisches Denkmal gesetzt. Mit Droysen verband ihn fast durch sein ganzes Leben die Verwandtschaft der universal-historischen Bildung und eine fast vollkommene Übereinstimmung der sittlichen und politischen Gesinnung. Sie konnten einander nicht entbehren, den Samstagnachmittag hielt sich der rastlos arbeitende Droysen immer frei, um mit dem alten Freund ins Grüne zu gehen. Dabei gingen ihre natürlichen Anlagen doch so weit auseinander, wie es zum Bestande einer dauerhaften Freundschaft nötig ist: Droysen besaß eine künstlerische Ader, welche dem Freunde fehlte, dafür war dieser unbefangener, milder im Urteil über Menschen und in der Politik empfänglicher für die neuen Gedanken der verwandelten Zeit. An dem jungen Geschlechte ward er niemals irr; er erkannte bald, daß in der Kaisertreue, in dem christlichen und nationalen Enthusiasmus der Studenten der Idealismus der alten Burschenschaft wieder auflebte, daß die alten Parteien sich zersetzten und die reformatorischen Gedanken jetzt meist unter konservativer Flagge segelten.

Die Fruchtbarkeit von Dunckers Feder wuchs mit den Jahren, seine Kraft war ungeschwächt, und fast schien es, als solle er zu den Glücklichen gehören, die im hohen Alter ihr Bestes leisten. Als die Berliner philosophische Fakultät ihm zum fünfzigjährigen Jubelfeste sein Doktordiplom erneuerte, ließ sie fast gleichzeitig — ein unerhörter Fall — bei ihm anfragen, ob er sich nicht entschließen könne, die Professur Droysens, dessen Titel als Historiograph von Brandenburg er schon geerbt hatte, zu übernehmen; unter allen Historikern, die in Frage kamen, schien keiner durch die Vielseitigkeit seiner Bildung so ganz geeignet für diese Stelle. Duncker lehnte ab, und wir wissen heute, daß er das Maß seiner Lebenskraft richtig geschätzt hat. Leidend, aber dem Anscheine nach nicht ernstlich erkrankt, trat er im Hochsommer eine Erholungsreise an; da wurde er am 21. Juli unterwegs, im altbrandenburgischen Ansbach, vom Tode ereilt.

In den historischen Schriften seiner reifen Jahre hatte Duncker die beiden entgegengesetzten Forschungsmethoden zu bewältigen, welche die alte und die neue Geschichte dem Bearbeiter auferlegt. Dort gilt es, aus dürftigen, oft farblosen oder abgerissenen Nachrichten ein lebensvolles und doch nicht willkürliches Bild zu gestalten; hier: den massenhaften Stoff so lange zu sichten und zu durchdenken, bis die entscheidenden Tatsachen aus der Fülle des Geschehenen mit überzeugender Klarheit heraustreten. Diese zweifache Kunst, aus wenigem viel und aus vielem wenig zu machen, besaß er in der Tat. Seine Abhandlungen aus der neuen Geschichte geben stets, auch wenn sie sich tief in Einzeluntersuchungen verlieren, einen deutlichen Begriff von den wesentlichen, die Entwicklung bedingenden Ereignissen. Er hatte einst zu Rankes Füßen gesessen und lernte gleich allen

denkenden Historikern unserer Tage auch in späteren Jahren noch viel von dem Altmeister. Aber ein Schüler Rankes war er nicht, wie er denn überhaupt nichts wissen wollte von jenen stillvergnügten Seminarsprößlingen, welche ihr Leben lang ihre Windeln mit sich herumtragen und den Spitznamen des Schülers wie einen Ehrentitel führen. Mit seiner preußischen Auffassung der neuen deutschen Geschichte trat er sogar in bewußten Gegensatz zu den Ansichten Rankes, die sich von der alten kursächsisch-österreichischen Tradition nicht sehr weit entfernten. Nach dem Rechte des Meisters stellte er sich seine eigenen Ziele. Er suchte die Objektivität des Historikers nicht im Verschweigen des eigenen Urteils, sondern in der unerbittlich genauen Feststellung des Tatbestandes. Sparsam mit Betrachtungen, sprach er doch immer unzweideutig aus, auf welcher Seite die treibenden Kräfte der Zeit recht erkannt worden seien. Dies Recht des relativen Urteils, des einzigen, das dem Historiker zusteht, ließ er sich nicht nehmen; die absolute Sonderung der Böcke von den Schafen überließ er als geistreicher Mann den Sittenpredigern und dem Jüngsten Tage.

Das wichtigste Ergebnis seiner archivalischen Forschungen war die Abhandlung „Preußen während der französischen Okkupation" nebst ihrem Anhange über die an Frankreich gezahlte Milliarde. Sie brachte unser historisches Urteil über die napoleonische Kriegszeit zum ersten Male seit Häussers Werke wieder um einen großen Schritt vorwärts und stellte die still den Befreiungskrieg vorbereitende Politik Hardenbergs in das rechte Licht; auf ihr fußen alle neueren Darstellungen jener Epoche. Ebenso neu war zur Zeit ihres Erscheinens die Untersuchung über die Besitzergreifung von Westpreußen; hier wurde die Geschichte der ersten Teilung Polens zuerst ausführlich vom Standpunkte der deutschen Politik aus dargestellt, was bisher nur beiläufig in einzelnen Abschnitten größerer Werke versucht worden war. Gegen die gehässigen Märchen, mit denen Prinz Heinrich und sein Rheinsberger Kreis den Feldherrnruhm des Großen Königs verkleinert haben, wendete er sich in dem schönen Aufsatze über die Schlacht von Kollin, und herzlich war seine Freude, als einige Jahre später das Ansehen der einst hochgepriesenen Rheinsberger Fabelschmiede durch das Buch seines Freundes Theodor v. Bernhardi den Todesstoß empfing. In dem Aufsatze „Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich" führte er den Nachweis, daß die berühmten Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe nicht als ein politisches Glaubensbekenntnis des Kronprinzen zu betrachten sind, sondern als eine geschickte Gelegenheitsschrift, darauf berechnet, die Seemächte zur Wachsamkeit gegen Frankreich zu mahnen. Auch unter den übrigen Abhandlungen, über Hardenbergs Denkwürdigkeiten, über Napoleons englische Landungspläne, über Englands Politik im Siebenjährigen Kriege usw., ist keine, die nicht durch neue Gedanken oder tatsächliche Mitteilungen die Wissenschaft gefördert hätte. Wo Duncker im Urteil fehlgreift, da ist es fast immer die Pietät

für die Hohenzollern, was ihn in die Irre führt. Die monarchische Gesinnung war so fest mit seinem ganzen Wesen verwachsen, daß er, wo auf das königliche Haus die Rede kam, zuweilen unwillkürlich die Sprache des Anwalts, nicht des Richters führte.

Die ersten Bände der Geschichte des Altertums erregten bei ihrem Erscheinen allgemeines Erstaunen in der philologischen Welt; denn seit vielen Jahren waren die Sprachforscher und die Geschichtschreiber des alten Orients jede Zunft für sich ihres Weges gegangen, ohne nacheinander zu fragen. Duncker zuerst wagte beide Forschungskreise zu verbinden, die großen Ergebnisse der linguistischen Forschung für die historische Erkenntnis zu verwerten. Und dieser kühne Versuch gab sich keineswegs für eine harmlose Komplikation aus, er erhob den Anspruch, auch seinerseits die Arbeit der Orientalisten zu befruchten: „Die Wissenschaft ruht nicht minder auf der Sichtung der Unterlagen, der Feststellung der Tatsachen, als auf deren Verständnis, deren Zusammendenken; nicht nur in und durch die Teile ist das Ganze, aus dem Ganzen empfangen die Teile Leben und Licht". Da Dunker selbst kein Linguist war, so bedurfte er einer seltenen Geduld und Selbstverleugnung, um jahrelang den Forschungen anderer zu folgen, die zahllosen Hypothesen einer noch jugendlichen Wissenschaft vergleichend zu prüfen. Durch kritischen Scharfblick, peinliche Gewissenhaftigkeit und einen angeborenen Sinn für das Wahre fand er sich doch zurecht und verschmolz mit den probehaltigen Resultaten der Linguistik die aus den griechischen Quellen durch eigene Forschung gewonnenen Ergebnisse zu einem Gesamtbilde, das auf der Höhe der modernen Wissenschaft stand. Selbst Alfred v. Gutschmid, der gefürchtete Kritiker, bewunderte den Takt, der hier fast überall die Spreu vom Weizen geschieden hatte; wohl nur an wenigen Stellen mag Duncker, wie Gutschmid ihm vorwarf, halberwiesene Vermutungen der Assyriologen vorschnell als gesichert angenommen haben. In der theokratischen Geschichte des Orients tritt das religiöse Leben in den Vordergrund, und dabei kommt dem Erzähler die strenge philosophische Schulung seiner Jugendjahre zustatten. Mit Unrecht hat man aus dieser unbefangenen Schilderung der religiösen Wandlungen des Morgenlandes den Schluß gezogen, Duncker sei ein Gesinnungsgenosse von Strauß und Renan gewesen. Er war vielmehr ein überzeugter Christ und bekannte sich dazu, ein evangelischer Christ, der auf dem Protestantenrechte der freien Forschung bestand. Da er wie alle ernsten historischen Denker die Kraft des gottbegeisterten Willens sehr hoch anschlug, so konnte er sich die welterschütternde Wirksamkeit des Christentums nur aus der Macht einer alles überragenden Persönlichkeit erklären, und hielt es für unwissenschaftlich, die historische Gestalt Jesu im Nebel des mythenbildenden Prinzips zerfließen zu lassen; er betrachtete die selbstgefällige religiöse Gleichgültigkeit der modernen Bildung als ein Zeichen

innerer Schwäche, die Kirchenfeindschaft des Radikalismus geradezu als ein Verbrechen wider die Grundlagen der Gesittung.

Schon in der älteren orientalischen Geschichte finden sich einzelne durchaus selbständig gehaltene Abschnitte, so die Schilderung der Zeiten Samuelis. Je mehr sich die Erzählung den Grenzen des Abendlandes nähert, um so freier und eigentümlicher wird die Darstellung, und bei dem Perserreiche, „dem ersten historischen Versuch einer wirklichen Regierung", zeigt sich Duncker schon in seiner Stärke, als politischer Historiker. Ganz und gar politisch ist die griechische Geschichte gehalten. Die Energie des politischen Urteils wirkt hier so stark, daß der Leser manche Mängel der Form, auch die übermäßige Breite der Darstellung, gern vergißt. Überzeugend für jeden politischen Kopf wird das tragische Verhängnis der griechischen Geschichte geschildert, das in der seltsamen politischen Beschränktheit des hellenischen Genius seine Erklärung findet: wie dies hochbegabte Volk aus der Enge seines Stadtstaates, seines kantonalen Lebens nie hinausgelangen konnte; wie Gelon, als er mit seiner Bauernlandwehr Syrakus erobert hatte, doch sogleich die bezwungene Stadt zur alles verschlingenden Hauptstadt seines Staates erhob; wie die Athener, sobald sie eine ionische Großmacht zu bilden versuchten, damit zugleich die sittliche Kraft des hellenischen Staats, die unmittelbare Mitwirkung des Bürgers beim gemeinen Wesen, zerstörten und also die Wurzeln ihrer Macht selber untergruben. Dunckers militärische Neigungen verblenden ihn doch nicht über die schreckliche Ideenlosigkeit des spartanischen Kriegerstaates. Seine Liebe gehört den Athenern, und mit scharfem politischen Verständnis weiß er selbst die uns Modernen unverständlichsten Institutionen der attischen Demokratie, den Ostrazismus und das Losen, historisch zu erklären. Als der Held Attikas erschien ihm Themistokles, und gern gestand er, daß ihm bei der Schilderung dieses Gewaltigen, seiner genialen Findigkeit und Voraussicht, unwillkürlich das Bild des deutschen Reichskanzlers vorgeschwebt habe.

Als die schwere Arbeit sich immer weiter ausdehnte, klagte er zuweilen: „Ich blase immer noch auf der alten Flöte." Doch er hielt aus. Die letzten Bände brachten noch eine treffende Schilderung der militärischen Erfolge und politischen Mißgriffe Kimons und schließlich eine sehr scharfe Verurteilung der perikleischen Staatskunst. Rein politisch betrachtet, wird sich schwerlich bestreiten lassen, daß der große Führer des attischen Demos die Katastrophen des Peloponnesischen Krieges mitverschuldet und vorbereitet hat. Aber der politische Maßstab reicht nicht überall aus, und leicht kann der Historiker, wenn er die politische Kurzsichtigkeit der Handelnden tadelt, selber zu weitsichtig werden. Die menschliche Größe des perikleischen Zeitalters durchleuchtet die Jahrhunderte, und es erscheint fast grausam, von dem Urheber dieser Herrlichkeit auch noch die höchste Kühnheit des Feldherrn, die höchste Verschlagenheit des Diplomaten zu fordern; wenn die Blüte nur kurze Zeit währte, so wogte doch durch diese

einzig schönen Tage eine Fülle des Lebens, die mehr bedeutet als die ganze Geschichte anderer, langlebiger Staaten. Doch was man auch wider das Buch einwenden mag, es ist ein Werk aus einem Gusse, das Werk eines starken, eigenartigen, wahrhaftigen Geistes, der seine Leser zwingt, sich ernsthaft mit ihm auseinanderzusetzen.

Max Duncker zählte noch zu dem alten Adel jenes begabten Geschlechts, dem die deutsche Kalokagathia, die Universalität der Bildung in die Wiege gebunden schien. Er hat in seiner Jugend die Sonne der deutschen Philosophie versinken, im Alter den jungen Tag des deutschen Staates aufsteigen sehen. Er wußte, was dies sagen will. Die Schmerzen des Lebens blieben auch ihm nicht erspart; aber dankbar pries er immer das gütige Geschick, das ihn gewürdigt habe, in diesem deutschen Jahrhundert ein Deutscher zu sein.

A. L. v. Rochau

Heidelberg 1873

Die meisten aus dem älteren Geschlechte deutscher Liberalen, das heute am Ende seiner Tage steht, danken die bestimmenden Eindrücke ihres Lebens dem Reichtum unserer Kunst und Wissenschaft. Unendlich bildsam, von früh auf empfänglich für mannigfache Eindrücke, nach allen Seiten hin forschend und sinnend, aber auch leicht beirrt in der Kraft des Entschlusses durch die Vielseitigkeit historischer Erwägung, so erscheint jene Generation geistreicher zugleich und unsicherer neben der kurz angebundenen Weise, dem beschränkten und bestimmten Wollen der politischen und wirtschaftlichen Geschäftsmänner von heute. Nur wenige aus dem Kreise jener Älteren wurden durch Eigenart und Schicksal so tief hineingerissen in die Kämpfe des Staats, daß ihnen die Politik zur einzigen Arbeit, die Vaterlandsliebe zur einzigen Leidenschaft des Lebens ward. In der schroffen Einseitigkeit solcher Naturen verkörpert sich der ingrimmige Haß, die tiefe Erbitterung einer nahen Vergangenheit, die uns schon völlig fremd geworden. Zu ihnen zählte auch der treue tapfere Patriot, dessen Tod wir heute beklagen, A. L. v. Rochau. Er war und wollte nichts sein als ein deutscher Publizist, und die Mehrzahl der Blätter, die er mit rascher Feder in den Streit des Tages warf, wird dem Schicksal der Tagesschriften verfallen, denn nur der Genius eines Friedrich Gentz vermag dem, was der Stunde dienen soll, die Dauer zu sichern für ferne Zeiten. Aber einmal ist dem Wackeren doch gelungen, durch eine ungewöhnliche literarische Leistung bildend einzugreifen in die Entwicklung unseres politischen Denkens; und wie den Freunden die ritterliche Erscheinung des aufrechten, gradsinnigen Mannes unvergeßlich bleibt, so wird wohl auch einem weiteren Kreise ein Wort dankbarer Erinnerung an den Verfasser der „Realpolitik" willkommen sein.

August Ludwig v. Rochau wurde am 20. August 1810 in Wolfenbüttel geboren. Über seiner Abstammung liegt ein Dunkel. Als sein Vater galt ein Hauptmann v. Rochau, der gewöhnlich in Paris lebte. Der Knabe wurde von der Mutter, einer Wolfenbütteler Bürgerstochter, erzogen, er hing mit leidenschaftlicher Liebe an der trefflichen Frau, und vielleicht ist

aus trüben Jugenderinnerungen, aus verworrenen Familienverhältnissen der eigentümlich düstere Zug seiner Natur zu erklären. Er war streng mit sich und anderen, frauenhaft empfindlich gegen alles Unedle; wo die Gemeinheit an ihn herantrat, da brach aus seinem verschlossenen Wesen der helle Zorn in unbändiger Heftigkeit hervor. Auf den Universitäten Göttingen und Jena ließ er sich's sauer werden mit dem Corpus juris; doch es bleibt ewig wahr, daß der Mensch nur lernt, was er sich aneignen kann. Diesem ganz auf das Wirken gerichteten tatkräftigen Sinne widerstand die Theorie, er trug aus den Göttinger Pandektenheften nur einen tiefen, oftmals ungerechten Haß gegen die Zunftgelehrsamkeit davon. Früh eingetreten in die Zucht der Geschäfte, hätte der willenskräftige nüchterne Mann sich vermutlich zum bedeutsamen Staatsmanne ausgebildet. Die politische Verbildung der Zeit, die Ohnmacht des Vaterlandes lenkten sein Leben in andere Wege.

Er trat in die Burschenschaft zur Zeit, da die Julirevolution die Köpfe unserer Jugend entflammte, und warf sich mit ungestümer Leidenschaft in die patriotischen Träume und Pläne jenes aufgeregten Geschlechts. Schwärmerische junge Freunde erinnerte er wohl an Marquis Posa, wie er so trotzig unter den Genossen stand, ein schöner Jüngling mit treuherzigen blauen Augen, stets bereit, mit der Klinge und dem Worte für die deutschen Farben der Burschenschaft einzutreten, dabei ohne jede Selbstsucht, völlig frei von der persönlichen Anmaßung, die jene Brauseköpfe erfüllte, die angeborene aristokratische Art auch in bürgerlicher Umgebung nicht verleugnend. Einer der stolzesten Deutschen, die mir je begegnet sind, liebte er sein Vaterland wie ein alter Rittersmann; der weltbürgerliche Radikalismus der Zeit widerte ihn an. Nur der Traum von Deutschlands Macht und Größe, den er mit der ganzen Glut eines südländischen Verschwörers ergriff, führte ihn eine Zeitlang auf republikanische Gedanken; „ein Demokrat im heutigen Sinne", sagte er späterhin, „bin ich auch in den Tagen meines politischen Wahnsinns nie gewesen." Er nahm teil an der Tollheit der Göttinger Revolution, und von dort glücklich entronnen, stand er zwei Jahre darauf unter dem tobenden Haufen, der die Wache auf der Zeil stürmte und den Bundestag ins Herz zu treffen dachte. In Darmstadt wurde der Flüchtige von den Verfolgern eingeholt. Er versuchte sich zu erschießen, und als die Kugel fehlging, zerschneidet er sich die Adern an beiden Armen. Man ergreift den Ohnmächtigen, pflegt ihn sechs Wochen lang sorgfältig auf der Darmstädter Hauptwache und schickt ihn dann nach Frankfurt in die Untersuchungshaft. Dort saß er vierthalb Jahre hindurch unter den Fittichen des Deutschen Bundes. Er las mit eisernem Fleiße fast alle griechischen und römischen Klassiker, entzückt von der Willensstärke und dem Bürgersinn der Alten, und gestand in späteren Tagen: „Ich bedaure die lange Haft weniger als die politische Torheit, die mich dahin führte." Zuweilen sah ihn ein vorübergehender Freund am

Gitterfenster des alten Turmes stehen, wie er hinausschaute über den Hafenplatz in die sonnige Landschaft. Die Tür stand ihm offen, der Schließer war von den Genossen gewonnen und bereit, mit dem Gefangenen zu entfliehen. Er aber blieb. Zwei falsche Zeugen beschuldigten ihn eines Verbrechens, das er nicht begangen; er hoffte auf Freisprechung und ließ sich nicht beirren durch den ersten Urteilsspruch, der lebenslängliche Zuchthausstrafe über ihn verhängte. Erst als die zweite Instanz das erste Erkenntnis bestätigte, da brach er auf mit seinem treuen Wächter; er entkam nach Frankreich, und in Paris umfing ihn die buntgemischte Gesellschaft der deutschen Flüchtlinge.

Der Bund der Geächteten und der Bund der Gerechten, zwei Geheimbünde unzufriedener deutscher Handwerker, trieben dort ihr Wesen; der harmloseste aller Menschen, Jakob Venedey, galt als ihr sichtbares Oberhaupt. „Kriegsnamen" verhüllten die Namen der Verschworenen vor unberufenen Augen. Die geheimen Protokolle des Bundestags lehren, wieviel Scharfsinn die Diplomatie der Eschenheimer Gasse aufgewendet hat, um diese Masken zu durchschauen, um den unheimlichen Kriegsnamen „Schwarzkünstler", den einer dieser Demagogen führte, zu enträtseln; der unheilvolle Mann war seines Zeichens ein Schornsteinfeger. Daneben die politischen Schöngeister, die Heine und Börne, und ein Gewölk von verlaufenen Literaten, mancher darunter insgeheim im Solde der Polizei Ludwig Philipps. Rochaus gerader Verstand begann bald die Hohlheit und Unwahrheit des wüsten Treibens zu durchschauen. Sein schamhafter Sinn wandte sich angeekelt ab von der Liederlichkeit dieser Starkgeister. Ein Aristokrat von Grund aus, ohne jede Ehrerbietung für den Glanz der Höfe, hegte er eine gründliche Verachtung gegen die Kleinstaaterei und fand mit Erstaunen, welche unverwüstliche Verehrung für die angestammte hohe Obrigkeit hinter den Kraftworten der lärmenden Genossen sich verbarg. Doch zumeist empörte ihn die Frechheit des höhnischen Tadels gegen Deutschland, die in diesen Kreisen als das Zeichen kühnen Freisinns galt. In wildem Zorne fuhr er auf, wenn solche Töne vor ihm angeschlagen wurden oder gar der modische Napoleonkultus sich herauswagte; noch als alter Herr hat er einmal die Sänger ausgepfiffen, welche Heines Grenadierlied in einem deutschen Konzerte vortrugen. Es währte noch eine Weile, bis er die radikalen Burschenträume überwinden lernte; eine kleine Schrift über den Fourierismus zeigt, daß er sogar den sozialistischen Ideen nicht fremd blieb. Endlich brach sein nüchterner Verstand durch; er blieb fortan ein gemäßigter Liberaler und hielt sich dem Flüchtlingstreiben fern. Er korrespondierte für deutsche Zeitungen, bereiste Westeuropa, vornehmlich Spanien, lernte geläufig sieben Sprachen reden und blieb doch gänzlich unberührt von der in allen Farben schillernden Allerweltsbildung, welche deutschen Weltläufern anzuhaften pflegt.

Nach Jahren endlich legte sein Freund Dingelstedt bei dem König von Württemberg ein Fürwort ein, und der Flüchtling durfte heimkehren, wenige Monate, bevor die Februarrevolution allen seinen Schicksalsgefährten die Grenzen des Vaterlandes öffnete. In dem Vorparlamente hielt er treu zu der Rechten, doch den einen unbekannt, den anderen verdächtig, konnte er einen Sitz in der Paulskirche nicht erlangen.

Er hat den Frankfurter wie den Erfurter Reichstag als Journalist begleitet und galt als eine der tapfersten Federn der Erbkaiserlichen. In Erfurt geriet er hart aneinander mit Herrn v. Bismarck-Schönhausen. Der Heißsporn der Feudalen mußte bekanntlich zum Kummer seiner Ahnen das Schreiberamt bekleiden in jener überwiegend bürgerlichen Versammlung; als eine Korrespondenz Rochaus ihn hart mitnahm, entzog er dem unbequemen Journalisten die Eintrittskarte, worauf fast alle Reporter ihre Karten dem Bureau zurückgaben. Der laute Zwist wurde bald vergessen über der Auflösung des Parlaments. Noch einmal versuchte Rochau das sinkende Schiff der Gothaer Partei zu halten, er übernahm die Redaktion der Konstitutionellen Zeitung, bis Herr v. Hinckeldey ihn aus Berlin auswies. So hatte er nochmals die Tritte des Polizeiregiments empfunden. Wie es in seinem Herzen kochte und tobte, das zeigt seine schonungslos scharfe Schrift über das Erfurter Parlament; das zeigt noch greller sein vielgelesenes Italienisches Wanderbuch. Ästhetischen Genuß darf man nicht darin suchen; Rochau blieb in Sachen der Kunst ein Naturalist von schwer berechenbaren persönlichen Neigungen, er stellte Murillo über Raffael, und vor dem Mailänder Dome kann er dem stofflichen Reize dieses Marmorgebirges nicht widerstehen. Sein Buch gibt ein Zeugnis von dem Umschwunge unserer nationalen Bildung; er war der erste Deutsche, der aus dem Lande der Schönheit nicht Kunstbetrachtungen und historische Notizen, sondern ein lebendiges Bild der elenden Gegenwart heimbrachte. Er schildert mit dem Zorne des ehrlichen Mannes die Herrschaft der Kroaten und der Schweizersöldner; dazwischenhinein erklingen immer wieder grimmige Klagen über die Ohnmacht des eigenen schicksalsverwandten Volkes: „Deutschland vermag und gilt und ist nichts."

Nach der Heimkehr schrieb er noch eine klare und sorgfältige Schrift über die Moriscos in Spanien. Dann sammelte er sich zu dem weitaus bedeutendsten seiner Werke, das eine Zierde der deutschen politischen Literatur bleibt und den Namen der Realpolitik in unserer Sprache eingebürgert hat (1853). Ich weiß nicht, ob die gehaltvolle kleine Schrift sehr viel gelesen wurde; daß sie tief einschneidend wirkte, daß sie wie ein Blitzstrahl in die besseren Köpfe der Jugend einschlug, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Ich war damals ein blutjunger Student und gedenke noch immer mit Trauer, wie uns die Sonnentage des Lebens durch die Schande unseres Landes vergällt wurden. Die einen prunkten mit erkünstelter altkluger Weisheit, sprachen mit erzwungener Herablassung von der Torheit aller

politischen Leidenschaft. Den freieren Naturen war das Blut vergiftet durch Zorn und Schein; es schien, als ob der Haß gegen die Männer von Olmütz das letzte Band sei, das uns an unsere Nation ankette. Soeben war der rote Danebrog wieder aufgehißt worden auf den Wällen von Rendsburg; Hübners Bild der trauernden Germania hing auf jeder Burschenkneipe. Und wenn wir vaterlandslosen dummen Jungen fragten, ob solche Schmach dauern solle, dann schien wieder wie zwanzig Jahre zuvor das Zauberwort „Revolution" allein das Rätsel zu lösen. Da kamen die scharfen, knappen, klaren Sätze dieses Buchs und lehrten uns mit unwiderstehlicher Beredsamkeit, daß der Staat Macht ist. „Weder ein Prinzip, noch eine Idee, noch ein Vertrag wird die zersplitterten deutschen Kräfte einigen, sondern nur eine überlegene Kraft, welche die übrigen verschlingt." Das ließ sich hören, und so viel leuchtete selbst einem Jünglingsverstande ein, daß nur Preußens Bataillone diese überlegene Kraft sein konnten. Was aber das Schönste war, der Verfasser täuschte sich selber, wenn er mit der Nüchternheit des bekehrten Radikalen den politischen Idealismus als den Feind der Realpolitik bezeichnete. Er war selber politischer Idealist; nur der von der Idee getragenen Macht weissagt er den Sieg, und er glaubt daran, bei aller Bitterkeit seines Grolles, mit unzerstörbarer Hoffnung. „Kräfte dieser Art" — sagt er von der Idee der deutschen Einheit — „spotten jeder Berechnung; sie kennen keine andere Wahl, als entweder ihren Zweck zu erringen oder sich in vergeblicher Anstrengung aufzureiben." Ein großer und nicht der schlechteste Teil der Jugend lernte aus diesem Buche die politische Phrase zu verachten. Auch reifere Männer fühlten sich gepackt von der schonungslosen Wahrhaftigkeit der Schrift; Heinrich v. Arnim sagte zu einem meiner Freunde: „Solange Sie das nicht gelesen haben, rede ich kein Wort mit Ihnen über Politik." Als der Verfasser vierzehn Jahre später, nach dem böhmischen Kriege, einen zweiten Band der Realpolitik folgen ließ, da erlebte er die sonderbare Genugtuung, daß die Fortsetzung kaum noch Aufsehen erregte. Was im Jahre 1853 neu und befremdend gewesen, war nach der Schlacht von Königgrätz die Meinung aller Welt, ganz Deutschland dachte oder bemühte sich doch realpolitisch zu denken.

In demselben hart politischen Sinne ist auch Rochaus französische Geschichte gehalten, eine klare vollständige Erzählung von schmucklos edler Sprache, lehrreich namentlich in den Kapiteln, welche den Radikalismus der Franzosen nach des Verfassers eigenen schmerzlichen Erfahrungen schildern. In der praktischen Politik dagegen, wo die heiße patriotische Leidenschaft des streitbaren Mannes ins Spiel kam, blieb er seinen eigenen Grundsätzen nicht immer treu. War das noch Realpolitik, wenn er zur Zeit des italienischen Krieges, entrüstet über die unheimlichen Pläne des zweiten Kaiserreichs, den Eintritt Preußens in den Kampf verlangte? Auch als Redakteur des Wochenblatts des Nationalvereins hielt er zwar selber

eine leidlich maßvolle Richtung ein; doch unter den Mitarbeitern lärmte der Liberalismus der Phrase. Ihm mochte schwer fallen, dem preußischen Ministerpräsidenten gerecht zu werden; hatte er doch selbst einst den schroffen Übermut des gewaltigen Mannes erfahren. Nach und nach ward er doch besorgt über das ziellose Reden der Genossen. Er vermied, über Preußens Haltung hart abzusprechen, und sobald der böhmische Krieg ausbrach und eine geniale praktische Realpolitik mit dröhnenden Schlägen den Deutschen Bund zerschmetterte, da stand er augenblicklich fest zu den schwarzweißen Fahnen. Er begrüßte in den böhmischen Schlachten die Auferstehung seines Vaterlandes.

Im Innersten erregt, faßte er jetzt einen Plan, dem seine Kraft nicht gewachsen war. Er wollte in zwei Bänden der Nation den politischen Inhalt ihrer Geschichte überzeugend darlegen. Ich teile nicht den Hochmut der Zunftgelehrten gegen die sogenannten epitomatorischen Geschichtswerke. Welchen Schatz besitzen doch die Italiener an Cäsar Balbos Sommario; das kleine Buch mit all seinen zahlreichen Schnitzern weckt der Jugend Italiens das denkende Bewußtsein ihres Volkstums. Für den Geschichtschreiber Deutschlands ist die gleiche Aufgabe leider fast unlösbar schwer, nicht weil unsere Geschichte kein Ganzes bildet, wie Rochau meint, sondern weil dies Ganze ewig wechselnd sich auseinanderfaltet in eine unendliche Vielheit glänzender Teile. Das größte historische Genie wäre für solche Arbeit gerade gut genug. Wer sie bewältigen will, der muß zu Hause sein in jedem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, der Wirtschaft. Er muß zu zeigen wissen, wie dies allezeit gleiche und allezeit einige Volkstum, ein Proteus unter den Nationen, bald in diesem, bald in jenem Bereiche des menschlichen Schaffens seine ursprüngliche Kraft bewährte. Er muß aus gründlicher Kenntnis heraus die glänzenden Fäden von hundert Landesgeschichten in das Gewebe der Reichsgeschichte verflechten und auch die beispiellose Expansivkraft dieses Volkes würdigen, das noch in den Tagen seiner Ohnmacht den neuen russischen Staat gründen und die weite Welt mit seinen Landsknechten versorgen konnte. Wer das nicht vermag, gibt nur ein Zerrbild deutschen Lebens. Rochau geht mit der Befangenheit eines modernen Politikers an den herrlichen Stoff heran, er bleibt blind für die wundervolle Wechselwirkung der geistigen und der politischen Kräfte unserer Geschichte, er schildert das alte hehre Kaisertum der Ottonen, als sei es schon eine verlogene Fratze gewesen wie siebenhundert Jahre später. Und doch, wie wenig kannte die zünftige Kritik ihren Mann, wenn sie ihn als einen grämlichen Schulmeister darstellte. Die herbe Einseitigkeit dieser hart politischen Geschichtsbetrachtung entsprang nicht dünkelhafter Überhebung, sondern der glühenden Vaterlandsliebe eines tapferen Kämpen, der sein Lebtag um die Einheit seines Landes gerungen und nun, da das Traumbild leibhaftig vor ihm stand, geblendet

von dem Glanze, die Zeiten, die gewesen, nicht mehr verstehen konnte. Die ihn kannten, haben auch von diesem Werke das Lob gesprochen, welches dem ehrlich Schaffenden das liebste bleibt; sie sagten: Das ist er selber!

Ihm wurde noch die Freude, einzutreten in den Reichstag des neuen Reiches. Mancher alte Kampfgefährte schüttelte ihm dort die Hände; auch die Gegner konnten dem geraden ritterlichen Manne nicht grollen. Mir klang, als ich die Kunde seines Todes vernahm, das Wort von Goethe durch den Sinn: Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein!

Hans von Mangoldt

Berlin 1874

Hans von Mangoldt, geboren zu Dresden am 9. Juni 1824, entstammte einer Familie, die von alters her im Staats- und Hofdienst des Königreichs Sachsen heimisch war, und empfing auf der Dresdener Kreuzschule eine gründliche gelehrte Bildung. Ein ebener Weg zu den hohen Ämtern seiner Heimat schien dem begabten jungen Manne offenzustehen; die Liebe zur Wissenschaft und seine früh entwickelte Begeisterung für Deutschlands Einheit führten ihn bald auf andere Bahnen. Die Demagogenverfolgung, die mit der Amnestie König Friedrich Wilhelms IV. im übrigen Deutschland längst ihr Ende gefunden, tobte in Sachsen noch fort. Mangoldt wurde als Mitglied einer Burschenschaft von der Leipziger Universität entfernt und bezog nach einem längeren Aufenthalte in Genf die Tübinger Hochschule. Hier widmete er sich unter der Leitung Mohls und Fallatis den Staatswissenschaften und promovierte mit einer trefflichen Schrift über das Sparkassenwesen. Unter solchen Erfahrungen hat sich seine politische Gesinnung ausgebildet: eine gemäßigt liberale Ansicht vom Staate, ein unerschütterlicher Glaube an Preußens deutschen Beruf; und wie die Söhne der klassischen Lande des Partikularismus, wenn sie einmal gebrochen haben mit anerzogenen Vorurteilen, die schwer erkämpfte Überzeugung immer mit unbeirrter Treue festzuhalten pflegen, so ist auch Mangoldt sein Leben lang ein entschlossener Unitarier geblieben, bei aller anspruchslosen Bescheidenheit seines Auftretens, aller schonenden Billigkeit seines Urteils ein politischer Charakter von seltenem Mute. Kurz vor der Märzrevolution kehrte er in die Heimat zurück, trat in das Ministerium des Auswärtigen und übernahm zugleich die Redaktion des amtlichen Dresdner Journals. In schwieriger Stellung, unter einem Kabinett, das zwischen den ehrgeizigen Plänen mittelstaatlicher Gruppenbildung und verzagter Nachgiebigkeit gegen die radikalen Bestrebungen des Landtags ratlos hin und her schwankte, hat Mangoldt das Blatt im Sinne der Frankfurter Kaiserpartei fest und sicher geleitet, beständig angefeindet von der Demokratie und im Mai 1849, während des Dresdener Straßenkampfes, sogar persönlich bedroht.

Sobald die preußischen Truppen, welche die Ordnung im Lande hergestellt, das Königreich verlassen hatten, brach der Minister des Auswärtigen, Freiherr von Beust, unter nichtigen Vorwänden das mit Preußen abgeschlossene Dreikönigsbündnis; als die neugewählten gemäßigt-liberalen Kammern widersprachen, wagte er den Staatsstreich vom Juni 1850. Die vor zwei Jahren rechtmäßig aufgehobene alte Ständeversammlung wurde wieder einberufen; das Land nahm die Gewalttat mit trägem Gleichmut hin, nur die Leipziger Universität und wenige Mitglieder der alten Stände widerstanden. Mangoldt aber forderte seine Entlassung und erhielt sie in den schnödesten Formen. Bald darauf ging er nach Weimar, um dort die Redaktion der amtlichen Zeitung anzutreten; doch auch diese Stellung mußte er nach einigen Jahren aufgeben, da er während des Krimkriegs, gleich der Mehrzahl der deutschen Liberalen, auf der Seite der Westmächte stand, während der Hof den Winken der russischen Verwandten folgte. Einunddreißigjährig, wendete er sich nunmehr zu der nationalökonomischen Wissenschaft zurück, die seiner Begabung den natürlichen Boden darbot. Er veröffentlichte sein Buch über den „Unternehmergewinn", habilitierte sich (1855) in Göttingen, blieb dort als Dozent und außerordentlicher Professor, bis er im Herbst 1862 auf den Lehrstuhl der Staatswirtschaft nach Freiburg berufen wurde. Hier begannen seine frohesten Jahre. Er ward mit seinem heiteren Hauswesen rasch im Süden heimisch, verwaltete sein Lehramt mit gewissenhaftem Fleiße, sorgte unermüdlich für das Gedeihen der Hochschule, die ihm mehrere glückliche Berufungen verdankt, und nahm zugleich in der Presse wie in dem Freiburger „Verein für öffentliche Interessen" lebhaften Anteil an dem politischen Leben. Seine preußische Gesinnung zog ihm in jenen Jahren der Verwirrung mannigfache Verdächtigungen zu; endlich sollte er doch die Aufrichtung des Norddeutschen Bundes, den vollständigen Sieg seiner eigenen, nie verleugneten Überzeugung erleben.

Weit bedeutender als Schriftsteller denn als Lehrer, hat er in Göttingen und Freiburg eine Reihe staatswirtschaftlicher Untersuchungen herausgegeben, welche seinem Namen einen dauernden Platz in der Geschichte der deutschen Nationalökonomie sichern: den „Grundriß der Volkswirtschaftslehre" (1863), das „Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre" (in der Bibliothek der Handelswissenschaften 1865 ff.), endlich eine große Zahl von Abhandlungen für das Staatswörterbuch, dessen Herausgeber Bluntschli und Brater ihm fast die sämtlichen Hauptartikel aus dem Gebiete der theoretischen Nationalökonomie anvertrauten, so die Artikel: Bevölkerung, Einkommen, Geld, Gut, Kredit, Volkswirtschaft u. a. Er war einst in Leipzig mit Hanssens praktischer Richtung wie mit Roschers historischer Methode vertraut geworden und stand dem Parteikampf seiner Wissenschaft mit einer Unbefangenheit gegenüber, welche ihn doch niemals zu mattem Eklektizismus verführte. Ein Freihändler von Grund aus, blieb er doch

frei von den optimistischen Selbsttäuschungen der Manchesterlehre. Er verstand die Gedanken der Jünger Adam Smiths mit historischem Sinn weiterzubilden, sie in Einklang zu bringen mit der reicheren und tieferen Staatsauffassung der deutschen Philosophie; dabei bewahrten ihn sein nüchterner Sinn, sein gerader Verstand vor dem phantastischen Spiele mit sozialistischen Träumen. Seine Stärke liegt in dem scharfsinnigen Zergliedern der Begriffe, das nur selten zu haarspaltender Feinheit ausartet; klar und einfach, schmucklos und eindringlich fließt seine Darstellung dahin, mit unermüdlichem Fleiße wird der Stoff zusammengetragen, mit umsichtiger Gerechtigkeit das Urteil abgewogen. Durch seine Rententheorie wie durch die wissenschaftliche Begründung des Unternehmergewinns hat Mangoldt der überlieferten Eigentumsordnung der bürgerlichen Gesellschaft kräftige theoretische Stützen geschaffen. Einzelne der Artikel aus dem Staatswörterbuche, soweit ich urteilen kann, die besten von Mangoldts Arbeiten, wissen auf engem Raum einen großen Stoff nahezu zu erschöpfen. Im kräftigsten Mannesalter, schien er einer schönen wissenschaftlichen Zukunft, allgemeiner Anerkennung entgegenzugehen; wohlausgerüstet für jedes Fach der Staatswissenschaft, hoffte er auch den praktischen Fragen der Nationalökonomie näherzutreten. Da ward er durch einen jähen Tod (19. April 1868) allzufrüh der Wissenschaft und seinen zahlreichen Freunden entrissen, ein grunddeutscher Mann von hohem Wahrheitsmute im Denken und im Handeln. — Eine treue und warm empfundene Schilderung seines Lebens gibt die „Gedächtnisrede" von seinem Amtsnachfolger Adolf Wagner (Freiburg 1870).

Erinnerung an Alphons Oppenheim

Berlin 1877

Ich lernte Alphons Oppenheim vor fünfundzwanzig Jahren kennen, als er von der Schule weg nach Bonn kam und in unsere Burschenschaft eintrat. Er gewann bald unser aller Herzen, wie er sich so glückselig in die Freuden der akademischen Freiheit und des heiteren rheinischen Lebens stürzte, stets der Fröhlichste in unserer lauten Runde, unendlich empfänglich, sprudelnd von witzigen Einfällen, mit Vers und Prosa rasch bei der Hand. Vor seiner rückhaltlosen Aufrichtigkeit gab sich jeder, wie er war; er besaß eine glückliche Gabe, den übermütigen Spott seiner Freunde herauszufordern und lachend zu ertragen, ohne sich je wegzuwerfen. Dabei ging er ganz und gar nicht in flacher Lustigkeit auf. Ich habe ihn auch in seinen ausgelassensten Studentenjahren nie anders als fleißig gesehen, tief dankbar gegen seine Lehrer, nach allen Seiten hin sich zu bilden bemüht; sein Gespräch kehrte von den Ausbrüchen mutwilliger Laune immer gern zu dem Ernsten und Bedeutenden zurück; und obwohl sein liebevolles Herz jeden irgend erträglichen Menschen gelten ließ und von der guten Seite nahm, so schloß er sich doch zu nahem Umgang nur an die Tüchtigsten seines Kreises an. In unseren Ansichten gingen wir beide damals noch weit auseinander; er dachte über religiöse und politische Fragen durchaus radikal und träumte gern von weltbürgerlichem Völkerfrieden; aber es war ein liebenswürdiger Radikalismus, der aus dem Herzen kam, ein ehrlicher Glaube an die Güte und Bildungsfähigkeit der Menschheit. Nachher habe ich in Göttingen und Paris wieder mit ihm zusammengelebt und seine hilfreiche Güte, sein teilnehmendes Verständnis, die feste Treue seiner Freundschaft an mir und anderen oft erfahren; selten ist mir ein Mann begegnet, der so ganz frei von Selbstsucht, so ganz Hingebung an andere war. In seiner wissenschaftlichen Laufbahn kam er langsam vorwärts. Sein unruhiger Geist lernte erst spät seine Kräfte auf ein fest begrenztes Ziel zu versammeln; sich in der Welt zur Geltung zu bringen, verstand er gar nicht, und was man Glück nennt, hat er nie gehabt.

Als ich ihn nach langer Zeit hier in Berlin wiedersah, fand ich ihn reifer und gemäßigter in seinen Meinungen, aber auch weit ernster und

stiller als vor Jahren. Er hatte sich ein Haus gegründet, das sein bestes Glück war, und als Lehrer eine befriedigende Wirksamkeit gefunden. Wie oft während seines langen Verweilens im Auslande hatte er die Mißachtung des deutschen Namens bitter beklagt; jetzt, da das Jahr 1866 die Schmach unserer Zersplitterung beendet hatte, erkannte er dankbar das Glück, einem mächtigen und freien Staate anzugehören. Eigenrichtige Tadelsucht lag seinem bescheidenen Sinne fern, die bildungsfeindliche Roheit des modischen Radikalismus widerte ihn an; so lernte er die erhaltenden Kräfte, welche den Bau des Staates und der Gesellschaft tragen, unbefangener würdigen und söhnte sich rasch mit der neuen Ordnung der deutschen Dinge aus. Herzlich und teilnehmend war er noch wie vor alters, doch die glückliche Heiterkeit seines Wesens war nicht mehr ungetrübt, die Sorge um seine hoffnungslos erkrankte Frau lastete schwer auf ihm. Als wir im letzten Frühjahr zum Abschiedsfeste um ihn versammelt waren und ihm von allen Seiten so viele Zeichen der Achtung, der Anerkennung und Liebe entgegengebracht wurden, da ahnte ich wohl, daß unser scheidender Freund schweren Tagen entgegenging; ich hoffte aber, die neue selbständige Tätigkeit in Münster werde ihm einigen Trost gewähren für den harten Verlust, der unvermeidlich bevorstand. Es sollte nicht sein.

Dies treue, freundliche, liebevolle Herz schlägt nicht mehr, und uns allen, die wir ihm einst in sonnigen Jugendtagen nahegestanden, ist eine Lücke in unser Leben geschlagen.

Zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung S. M. des Kaisers und Königs Wilhelm I.

Rede, geh. in Berlin am 4. Januar 1886

Fast vierundsechzig Jahre sind verflossen, seit unsere Universität in diesem Saale den Jahrestag der fünfundzwanzigjährigen Regierung ihres königlichen Stifters feierte. Dem Redner jenes Tages, Friedrich von Raumer, fiel eine schöne Aufgabe zu. Er blickte dankbar zurück auf die Zeiten der Heimsuchung, da König Friedrich Wilhelm III. mitten im Unglück die sittlichen Kräfte seines geschlagenen und verstümmelten Staates wieder wachgerufen, die Verwaltung neu geordnet und endlich mit seinem tapferen Volke den Deutschen das erste aller politischen Güter, die Freiheit von fremder Herrschaft, zurückerobert hatte. Aber so froh und zuversichtlich, wie eine Nation nach überstandener schwerer Drangsal sprechen soll, klang die Rede nicht. Unmöglich konnte ein Deutscher in jenen Jahren der Ermattung mit reiner Freude sein Vaterland betrachten. Das verarmte Volk blutete noch aus tausend Wunden; die Denkenden aber, die von dem Befreiungskriege den Anbruch ihres Vaterlandes, die Wiederkehr der alten Kaiserherrlichkeit erhofft, erkannten mit Unmut, daß der schwere mit fremder Hilfe geführte Kampf doch nur einen verkümmerten Erfolg erreicht hatte und das siegreiche Deutschland, minder glücklich als die Besiegten, nur durch ein loses Band, mehr dem Namen als der Tat nach zusammengehalten wurde.

Wie viel freudiger schauen wir heute, da Se. Majestät unser Kaiser und König dasselbe Fest begeht wie einst sein Vater, auf das vollendete Vierteljahrhundert zurück. Diese reichen Jahre — mit tiefem Dank gegen Gottes Barmherzigkeit dürfen wir es sagen — gleichen den sehnsuchtsvollen Tagen des Befreiungskrieges, wie die Erfüllung der Verheißung gleicht. In späten Geschlechtern noch werden alle deutschen Herzen höher schlagen, sooft sie jener einzigen Zeit kriegerischen Ruhmes gedenken, da die drei großen Epochen der brandenburgisch-preußischen Kriegsgeschichte sich binnen sieben Jahren noch einmal glücklicher wiederholten: da unsere Heere erst den Weg nach Düppel und Alsen wiederfanden, den ihnen einst der Große Kurfürst gewiesen, aber nicht wie vormals zu unfruchtbaren Sie-

gen, sondern um für immer Deutschlands Herrschaft in der befreiten Nordmark aufzurichten; da sie gleich darauf die alte Siegesstraße des Großen Königs gen Böhmen wieder betraten und die Schlacht von Pharsalus gegen das Haus Österreich, welche König Friedrich so oft ersehnt, wirklich schlugen, die entscheidende Schlacht, die uns die Herrschaft einer halbfremden Macht vom Nacken nahm; da endlich das geeinte deutsche Volk in Waffen, diesmal allein, den Zug an die Seine unternahm, den die Helden des Befreiungskrieges schon zweimal gewagt, und aus blutigen Schlachten den alten vielumkämpften Siegespreis, die deutsche Westmark, heimbrachten. Seit Jahrhunderten zum ersten Male stand das ganze Deutschland einig in kühnem Wollen und großem Vollbringen. Der alte Haß, der noch vier Jahre zuvor Deutsche gegen Deutsche auf das Schlachtfeld geführt, verschwand vor dem einen Gedanken des Vaterlandes. Das trübe Mißtrauen, das die zerteilte Nation so lange über ihre eigene Kraft getäuscht hatte, wich einem freudigen Stolze. Auf das ewige Auf und Ab und Für und Wider der Kraft und der Gegenkräfte, auf die zahllosen halben Siege und halben Lösungen unserer wirrenreichen Geschichte folgte endlich doch eine klare Entscheidung, groß, einfach, allem Volke verständlich. Treue um Treue hatte der königliche Feldherr beim Beginne des Kriegs dem deutschen Volke gelobt; und als er dann in demselben Königsschlosse, wo einst so viele feindselige Anschläge gegen unser Vaterland geschmiedet worden, die alte Kaiserwürde erneuerte und den Deutschen verhieß, ihnen ein Mehrer des Reichs zu sein, da ging ein Heilruf durch die Nation, da fühlten alle, daß hier eine große Notwendigkeit sich vollzog, daß Deutschland endlich die dauernde Form für seinen Staat gefunden hatte. So ward uns Deutschen wieder, was vordem nur die Preußen besaßen, ein starkes, ein schirmendes Vaterland. So ward erfüllt, was vierzig Jahre zuvor ein schwäbischer Dichter geahnt hatte:

Adler Friederichs des Großen,
Gleich der Sonne decke du
Die Verlaßnen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu!

Es war ein Umschwung aller Machtverhältnisse, aller Überlieferungen der europäischen Politik. Die Staatengesellschaft hatte so lange auf die Zwietracht der Mitte Europas gezählt, jetzt mußte sie lernen, mit der Stärke des geeinten Deutschlands zu rechnen. Und doch ist diese neue Ordnung der Dinge in kurzen anderthalb Jahrzehnten uns so vertraut geworden, als könne es gar nicht anders sein; wir haben Mühe, uns nur zurückzudenken in die Zeiten der Binnenmauten und des bündischen Haders. Denn endlich wieder ist die Wahrheit zur Herrschaft gekommen in unserem öffentlichen Rechte. Nicht bloß unsere Macht, auch der Charakter unseres Volkes hat lange schwer gelitten unter der schrecklichen Unwahrheit seiner

Verfassung, unter dem Widerspruche, der überall grell heraustrat zwischen den Formen des Rechts und den lebendigen Mächten der Geschichte. Das Heimatland der Reformation, ein zur vollen Hälfte evangelisches Volk mußte die theokratische Ordnung des Heiligen Römischen Reichs ertragen; und als diese Lüge fiel, entstand ein Bund, der alle Macht in die Hände der Schwachen legte, den Starken zu unversöhnlichem Widerstande herausforderte. Jetzt endlich umschließt uns ein Reich, das ehrlich sein weltliches Wesen bekennt und eben darum allen Kirchen gerecht werden kann, das auch dem kleinsten Bundesgenossen seine Stelle sichert im Rate der Nation, aber die letzte Entscheidung dem vorbehält, der sie allein geben soll, dem Mächtigen.

Und wahrlich nicht durch das Glück eines einzigen Feldzuges ist dieses Reich geschaffen. Was sich in jenen schicksalsschweren sechs Kriegsmonaten vollendete, war nur ein letztes Glied in der Kette preußischer Ehren, in der langen Reihe jener schweren Kämpfe, welche die Hohenzollern zwei Jahrhunderte hindurch führten, um jede Scholle deutschen Landes von den Fremden zu säubern. Uns, die wir ernten dürfen, ziemt es nicht, der Treuen zu vergessen, die einst säten, der Männer alle, die einst in stiller Arbeit mitten im Wirrsal des deutschen Partikularismus den ehernen Bau der preußischen Staatseinheit gründeten, die das verwahrloste Volk des Dreißigjährigen Krieges in Kunst und Forschung, in Glauben und Wirtschaft wieder aufrichteten und es wieder emporhoben in die Reihe der Kulturvölker. Wie viele Tränen mußten fließen, wie viele Herzen brechen, wie viele gute Söhne unseres Volkes, die nicht müde wurden, vom einigen Deutschland zu singen und zu sagen, mußten ins Elend ziehen, bis diese Nation fähig wurde, ihre Einheit zu verstehen und zu ertragen!

Zweihundert Jahre ehrlicher nationaler Arbeit, das sind die starken Wurzeln der Kraft unseres neuen Reiches. Und auch seine Verfassung ist alt und jung zugleich. Sie hat das Heerwesen und viele andere der Institutionen, denen das moderne Preußen seine Größe dankt, in sich aufgenommen, und sie wirkt zugleich mit dem uralten Zauber des Namens Kaiser und Reich auf die deutschen Herzen, am stärksten vielleicht auf jene oberdeutschen Stämme, welche dem Norden am längsten entfremdet waren und jetzt mit Stolz sich sagen, daß wieder wie in den Tagen Barbarossas ein Herrscherhaus aus schwäbischem Stamme die mächtigste der Kronen trägt. Wieder wie vor alters empfindet die Nation die Wirksamkeit der alten Würde des Reichskanzlers in Germanien. Aber seine Macht kann nie mehr, wie vormals so oft, der kaiserlichen Majestät bedrohlich werden; gemäß dem monarchischen Charakter des neuen Reiches ist er heute ein kaiserlicher Beamter und darf keinen anderen Willen haben als den des Kaisers. Wieder wie vor alters stützt sich unser Kaisertum auf eine starke Hausmacht. Doch dies Kernland des neuen Reiches, dies Preußen ist deutsch von Grund aus und so mächtig, daß es keinen der kleinen Reichs-

genossen mehr durch Begehrlichkeit erschrecken kann. Wieder wie vor alters schart sich der deutsche Fürstenstand um seinen Kaiser, und es ist nicht die letzte unter den heilvollen Wandlungen der Gegenwart, daß dieser erlauchteste Adel der Welt, der die Mehrzahl der europäischen Throne mit seinen tapferen Söhnen besetzt hat, wieder seine Ehre darin sucht, dem Reiche zu dienen. Vollkommen neu unter den großen Institutionen des Reiches ist nur dies eine, daß die Nation das Unterhaus erlangt hat, das ihr seit Jahrhunderten immer fehlte, daß sie durch den neuen Reichstag, so sie es will, die Geschicke Deutschlands mitbestimmen kann.

Auch darum darf die neue Ordnung auf eine lange Zukunft zählen, weil sich die große Umwälzung vollzogen hat in der mildesten Weise, ohne allzu schroffe Verletzung des deutschen Rechtsgefühles. Wahr bleibt zu allen Zeiten der Ausspruch des welterfahrenen Venetianers Sanuto: wie es kein Gold gibt in voller Reinheit, so gibt es auch keinen Staat ohne Usurpation. Nicht ohne Gewalt, nicht ohne den Bruch altüberlieferten Rechtes konnte einst das deutsche Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum verwandelt, konnten die Preußen und Märker, die Westfalen und die Magdeburger zu Gliedern eines Hauptes werden. Wenn aber eine überlebte alte Rechtsordnung jede friedliche Änderung von sich weist, dann ist der Krieg ein milderes Heilmittel als die Revolution; denn er wahrt Treue und Glauben, er kann die wild dahinrasenden Mächte der Zerstörung in Schranken halten, und sein Erfolg erscheint dem Gewissen der Völker wie ein Gottesurteil. Der ritterliche Krieg des Jahres 1866 begrub nur, was tot war; heute schon hat der preußische Staat in seinen neu gewonnenen Landen die Wunden geheilt, die er geschlagen. Unser neues Reich steht fest im Rechtsbewußtsein der Nation.

Auch das Ausland beginnt zu fühlen, daß dies Erstarken der Mitte Europas ein Segen ist für die Gesittung der Welt. Vor unseren Augen erfüllt sich, was einst Kronprinz Friedrich weissagte: dies Preußen müsse so stark werden, um den Frieden zu wahren aus Gerechtigkeit, nicht aus Furcht. Alle die Befürchtungen von einer Ära der Kriege, welche dies von Waffen starrende Deutschland über die Staatengesellschaft heraufführen werde, sind zuschanden geworden. Der vielgeschmähte preußische Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht hat die Runde um die Welt gemacht, und er sichert den Völkerfrieden; denn wo die Waffenpflicht als Ehrenrecht des freien Bürgers gilt, wo das Heer das Volk in Waffen ist, da wird der Krieg ein ungeheures Wagnis. Der starken Rüstung Deutschlands und der weisen Mäßigung seiner Staatskunst dankt Europa, daß trotz so vielem Anlaß zum Unfrieden durch fünfzehn Jahre kein allgemeiner Krieg die Ruhe des Weltteils gestört hat.

Mit dem gesunden Selbstgefühle dieses aufsteigenden Geschlechts hat auch die alte monarchische Staatsgesinnung unseres Volkes sich neu gekräftigt. Als König Wilhelm den Thron bestieg, war der Glaube an die

Lebenskraft der Monarchie in weiten Kreisen der Nation erschüttert, nicht ohne die Schuld der deutschen Fürsten selber, denn nur zu oft wurde die Souveränität der kleinen Kronen zur Schädigung des großen Vaterlandes mißbraucht, und manche in den Stürmen der Revolution leichtfertig gegebene Zusage ward in den Tagen der Ruhe frevelhaft gebrochen. Selbst gemäßigte Männer begannen in der monarchischen Gewalt den natürlichen Feind der Freiheit zu beargwöhnen, der nur noch geduldet werden könne, wenn er sich den Parteien des Parlaments willenlos unterwerfe. Da erwies sich in Preußens Geschicken abermals die alte Wahrheit, daß die Staaten erhalten werden durch dieselben Kräfte, welche sie geschaffen haben. Wenn dieser Staat von seinen Anfängen an das Werk seiner Fürsten war, so sind auch die befreienden Taten der jüngsten fünfundzwanzig Jahre allesamt von der Krone ausgegangen. Der Wille der Krone vollführte, unter dem Widerstreben des Landtags, jene Neugestaltung unseres Heerwesens, welche alle die weltverwandelnden Geschicke der folgenden Jahre erst ermöglichte; der Wille der Krone beschloß, als nur wenige den Ernst der großen Stunde erkannten, den Krieg gegen Österreich; der Wille der Krone nahm, getragen von der freudigen Zustimmung der Nation, aber aus freiem Entschluß, den Kampf mit Frankreich auf, Von jener königlichen Botschaft an, welche im Jahre 1863 die Notwendigkeit der Reorganisation des Heeres der Volksvertretung ernst mahnend vorstellte, bis zu der kaiserlichen Botschaft, die dem Reichstage die großen Aufgaben der sozialpolitischen Gesetzgebung ans Herz legte, in allen entscheidenden Augenblicken seiner Regierung erhob der Herrscher selber seine Stimme. Er war nicht geneigt, die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit seiner Räte zu umgehen, aber auch nicht gewillt, wie ein Schatten hinter ihnen zu verschwinden. Er bewährte, was er als Prinzregent gesprochen: daß ein Gouvernement stark ist, weil es ein gutes Gewissen hat. Unter der Führung dieser starken Krone hat die Gesetzgebung in Deutschland fruchtbarer, schneller gearbeitet als in vielen der republikanischen oder parlamentarischen Nachbarlande.

Der historische Sinn der Deutschen glaubt nicht an politische Dogmen, weder an die Ideen von 1789 noch an irgendeine andere politische Heilswahrheit, die für alle Zeiten und für alle Völker gelten soll. Wir wähnen nicht die allein wahre Form des konstitutionellen Systems gefunden zu haben; aber die für Deutschland allein mögliche, das lehrt die Geschichte dieses Jahrhunderts auf jedem Blatte, ist eine freie Volksvertretung, die sich mit einer freien Krone zu verständigen sucht und nicht den Anspruch erhebt, das Königtum ihrem Willen zu unterwerfen. In dem Gewirr der unser vielgestaltiges Leben erfüllenden zentrifugalen Kräfte kann ein politischer Wille, ein großer Entschluß nur gefunden werden durch eine höchste Staatsgewalt, die, ihres selbständigen Rechtes sicher, gerecht über den Parteien und den Ständen steht und jedem Ehrgeiz eine letzte unübersteigliche

Schranke setzt. Wenn wir die drei Heldenkreise der Krieger und Staatsmänner betrachten, die sich nacheinander um Friedrich den Großen, um Friedrich Wilhelm III., um Kaiser Wilhelm als treue Diener der Monarchie scharten, so dürfen wir freudig sagen: edlere und freiere Bürgertugend hat keine Republik des Altertums gesehen. Darum hat sich das heranwachsende Geschlecht im Verlaufe dieser Regierung wieder ganz den monarchischen Idealen zugewendet. Die Jugend denkt immer freier als das Alter, sie lebt mehr in der Zukunft als in der Gegenwart; sie fühlt, daß eine starke Krone für uns Deutsche noch auf lange hinaus eine Macht der Freiheit, der Bewegung bleiben wird.

Und mit der alten preußischen Königstreue ist auch die christliche Gesinnung in unserem Volke neu erstarkt durch die Erfahrungen dieser Jahre. Die Not lehrt beten, sagt ein altes Wort. Es gibt aber auch eine Fülle des Glückes und der Ehren, welche die Völker zur Andacht stimmt. Wer das erlebt hat, wie die Blüte unserer Jugend auf den Schlachtfeldern an der Mosel gleich gemähten Halmen dahinsank und dann mit einem Male dies zersplitterte Volk an die Spitze der europäischen Staaten emporstieg, der mußte sich im Gewissen gepackt, sich gemahnt fühlen an die göttliche Führung der Menschengeschicke. Wie wirr auch noch der Kampf der Meinungen in unserem religiösen Leben durcheinander wogt, die Zeit ist doch vorüber, da es für geistreich galt, des Heiligen zu spotten.

Bald nach seiner Thronbesteigung erklärte König Wilhelm, jede Regierung habe ihre eigene Aufgabe. Da er also sprach, konnte er nach menschlichem Ermessen nur auf eine kurze Dauer seiner Herrschaft hoffen. Er dachte zunächst nur an die Pflicht, den allgemeinen Waffendienst wieder zur vollen Wahrheit zu machen, dem preußischen Staate seine gebührende Stelle in Deutschland zu sichern. Über alles Erwarten hinaus hat sich seitdem der Umkreis der Aufgaben dieser Regierung erweitert; denn ungeheuer wie die Lebenskraft eines wiedererwachenden großen Volkes sind auch seine Ansprüche an das Leben. Neue Gedanken, von denen man vordem kaum zu träumen wagte, drängen sich einer Nation, die auf die Höhen der Geschichte gelangt, als unabweisbare Forderungen in rascher Folge auf. Da galt es zuerst, die Grundlagen der neuen Reichsverfassung zu sichern, das preußische Heerwesen und die preußische Verkehrsfreiheit in dem gesamten Deutschland einzuführen, die Presse zu befreien, für die Rechtspflege die gemeinsamen nationalen Formen zu finden, die Einkünfte des Reiches also zu verstärken, daß seine Glieder durch eine wohltätige, willig ertragene Abhängigkeit sich dem Ganzen verbunden fühlten. Zugleich ward das Ansehen der Staatsgewalt der römischen Kirche gegenüber sichergestellt, der Volksvertretung durch die Selbstverwaltung der Kreise und Provinzen und ein geordnetes Verwaltungsrecht ein fester Unterbau geschaffen, der evangelischen Landeskirche eine Verfassung gegeben, welche ihr gestattet, eine Gemeindekirche im ursprünglichen Geiste der Reformation

zu werden, endlich die Verwaltung des Eisenbahnwesens in der Hand des Staates vereinigt — eine Ausdehnung der Staatstätigkeit, wie sie nur ein Staat mit zuverlässigen und sachkundigen Beamten wagen durfte.

Währenddem begann die Not der arbeitenden Klassen, wie überall in der Welt, auch bei uns den Frieden der Gesellschaft, den Bestand der Gesittung zu bedrohen. Da zeigte Deutschland wieder, daß die Monarchie mehr soziale Gerechtigkeit, mehr Verständnis und Erbarmen für die Not der kleinen Leute besitzt als die Parteiherrschaft der Republiken. Deutschland zuerst hat den Versuch gewagt, durch die Fürsorge der Staatsgewalt den schwersten Fluch, der auf den Armen lastet, die fürchterliche Unsicherheit des Lebens in den Tagen der Krankheit und des Alters, von ihnen hinwegzunehmen; und wenn wir dies kühne Unternehmen gewissenhaft zu Ende führen, so dürfen wir hoffen, daß die Mühseligen und Beladenen sich wieder ein Herz fassen zu der bestehenden Ordnung in Staat und Gesellschaft, daß sie einsehen: der deutsche Kaiser ist ein König der Bettler, wie es Preußens Könige immer waren.

Und nicht umsonst sind in der Flagge des Deutschen Reiches die Farben des waffenstarken Preußens mit den Farben der seegewaltigen Hansa vereinigt. Unverantwortlich ist Deutschlands alte Seeherrlichkeit einst geschädigt und endlich zerstört worden durch die binnenländische Beschränktheit unserer alten Kaiserpolitik. Nun endlich besitzen wir ein Kaisergeschlecht, das Seeluft geatmet hat, das die völkerverbindende Macht des Meeres zu verstehen vermag. Große Pläne zur Sicherung unserer Stellung am Weltmeer, wie sie sonst nur vereinzelte geniale Naturen ahnen konnten, vollenden sich in unseren Tagen. Im Jadebusen, wo einst Wallenstein den Herrschersitz der deutschen Seemacht gründen wollte, ist der neue kaiserliche Kriegshafen bereits eröffnet, und eben jetzt stehen wir im Begriff, noch einen anderen Gedanken des Friedländers zu verwirklichen, Ost- und Nordsee in eine Kette zu hängen, unsere beiden Meere durch eine deutsche Wasserstraße zu verbinden. Mit den ärmlichen Kräften eines Ackerbaulandes unternahm einst der Große Kurfürst vor der Zeit, einen deutschen Pflanzungsstaat in Afrika zu bilden. Was jene Tage nicht zu behaupten vermochten, wird heute von neuem versucht, aber mit den Machtmitteln eines entwickelten nationalen Gewerbefleißes, der allein dem Bestande eines Kolonialreiches festen Rückhalt gewährt. Seit wenigen Jahrzehnten erst überschauen wir in Wahrheit die Kleinheit der Erde und können mit einiger Sicherheit sagen, daß dies alte Europa immer das Herz der Welt bleiben und dereinst die Völker der weißen Rasse den ganzen Erdball beherrschen werden. Überall in der Welt ringt der deutsche Kaufmann und Ansiedler im friedlichen Wettkampf mit anderen Nationen, schon weht unsere junge Flagge in zwei fremden Weltteilen über deutschen Pflanzungslanden; und bleiben wir ausdauernd am Werke, so muß es uns noch gelingen, die Versäumnis dreier Jahrhunderte zu sühnen, deut-

scher Sprache und Gesittung jenseits des Ozeans ein starkes Machtgebiet zu sichern, so daß die Heimatlosen, welche Deutschlands überschäumende Kraft Jahr für Jahr in die Fremde hinaussendet, dem Vaterlande nicht ganz verlorengehen. Denn so rasch lebt diese Zeit, kaum ist Deutschland wieder eingetreten in die Reihe der großen Mächte, so müssen wir schon mit einer nahen großen Zukunft rechnen, da kein Staat, der bloß Europa angehört, sich in der Stellung einer Weltmacht wird behaupten können. Von den Jahrhunderten der neuen Geschichte war das sechzehnte das reichste an schöpferischen Gedanken, das neunzehnte das glücklichste im Gestalten; ihm gelingt, durch die Aufdeckung der Erde, durch die Bildung großer nationaler Staaten, durch die Entfesselung der wirtschaftlichen und der Gedankenarbeit das zu vollenden, was Kolumbus' und Luthers Tage nur ahnten.

So drängen sich in ewiger Erneuung die Ansprüche eines reichen Jahrhunderts an den deutschen Staat heran, und alle Fäden dieser Großmachtspolitik laufen zusammen in der Hand des Kaisers. Mit sicherem Blicke weist er genialen Kräften im Lager und im Rat die rechte Stelle an, und mit der Selbstgewißheit eines großen Herzens läßt er sie neidlos gewähren.

Hier reden die Taten. Von der Weisheit des Herrschers, unter dessen Walten unserem Volke diese neue Zeit der Macht und Freiheit anbrach, habe ich wenig gesprochen. Höfische Worte sind an dieser Stätte freier Wissenschaft nie erklungen, weil unsere Universität sich dem Hause ihres erlauchten Stifters durch alte Treue fest verbunden weiß. Und was gälten auch Worte des persönlichen Preises heute, da das ganze große Deutschland von den Alpen bis zum Meere in dankbarer Rührung zu seinem Kaiser aufblickt? Ein Wort sagt alles: wenn die deutsche Nation sich den ersten Kaiser ihres neuen Reiches frei hätte wählen dürfen, einen anderen als den Sieger der Sedanschlacht hätte sie sich nimmermehr erkoren. Sein heldenhafter Entschluß hat von der Seele unseres Volkes den Bann des Zweifels und der Zaghheit genommen, der einst in müden Tagen so schwer auf uns lastete, daß wir oft kaum glauben wollten, der gute preußische Degen könne je wieder aus der Scheide fahren. Weil Kaiser Wilhelm der erste Mann ist unter dem hohen Adel deutscher Nation, nur darum haben unsere Fürsten und Stämme sich so schnell und willig in die gänzlich veränderte Ordnung ihres Lebens gefunden.

Nur zweier menschlichen Züge aus dem Charakter unseres kaiserlichen Herrn lassen Sie mich gedenken, weil sie Ihnen, liebe Kommilitonen, eine Mahnung sein sollen für Ihr eigenes Leben. Haß und Verkennung, das gemeine Los der historischen Helden, blieb auch ihm nicht erspart; mehr denn einmal erhoben sich verbrecherische Hände gegen sein Leben; doch niemals hat ein Gefühl der Bitterkeit ihm jene Milde des Herzens getrübt, die sich so selten mit strenger Gerechtigkeit und mit der Kraft des Willens paart. Wohl fällt es dem Manne auf den Höhen des Lebens

leichter, zu vergessen und zu verzeihen, als dem Kämpfer, der mitten im Getümmel des Streites steht; und mit Recht rühmt man als einen Vorzug der Monarchie, daß in dem langlebigen Herrscher der königliche Sinn mit den Jahren wächst, daß die Empfindlichkeit des kleinen Menschen ihm bald nichtig erscheinen muß neben den Gedanken seines hohen Berufes. Aber in Deutschland war diese vornehme Milde immer selten. Der Deutsche nimmt alles, was er denkt und tut, so ernst; es ist der Schatten seiner Tugenden, daß er, seiner ehrlichen Überzeugung voll, an die Redlichkeit Andersdenkender schwer zu glauben vermag und den notwendigen Parteikampf freier Völker oft durch rechthaberische Streitlust, durch maßlose Tadelsucht, durch Undank gegen großes Verdienst vergiftet. Der deutschen Jugend wird es zum Segen gereichen, wenn sie dessen eingedenk bleibt, daß der erste deutsche Kaiser durch die stillwirkende Macht seiner unwandelbaren Ruhe und Güte die harten Gegensätze unseres Parteikampfes doch immer unter der Glocke gehalten hat; und nicht minder zum Segen, wenn sie sein schlichtes Pflichtgefühl sich stets vor Augen hält. Seit jenem Tage, da der Jüngling gelobte: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande" — bis zu den letzten Grenzen menschlichen Alters war sein ganzes Leben der Pflicht geweiht. Als Gottes schlichter Amtmann an dem Fürstentum, wie sein Ahnherr Kurfürst Friedrich I. es den Enkeln vorschrieb, hat er allezeit in seiner Herrschaft mehr eine Pflicht als ein Recht gesehen. Gott allein gab er die Ehre für wunderbare Erfolge, die eine schwächere Seele wohl trunken machen konnten. Ein solches Vorbild weckt Treue und Schaffenslust in jedem Berufe, und kein Beruf, liebe Kommilitonen, ist heute der Nation unentbehrlicher als der Beruf des Gelehrten.

Der reiche, aus grüblerischem Tiefsinn und herzhafter Lebenslust so seltsam gemischte Charakter unseres Volkes hat nicht immer verstanden, das rechte Gleichgewicht zu halten zwischen der Welt des Denkens und der Welt des Handelns. Gleich nach den schönheitsfrohen Tagen, da der süße Liedermund unserer ritterlichen Dichter seine lieblichen Weisen ertönen ließ, folgten jene gewaltigen zwei Jahrhunderte der ersten deutschen Kolonisation, welche diese Gebiete jenseits der Elbe unserer Nation eroberten, aber auch in ihren wirtschaftlichen und politischen Erfolgen, in der Üppigkeit des Genusses der idealen Güter des Lebens fast ganz vergaßen. So folgt jetzt wieder auf die goldenen Tage unserer klassischen Literatur eine Zeit der politischen Größe und der wirtschaftlichen Machtentfaltung. Die Kunst wie die Forschung muß heute alle ihre Kräfte zusammenraffen, um nicht zu erröten vor dem Gedankenreichtum des handelnden Lebens. Um so schöner ist gerade in solcher Zeit die Aufgabe der Wissenschaft. Es ist an uns, der Welt zu zeigen, daß die Deutschen fähig sind, das Glück zu ertragen, was allezeit schwerer war als das Erdulden des Unglücks, daß sie auch in diesem Jahrhundert der Macht und des Reichtums nicht

aufgehört haben, das Volk des Idealismus zu sein. Die Generationen, die großen Jahresringe des Völkerlebens, sind durch einen Familienzug gemeinsamer Charakterbildung unter sich verbunden. Möge jedem von uns dereinst der Nachruf werden: Auch er war ein echter Sohn jenes tapferen pflichtgetreuen Geschlechtes, das dem Kaiser Wilhelm geholfen hat, das neue Deutsche Reich zu bauen, zu festigen und mit dem Adel reiner Menschenbildung zu schmücken!

Aus den Tiefen unserer Herzen werden wir jetzt singen: Nun danket alle Gott! Denn wohl ist es eine sichtbare Gnade des lebendigen Gottes, daß diesem Herrscher, der erst an der Schwelle des Greisenalters die Krone übernahm, heute noch vergönnt wird, zurückzuschauen auf eine so lange, so überschwenglich gesegnete Regierung. Bevor diese feierlichen Klänge ertönen, lassen Sie mich schließen mit den Worten:

Gott segne und erhalte den Vater des Vaterlands,
Seine Majestät Wilhelm den Ersten,
unseren Kaiser und König!

Zwei Kaiser[1]

Berlin, 15. Juni 1888

Zum zweiten Male binnen hundert Tagen steht die Nation an der Bahre ihres Kaisers. Nach dem glücklichsten aller ihrer Herrscher beweint sie den unglücklichsten. Es ist, als sollten mit der Herrlichkeit von Kaiser und Reich auch die ungeheuren tragischen Schicksalswechsel unserer alten Kaisergeschichte sich erneuern. Recht eigentlich unter Gottes Führung, wie er es so oft in schlichter Demut aussprach, erreichte Kaiser Wilhelm die Höhen weltgeschichtlichen Ruhmes, wider alles menschliche Erwarten und Berechnen, weit über sein eigenes Hoffen hinaus, und doch beständig steigend, jeder neuen, jeder größeren Aufgabe, die ihm das Schicksal stellte, vollauf gewachsen, bis er schließlich an den letzten Grenzen menschlichen Alters wie in Verklärung endigte, im Tode noch der gewaltige Einiger der Deutschen, die einst beim Donner seiner Schlachten seit Jahrhunderten zum ersten Male wieder das Glück ungeteilter Siegesfreude genossen hatten und nun an seiner Gruft im Einmut heiliger Trauer sich zusammenfanden.

In den Jahren, da der Charakter des werdenden Mannes sich zu entscheiden pflegt, konnte Prinz Wilhelm nur den Ehrgeiz hegen, dereinst als Feldherr seines Vaters oder Bruders die Heere Preußens zu neuen Siegen zu führen. Der jüngste fast unter den Kämpfern des Befreiungskrieges, teilte er mit Gneisenau, mit Clausewitz, mit allen politischen Köpfen des preußischen Heeres die Überzeugung, daß Deutschlands neue Westgrenze ebenso unhaltbar sei wie seine lockere Bundesverfassung und erst ein dritter punischer Krieg den alten Machtkampf zwischen Galliern und Germanen endgültig entscheiden, dem deutschen Staate die Selbständigkeit sichern könne. An dieser Hoffnung hielt er fest, die ganze stille Friedenszeit hindurch. Noch im Jahre 1840 schrieb er sich das Beckersche Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" eigenhändig ab und setzte unter die Schlußworte „bis seine Flut begraben des letzten Manns Gebein" jenen kühnen Federzug, der seitdem aus der kaiserlichen Namensunterschrift der weiten Welt bekannt wurde. Haß

[1] Sonderausgabe Berlin 1888, Reimer.

gegen die Franzosen blieb seinem freien Gemüte fremd; aber scharf wie unter allen preußischen Staatsmännern der Zeit vielleicht nur der eine, Moltke, faßte er frühe schon die europäische Lage seines Staates ins Auge und erkannte, daß dies Preußen wachsen mußte, um sich der unerträglichen Pressung zwischen so vielen überlegenen Militärmächten zu entwinden. Von solchen Gedanken königlicher Ehrfurcht erfüllt, ward er, ganz Soldat, nach wenigen Jahren der Liebling und das Vorbild des Heeres, beliebt durch seine freundliche Leutseligkeit, gefürchtet durch eine dienstliche Strenge, die selbst dem letzten Troßknecht zeigte, daß ein sorgendes und strafendes Auge über ihm wachte. Auf sein Volk in Waffen und dessen „geweckte Intelligenz" schaute er mit der ganzen Begeisterung des Befreiungskrieges, aber auch mit dem nüchternen Entschlusse, die Ideen Scharnhorsts nach dem Wandel der Zeiten unablässig fortzubilden, so daß dies Heer allezeit das erste bliebe. Draußen in den Kleinstaaten hielt man für müßiges Paradespiel, was tiefer politischer Ernst war. Die öffentliche Meinung schwelgte in radikalen Träumen, sie schwärmte in fremdbrüderlicher Begeisterung für Polen und Franzosen, sie hoffte auf den ewigen Frieden. Im Dünkel ihrer Überbildung konnte sie nicht begreifen, was die schlichte kriegerische Tüchtigkeit und Pflichttreue dieses Prinzen für die Zukunft des Vaterlandes bedeutete.

Erst unter der Regierung seines Bruders, als der „Prinz von Preußen" schon mit der Möglichkeit seiner eigenen Thronbesteigung rechnen mußte, trat er in die Staatsgeschäfte ein. Gleich seinem Vater wollte er die Grundlagen der alten monarchischen Verfassung unverändert erhalten: „Preußen soll nicht aufhören, Preußen zu sein." Wort für Wort sagte er dem Bruder voraus, was er dereinst selber in den Tagen des Streites um die Neugestaltung des Heeres erleben sollte: der Landtag werde sein Steuerbewilligungsrecht mißbrauchen, um durch die Verkürzung der Dienstzeit die Schlagkraft der Armee zu schwächen, und könne durch den Schein der Sparsamkeit leicht auch die Treugesinnten betören. Seine Warnung ward überhört, und wie er einst um des Staates willen seine Jugendliebe geopfert hatte, so gab er jetzt gehorsam jeden Widerspruch auf, sobald die Entscheidung des Königs gefallen war. Ritterlich trat er auf dem Vereinigten Landtage selber in die Bresche, als erster Untertan des Königs, um allen Groll, der sich in der gärenden Zeit wider die Krone angesammelt hatte, auf sich abzulenken.

Es kamen die Stürme der Revolution. Ein wahnsinniger Haß, eine ungeheuere Verkennung entlud sich über seinem Haupte, nur das Heer, das ihn kannte, ward nicht an ihm irre; an den Beiwachtfeuern der preußischen Garde in Schleswig-Holstein erklang das Lied: „Prinz von Preußen, ritterlich und bieder, kehr' zu deinen Truppen wieder, heißgeliebter General!" Und als er dann heimkehrte aus der Verbannung, die er um des Bruders willen auf sich genommen, da stellte er sich sogleich, dem

Könige gehorsam, auf den Boden der neuen konstitutionellen Ordnung. Was berechtigt war und lebensfähig in den Entwürfen des Frankfurter Parlamentes, erkannte er freudig an; allein die Ehrenrechte der deutschen Fürsten und die streng monarchische Ordnung des Heeres wollte er doktrinären Neuerungsversuchen nicht preisgeben. Die führerlose Bewegung endete mit einer schrecklichen Enttäuschung. Der Prinz selbst sah sich genötigt, den Aufruhr in Baden niederzuwerfen. In den langen Jahren der Ermattung nachher blieb ihm Muße genug, den Gründen des Mißlingens nachzudenken und den Ausspruch seines Bruders zu erwägen, daß eine Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfelde erworben werden könne.

Da führte ihn die Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. an die Spitze des Staates. Nach einem Jahre schonenden Zuwartens übernahm er, feingesponnene Ränke mit festem Griffe zerreißend, kraft eigenen Rechts die Regentschaft, zwei Jahre darauf die Krone. Aber nochmals, nach kurzen Tagen jauchzender Freude, unbestimmter Erwartungen, mußte er den Wandel der Volksgunst erfahren und jenen Kampf beginnen, den er einst als Thronfolger vorausgesehen, den Kampf um sein eigenstes Werk, um die Neugestaltung seines Heeres. Ins Ungeheuerliche schwoll der Parteihaß an, wie es nur möglich war in dem Volke des Dreißigjährigen Krieges; es kam so weit, daß die deutschen Witzblätter dies mannhaft treuherzige Kriegergesicht, das doch immer von dem Lächeln der Königin Luise umspielt ward, unter dem Zerrbilde des Tigers darstellten, und so heillos verwickelte sich der Verfassungskampf, daß allein noch die durchschlagende Macht kriegerischer Erfolge den Knoten zerhauen, das Recht des Königs erweisen konnte.

Und diese Erfolge kamen in jenen großen sieben Jahren, da mit einem Male die Summe gezogen wurde aus zwei Jahrhunderten preußischer Geschichte, da Schlag auf Schlag alle die Aufgaben ihre Lösung fanden, an denen die Staatskunst der Hohenzollern durch so viele Geschlechter hindurch gearbeitet hatte. Die letzte der deutschen Nordmarken ward der skandinavischen Herrschaft entrissen und damit das Werk des Großen Kurfürsten vollendet; die Schlacht von Königgrätz verwirklichte, was am Tage von Kollin gescheitert war, die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft des Hauses Österreich; und durch eine Reihe unvergleichlicher Siege, durch die Kaiserkrönung im Bourbonensaale von Versailles ward alles überboten, was die Kämpfer von 1813 einst von dem ersehnten dritten punischen Kriege erhofft hatten. Die Preußen erkannten dankbar, daß ihre Verfassung unter diesem starken Königtum besser denn je gesichert war; denn sofort nach dem böhmischen Kriege leistete der König, der in der Sache so gänzlich recht behalten, freiwillig die gesetzliche Sühne für die Verletzung der Formen, und nicht ein Wort der Bitterkeit, das an den abgetanen Zwist erinnerte, kam aus seinem Munde. Die deutschen Bundesgenossen aber hatten durch die Siege dieses ersten wahrhaft ge-

meinsamen Kampfes endlich einen gesunden nationalen Stolz gewonnen und in der Freude an dem neuen Reiche des vielhundertjährigen Haders vergessen.

In allen diesen wunderbaren Fügungen, die auch ein nüchternes Hirn betören konnten, erscheint König Wilhelm immer gleich fest und sicher, gütig und bescheiden. Während des Verfassungskampfes brachte er nach seinem eigenen Geständnis das schwerste Opfer, das seinem liebebedürftigen Herzen zugemutet werden konnte, er ertrug die Entfremdung von seinem geliebten Volke; und mit der gleichen Selbstüberwindung faßte er den schweren Entschluß zum Kriege gegen das altbefreundete Österreich. Doch ganz unbedenklich forderte er nach dem Siege die Eroberungen, die er aus den Händen der Revolution niemals angenommen hätte, als den Preis eines gerechten Krieges; noch während des ersten norddeutschen Reichstages sagte er mit seiner großartigen naiven Offenheit zu dem Abgeordneten für Leipzig lächelnd: „Ja, Leipzig hätte ich doch gern behalten." Geschwankt hat er in diesen schweren Jahren nur dann, wenn sein soldatischer Gradsinn sich nicht sogleich entschließen konnte, an die Hintergedanken arglistiger Gegner zu glauben: so in Baden 1863, als der deutsche Fürstentag ihn so freundvetterlich und bieder zu den Frankfurter Verhandlungen einlud, so wieder in Ems bei den Unterredungen mit Benedetti. Es heißt aber die Geschichte verfälschen, wenn man ihre großen Wandlungen kleinmeisterlich allzunahe betrachtet; der Nachwelt genügt, zu wissen, daß König Wilhelm nach kurzem Zaudern, das seinem Gemüte zur Ehre gereicht, in beiden Fällen den rechten Entschluß fand.

Nach der Heimkehr sagte der neue Kaiser: „Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht. Sorgen wir, daß es Tag bleibe." Er glaubte selbst in einer „kurzen Spanne Zeit" nur noch die ersten Anfänge der neuen Ordnung deutscher Dinge erleben zu können. Alles kam anders und schöner! Er sollte nicht nur selber alle die grundlegenden Gesetze des Reichs vollenden, sondern auch durch die Macht seiner Persönlichkeit dem werdenden Reiche den inneren Halt geben. Zu Anfang sah mancher der verbündeten Fürsten in der Reichsverfassung nur eine Fessel, bald erkannten sie alle in ihr die Bürgschaft der eigenen Rechte, weil der unbestreitbar erste Mann des deutschen hohen Adels die Kaiserkrone trug und seine Treue jedem unverbrüchliche Sicherheit gewährte. So ist es geschehen, wesentlich durch das Verdienst des Kaisers und gegen die ausgesprochene Erwartung des Kanzlers, daß der Bundesrat, den einst alle Welt als den Träger des Partikularismus beargwöhnte, in wenigen Jahren die zuverlässige Stütze der nationalen Einheit wurde, während der Reichstag bald wieder dem unberechenbaren Spiele der Parteiung verfiel.

Einen Vertrauten, der ihn in allem beriet, hat Kaiser Wilhelm nie besessen. Mit sicherer Menschenkenntnis fand er geniale Kräfte für seinen

Rat heraus, und mit der Neidlosigkeit eines großen Herzens ließ er die Erprobten sehr frei gewähren, aber jeden, selbst den Reichskanzler, nur innerhalb seines Faches. Immer blieb er der Kaiser, nur in seiner Hand liefen alle Fäden der Herrschaft zusammen.

Das höchste Glück des Lebens erblühte ihm erst, als er, wie durch ein Wunder dem Meuchelmorde entgangen, den Feinden der Gesellschaft mit jener großmütigen kaiserlichen Botschaft antwortete, welche die sozialen Schäden der Gegenwart zuerst an der Wurzel abzugraben unternahm. Seitdem erst begriff die Nation ganz, was sie an ihrem Kaiser besaß; ein Strom der Liebe, wie er nur den Tiefen des deutschen Gemütes entquillt, hat ihn dann durch seine letzten Jahre dahingetragen. Europa gewöhnte sich in dem greisen Schlachtensieger den Wahrer des Weltfriedens zu verehren; um des Friedens willen schloß er, die alte Vorliebe für Rußland überwindend, das mitteleuropäische Bündnis. Im Innern trat der streng monarchische Charakter seiner Regierung mit den Jahren immer bestimmter hervor; der persönliche Wille des Herrschers behauptete sein gutes Recht neben den Parlamenten, und jetzt unter der warmen Zustimmung der endlich belehrten öffentlichen Meinung. Die Deutschen wußten, daß ihr Kaiser immer das Notwendige tat und in seiner einfachen, kunstlosen, bestimmten Sprache immer „sagte, was zu sagen war," wie Goethe es nannte. Selbst auf Gebieten, die seinem Bildungsgange ferner lagen, fand er sich mit seinem angeborenen königlichen Blicke schnell zurecht; wie Großes verdankt ihm auch das ideale Schaffen der Nation, niemals hat er unter den Künstlern und Gelehrten einen Unwürdigen ausgezeichnet. Einzelne Züge seines Charakters erinnern an die Ahnen, an den Großen Kurfürsten wie an den Großen König, an den ersten und den dritten Friedrich Wilhelm; eigentümlich blieb ihm die glückliche, ruhige Harmonie seines Wesens. An seiner schlichten Größe war nichts blendend, nichts rätselhaft, außer der fast übermenschlichen Lebenskraft des Leibes und der Seele. Alle konnten ihn verstehen, nur nicht der Hochmut der Halbbildung; allen, den Geistreichen wie den Einfältigen, konnte die stärkste Kraft seines Charakters, die unwandelbare Pflichttreue, zum Vorbilde dienen. So ward er der beliebteste aller hohenzollernschen Herrscher. Wärmer, inniger von Jahr zu Jahr schloß sich die Nation ihrem Kaiser an. In schönem Einmut bewilligte ihm der Reichstag noch die notwendige Verstärkung des Heeres, und bis zum Ende schauten die treuen Augen aus den altersgrauen, verwitterten Zügen hoffnungsfroh auf alles, was lebendig war in der jungen Zeit. Noch kurz vor dem Scheiden sprach er mit Zuversicht von dem vaterländischen Sinne der deutschen Jugend. Als er dahinging, da war allen zumute, als ob Deutschland ohne ihn nicht leben könne, obwohl wir doch seit Jahren schon das Ende erwarten mußten.

Welch ein Gegensatz zwischen diesem beständig aufsteigenden Lebensgange des großen Vaters und dem finsteren Geschick des edlen Sohnes! Zum Throne geboren und bei der Geburt schon am glückverheißenden Jahrestage der Leipziger Schlacht freudig begrüßt von allen preußischen Herzen, durch treffliche Lehrer sorgfältig für das Fürstenamt erzogen, erschien Prinz Friedrich Wilhelm, sobald er zum Manne gereift war, als der Herrlichste von allen, strahlend in männlicher Kraft und Schönheit. Und als er dann die englische Prinzeß Royal heimführte, da erwartete die gesamte liberale Welt von seiner Herrschaft eine Zeit des Völkerglückes; denn noch galt England als das Musterland der Freiheit, der Heiligenschein der politischen Legende verklärte noch die Häupter Leopolds von Belgien und des hochzeitsfrohen Koburgischen Hauses. Man erfuhr bald, daß der Kronprinz mit jenen Verletzungen des formalen Rechtes, welche der Verfassungskampf herbeiführte, sich ebensowenig befreunden konnte wie mit dem Plane der Einverleibung Schleswig-Holsteins. Aber niemals hätte er sich dazu verstanden, nach dem Brauche der meisten englischen Thronfolger an die Spitze der Opposition zu treten; den Gedanken, daß es jemals eine Partei des Kronprinzen geben könne, wies er als unpreußisch weit von sich. Im dänischen Kriege erwarb er sich sein erstes großes Verdienst um den Staat; unter seiner kräftigen Mitwirkung entschloß sich die noch unerfahrene, mehrfach zaudernde Heerführung zu kühnerem Vorgehen. Und nun erschienen die glänzenden Tage seines Feldherrnruhms, die ihm für immer seine Stelle in der deutschen Geschichte gesichert haben. Er half durch die kühnen Angriffsgefechte seines schlesischen Heeres den Sieg von Königgrätz vorbereiten und entschied ihn durch den Sturm auf Chlum. Er führte die ersten zermalmenden Schläge des französischen Krieges; seine blonde germanische Reckengestalt verkündete den Elsässern zuerst, daß ihr altes Vaterland sie wieder zurückforderte; durch seine Kriegstaten und die herzbewegende Macht seiner heiteren, volkstümlichen Güte wurden die bayrischen und schwäbischen Krieger erst ganz für die Einheit Deutschlands gewonnen, und allezeit wird im deutschen Heere des Tages gedacht werden, da nach neuen, herrlichen Siegen „unser Fritz" vor dem Standbilde des vierzehnten Ludwig im Versailler Schloßhofe die Eisernen Kreuze an seine Preußen und Bayern verteilte.

Nach dem Frieden war die Stellung des hochgerühmten Feldherrn nicht leicht. Er stand als Feldmarschall schon zu hoch in der militärischen Rangordnung und fand auch an dem alltäglichen Friedensdienste zu wenig Freude, als daß sich ein angemessenes Kommando für ihn hätte finden lassen. Nur die wichtigste der deutschen Armeeinspektionen, die Aufsicht über die süddeutschen Truppen, ward ihm übertragen, und alljährlich wartete er dieses Amtes einige Wochen lang: immer einsichtig, fest und freundlich, so daß er im Süden fast noch mehr Liebe fand als in der nordischen Heimat. Die Süddeutschen sahen ihn tätig, in seiner ganzen Kraft;

daheim trat er nur selten in das öffentliche Leben hinaus. Er wurde das Opfer der wunderbaren Größe seines Vaters, darin lag sein tragisches Verhängnis. Lange Jahre männlicher Vollkraft, die er nach allem menschlichen Ermessen schon auf dem Throne hätte verleben müssen, verbrachte er in einem Stilleben, das ihm wohl des Vaterglücks die Fülle brachte und ihm auch oft Gelegenheit gab, seine schöne natürliche Beredsamkeit zu zeigen, für wohltätige und gemeinnützige Zwecke segensreich zu sorgen, aber nicht ausgefüllt war durch ganze Mannesarbeit. Schon als junger Prinz hegte Kaiser Wilhelm sehr strenge, wohl erwogene Grundsätze über die unvermeidliche Selbstbeschränkung der Thronfolger; er wußte, daß der erste Untertan nicht mitreden darf, wenn er nicht in Versuchung geraten soll mitzuregieren. Wie alle großen Monarchen der Geschichte, wie sämtliche Hohenzollern mit der einzigen Ausnahme König Friedrich Wilhelms III. hielt er seinen Thronerben den Regierungsgeschäften fern.

Nur einmal, nach dem letzten Mordversuche, wurde der Kronprinz beauftragt, die Stelle des Vaters zu vertreten. Es war eine ereignisschwere Zeit, der Berliner Kongreß soeben versammelt, die Friedensverhandlung mit der römischen Kurie kaum begonnen, das Sozialistengesetz noch im Entstehen. Alle die schweren Arbeiten bewältigte der Kronprinz mit musterhafter Umsicht, und nie soll ihm Deutschland vergessen, daß er, sicherlich gegen die Neigung seines milden Herzens, den hohen Mut fand, das Richtbeil niederfallen zu lassen auf den Nacken des Kaisermörders. Durch diese tapfere Tat verhalf er der im Reiche schon halbverschollenen Todesstrafe wieder zu der Geltung, die ihr in jedem festgeordneten Staate gebührt. Nach der Genesung des Kaisers trat er wieder in die Ruhe seines Hauses zurück, und es konnte nicht fehlen, daß der an den Höfen aller Thronfolger heimische Geist der Kritik sich auch hier dann und wann äußerte, aber immer nur in bescheidener, ehrerbietiger Form. Reich und fruchtbar ward sein Wirken für die Kunst: ohne ihn wäre der Hermes des Praxiteles nicht zu neuem Leben erweckt, das Berliner Gewerbemuseum nicht in so mustergültiger Formenreinheit vollendet worden. Er war der erste akademisch Gebildete in der Reihe der preußischen Thronfolger, und mit Stolz trug er den Purpurmantel des Rektors der alten Albertina. Doch in dem langen Stilleben verlor der Kronprinz zuweilen die Fühlung mit der gewaltig aufstrebenden Zeit und konnte ihren neuen Gedanken nicht mehr recht folgen. Die antisemitische Bewegung, deren Grund doch allein in der Selbstüberhebung der Judenschaft lag, meinte er mit einigen Worten zornigen Tadels abzutun, und die Königsberger Studenten warnte er gar vor den Gefahren des Chauvinismus — einer Empfindung, die nach zwei Jahrhunderten des Weltbürgertums den Deutschen so fremd ist wie ihr welscher Name.

Aber die menschlichen Dinge erscheinen anders vom Throne, anders von unten her gesehen. Wie die Nation den vielgeliebten Prinzen kannte,

hoffte sie zuversichtlich, daß er gleich dem Vater mit seinen Lebensaufgaben selber wachsen und als Herrscher sich ebenso kräftig zeigen würde wie einst als Stellvertreter des Kaisers. Da brach das Unheil über ihn herein. Drei deutsche Ärzte, die Berliner Professoren Gerhardt, v. Bergmann, Tobold, erkannten zuerst das Wesen der Krankheit und sprachen die Wahrheit ohne Menschenfurcht aus, wie wir es von deutschen Gelehrten zu erwarten gewöhnt sind. Noch war Heilung möglich, wahrscheinlich sogar. Aber der rettende Entschluß blieb aus — und wer darf hier tadeln, da doch fast jeder Laie in gleicher Lage die gleiche Wahl getroffen hätte? Nunmehr ward der Kranke einem englischen Arzte ausgeliefert, der alsbald durch unerhörte Verlogenheit seiner Berichte den guten Ruf unseres alten, ehrlichen Preußens besudelte. In wachsender Angst begannen die Deutschen zu ahnen, dies teuere Leben sei in schlechten Händen. Der Erfolg übertraf die ärgsten Befürchtungen. Als Kaiser Wilhelm die Augen geschlossen hatte, kehrte ein sterbender Kaiser heim, das hohe Erbe anzutreten.

Die Größe der Monarchie, ihre Überlegenheit gegenüber allen republikanischen Staatsformen beruht wesentlich auf der wohlgesicherten langen Dauer des fürstlichen Amtes. Ihre Kraft erlahmt, wo diese Sicherheit fehlt. Die Regierung des sterbenden Kaisers konnte nur eine traurige Episode der vaterländischen Geschichte werden, traurig durch die namenlosen Leiden des edlen Kranken, traurig durch das lügnerische Treiben des englischen Arztes und seiner unsauberen journalistischen Spießgesellen, traurig durch die Frechheit der deutschfreisinnigen Partei, die sich begehrlich an den Kaiser herandrängte, als ob er selber zu ihr gehörte, und einmal doch einen Erfolg, den Sturz des Ministers v. Puttkamer, erreichte — während die monarchischen Parteien durch das Gefühl der Pietät wie durch die Voraussicht des nahen Endes genötigt wurden, ihre Stimme zu dämpfen. In solchen Tagen der Prüfung offenbaren sich alle Herzensgeheimnisse der Parteien. Wer es noch nicht wußte, der muß jetzt begreifen, welch ein Sykophantentum unter der Flagge des Freisinns sein Wesen treibt, und welch ein Gesinnungsterrorismus jeden freien Kopf mißhandeln würde, wenn diese Partei jemals ans Ruder gelangte, die zu unserem Glück im ganzen Reiche nichts weiter hinter sich hat als die Mehrheit der Berliner, einzelne in die Politik verschlagene Gelehrte, die Kaufmannschaft einiger unzufriedenen Handelsplätze und die allerdings ansehnliche Macht des internationalen Judentums. Doch hinweg mit diesen finsteren Bildern; die Geschichte ist über sie hinweggeschritten. Halten wir fest in ehrfurchtsvoller Erinnerung, was der schmerzensreichen Regierung Kaiser Friedrichs die sittliche Weihe gibt. Mit einem frommen Duldermute, dessen Größe wohl nur wenige Eingeweihte ganz ermessen, mit einer Heldenkraft, die allen Glanz seiner Schlachtensiege überstrahlt, hat er die Qualen seiner Krankheit ertragen, der Sprache beraubt, im Angesichte des Todes immer

und immer die alte Pflichttreue der Hohenzollern, seine warme Begeisterung für alle ewigen Güter der Menschheit bewährt. Würdig der Väter ist er zum ewigen Frieden eingegangen, und solange deutsche Herzen schlagen, werden sie des königlichen Dulders gedenken, der uns einst als der glücklichste und frohmutigste der Deutschen erschien und nun in so tiefem Leide enden mußte.

In jenen frohen Tagen, da das Bild „der vier Könige" an allen deutschen Schaufenstern hing, sagte sich mancher in banger Ahnung, das sei allzuviel des Glücks. Nun hat die ausgleichende Gerechtigkeit der Vorsehung auf die Fülle der Freuden ein Übermaß der Trauer folgen lassen, das fast zu hart scheint für ein monarchisches Volk. Von den vier Königen sind zwei nicht mehr. Aber das Leben gehört den Lebendigen. Mit hoffendem Vertrauen wendet die Nation ihre Augen auf ihren jungen kaiserlichen Herrn. Alles, was er bisher zu seinem Volke sprach, atmet Kraft und Mut, Frömmigkeit und Gerechtigkeit. Wir wissen jetzt, daß der gute Geist der wilhelminischen Zeiten dem Reiche unverloren bleibt, und schon in diesen ersten Trauertagen erlebten wir eine große Stunde deutscher Geschichte. In deutscher Treue scharte sich unser gesamter Fürstenstand um seinen Kaiser und erschien mit ihm vor den Vertretern der Nation. Die Welt erfuhr, daß der deutsche Kaiser nicht stirbt, wer immer seine Krone tragen mag. Welch ein Wandel der Dinge seit den Zeiten, da die Höfe an jedem Neujahrstage ängstlich auf die Aussprüche des geheimnisvollen Cäsars an der Seine lauschten! Heute gedenkt die deutsche Thronrede mit keinem Worte mehr dieser Westmächte, die sich einst anmaßten, die Gesittung der Welt allein zu vertreten, denn mit unbelehrbaren Feinden läßt sich ebensowenig rechten wie mit zudringlichen zweifelhaften Freunden. Mag Europa sich in Frieden an die Verschiebung der alten Machtverhältnisse gewöhnen, oder mag das deutsche Schwert nochmals aus der Scheide fahren zur Sicherung des Gewonnenen: für beide Fälle hoffen wir gerüstet zu sein. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird dies große Jahrhundert, das als ein französisches zu beginnen schien, als deutsches Jahrhundert enden: durch Deutschlands Gedanken und Deutschlands Taten wird die Frage gelöst, wie sich eine starke überlieferte Staatsgewalt mit den berechtigten Ansprüchen der neuen Gesellschaft vertragen könne. Einmal doch muß die Zeit kommen, da die Völker fühlen, daß die Schlachten Kaiser Wilhelms nicht bloß den Deutschen ein Vaterland geschaffen, sondern auch der Staatengesellschaft eine gerechtere, vernünftigere Ordnung gegeben haben. Dann wird sich erfüllen, was einst Emanuel Geibel dem greisen Sieger zurief:

Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen!

Beim Tode Kaiser Friedrichs[1]

Ansprache, geh. in Berlin am 19. Juni 1888

Mehr als eine ganz kurze Ansprache werden Sie heute, da wir tief erschütterten Herzens zum zweiten Male an einer Kaisergruft stehen, nicht von mir erwarten. Scheint es doch, als ob mit der Wiederaufrichtung unserer alten kaiserlichen Größe auch jene gigantischen Schicksalswechsel, an denen die Geschichte der deutschen Kaiser so reich ist, wieder sich erneuern sollten. Wir haben nacheinander eine beispiellos glückliche und eine beispiellos unglückliche Regierung gesehen. In Kaiser Wilhelms Leben haben wir gesehen das Leben eines Mannes, der, unscheinbar beginnend, kaum geachtet, noch in den Jahren seiner volleren Mannesreife auf den Thron gelangt und nun unaufhaltsam aufstieg von Erfolg zu Erfolg, bis er endlich in welthistorischer Größe dastand und in Verklärung endigte.

Es kam der erschütternde Tag, da ein Kaiser starb und ein sterbender Kaiser kam, um das Erbe anzutreten. Welch tragischer Gegensatz zwischen dem großen Vater und dem edlen Sohne!

Kaiser Friedrichs Leben begann unter den denkbar schönsten und glücklichsten Vorzeichen. Ganz Preußen jubelte, als der Thronerbe geboren wurde, an jenem verheißungsvollen Tage der Leipziger Schlacht. Für den Thron erzogen und nach menschlichem Ermessen für ihn geschaffen und geeignet wie kein anderer, schien er einer großen und ruhmvollen Regierung sicher. Ihm ist es beschieden gewesen, die deutschen Heere zum Siege mitzuführen und vor allem Süd und Nord durch den Zauber seiner edlen Persönlichkeit und durch das Bild seiner männlichen Kraft zu verbinden. Und so sahen wir einer schönen Zukunft entgegen. Es ist anders gekommen!

Das Wesen der Monarchie, ihre Größe gegenüber der Republik liegt doch darin, daß sie menschlicherweise auf eine sehr lange Zukunft rechnen kann; wo aber dieser sichere Blick in die Zukunft fehlt, da ist ihr innerstes Wesen gelähmt. Und so ist es diesem edlen Herrscher nur vergönnt ge-

[1] Die Rede ist abgedruckt in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, Morgenausgabe vom 20. Juni 1888. — Mit der Ansprache begann Treitschke sein Kolleg „Geschichte des Zeitalters der Reformation".

wesen, in der Gewißheit des nahen Todes die Zügel der Herrschaft zu ergreifen. Und doch ist seine kurze Regierung nicht umsonst für uns gewesen. Wenn wir ihn früher bewundert haben als den tapferen Helden in der Schlacht, so haben wir an seinem Sterbebette lernen können, was es heißt, mit Gottvertrauen und sittlichem Mute einem finsteren Schicksal entgegenzugehen und mitten im Leiden die auferlegte Pflicht zu erfüllen.

So sind wir denn zum zweiten Male in tiefe Trauer versenkt. Aber nunmehr können wir menschlicherweise hoffen, daß nach so wunderbarem Glück und nach so unerhörtem Unglück die ruhige Ordnung der Dinge sich wiederherstellen wird. Wer von Ihnen, die Sie doch auch noch jung sind, hat ohne tiefe Ergriffenheit die erhebenden Worte lesen können, die unser junger kaiserlicher Herr an sein Volk gerichtet hat! Es sind Worte, die in jedem Preußenherz ihren Widerhall finden. Das ist die alte preußische Sprache des Staates, dessen dreifache Losung einst Boyen mit den Worten bezeichnete: „Recht, Licht und Schwert!" Dieses sind die Zierden unseres Staates, und unser junger Kaiser hat es uns gesagt, daß er alle diese Güter schützen wolle. An uns ist es nun, ihm zur Erreichung dieser Ziele mit allen Kräften zu helfen.

Möge diese neue Regierung eine gesegnete sein und glorreich und, um es mit einem Worte zusammenzufassen, möge sie würdig sein des großen und unvergleichlichen Namens ‚Wilhelm'.

Zur Vorfeier des siebzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck[1]

Rede, geh. in Berlin am 27. Februar 1885

Wenn es das schöne Vorrecht der Jugend ist, mit hellen Augen, mit neidloser Bewunderung zu den Höhen der Menschheit emporzublicken, so hoffe ich, daß ich mir durch den langen Verkehr mit der Jugend noch etwas von dieser einfachen Empfindung bewahrt habe, ja ich glaube, wir Älteren fühlen viele der Erinnerungen, die uns heute bei der Vorfeier des Geburtstages unseres Kanzlers bewegen, tiefer im Herzen als die Jüngeren unter uns, welche die Zeit deutscher Schmach nicht miterlebt haben. Die Jüngeren unter Ihnen wissen gar nicht, wie es uns zumute war damals in jenen finsteren Zeiten, da Schleswig-Holstein geknebelt dem fremden Herrscher wieder übergeben wurde.

Die Ahnung einer großen Zukunft war in unseren jungen Herzen wohl lebendig, aber uns war doch dabei zumute, als läge ein Bann über unserem Vaterland, als wollte der Degen Friedrichs des Großen niemals wieder aus der Scheide fahren; und wenn wir einen der alten Leute von 1813 vor Augen sahen, da meinten wir, jene Leute müßten einem übermenschlichen Geschlecht entstammt sein und unsere neue Zeit werde solche Taten niemals wiedersehen.

Da kam der große Tag des Schicksals, die Thronbesteigung unseres Kaisers, und da fand er den Mann, der endlich durch eine rettende Tat die stauende Masse des deutschen Volkes in Fluß brachte. In wunderbar rascher Folge schloß sich Ereignis an Ereignis, bis endlich in jenem Schlosse von Versailles, von dem so viel Schmach und Unheil über unser Volk ausgegangen, das neue Deutsche Reich entstand.

Sie wissen es gar nicht, meine jüngeren Kommilitonen, wie gut Sie es haben: Ihnen kommt es vor, als verstände es sich von selbst, daß man ein Vaterland habe, dessen Namen einen guten Klang hat, weithin über alle Nationen. Wir empfanden es anders: Wir glaubten für immer das Aschenbrödel zu sein unter den Völkern, und die wenigen, die noch hofften,

[1] Die Rede findet sich abgedruckt in der ersten Beilage zur „Post" vom 1. März 1885. Sie wurde auf dem studentischen Kommers im Wintergarten des Zentralhotels zu Berlin gehalten. Die Wiedergabe ist unverläßlich.

das alte waffenstarke Preußen einmal wieder lebendig zu sehen, wie klein war ihre Zahl! Wie ist das alles anders geworden, und nächst unserem Kaiser, nächst Moltke und unserem Heer verdanken wir das alles dem großen Staatsmann, den Gott uns beschieden! In fünf Jahren sind hundert Jahre vergangen seit dem Tage des Sturmes auf die Bastille, dann wird noch einmal in Paris der große Phrasenschwall erschallen, noch einmal das alte Lied von der phrygischen Mütze ertönen; und wenn der Phrasenschwall vorüber und das Lied verklungen, dann wird das gesittete Europa einen großen Strich durch die Rechnung machen und wird sagen, daß jetzt die Zeit komme der deutschen politischen Ideale, daß das neue Jahrhundert, das ja jetzt schon langsam am Horizonte aufglüht, andere, männlichere Ideale haben müsse als jenes, das zugrunde geht.

Es ist wahrlich nicht das letzte Verdienst des Reichskanzlers, daß er der Welt gezeigt, daß die Freiheit nie besser gedeihen kann als unter einer starken Krone, daß keine Tyrannei fluchwürdiger ist als die Tyrannei der Partei — und wie ein starker König von Gottes Gnaden darum gerechter sein kann und freier nach oben und nach unten als je eine herrschende Partei. Und es ist nicht minder das Verdienst unserer neuen deutschen Politik, daß die in Atheismus und Materialismus versunkene Welt anfängt, sich wieder zu bekehren zum christlichen Glauben.

Das neue Jahrhundert wird monarchisch sein und christlich, es wird ein königstreues, frommes, geordnetes Volk den Ton angeben in Europa, und daß das sein wird, das danken wir dem gewaltigen Manne, in dem der gute Geist der alten preußischen Königstreue und Tapferkeit sich verkörpert.

Der Redner erinnerte sodann an Bismarcks Sozialpolitik, die dem geringen Mann in die schwieligen Hände blickt und ihm die Erkenntnis nahelegen will, daß er auf der Welt keinen besseren Freund hat als seinen König, und kam dann auf die Kolonialpolitik des Kanzlers zu sprechen.

Wer hätte sich träumen lassen noch vor zwanzig Jahren, daß unser Banner heute schon in drei Weltteilen weht. Ja, wir wollen mit dabei sein, wir wollen dafür einstehen, daß Deutschland seinen gerechten Anteil nehme an der Beherrschung der heidnischen Welt durch das europäische Christentum, damit endlich auch auf dem Meere erreicht wird, was auf dem Lande sich schon vollzogen, ein wirkliches Gleichgewicht der Mächte, damit die an die Barbarei früherer Jahrhunderte erinnernde Weltherrschaft einer Macht auf dem Meere gebrochen wird. (Hier scheint ein Satz zu fehlen.)

Es kommt mir nicht bei, hier eine Laudatio Bismarcks zu halten, aber das muß man zugestehen, Jahrhunderte können vergehen, ehe die Natur wieder einmal eine solche Mischung von genialer Kraft und weiser Mäßigung schafft. Er zeigt uns, was es heißen will, ganz dem Vaterland, ganz der Pflicht zu leben. Kein Gedanke beseelte sein Leben, der nicht gewidmet

war, wie er selbst sagt, dem teutonischen Teufel, der ihn besessen hielt. Nicht einen Augenblick ist er hinausgegangen über die Vorstellung „Ich bin der erste Diener meines Kaisers", und in der Beziehung ist er ein leuchtendes Vorbild auch für die Jüngeren unter Ihnen.

Und was für ein deutscher Mann ist er! Demütig vor Gott, frohherzig vor den Menschen, verachtet er das lärmende Toben eines Haufens, der mißleitet wird von Männern, die von längst überwundenen Idealen sich nicht trennen können.

Auch das können Sie von ihm lernen, zugleich ein vornehmer und ein geringer Mann zu sein; stolz, wenn es sein muß, aber auch menschlich teilnehmend, warmherzig für die Leiden der Geringen. Und endlich ist Ihnen Bismarck auch das Vorbild eines deutschen Patrioten. Der deutsche Patriotismus ist nun einmal anders geartet wie der anderer Völker. (Hier scheinen mehrere Sätze zu fehlen.)

Lassen Sie mich hoffen, daß, wenn Sie älter werden und in das Leben eintreten, Sie empfinden werden, welch eine große Erbschaft des Ruhmes und zugleich schwerer Pflichten auf Ihren Schultern liegt. Sie können die gewaltigen Aufgaben unseres Vaterlandes nur weiterführen, wenn Sie sich frei halten von der kleinlichen Tadelsucht des heutigen Tages, wenn Sie das Große groß nehmen, wie es ist, und sich nicht schämen, sich vor dem wirklich Gewaltigen zu beugen, dann werden die großen Gedanken unseres Kaisers, seines Kanzlers und seiner Feldherren, die ihren Schein in Ihre Jugend geworfen haben, auch im späteren Leben Sie begleiten. Und ich glaube, wir können mit guter Hoffnung in die Zukunft sehen; das junge Geschlecht fängt wieder an, die positiven Tugenden des alten Deutschtums hochzuhalten.

Unter begeisterter Zustimmung forderte der Redner nunmehr die Festversammlung auf, dem Fürsten Bismarck einen kräftigen Salamander zu widmen. Als Treitschke die Trübine verließ, brach von neuem der Beifall los, der minutenlang den Saal durchbrauste.

Moltke und das deutsche Heer[1]

Rede, geh. in Berlin am 23. Oktober 1890

Meinen jungen Zuhörern, die mir soeben ihr freundliches Geleit gegeben haben, will ich auf ihren Wunsch einige Worte sagen. Als Goethe in seine alten Tage kam, da hat ein geistreicher Spötter gesagt: „Selbst Cicero würde nicht die Unverschämtheit haben, diesem Manne eine Lobrede zu halten". Ähnlich ergeht es uns diesem Helden gegenüber, den es zu feiern gilt, der der Schrecken seiner Feinde ist und dabei so geistvoll und reich an wissenschaftlichen Gedanken wie wenig andere. Wer am Bosporus gestanden und sich die Klarheit und Feinheit von Moltkes Schilderungen vor Augen geführt, der weiß auch die Bedeutung Moltkes als Schriftsteller zu würdigen. Doch noch größer dünkt es mich, daß er, der ein so gewaltiges Schwert und eine ebenso gewaltige Feder führte, dabei doch der einfachste und schlichteste aller Menschen ist. Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie ich vor neunzehn Jahren als ganz junges Mitglied des Deutschen Reichstages ziemlich unbekannt und verloren in der großen Menge der Gäste bei einer der ersten Siegesfestlichkeiten stand, und wie er, der weltberühmte General, kam und mir, dem kaum noch in der Öffentlichkeit Bekannten, leise auf die Schulter klopfte, um mit mir anzustoßen.

Wie könnte ich ein Ende seines Ruhmes finden. Ich denke, in seinem Sinne zu handeln, wenn ich hier der großen Körperschaft gedenke, der zum Siegen und zum Ruhme zu verhelfen der Inhalt seines Lebens gewesen ist. Das ist das Herrliche am kriegerischen Beruf, daß der Einzelne sich nur fühlen kann als Glied eines Ganzen, und daß nur der Soldat fähig ist, in vollem Sinne bescheiden zu sein. Wir Gelehrten und Künstler führen ein einsames Dasein und geraten leicht in Gefahr, uns für den Mittelpunkt der Welt zu halten. Der Soldat lebt nur dem großen Ganzen und kann nicht anders, als sich als Glied eines mächtigen Gemeinwesens betrachten, dem er dienen soll bis an den Tod. Das ist seit Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und Clausewitz ein Charakterzug des deutschen Soldaten gewesen, bei keinem aber auffälliger als bei unserem Moltke, der mit der Fülle des Verdienstes diese Schlichtheit des Auftretens verbindet; und das ist auch eine Ursache, daß die Armee der akademischen Jugend so unendlich näher getreten ist als in den Tagen, da ich jung war. Wenn man

[1] Dieser Trinkspruch wurde ausgebracht bei dem Kommers des Vereins Deutscher Studenten zur Vorfeier des neunzigjährigen Geburtstags Moltkes.

heute bei akademischen Kommersen ganze Reihen militärischer Gäste sieht, so denke ich daran, wie sich doch die Welt geändert hat seit den Tagen, da ich in Bonn studierte. In der langen Friedenszeit schien das deutsche Schwert verrostet zu sein, und das Volk war mit Mißtrauen erfüllt, ob das deutsche Heer des großen Aufwandes wert sei, der darauf verwendet wurde. Es waren Tage des Zweifels und der Furcht, die eines tapferen Volkes nicht würdig waren.

Wie ist das alles anders geworden! Durch große und glorreiche Siege ist ein ehrlicher und gerechter Frieden erfochten. Wir wissen nun, daß das deutsche Volk nicht nur ein Volk der Denker und Dichter ist, sondern daß es auch das Schwert führen kann. Wo immer nur die Schwerter aufeinanderschlugen, da waren auch die Deutschen dabei; doch seit den alten Heldentagen germanischen Kampfes hat die Deutschen nicht die Ruhmsucht und gemeine Kampfeslust in den Krieg geführt, sondern das edlere Gefühl der Mannestreue. Dem Deutschen ist der Krieg nicht ein Handwerk der Grausamkeit, sondern ihm offenbart sich im Kriege zugleich die Liebe, die den Armen mit dem Reichen teilen läßt die letzte Rinde Brot. Diese Liebe hat auch Graf Moltke bewiesen, als er Hunderte opferte, um Tausende zu schützen, als er Tausende opferte, um Millionen zu schützen vor dem, was schlimmer ist als der Tod: vor der Schande der nationalen Entehrung. Aus solch einem Kriege wird ein Gewinn und Segen gewirkt, der noch in Jahrtausenden lebt. Das habe ich in jenen Tagen empfunden, als die Tausende in den Tod gingen für das Vaterland.

Nun, Kommilitonen, erinnere ich Sie daran, welches Glück es ist, daß wir uns mit der Armee, mit unseren militärischen Gästen, einig wissen können. Die Liebe und Treue, die den Soldaten treibt, seiner glorreichen Fahne zu folgen, soll auch den Gelehrten beseelen, dem alles irdische Gut gleichgültig sein soll, wenn es die Frucht der Wissenschaft, die Wahrheit, gilt. In derselben Zeit, als die Wiedergeburt der alten Volkswehrkraft erfolgte, wurde von unserem hohenzollernschen Fürsten die Berliner Hochschule begründet, um die idealen Güter des Lebens zu pflegen. In Armee und Universität zeigen sich die gesunden Kräfte unseres Volkes, Armee und Universität finden wir heute nebeneinander in dem lebendigen Gefühl, daß beide zusammenwirken müssen gegen alles, was krank sein mag im deutschen Volksleben, gegen alle Zuchtlosigkeit, gegen alle Niederträchtigkeit, gegen allen Materialismus; daß sie miteinander hochzuhalten haben den Gedanken der Pflicht und der Vaterlandsliebe. Ich bitte den Präses, einen kräftigen Salamander reiben zu lassen auf die deutsche Armee, der so viele Akademiker angehört haben und angehören werden, auf das deutsche Heer, das, wenn das Schicksal es will, auch wieder das gleiche leisten wird, was es einst mit dem Feldmarschall Moltke geleistet hat.

An Gustav Freytag[1]

13. Juli 1886

Sie haben dafür gesorgt, mein verehrter Freund, daß Ihr siebzigster Geburtstag ungestört bleibt von allen den lauten Huldigungen, in denen unsere festlustige Zeit sich so gern ergeht.

Den alten Freunden aber kann Ihre Bescheidenheit den Eintritt in das stille Dichterhaus nicht wehren, und zu ihnen darf sich wohl auch dies Buch gesellen, das Ihnen heute in neuer Gestalt entgegentritt.

Sie werden wenig daran verändert finden. Ein Buch ist ein lebendiges Wesen; ihre jugendliche Haltung, ihren oft leidenschaftlichen Ton wollte und konnte ich diesen Bänden nicht nehmen.

Ich habe mich begnügt, in die historischen Abhandlungen einzelne tatsächliche Berichtigungen einzuschalten. Die politischen Aufsätze erscheinen ganz so wieder, wie sie einst in Tagen gärender Ungeduld entstanden. Aber manches, was ich nach zwei Jahrzehnten unvergleichlicher Erfahrungen als veraltet oder verfehlt erkenne, ist in zwei neuen Abhandlungen am Schluß der beiden letzten Bände nochmals kurz erörtert.

Fröhliche Dichtungsgestalten, alle mit deutschen Augen, umdrängen Sie heute, wenn Sie mit den Amseln Ihres Gartens Zwiesprach halten und der reichen Arbeit Ihres Lebens still gedenken. Im Boden des Vaterlandes wurzelt jedes Ihrer Werke; so treu und liebevoll hat keiner der lebenden Dichter die in allem Wandel der Zeiten unverwüstliche Kraft des deutschen Gemütes geschildert. Nehmen Sie aus Freundesmund den Dank eines jüngeren Geschlechts, das wieder gelernt hat, an sich und sein Volk zu glauben.

Heinrich von Treitschke.

[1] Diese Widmung befindet sich vor der zweiten Auflage der Historischen und politischen Aufsätze.

Adresse an Gustav Freytag

zum 30. Juni 1888

Hochgeehrter Herr!

Sie haben den lauten Huldigungen Ihrer begeisterten Leser sich immer bescheiden entzogen. Darum begnügt sich auch unsere Fakultät an dem Tage, da ihr die Freude wird, Ihnen das vor fünfzig Jahren erteilte Doktordiplom zu erneuern, mit einem kurzen warmen Gruße.

Er gilt dem Dichter, der einst in den Tagen verwilderten Geschmacks den Wohllaut und die Formenreinheit unserer klassischen Dichtung zu erneuern, in Zeiten der Tendenz und der Parteisucht wieder Menschen von Fleisch und Blut aus der Fülle deutschen Lebens heraus zu schaffen wagte und seitdem den Deutschen das Vorbild eines denkenden Künstlers geblieben ist. Er gilt dem Historiker, der, schwere Forschung hinter lieblicher Hülle verbergend, sinnig wie kein zweiter den Werdegang des deutschen Gemüts durch die Jahrhunderte verfolgt hat. Er gilt dem Publizisten, der vielverkannt unter den Fahnen des schwarzen Adlers tapfer gefochten hat, bis Preußens Geschicke sich erfüllten.

Was Ihnen auf allen diesen Gebieten Ihres Schaffens an edlen Früchten herangereift ist, gehört der Nation.

Uns aber gestatten Sie noch ein Wort persönlichen Dankes. Sie haben uns unseren Beruf verklärt durch den anheimelnden Zauber Ihrer goldenen Laune. Sie wissen, wieviel Mühsal und Versuchung, wieviel Ruhm und Forscherglück um die einsame Lampe des Gelehrten webt; und wenn die Deutschen kommender Geschlechter aus Ihren Dichtungen dereinst lernen werden, wie den Söhnen des neunzehnten Jahrhunderts zumute gewesen, so werden sie auch verstehen, warum es in unseren Tagen ein Stolz und eine Freude war, ein deutscher Professor zu sein.

Mögen Sie noch lange Jahre, uns zur Ehre, den deutschen Doktorhut tragen, der Ihnen so viel verdankt[1]!

[1] Hier folgt die Unterschrift: Berlin, 30. Juni 1888. Die philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität. Freytags Antwort s. bei Dove: Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel, S. 195 f.

Zum 27. August 1876

Briefe von B. G. Niebuhr und G. A. Reimer

Der 27. August ist der hundertjährige Geburtstag zweier Freunde, deren Namen man nur zu nennen braucht, um eine reiche Epoche unserer neuen Geschichte leibhaftig vor Augen zu sehen: Barthold Niebuhrs und des alten Reimer. Zur Feier des Tages hat der gelehrte Herausgeber des Thukydides, Johannes Classen, der Lehrer von Niebuhrs Kindern, soeben ein warm empfundenes und verständnisvoll gezeichnetes Lebensbild seines väterlichen Freundes erscheinen lassen[1]. Möge die kleine Schrift unsere rasch lebenden Tage daran erinnern, wie mächtig das Schaffen des Begründers unserer kritischen Geschichtschreibung noch heute fortwirkt auf dem ganzen weiten Gebiete der historischen und politischen Wissenschaften. Die Römische Geschichte zählt zu den klassischen Werken, welche niemals überwunden werden, auch wenn sie in jedem einzelnen Satze widerlegt sind; sie bleibt unvergänglich durch die geniale Selbständigkeit ihrer Forschung, die überall bis zu den letzten Quellen der Überlieferung vordringt, wie durch die Macht der historischen Phantasie, die das Ferne und Fremde aus dem Nahen und Vertrauten zu erklären weiß, und nicht minder durch die Ursprünglichkeit ihres Stiles, der in jeder Wendung die tiefe Bewegung einer großen Seele ergreifend widerspiegelt. An dem Politiker Niebuhr hat der stumpfe Witz der Radikalen lange seinen Mut gekühlt, weil das zartbesaitete Gemüt des reizbaren Mannes ein Grauen empfand vor den bildungsfeindlichen Mächten der Revolution; und doch war es dieser hochkonservative Mann, der den Deutschen zuerst gesagt hat, was politische Freiheit ist. Auf seinen Schultern ruht jene lebensvolle Staatsansicht, die in der Selbstverwaltung den Eckstein der Freiheit sucht. Früher als irgendeiner unserer politischen Denker hat er uns gezeigt, wie nichtig aller Glanz der Bildung und der Wohlfahrt sei ohne die Einheit der Nation. Wie manchen auch der Leidenschaftliche kränkte durch ungerechten Tadel, man muß es doch lieben, dies reiche, übervolle Herz, das selbst so viel geliebt, so unzähligen edlen Männern, von dem Jugendfreunde

[1] Barthold Georg Niebuhr. Eine Gedächtnisschrift von Johannes Classen. Gotha, Perthes.

Moltke bis zu den Freunden des Alters, Dahlmann und de Serre, das Leben verschönt und die besten Kräfte des Geistes geweckt hat.

Wie kärglich ehren wir Deutschen doch unsere großen Toten! Als ich einst von der Schule zur Universität abging, gab mir mein lieber Lehrer, der allen seinen Schülern unvergeßliche Rektor Klee, die „Lebensnachrichten" von Niebuhr und sagte, daraus würde ich besser als aus langen Ermahnungen lernen, wie der Gelehrte sein Leben einzurichten habe. Der Alte hatte recht. Ich kenne nur wenige Bücher, die einen jungen Mann so mächtig im Gewissen packen, ihn emporheben aus der Welt der Gemeinheit in die reine Luft wissenschaftlicher Arbeit und patriotischer Selbstverleugnung. Und diese köstliche Schrift, eine der schönsten Briefsammlungen aller Zeiten, ist bei uns kaum über einen engen Gelehrtenkreis hinausgedrungen, hat in achtundzwanzig Jahren nicht einmal eine zweite Auflage erlebt! Die erregten Parteien der dreißiger Jahre wußten mit Niebuhrs Tiefsinn nichts anzufangen. Bei den Liberalen galt die „historische Schule" als der Herd aller Reaktion, und den Dunkelmännern blieb der freie Forschermut des frommen Historikers immer unheimlich; Niebuhrs Briefe konnten nicht, wie etwa die Biographie von Friedrich Perthes, als ein weltliches Erbauungsbuch Eingang finden bei den Stillen im Lande. Wie beschämend erscheint neben dem Kaltsinne, den unser Volk den Lebensnachrichten Niebuhrs erwies, die lebendige Teilnahme des heutigen Englands an den Briefen Macaulays! Jeder gebildete Brite liest dies Buch, und unsere journalistische Kritik beeilt sich, den guten Deutschen zu versichern, die Literaturgattung Life and Letters sei den Engländern vor allen anderen Völkern eigentümlich. Hoffentlich wird man mich nicht des Chauvinismus zeihen, wenn ich die Behauptung wage, daß the life and letters of Barthold Niebuhr mindestens zehnmal reicher sind an Gedankengehalt und Fülle der Empfindung als das Buch Trevelyans über Macaulay. Die Lebensgeschichte des deutschen Historikers erzählt freilich nicht — was dem modernen general reader als der eigentliche Inhalt des Menschenlebens erscheint — wie viele tausend Pfund der Held jährlich „gemacht" hat; auch Niebuhr hatte seinen Anteil an der ehrenvollen Armut seiner heldenhaften Zeit. Dafür zeigt sie uns einen Mann, der die ganze Bildung seines Zeitalters beherrscht, jeder Bewegung des politischen, des wissenschaftlichen und des künstlerischen Lebens im Weltteil mit einem allseitigen Verständnis folgt, wozu die nationale Beschränktheit der Engländer sich niemals aufschwingen wird. Und dafür führt sie uns auf die Höhen des historischen Lebens; die politische Arbeit, daran Niebuhr teilnahm, das Wirken der Stein und Schleiermacher, der Humboldt und Gneisenau ist für die Geschichte der Menschheit doch wohl etwas fruchtbarer gewesen als die Parteihändel des englischen Parlaments zu Macaulays Lebzeiten. Die glänzenden Erfolge der jüngsten Jahre haben da und dort unter uns Deutschen einen vorlaut polternden Hochmut hervorge-

rufen; jener gesunde Nationalstolz, der das Heimische von Grund aus zu kennen strebt und getreulich ehrt, ist unter uns leider noch selten. Es fehlt noch viel daran, daß auch nur die besten und größten Männer der neuen deutschen Geschichte unseren Gebildeten wahrhaft vertraut wären.

Niebuhr hat das odi profanum volgus oft sehr herb ausgesprochen. Gemeinverständlicher als das vornehme Wesen des Historikers ist die herzerfreuende Erscheinung seines Berliner Freundes und Verlegers. In dem alten Reimer verkörpert sich die frische Tatkraft des deutschen Bürgertums, das in jenen Tagen aus langer Erstarrung wieder zum hellen Leben erwachte. Ein Geschäftsmann im großen Stile, kühn im Wagen und klug im Rechnen, schafft er sich durch rastlosen Fleiß ein reiches Haus und einen großen Wirkungskreis. Immer ist er mit seinem ganzen Herzen bei seiner Arbeit; schwache Naturen wie Friedrich Gentz zittern vor seinem lauten Freimut, wer aber ein Mann ist wie Ernst Moritz Arndt, hält den Treuen in Ehren. Merkwürdig früh erwacht in ihm die patriotische Leidenschaft. Gleich nach der Schlacht von Jena berät er mit Schleiermacher, wie der gesunkene Staat wieder aufzurichten sei; im Sommer 1813 kämpft er mit der kurmärkischen Landwehr bei Großbeeren, eilt dann auf Urlaub heim, sein jüngstes Töchterlein über die Taufe zu halten, dann wieder hinaus zu seinem Bataillon. Und auch als die Niedertracht der Demagogenjagd sich an seinem Hause vergreift, bleibt er unbeirrt in seinem Gottvertrauen, voll guter Zuversicht zu seinem Volke und predigt dem krankhaft verstimmten Freunde Mut und Vertrauen. —

Was die Jahrbücher heute aus dem Briefwechsel der beiden Freunde mitzuteilen haben, ist leider nur eine ärmliche Nachlese zu den „Lebensnachrichten". Von Niebuhrs Briefen sind viele verloren, und manche der erhaltenen besprechen nur Familienangelegenheiten oder Geschäftssachen, die der Neugier der Nachlebenden besser vorenthalten bleiben, obwohl es immerhin einigen Reiz bietet, das menschlich schöne Verhältnis zwischen Schriftsteller und Verleger zu verfolgen. Wir begnügen uns, einige Stellen herauszuheben, die zur Charakteristik der beiden Freunde oder auch der Zeitstimmung einen Beitrag geben. Die Briefe sind alle noch ungedruckt, nur wenige Sätze daraus hat Förster in der Biographie von Cornelius benutzt. Auch der Aufruf aus den Anfängen des Befreiungskrieges (Nr. 2) scheint nur handschriftlich einem kleinen Kreise von Patrioten mitgeteilt worden zu sein; wenigstens ist es in der kurzen Frist, seit die Redaktion diese Papiere erhielt, nicht gelungen, das Aktenstück in den Berliner Zeitungen des Jahres 1813 aufzufinden[1].

[1] Nun folgen in der ersten Veröffentlichung (Preuß. Jahrb. Bd. 38) dreißig Briefe.

An Wilhelm Wehrenpfennig[1]

31. Oktober 1874

In diesem Bande ist alles zusammengestellt, was ich in den letzten zehn Jahren, solange ich mit einiger Regelmäßigkeit an der öffentlichen Debatte teilnehme, über die Politik des Tages geschrieben habe. Voran steht als Einleitung eine Rede aus etwas älteren Tagen[2]; sie spricht in unbestimmter Ahnung den leitenden Gedanken des Buches aus, welchen der Aufsatz „Bund und Reich" noch einmal aufnimmt.

Von vielen Seiten aufgefordert, diese Sammlung herauszugeben, habe ich mich nur schwer dazu entschlossen. Nicht, als fürchtete ich den Tadel über so manchen groben Irrtum. Wohl habe ich selbst bei der Durchsicht lebhaft empfunden, wie oft ich mich getäuscht und wie vieles heute schon längst als abgetan und selbstverständlich erscheint, was noch vor wenigen Jahren Zweifel und Streit erregte. Aber wer von großen Zeiten nicht zu lernen weiß, verdient nicht, sie zu erleben; nur selten falsch zu sehen und den erkannten Irrtum rasch zu berichtigen, ist das beste, was in der Politik wie im Kriege sich erstreben läßt. Unbefangene Leser werden trotz einzelner Widersprüche eine ruhig bewahrte Überzeugung in jedem dieser Aufsätze wiederfinden. Sie werden auch die dem politischen Schriftsteller unentbehrliche leidige Kunst des Wiederholens geduldig hinnehmen und den Zwang der Verhältnisse billig berücksichtigen, welcher den Publizisten kaum minder beengt als den handelnden Staatsmann und ihn oftmals nötigt, die Stimme zu erheben, wo er schweigen, sie zu dämpfen, wo er laut zürnen wollte.

Peinlich ist mir nur der Gedanke, daß vielleicht mehrere treffliche Männer, selbst einige meiner nahen Freunde, durch den Wiederabdruck dieser Blätter sich gekränkt fühlen können. Wer die Sache schlagen will, muß zuweilen auch die Männer treffen, und es kann nicht fehlen, daß dabei einzelne scharfe und ungerechte Worte mit unterlaufen. Hinterher zu streichen, ging nicht an. Sollte das Buch seinen Zweck erfüllen, so mußten die Schriften völlig unverändert wieder erscheinen, wie sie im Drange der

[1] Vorrede zu „Zehn Jahre deutscher Kämpfe".
[2] Die Rede zur Völkerschlacht.

Stunden hingeworfen wurden; selbst tatsächliche Irrtümer sind nur an wenigen Stellen durch Anmerkungen berichtigt. Ich wage gleichwohl auf ein nachsichtiges Urteil zu hoffen; denn persönliche Gehässigkeit habe ich dem politischen Kampfe immer ferngehalten, und wo ich fehlte, da ist mir meine Schuld von der deutschen Presse längst redlich heimgezahlt worden.

Diese Sammlung will einen Beitrag geben zur Geschichte unserer jüngsten Vergangenheit von der Befreiung Schleswig-Holsteins bis herab zu der sozialen Gärung und den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart und zu den großen Aufgaben, die noch ungelöst vor dem Deutschen Reiche liegen. Vielleicht mag sie da und dort einem Zweifelnden und Schwankenden herzhaftes Zutrauen erwecken zu der neuen Ordnung der deutschen Dinge.

Ihnen aber, lieber Freund, soll das Buch bewegte Jahre gemeinsamer Arbeit in das Gedächtnis zurückrufen. Als Herausgeber der Preußischen Jahrbücher haben Sie die meisten dieser Schriften einst entstehen sehen; Sie wissen, wie viel Leid und Lust an manchem Blatte haftet. Sie werden viele Stellen wiederfinden, wo wir selbander sorgsam jedes Wort erwogen, viele andere, wo Sie mit der Weisheit des erfahrenen Greises, doch selten mit Erfolg, versuchten, mir Wasser in den Wein zu schütten. Es war ein guter Kampf, und ich denke, wir werden noch oft als treue Kameraden Schulter an Schulter stehen.

Inhalt des ersten Bandes

	Seite
Heinrich von Kleist	9
Lessing	43
Ludwig Uhland	59
Friedrich Hebbel	90
Otto Ludwig	112
Gottfried Keller	132
Milton	149
Lord Byron und der Radikalismus	196
Luther und die deutsche Nation	233
Fichte und die nationale Idee	250
Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit	275
Königin Luise	287
Stein	299
Samuel Pufendorf	315
Hans von Gagern	400
Karl August von Wangenheim	447
F. C. Dahlmann	509
Karl Mathy	583
Aus den Papieren des Staatsministers v. Motz	597
Max Duncker	616
A. L. v. Rochau	635
Hans von Mangoldt	642
Erinnerung an Alphons Oppenheim	645
Zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung S. M. des Kaisers und Königs Wilhelm I.	647

Seite

Zwei Kaiser 657
Beim Tode Kaiser Friedrichs 666
Zur Vorfeier des siebzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck . . 668
Moltke und das deutsche Heer 671
An Gustav Freytag 673
Adresse an Gustav Freytag 674
Zum 27. August 1876 675
An Wilhelm Wehrenpfennig 678



Druck von Fischer & Kürsten in Leipzig



BIBLIOTEKA NAUKOWA
WAP